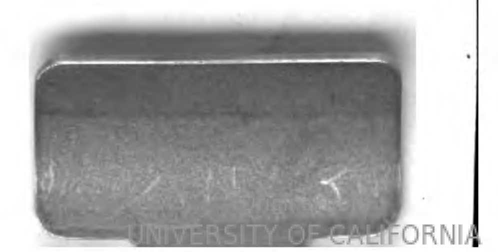

UC-NRLF
B 3 032 990





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1900

Zweiter Band.





Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland

herausgegeben

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

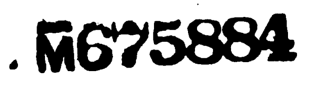
Hundertsechsundzwanzigster Band.



München 1900.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichnis.

















I.

Die englische Staatskirche.

1. Die Einführung des Protestantismus in England wurde von Heinrich VIII. vorbereitet und angebahnt, von Thomas Cromwell, Latimer und einigen anderen unter dem Herzog von Somerset und Eduard VI., von William Cecil unter Elisabeth vollzogen und vollendet; die Masse des Volkes war dabei nur passiv betheiligt.[1])

2. Cranmer und Ridley waren die thätigsten Verfasser des Glaubensbekenntnisses, der 42 Artikel, die unter königlicher Autorität bekannt gemacht wurden und von allen Predigern und Schullehrern unterschrieben werden mußten, da sie, wie erklärt wurde, allenthalben mit dem Worte Gottes übereinstimmten (1552). Nach zehn Jahren wurden die Artikel einer Revision unterzogen und auf 39 reducirt (1562):

„Wir durch Gottes Verordnung und nach Unserm gerechten Titel Vertheidiger des Glaubens und höchster

1) Vgl. G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte 12 (1876), 175. — The great statesman of the Reformation, William Cecil, made very short work of the ecclesiastics when in the first years of Elizabeth, and in spite of their resistance, he established the Reformed Church of England and the English Prayer-Book on the basis of the supremacy of the Crown and the Acts of Uniformity. Harcourt, The Crisis in the Church. 2. ed. 1899. p. 123. Vgl. Der Katholik. 1899. 2, 293.



Regierer (governour) der Kirche innerhalb dieser unserer Reiche — wurde sodann von Elisabeth verfügt — halten dafür, es sei Unserm königlichen Amte und Unserm eigenen religiösen Eifer höchst angemessen, die Unserer Fürsorge anvertraute Kirche in Einheit der wahren Religion und im Bande des Friedens zu erhalten und zu bewahren und unnöthige Disputationen, Streitigkeiten oder Fragen, die den Parteigeist in Kirche und Staat nähren könnten, nicht zu dulden. Wir haben es daher . . für gut befunden, folgende Erklärung zu machen: Daß die Artikel der Kirche von England die wahre Lehre der Kirche von England enthalten in Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes. Wir genehmigen und bestätigen sie hiemit und verlangen, daß alle unsere lieben Unterthanen in dem gleichförmigen Bekenntnisse derselben verbleiben, und verbieten die mindeste Abweichung von den erwähnten Artikeln . . Und daß niemand weder predigen noch etwas drucken lassen soll, um einem Artikel eine andere Deutung zu geben, sondern jeder sich ihnen in ihrem einfachen und vollen Sinn unterwerfen und nicht seine eigene Meinung oder Auslegung einem Artikel unterschieben, sondern sie im buchstäblichen und grammatischen Sinne nehmen soll. Daß wenn irgend ein öffentlicher Vorleser an einer von Unseren Universitäten, irgend ein Vorsteher oder Lehrer eines Collegiums oder eine andere Person an einer dieser Anstalten einem Artikel einen neuen Sinn geben oder öffentlich darüber lesen oder bestimmen, oder eine öffentliche Disputation halten, oder Erlaubniß zu einer solchen, sei es auf den Universitäten oder Collegien, geben sollte, oder wenn ein Theolog auf den Universitäten anders predigt und etwas drucken läßt, als was schon in der Convocation mit Unserer königlichen Bestimmung festgesetzt worden ist, jener oder jene Uebertreter sich Unser Mißfallen sowie die Kirchencensur in Unserer Kirchencommission zuziehen werden, gleich andern Verbrechern, und daß Wir auch darauf sehen werden, daß das Urtheil gehörig an ihnen vollzogen werde."



Die Artikel wurden auf der Convocation, die im Jahre 1571 gehalten wurde, durch die eigenhändigen Unterschriften der Erzbischöfe und Bischöfe des Oberhauses, sowie durch die der gesammten Geistlichkeit des Unterhauses abermals bekräftigt und von der Königin aufs neue gutgeheißen.

Mit Kerker und Beil suchte Elisabeth, wie Weber sich ausdrückt, die strikteste Beobachtung des anglikanischen Lehrbegriffs zu erzwingen und ihr Volk in die Zwangsjacke des Anglikanismus zu pressen.[1]) Die Puritaner, welche meinten, nach dem Apostel (1. Kor. 14, 34 f.) stehe es einem Weibe nicht zu, in der Kirche zu lehren und Gesetze zu geben, die geringste Abweichung von ihrer Lehre, die Nichtbefolgung ihrer kirchlichen Satzungen mit den schwersten Strafen zu ahnden, wurden von ihr nicht weniger gehaßt als die Katholiken und, wenn es möglich war, ebenso grausam verfolgt wie diese.[2])

3. Aber, wird vielleicht der eine oder andere protestantische Prediger fragen, weßhalb sollte Elisabeth nicht berechtigt, ja verpflichtet gewesen sein, „den papistischen Aberglauben" zu unterdrücken und das „lautere Evangelium, das reine Wort" an seine Stelle zu setzen? Und die 39 Artikel, so erklärte die Königin, so erklärten ihre Bischöfe, stimmen mit der heiligen Schrift vollkommen überein.

Diese aber, so lautet einer der Artikel (VI.), enthält alle Dinge, die zur Seligkeit nothwendig sind; so daß es von keinem Menschen verlangt werden kann, irgend etwas, was darin nicht zu lesen ist, oder durch sie nicht bewiesen werden kann, als Glaubensartikel anzunehmen, oder für erforderlich und nothwendig zur Seligkeit zu halten.

---

1) Vgl. G. Weber, Geschichte der Kirchenreformation in Großbritannien. Leipzig 1856. 2, 403 f.

2) With Calvin's aid the Puritan looked into his Bible, and he found nothing there of the rule of the queen over the beliefs and worship of Christians. Gardiner, The first two Stuarts. London 1899. p. 3.

Dieser Artikel scheint mit der heiligen Schrift nicht so ganz in Einklang zu stehen, da es in derselben heißt:[1] „Haltet fest die Ueberlieferungen, die ihr gelernt habt, sei es durch mündliche Rede, sei es durch einen Brief von uns.“[2]) Einige sind sogar der Ansicht, ohne die Ueberlieferung, ohne die Tradition hätten wir überhaupt die heilige Schrift nicht, wüßten wir nicht, daß das erste Evangelium von Matthäus, das zweite von Marcus verfaßt ist. „Wer von uns heute das Neue Testament der 27 Bücher als den richtig begrenzten Kanon anerkennt“, bemerkt D. Theodor Zahn,[3]) „kann sich nicht einreden, daß er ohne Rücksicht auf die Autorität der alten Kirche zu dieser Ueberzeugung gelangt sei.“[4])

„Allgemeine Kirchenversammlungen“, heißt es in einem anderen Artikel (XXI), „dürfen ohne Befehl und Willen der Fürsten nicht zusammenberufen werden“. Wir gestehen ehrlich, daß wir die Schriftstellen nicht kennen, aus denen dieser Artikel bewiesen werden kann, und daß wir auch nicht recht klar darüber sind, welches die Fürsten sind, denen dieses Recht zustehen soll.

---

1) 2. Theſſ. 2, 14.

2) Neither doth being written make the Word ot God the more infallible, nor being unwritten make it less infallible. Comp. The Tablet. 1900. 95, 67.

3) Zahn, Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. Leipzig 1898. S. 51.

4) The Scriptures do not say that Christianity was founded upon the Bible, but rather that the Bible was based on a living and authoritative Christianity. It is the Church, not the Bible, that is declared to be „the pillar and ground of Truth“. The Church was fully organized, speaking with an infallible authority, before the first line of the New Testament was written . . The Bible was composed by Churchmen, who wrote, guided by divine inspiration. The Bible is a Book of the Church, which fixed the canon, and authenticated the contents, thus giving it authority. B. F. de Costa. The Tablet. January 13, 1900. p. 67.

„Vorherbestimmung zum Leben, so wird in einem andern Artikel (XVII) gelehrt, ist der ewige Vorsatz Gottes, nach welchem er, ehe der Welt Grund gelegt worden, in seinem uns verborgenen Rathe fest beschlossen hat, diejenigen, welche er aus dem menschlichen Geschlechte in Christo erwählt hat, von dem Fluche und von der Verdammniß zu erretten, und sie, als Gefäße der Ehre, durch Christus zur ewigen Seligkeit zu bringen. Darum werden diejenigen, welchen diese herrliche Wohlthat Gottes verliehen ist, durch seinen Geist, der zur rechten Zeit wirkt, nach seinem Vorsatz berufen; durch Gnade gehorchen sie dem Rufe; sie werden ohne Verdienst gerechtfertigt; sie werden zu Gottes Kindern angenommen und dem Bilde seines eingebornen Sohnes, Jesu Christi, gleich gemacht; sie wandeln gottesfürchtig in guten Werken und gelangen endlich, durch Gottes Barmherzigkeit, zur ewigen Seligkeit."

Diese Worte, möchten vielleicht ein paar protestantische Theologen sagen, sind tröstlich und schriftgemäß, sie stimmen mit der Lehre unserer großen Reformatoren Luther, Calvin, Zwingli vollständig überein. Daß das letztere der Fall ist, daß die Lehre, welche in diesen Worten ausgesprochen ist, auch in anderen protestantischen Bekenntnißschriften, wie in der Concordienformel und in den Dordrechter Artikeln sich findet, wollen wir nicht in Abrede stellen. Aber wer über die Worte etwas nachdenkt, wer sich frägt, was denn die Vorherbestimmung zum Tode, zur Verdammniß sei, die jener zum Leben gegenübersteht, wird sie kaum mehr tröstlich finden, wird sie wohl ebenso wenig annehmen, als der Erzbischof William Laud von Canterbury, der auf Betreiben der „streng evangelischen" Puritaner am 10. Juni 1645 vor dem Könige Karl I. hingerichtet wurde.

1) **Laud .. condemned the Calvinism which was the foundation of Puritanism on the express ground of the narrow conception of God which the doctrine of reprobation involves: „Which opinion my very soul abominates", he cries; „for it**



Wenn aber diese Worte nicht bloß von Laud, sondern wohl nahezu von allen anglikanischen Theologen abgelehnt werden, so ist die Hochkirche überhaupt nicht die Kirche Christi, denn in einem anderen Artikel (XIX) wird ähnlich wie in der Augsburgischen Confession gelehrt: „Die sichtbare Kirche Christi ist eine Versammlung gläubiger Menschen, in welcher das reine Wort Gottes gepredigt wird."

Und wenn es nun im letzten Artikel heißt: „Wir halten dafür, daß jemand, der von der Obrigkeit dazu aufgefordert ist, in Sachen des Glaubens und der Liebe einen Eid schwöre, wenn es nur, nach der Lehre des Propheten, ohne Heuchelei, recht und heilig geschieht", so werden mit uns viele dafür halten, daß sich niemand auf die 39 Artikel verpflichten, daß niemand eine Verpflichtung auf dieselben fordern darf.

3. Vielleicht geben nicht wenige anglikanische Theologen zu, daß die 39 Artikel, daß das Bekenntniß der Hochkirche nicht aufrecht erhalten werden kann; aber sie werden nicht eingestehen wollen, daß mit dem Bekenntniß ihre Kirche fällt, und ebenso wenig werden sie die Forderung zu stellen gewillt sein, daß dies Bekenntniß geändert oder durch ein neues ersetzt werde. Denn sie werden sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Erfüllung einer solchen Forderung in ihrer Kirche zur Zeit ebenso unmöglich ist, wie in irgend einer der protestantischen Landeskirchen des Festlandes. Darauf,

makes God, the God of all mercies, to be the most fierce and unreasonable tyrant in the world"... „Laud was the man", writes Mr. Gladstone, „who prevented the English Church from being bound in the fetters of an iron system of compulsory and Calvinistic belief". H. O. Wakeman, An Introduction to the history of the Church of England. 5 ed. London 1898. p. 364. 373. Vgl. A. Seitz, Die Willensfreiheit in der Philosophie des Chr. August Crusius. Würzburg 1899. S. 30 ff.; K. Hase, Handbuch der protestantischen Polemik. 4. Auflage. Leipzig 1878, S. 263. O. Zöckler, Handbuch der theologischen Wissenschaften. 3. Auflage. Nördlingen 1889. 2, 657 f.; Hase, Kirchengeschichte, 9. Auflage. Leipzig 1867. S. 428 f.



daß sie in den „Homilien“ gewissermaßen eine secundäre Bekenntnißschrift besitzen, werden sie kaum hinweisen, weil dieselben eigentlich doch nur für solche Geistlichen verfaßt worden sind, welche die Gabe des Predigens nicht in ausreichendem Maße besitzen, um die Gemeinde zu unterrichten, die ihnen anvertraut ist.[1]) Sie begnügen sich vielmehr wie die protestantischen Theologen Deutschlands[2]) damit, dem „officiellen Bekenntniß der Kirche“ gegenüber eine mehr oder weniger freie Stellung einzunehmen, in diesem oder jenem Punkt unter Berufung auf „das Recht der freien Schriftforschung“, von dem in den 39 Artikeln leider gar nicht deutlich gesprochen wird, von demselben abzuweichen und Ansichten über die Schrift vorzutragen und aus ihr herauszulesen, die dem „Stand der Wissenschaft in unseren Tagen“ entsprechen.[3])

4. In der That spricht man in der Regel von drei verschiedenen Richtungen in der anglikanischen Kirche, von hochkirchlichen (— strengkirchlichen), breit- und niederkirchlichen (high-, broad-, lowchurch-party): Bezeichnungen, die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung hatten, mit denen auch jetzt nicht überall und von allen der gleiche Begriff und Sinn verbunden wird.[4]) Es ist darum sehr schwierig von einem Theologen zu sagen, ob er hochkirchlich oder niederkirchlich („evangelisch“) ist, um so mehr, da sehr viele gemäßigt hochkirchlich oder gemäßigt evangelisch sein wollen,[5])

---

1) Vgl. H. F. Uhden, Die Zustände der anglikanischen Kirche. Leipzig 1893. S. 117.

2) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen 2c. München 1861. S 422 ff.

3) Vgl. Der Beweis des Glaubens. 1891. S. 165 ff.

4) Comp. A. M. Fairbairn, Catholicism: Roman and Anglican. 3. ed. London 1899. p. 288 ff.

5) Alfred William Gough is an Evangelical of broad views. The illustrated London News. Aug. 19, 1899. 115, 262 . . Relinquishing the Methodist convictions of his early youth for moderate High Church views he (the late Bishop of Bangor) sought ordination in the Anglican communion. The illustrated London News. 1899. 115, 2[illegible]3.

und nicht einmal klar ist, was eigentlich kirchlich ist oder nicht. Gewöhnlich sagt man: die breitkirchliche sei die radikale, die ein nationalistisch-verflachtes Christenthum wolle, die evangelische oder niederkirchliche vertrete den deutsch-continentalen Protestantismus, aber ohne lutherischen Beigeschmack, sie nähere sich den Dissenters, besonders den Methodisten, die hochkirchliche sei die orthodoxe und theile sich wieder in eine einfach hochkirchliche und eine anglo-katholische oder ritualistische, auch puseyitische genannt. Weitere Kreise will man über diese drei Hauptströmungen belehren, indem man ihnen die Aufklärung gibt:[1]) die einen legen hohen Werth auf den Bestand des kirchlichen Dogmas und Einhaltung aller Ceremonien, soweit sie einen verständigen Sinn haben; die anderen schätzen Dogmen und Ceremonien materiell gering, und die Anhänger der dritten Richtung legen das Hauptgewicht auf den persönlichen Verkehr der Seele mit Gott.[2]) Diese Aufklärung wird der großen Zahl jener genügen, die sich mit Worten zufrieden geben und von dem „kirchlichen Dogma" nur eine ziemlich dunkle Vorstellung haben.[3]) Doch ist sie in gewisser Hinsicht leider zutreffend, indem sie deutlich ausspricht, daß die anglikanische Kirche in ihrer Weitherzigkeit die unvereinbarsten Richtungen in sich vereinigt (the wide comprehensiveness), ähnlich wie in Deutschland die badische Landeskirche. W. H. Mallock hatte angesichts solcher Dinge ein Recht, die Frage zu stellen: „Lehrt die englische Kirche etwas?" Does the Church of England teach anything? Wenn sie als unberechtigt bezeichnet werden wollte, könnte er darauf hinweisen, daß nicht bloß gemäßigte (moderate), sondern auch höhere (higher), ja selbst fortgeschrittene Kritik (the

---

1) Vgl. Zöckler, a. a. O. 2, 286; Uhden, a. a. O. S. 70 ff.; a. a. O. S. 223 ff.; C. W. Oman, England in the nineteenth Century. London 1899. p. 121 ff.

2) Deutscher Merkur. 1899. S. 79.

3) For points of faith let priests and bigots fight,
He can't be wrong whose life is in the right.



advanced criticism) ungehindert ihre Vertretung findet,[1]) daß die Menschwerdung und Auferstehung des Herrn von dem Canoniker Fremantle zu Canterbury geleugnet wurde, daß es Theologen gibt, die dem Unitarianismus oder Pantheismus zugethan sind.[2])

5. Das einfache Volk hat in England ebenso wenig wie im protestantischen Deutschland Kenntniß von den Schriften und Gründen, in denen und mit denen die Professoren und Prediger in mehr oder weniger leidenschaftlicher Weise einander bekämpfen.[3]) In den höheren Ständen aber herrscht ein ziemlich weitgehender Indifferentismus. Da Murray Browne auf einer Diöcesanconferenz in Birmingham erklärte, wenn die 39 Artikel auf neun reducirt würden, so hätte man damit noch völlig genug,[4]) sprach er sicherlich vielen seiner Zuhöer aus der Seele.

Nur zuweilen wird ein Tadel laut, wenn Würdenträger der anglikanischen Kirche den Gegnern derselben etwas zu liberal entgegenkommen, um bald wieder zu verstummen.[5])

---

1) Vgl. Theologisches Literaturblatt. 1900. S. 49; Literarisches Centralblatt. 1900. S. 225 f.; Literarische Rundschau für das katholische Deutschland. 1900. S. 31; F. Chr. Baur, Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Tübingen. 1862. S. 532.

2) The Tablet. 1900. 95, 216.

3) „Neun Zehntel der frommen Gemeinde kümmern sich ja nicht um die Theologie und können sich nicht darum kümmern, aber diese sind gewiß unserm Herrn die liebsten", erklärt Professor und Consistorialrath Schulz (Göttingen). Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 4. Februar 1900.

4) If the 39 articles were reduced to nine there would still be quite sufficient. The Tablet 1899, 94, 584.

5) The meetings of the Congregational Union have been held this year at Bristol, and have been very largely attended. The Bishop of Bristol, who is a High Churchman, read to the Union an address of welcome signed by himself, the Dean of Bristol, Archdeacon Robeson, and Canon Prideaux, Rural Dean. The Bishop and his friends were very cordially received, but their action is condemned by one of the leading High Church papers. The illustrated London News. Oct. 28, 1899. p. 636. The Church Times. Oct. 20, 1899, p. 435.

6. Man wird es selbst dem gegenwärtigen Leiter der russischen Kirche nicht allzusehr verargen, wenn er an diesen Zuständen kein besonderes Gefallen findet. „Die staatlich verordnete Kirche", bemerkt K. P. Pobedonoszew,[1]) „scheidet sich in drei Parteien und die Anhänger einer jeden (der sogenannten High-, Low- und Broad Church) haben gewöhnlich ihre eigene Kirche und besuchen keine andere. In einem kleinen Dorf von nicht mehr als 500 Einwohnern gibt es oft drei anglikanische Kirchen, außerdem drei Methodistenkirchen von drei verschiedenen Sekten, welche sich durch sehr geringe Unterschiede, auf denen sie aber halsstarrig bestehen, unterscheiden und auf die hin sie jegliche Gemeinschaft mit anderen ausschließen. Es gibt eine besondere Kirche für die ursprünglichen oder Wesley'schen Methodisten, dann für die Congregationisten, ferner für die sogenannten biblischen Christen; letzteres sind auch Methodisten, die sich aber vor wenigen Jahren abgelöst haben, weil sie entgegen den Uebrigen bestimmen, daß kein Verheiratheter den Beruf eines kirchlichen Evangelisten verwalten dürfe . . Alle diese Sekten unterscheiden sich zuweilen durch sehr feine und capriciöse, dann aber auch durch ganz sonderbare Eigenthümlichkeiten der Glaubenslehre, doch abgesehen von allen dogmatischen Differenzen, drückt sich in allen dasselbe Streben aus nach einer freien, allgemeinen Kirche und viele sind gegen die staatliche Kirche und ihre Diener mit bitterem Haß erfüllt."

Sollte diese Bemerkung einem Anglikaner zu Gesicht gekommen sein, so dürfte er vielleicht erwidert haben: dieselbe leide an einiger Uebertreibung und habe ganz außer Acht gelassen, daß es auch in Rußland trotz der ärgsten Gewissensknechtung viele und darunter sehr sonderbare Sekten gibt, deren Anhänger gegen die Staatskirche mit dem bittersten Hasse erfüllt sind. Richtiger wäre es vielleicht, wenn man

1) Pobedonoszew, Streitfragen der Gegenwart. Berlin 1897. S. 217 f.



sagte, unter mehreren Predigern von einer und derselben Kirche könne wie im protestantischen Deutschland der eine der positiven, der andere der liberalen Richtung, der dritte der Mittelpartei zugehören, oder es könne ebenso gut wie im protestantischen Deutschland nach dem Princip der doppelten Buchführung derselbe Prediger auf der Kanzel anders lehren, als unter derselben — nicht beachtend, daß nach Shakespeare Ja und Nein eine schlechte Theologie ist.

7. Wie jeder anglikanische Geistliche bei seiner Ordination sich auf die 39 Artikel verpflichten muß, so hat er dabei zu versprechen, daß er beim Gottesdienst und bei der Verwaltung der Sacramente die im Book of Common Prayer vorgeschriebene Form gebrauchen werde und keine andere, wenn nicht eine solche durch gesetzmäßige Autorität vorgeschrieben ist.[1])

Bei Abfassung des „Allgemeinen Gebetbuches" mußte auf das Volk Rücksicht genommen und ein ähnliches Verfahren eingeschlagen werden, wie es Luther in Deutschland befolgte.

Nach wie vor, lesen wir,[2]) wurde die Messe, aber nur Sonntags, gefeiert von Priestern in geweihten Gewändern, an Altären mit brennenden Kerzen, unter Ceremonien und Gesängen, die von den alten nur unwesentlich verschieden waren. Die Elevation, die Aufhebung der Hostie und des Kelches wurde ausdrücklich beibehalten, „weil sie fein mit dem deutschen Sanctus stimmet und bedeutet, daß Christus befohlen hat, sein zu gedenken." Noch nach Jahrzehnten freute sich Luther, daß in den Kirchen seines Bekenntnisses die äußerlichen Sachen: Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln und dergleichen so zugerichtet seien, daß Laien oder Ausländer, welche die Predigt nicht verständen, sagen müßten, „es wäre eine rechte päpstliche Kirche und kein Unterschied oder gar wenig gegen die, so sie selbs unter einander haben." In

1) Vgl. Jahrbücher, Preußische. 1899. 97, 228 f.

2) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes rc. 3 (1881), 61 f.



der Messe aber ließ Luther den Canon, den Kern und das Wesen der katholischen Messe, fort. Das Volk jedoch sollte dieses nicht wissen . . In dem Unterricht der sächsischen Visitatoren wurde vorgeschrieben: „Weß sich die Priester mit dem Canon halten sollen, wissen sie wohl aus andern Schriften; ist auch nicht vonnöthen, den Laien viel davon zu predigen.“

Aehnlich machte es Erzbischof Cranmer; er verfertigte mit einigen Bischöfen und Theologen „unter dem Beistande des heiligen Geistes“ das Book of Common Prayer, das vom Parlament im Jahre 1549 bestätigt wurde; der Gebrauch desselben wurde allen Geistlichen unter schweren Strafen vorgeschrieben.[1]) Es war bereits im Jahre 1552 nicht mehr „evangelisch“ genug und wurde vorzüglich mit Beihülfe Butzer's und Vermigli's einer neuen Ueberarbeitung unterzogen — ob mehr im zwinglischen oder calvinischen Sinn, ist schwer zu entscheiden. Das Parlament bestätigte diese Ueberarbeitung im Jahre 1552 und verhängte schwere Strafen sowohl über die, welche sich weigern würden, dem neuen Gottesdienste beizuwohnen (Recusanten), als über jene, die sich erkühnten, an einer andern Form des Gottesdienstes theilzunehmen (Separatisten); beim dritten Mal sollten die letzteren auf Lebenszeit eingekerkert werden.[2]) Unter Elisabeth wurde es im Jahre 1559 revidirt: während es in der früheren Gestalt die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl in den bestimmtesten Ausdrücken verwarf, ließ es, wie der Abt Feckenham von Westminster bemerkte, in seiner nunmehrigen Form die Sache unentschieden und jeden darüber glauben, was er wollte.[3]) In der Folgezeit wurden keine bedeuten-

1) Vgl. Weber, Geschichte der Kirchenreformation &c. 2, 38; L. v. Ranke, Englische Geschichte, vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert. 3. Auflage. Leipzig 1870. I, 171; Wakeman, l. c. S. 273 f.

2) Comp. Wakeman, l. c. p. 252; G. Burnet, The History of the Reformation of the Church of England. London 1880. 1, 430.

3) Vgl. Weber, a. a. O. 2, 355; 690.



deren Veränderungen an dem Buche vorgenommen. Die Art und Weise des Gottesdienstes, die in ihm vorgeschrieben ist, wird als katholisirend bezeichnet. Den deutschen Protestanten pflegt sie besser zu gefallen als ihre eigene. „Nicht verschweigen will ich, schreibt Julius Werner,[1]) daß die weißen Ornate der Geistlichen und die würdevolle Art, wie sie auftreten, und die ehrerbietige Weise, wie sie von der Versammlung durch Erheben von den Sitzen begrüßt wurden, einen stimmungsvollen Eindruck machte. Dieser mehr ceremonielle Gottesdienst, der im Chor (der Kathedrale von Exeter) abgehalten wurde, war nur von wenigen, meist vornehmen Leuten besucht."

Schöner jedoch als der anglikanische scheint manchem Protestanten der katholische Cultus zu sein. „Unsere Kirche, wird gesagt,[2]) steht ja dem ‚Heidenthum' der römischen Kirche sehr stolz gegenüber und zieht keusch die Falten ihres Gewandes enger um sich, wenn sie in die Gefahr einer Berührung kommt. Und doch ist sie — man kann es nicht leugnen — eine kinderarme Mutter, während die römische Kirche noch überall, wo sie herrscht, fast das ganze Volk zur Gemeinde hat. Sie versteht es mit tausend Mitteln, jeden einzelnen von Kindheit an an die Kirche zu fesseln und zu ihrem Dienst heranzuziehen, in der Messe, im Hochamt, bei jeder Gelegenheit. Die fromme Pracht ihrer Gotteshäuser spricht eine große Sprache zu den Herzen und ist ein Besitz, an dem auch der Aermste Antheil hat, und auf den er stolz ist. Vergleichen Sie nur den Antheil, den unsere Gemeinde an der Handlung des Gottesdienstes hat, mit dem der römischen. Unser Gemeindegesang, der in ewigem Conflikt mit der Orgel ist, das ist alles — die dürftige Liturgie, die man neuerdings wieder eingerichtet hat, macht es nicht schöner. Und dem gegenüber das Hochamt mit seinen wundervollen Messen, die

1) Der Reichsbote vom 13. Oktober 1899.
2) Die Grenzboten. 1900. 1, 255 f.



von den größten Meistern geschrieben sind, und die von dem geschulten Chor der Gemeinde gesungen und bis in das kleinste Dorf von einem Orchester begleitet werden, zu dem das Dorf und die Einzelhöfe die Musikanten stellen, ebenso wie die Chorsänger und Solisten. Freilich, in den kleinsten Dörfern kann die Musik manchmal fragwürdig genug sein, aber die Leute sind doch ganz bei der Sache und erheben sich an der Musik."

8. Den gleichen Eindruck wie auf diesen deutschen Protestanten machte der katholische Cultus auf die Engländer und Schotten, welche sich Mühe gaben und Gelegenheit erhielten, denselben kennen zu lernen.

Die von Epheu umwebten Ruinen der Klöster Melrose, Jedburgh, Dryburgh hörten für Walter Scott auf, Zeugnisse „vermaledeiter Abgötterei" zu sein. Sie erregten ihm eine ähnliche Empfindung wie Ranke die mittelalterlichen Geschichtsschreiber: „ich bin entzückt über die Wahrheit und innere Consequenz der Entwickelung und der Ehre Gottes." [1]) Von den wahrhaft Gebildeten wird in England das Urtheil Luthardt's gebilligt: „Das Mittelalter ist die Zeit der ausschließlichen, glänzenden Herrschaft des Christenthums über die Welt und seiner Denkweise über den Weltgeist. Es ist die Zeit der Herrschaft einer einheitlichen Weltanschauung. Das ist seine Größe und sein Reiz. So ist es nie wieder gewesen." [2]) Man erkannte, daß De Maistre sich nicht zu stark irrte, als er schrieb, das, was während der zwei vorhergehenden Jahrhunderte Geschichte genannt wurde, scheine nichts anders zu sein als eine ungeheure Verschwörung gegen die Wahrheit, [3]) man sagte sich los von den Geschichts-

---

1) Thureau-Dangin, La Renaissance catholique en Angleterre au XIXe Siècle. Paris 1899. I, XII.

2) Vgl. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg. 10. Auflage. 1864. S. 39 f.

3) Vgl. Theologische Quartalschrift 1899. S. 502.



schreibern von der Art eines Archibald Bower, der in seiner Geschichte der Päpste die elisabethanischen Traditionen über das ganze Mittelalter als eine Zeit barbarischer, antichristlicher Finsterniß vertrat und befestigte, [1]) eines Robert Ware, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Fabrikation geschichtlicher Lügen wider die Katholiken geschäftsmäßig betrieb. [2])

9. Als den Welfen die Aussicht auf die englische Königskrone winkte, schrieb Leibniz: „Unser ganzes Recht auf England ist in der Ausschließung der römisch-katholischen Religion begründet; daher müssen wir alles vermeiden, wodurch wir lau gegen die Römisch-Katholischen erscheinen würden" So wollte auch John Locke jedem Glaubensbekenntniß die Freiheit in England gewähren, aber die Katholiken und die Gottesleugner schloß er aus. [3])

In diesem Jahrhundert aber fing man an, sich der Härte zu schämen, mit der man die kleine Zahl der Katholiken verfolgte und unterdrückte; [4]) Pitt verlangte von Georg III. ihre Emancipation, als der unduldsame König das Verlangen nicht gewährte, legte er das Ministerium nieder (Februar 1801); Wellington setzte sie unter Georg IV. im Frühjahr 1829 durch. [5])

Die Katholiken, die unter der Herrschaft der Strafgesetze gewissermaßen zu einer gens lucifuga geworden waren, [6]) durften sich nun wieder an die Oeffentlichkeit wagen und ihren Gottesdienst ungehindert feiern. Selbst die verlästerten Mönche und Nonnen zeigten sich auf der Straße. Im

1) Vgl. Theologisches Literaturblatt. 1899. S. 350 f.

2) Vgl. Der Katholik. 1899. 2, 307.

3) Deutsche Rundschau. Januar 1900. S. 93.

4) Vgl. R. de Courson, Vier Heldinnen aus der Zeit der Katholikenverfolgung in England. Steyl 1899. S. 7 ff.

5) Comp. Oman, l. c. p 4, 28. 70.

6) Cfr. Thureau-Dangin, l. c. I, XIII ss.

Jahre 1845, berichtet Spillmann,[1]) kommen die ersten Schwestern der Congregation von Notre-Dame zu Namur für die katholischen Armenschulen nach Falmouth; sie wurden von fanatischen Protestanten mit Hohn und Haß empfangen und waren ihres Lebens kaum sicher. Die allgemeine Achtung, der sich die katholischen Ordensfrauen heute in England erfreuen, ist allein schon ein Gradmesser des trostreichen Fortschrittes unserer Kirche in England während des seither verflossenen halben Jahrhunderts.

10. Nach der Emancipation der Katholiken erinnerten sich einige Lehrer an der Universität Oxford, daß sie sich im Apostolicum zu einer heiligen katholischen und apostolischen Kirche bekennen; sie wollten daher, daß die Kirche, der sie angehörten, katholisch in Lehre und Cultus sei und sich so als ein Zweig der allgemeinen, der katholischen Kirche erweise. Sie gelangten zur Ueberzeugung, daß Christus keine Nationalkirchen mit besonderem Bekenntniß und Gottesdienste gewollt, daß er vielmehr seinen Aposteln den Auftrag gegeben habe, allen Völkern das gleiche Evangelium, die nämlichen Glaubenslehren und Sittengebote zu verkünden und ihnen die gleichen Gnadenmittel zu spenden.[2])

Zwar wurde in einer der zeitgemäßen Abhandlungen (Tracts for the times), die in den Jahren 1833 bis 1841 von dem Kreise dieser Gelehrten, unter denen Pusey und Newman hervorragten, herausgegeben wurden, noch erklärt: „Die Gemeinschaft der Katholiken ist von Heterodoxie an-

---

1) Stimmen aus Maria-Laach. 1899. 57, 203.

2) The principle of nationality, as a restraint, whether upon the Church's range of influence, or freedom of action, received its death-blow in the annihilation of the Jewish economy. Fr. Oakeley, The Church of the Bible. London 1857. p. 298 f. — The church united the divided nations, created out of a multitude of turbulent tribes a brotherhood of peoples, made the hostile kingdoms become a single Christendom. Fairbairn, l. c. p. 104.

gesteckt, und wir sind gebunden, sie wie eine Pestilenz zu fliehen. Sie haben an die Stelle der Wahrheit Gottes eine Lüge gesetzt; und durch ihre Ansprüche auf Unwandelbarkeit in der Lehre kann die Sünde, die sie begangen haben, nicht aufgehoben werden. Sie können nicht bereuen. Der Papismus muß ausgerottet, — er kann nicht reformirt werden." [1])

Derartige Erklärungen verstummten jedoch in Bälde. An die Stelle der Abneigung gegen die katholische Kirche trat eine solche gegen den Protestantismus. „Entschieden, schreibt Baur, [2]) ist der Puseyismus nur in seinem Gegensatze gegen den Protestantismus. Der Protestantismus ist ihm wesentlich nur die Religion des verdorbenen menschlichen Herzens, Luther, das Haupt desselben, der Antichrist. Daher muß es nun sein Bestreben sein, die Nationalkirche zu entprotestantisiren. Er selbst ist nur soweit protestantisch, als er muß, um nicht geradezu in den römischen Katholicismus zurückzufallen. Die ganze Erscheinung erklärt sich von selbst aus den in der englischen Kirche stehen gebliebenen katholischen Elementen. Eben deßwegen konnte es auch diesem Anglokatholicismus nicht an Anhängern fehlen. Besonders aus den jüngeren Mitgliedern der Universität Oxford und der Geistlichkeit sowohl in England als in Schottland traten ihm viele bei, und nicht wenige thaten auch den weiteren Schritt des Uebertritts zur katholischen Kirche, wie Newman selbst am Schlusse des Jahres 1845."

(Fortsetzung folgt)

1) Vgl. Cardinal Wiseman, Abhandlungen über verschiedene Gegenstände. Regensburg 1854. 2, 48; 1, 209 ff.

2) F. Chr. Baur, a. a. O. S. 531.



II.

Süddeutschland.[1])

Eine vergleichende Studie.

Wenn man von Süddeutschland spricht, denkt man an die Länder südlich des Maines, vor allem an Baden, Württemberg und Bayern, vielleicht auch an Hessen-Darmstadt und Elsaß. An die Schweiz und Deutschösterreich denkt man weniger. Es ist ein von der Natur gesegnetes Gebiet, reich an Naturschätzen und Naturschönheiten. Je näher dem Rhein, desto größer ist dieser Reichthum; hier sind vorzügliche Weingegenden, dicht daneben liegen weniger fruchtbare Gegenden, die durch die Naturschönheit anziehen, der Schwarzwald, der Odenwald, Gegenden, die einstens als wild und unwirthlich gescheut waren. Bayern hat langweilige Ebenen, aber großartige Naturschönheiten am Rande gegen Norden, Osten und Süden. In der Mitte zwischen Bayern und Baden steht Württemberg, es hat weder so breite und langweilige Ebenen wie Bayern, noch so große Naturschönheiten, wie Baden und die Schweiz, kein Hochgebirge, keine Seen. Ein gewisses Mittelmaß herrscht vor, es ist ein von zahlreichen kleinen Flüssen durchschnittenes, welliges Land mit mäßigen Bergen und Hügeln. Es gibt eine große Mannigfaltigkeit verschiedener Formen, aber es sind stille sanfte Reize, die hier die Natur ausübt. Dicht an der Grenze Württembergs liegen dagegen herrliche,

---

1) Vgl. hiezu die „Reiseeindrücke in Norddeutschland" in Bd. 123 S. 407 ff.



großartige Landschaften. Im Südosten ist es das Allgäu, im Süden die Schweiz, im Westen der badische Schwarzwald mit dem Rheinthal, im Nordwesten der Durchbruch des Neckars durch den Odenwald, im Norden das untere Tauberthal und das Mainthal. „Die Württemberger spähen nur von den Rändern aus in jene Paradiese sehnsüchtig hinein".[1])

Im Vergleich zu Norddeutschland ist ganz Süddeutschland reicher an Naturschönheiten und Fruchtbarkeit. Namentlich in Württemberg und Baden ist der Bodenbau intensiver. Württemberger und Badenser, die in die Ansiedelungsgebiete in Polen auswanderten, hielten ihre heimische Art bei. Daher kann ein Beobachter schreiben: „Möchte man die Brandenburger und Märker die Prosaiker der Ansiedelungen nennen, so könnte man die Württemberger und Badenser schon eher als die Lyriker bezeichnen. Ihr Sinn ist mehr auf das Umgrenzte und Beschauliche gerichtet, der Ackerbau auf weitem Felde weniger ihre Sache, als der Gartenbau. Ihre Gehöfte erkennt man daher schon von weitem an den wohlgepflegten Gärten, an der reicheren und sorgfältigeren Pflanzung von Obstbäumen und Beerensträuchern. Sie sind die eigentlichen Gartenkünstler der Ansiedelungen, die, wenns irgend thunlich wäre, den nüchternen Osten in ein blühendes Paradies verwandeln würden. Sogar den Rebenbau haben manche probirt."

Im Vergleich zu Norddeutschland herrscht in Süddeutschland eine heitere gemüthliche Stimmung vor. Der Süddeutsche ist aus weicherem Stoffe gebildet als der Norddeutsche. „Wohlwollen und Versöhnlichkeit" sind ideale Tugenden für den Süddeutschen,[2]) „kühle Vornehmheit" für den Norddeutschen.

---

1) Paulus im „Königreich Württemberg". 1882. I, 322.

2) Vgl. Grenzboten 1898, II, 631. Im Kriege 1870 fanden übrigens die Franzosen als die humansten Soldaten Sachsen, Rheinbayern, Hanoveraner, Brandenburger, Württemberger, nahmen aber die Badenser und Bayern aus. Monod, Allemands et Français. S. 63.

In der Mitte von Süddeutschland, gleichsam im Herz desselben liegt Württemberg, das Land der Mitte, wenn man so sagen will. Württemberg ist ein Land des mittleren Betriebes, des mittleren Besitzes, der mittleren Leute. Der Bodenbau ist nicht zu intensiv und nicht zu extensiv, es fehlt hier ebenso die Zwergwirthschaft als der Latifundienbetrieb. Nur an den Grenzen, in Südosten gibt es große Höfe und im Nordwesten streift die Landwirthschaft an den Gartenbau an. Sonst herrscht der mittlere Betrieb, der mittlere Besitz vor. Man ist dort weder zu reich, noch zu arm. Die Goldströme fließen nicht über Württemberg.

Württemberg fehlte es immer an großen Verkehrsstraßen, an großen Städten. Der Verkehr von Norden nach Süden ging weder in alter noch in neuer Zeit über Württemberg, er suchte die Rheinstraße oder die Linie Nürnberg-Augsburg, heute Nürnberg-München-Rosenheim auf. Nur der Verkehr von West nach Ost, von Paris nach Wien ging in alter und neuer Zeit durch Württemberg. Es ist merkwürdig, wie die Eisenbahnlinien in ihren großen Hauptzügen die alten Heerstraßen einzuschlagen genöthigt sind.

Württemberg ist ein Land des Mittelmaßes, des Mittelweges auch in politischer Hinsicht. Man ist dort weder zu partikularistisch noch zu unitarisch, weder zu conservativ noch zu radikal. Wie es seiner Lage und Größe geziemt, steht es in der Mitte zwischen seinen östlichen und westlichen Nachbarn. Es hängt weder so zäh an Reservatrechten wie Bayern, noch gibt es sie so leicht preis wie Baden. Es ist ebenso weit entfernt vom Radikalismus, der bei südlichen und westlichen Nachbarn herrschte und auch heute noch nicht erloschen ist, als von dem Conservatismus der maßgebenden Kreise im Osten. Keine politische Partei erhielt hier dauernd das Uebergewicht. Die Regierung wußte immer eine Mittellinie zwischen den demokratischen, liberalen und conservativen Principien finden. Kein Princip herrschte ausschließlich. — Auch kein Landestheil, keine Stadt gewann das Ueber-



gewicht, wie es centralisirten Staaten eigen ist, Württemberg ist kein Land der Centralisirung, wovon noch die Rede sein wird. Wenn die Deutschen überhaupt der Centralisirung widerstreben, so geschah es von jeher am meisten von Alamannen, von Schwaben. Unter den großen deutschen Stämmen haben sie es am wenigsten zu einem einheitlichen Staate gebracht.

Das Gebiet der Alamannen umfaßte einst Württemberg, Baden, Elsaß und einen großen Theil der Schweiz, ebenso erstreckte sich das Gebiet der Bayern einst nach Oesterreich und Tirol hinein. Nördlich an die Alamannen und Bayern schlossen sich die Franken und Hessen an, aus denen die rheinischen Staaten hervorgingen. Die Rheingebiete waren uralte Cultursitze, aber sie gerade waren die am meisten zersplitterten Gebiete, es bildete sich hier kein festgeschlossener Staat. Die Rheingegenden, Schwaben inbegriffen, waren der Hauptsitz der Kleinstaaterei. Die Schwaben haben keine rechte Gelegenheit gehabt, einen einheitlichen Staat zu bilden: ihnen standen keine Slaven gegenüber, wie den Bayern und Sachsen, die sich zusammenschließen mußten, sie traten auch nicht als Eroberer auf, wie die Franken. In ihren Gebieten gab es keine Ebenen wie in Bayern und Niederdeutschland, die nothwendig nach einem Mittelpunkte verlangten. Die einzelnen Gruppen lebten je in einer Welt für sich. Württemberg konnte nicht viel leisten, es trat in der politischen Geschichte nie bedeutsam hervor. Die Stände verweigerten einst dem Herzog beharrlich die Vermehrung des Militärs.[1])

1) Als Vertreter der Stände ließ sich Johann Jakob Moser bei einem solchen Anlasse lieber einkerkern als nachzugeben (Hist. pol. Bl. 121. Bd. S. 813); K. Weller, Württemberg in der deutschen Geschichte, S. 14. Nach Außen glänzte Württemberg nie besonders. Daher erkläre ich mir den Umstand, daß es in den großen auswärtigen Städten wohl Gasthäuser gibt, die sich baierischer Hof, badischer, hessischer, sächsischer, thüringer Hof nennen; württemberger Höfe sind aber selten, einen Stuttgarter oder Ulmer oder Schwäbischen Hof fand ich noch gar nie.

Daher griff Württemberg nicht, wie Bayern, ein in die großen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts. Männer, wie Maximilian I., Max Emmanuel, Karl Albert fehlen der württembergischen Geschichte. Württemberg führte ein Stillleben und blieb abgewandt vom großen politischen Schauplatz. An sich geht dem schwäbischen Stamm die politische Begabung nicht ab, man denke an die Habsburger, Hohenzollern, beide aus alamannischer Herkunft! Schwaben hat die Welt mit Königen versehen, wie der Geschichtschreiber Höfler sich ausdrückte. Die Schwaben sind nicht ungünstiger veranlagt als andere Stämme.

Allerdings hatte der Name Schwaben wohl ursprünglich die Bedeutung von „träg“, „schläfrig“: anderen Völkern gegenüber erschienen die Schwaben als langsam, verschlossen, von schwerer Fassungskraft. Daher spricht man noch heute vom Schwabenalter, von Schwabenstreiche, von dummen Schwaben. Aber man hieß auch die Bayern im Mittelalter die tumben, törperlichen, daneben hießen die Bayern auch die Wüthenden, und wüthend konnte auch der Schwabe werden, trugen sie doch die Sturmfahne im Streite! Und sie hielten stramm auf dieses Vorrecht.

Gegenüber den Rheinfranken und auch den Rheinalamannen, denen mehr Verkehr zu Theil wurde, sind die Schwaben weniger lebhaft, weniger gesellig und heiter, sie verschließen und verbohren sich mehr in sich selbst, sie sind alle Individualisten und lassen sich schwer zu gemeinsamen Zielen vereinigen. Auch die Bayern sind ihnen gegenüber geselliger, mehr zu Humor und zur Daseinsfreude aufgelegt.

Bayern liegt viel freier als das winkelreiche Altwürttemberg. Altwürttemberg ist ein an Thalwinkeln ungemein reiches Land, da gibt es dann viele Welten für sich. Man denke an Stuttgart, Calw, Wildbad, Teinach: an den nächsten Bergen hört der Gesichtskreis auf und hinter ihm liegen vielfach dichte Wälder. Es sind abgeschlossene stille Inseln, mag es auch auf ihnen an Leben nicht fehlen, die Grenze



des Gesichtskreises ist doch zu klein. Die Enge des leiblichen Gesichtsfeldes wirkt auch auf den geistigen Umblick ein, und es wird begreiflich, daß es den Schwaben jener Gegend nur in engen Kreisen wohl ist. In engen Kreisen kann man sich gehen lassen, man kann seine Individualität heraustreten und entfalten lassen, ohne einen Anstoß zu befürchten. Der äußere Mensch braucht nicht auf allgemein gültige Formeln gebracht zu werden, man braucht sich nicht nach dem allgemeinen Geschmack zu richten, der individuelle Charakter braucht nicht abgeschliffen zu werden, darf eckig und knorrig bleiben. Wie überall, blühen auch in Württemberg die Vereine, Gesellschaften, Kränzchen, aber sie verschließen sich viel mehr als die Gesellschaften anderer Länder. Wenn die Genossen, die Freunde und Freundinnen unter sich sind, ist es ihnen am wohlsten.[1])

Die Schwaben sind Individualisten und Subjektivisten. Man sagt, das seien die Deutschen überhaupt, man heißt sie gerne im allgemeinen formlos und unpraktisch. Die Schwaben sind aber potenzirte Deutsche,[2]) sie haben die deutschen Eigenschaften am ungestörtesten von äußeren Einflüssen entwickeln können.

Statt der Weite bevorzugt das Schwabengemüth die Tiefe, für die Enge muß die Höhe und Tiefe entschädigen. Die Enge des Gesichtskreises treibt zur Träumerei, zur Spekulation. Die Ideenwelt muß einen Ersatz bieten für die Kleinheit der wirklichen Welt. Die Schwaben sind mehr für Ideen angelegt, als für die Empirie, sie sind mehr Idealisten, als Positivisten. Deßhalb haben sie im Zeitalter des Positivismus ihre Bedeutung verloren. Heute thut sich ein Schwabe schwer, sich wissenschaftlich Geltung zu verschaffen. Der geduldige Fleiß, die weltkluge Klarheit des Norddeutschen überflügelt den Schwaben, den Süddeutschen überhaupt.

---

1) **Weller, Württemberg** ꝛc., S. 31.

2) **Rümelin** in „**Königreich** Württemberg“.

Heute haben die Norddeutschen die Führung. Die Norddeutschen sind politischere Völker, sie kennen die Unterordnung besser.

Die Schwaben widerstrebten am meisten der Centralisirung. Die ganze Geschichte spricht davon und die Geschichte selbst hat wieder den Charakterzug der Schwaben befestigt. Es war das schwäbische Kaiserhaus, unter dem die deutsche Zersplitterung die größten Fortschritte machte, oder besser gesagt, unter dem sich der Feudalismus ausbildete. Nach der Auflösung des karolingischen Hauses war zuerst eine sächsische Herrscherfamilie dazu berufen, die in die Brüche gegangene deutsche Einheit wieder herzustellen, später folgte ein fränkisches Haus. Dies ist ungemein charakteristisch für den Charakter der deutschen Stämme und lehrreich noch für die Gegenwart.

Unter den schwäbischen Kaisern zerbröckelte das Reich in eine Reihe von Feudalstaaten und -Stätchen. Das Ritterthum bekam eine übertriebene Bedeutung, an die Stelle des Beamten trat der Lehensritter. Freilich blühte die ritterliche Cultur unter den Staufen in wundervoller Fülle, in prächtigem Glanze. Schwaben war besonders reich an ritterlichen Geschlechtern, an Minnesängern, an Burgen. Noch heute erinnern zahlreiche Burgenreste in Württemberg und im bayrischen Schwaben an die Blüthezeit des Ritterthums und erhöhen den poetischen Reiz der Landschaft. Die schwäbische Dichterschule des 19. Jahrhunderts erscheint wie eine Erneuerung der alten Minnesänger. Etwas Klares, Helles zeichnet neben ihrer Gemüthstiefe die neuen und alten Minnesänger aus; bei aller Phantasie sind sie naiv und verständig; man denke an Hartmann von Aue oder an Uhland!

In Bayern blühte dagegen der volksthümliche Humor in alter und neuer Zeit. Neidhart von Reuenthal und Maier Helmbrecht sind zwei typische Erscheinungen.

(Schlußartikel folgt.)



III.

Albert Kuhn's „Allgemeine Kunstgeschichte".

Angesichts der heutigen Verästelung wissenschaftlicher Thätigkeit und der weitgehenden Arbeitstheilung, welche auf dem Felde der gelehrten Literatur sich geltend macht, gehört neben außerordentlicher Befähigung wohl auch ein ungewöhnlicher Muth dazu, um in umfassendem Sinne auf dem Gebiete irgend einer Fachwissenschaft ersprießlich thätig sich zu erweisen. Selbst wenn wir auf einen der jüngsten Wissenschaftszweige, auf die Kunstgeschichte schauen, so zeigt sich auch hier eine erstaunlich rege Entwickelung, eine so ausgedehnte Detailforschung, daß eine Zusammenfassung des Ganzen immer mehr erschwert erscheint und wir, in förmlichem Mikrokosmus eingehüllt, schließlich Gefahr laufen, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen. Bei solcher Sachlage muß es daher besonders erfreuen, daß der gelehrte Benediktiner P. A. Kuhn sich dazu verstanden hat, unter eingehender Beachtung der vorhandenen umfangreichen Literatur, zugleich aber auch auf Basis eigener gründlicher Studien in drei ansehnlichen, vorzüglich illustrirten Bänden eine „Allgemeine Kunstgeschichte" uns zu bieten.[1])

---

1) Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B., Professor der Aesthetik und klassischen Literatur. Allgemeine Kunstgeschichte. Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der Geschichte, Technik und Aesthetik. Einsiedeln, Druck und

P. Kuhn hat seine warme Kunstbegeisterung schon vor Jahren in dem Werke „Roma“ kundgethan; sein tiefgehendes Verständniß für Kunst bewies er glänzend in der allzeit beachtenswerthen Rede, welche er im Jahre 1893 auf der deutschen Katholikenversammlung in Würzburg gehalten hat. Gegenüber den von germanischer Selbstgenügsamkeit zu sehr beeinflußten Darlegungen, die August Reichensperger auf der Katholikenversammlung 1877 in derselben Stadt bot, steht Kuhn bei seinem Ausblick auf Kunst und Kunstgeschichte auf einer ungleich höheren Warte. Bei strengster Betonung der ästhetischen Gesetze und bei größter Hochachtung vor den bisher entwickelten Kunstformen sieht er in der Kunst ein nothwendiges, stets entwicklungsfähiges Sichäußern des jeweiligen Zeit- oder Menschengeistes, und bekennt demnach ausdrücklich, „daß die Kunst niemals von der Gegenwart, vom religiösen, nationalen, gesellschaftlichen Leben abgelöst werden darf, wenn sie sich einer gesunden Pflege und Blüthe erfreuen soll.“ Unter solchem Gesichtspunkte liebt Kuhn daher auch nicht den vielgeübten Brauch, für diese oder jene Stilform leidenschaftlich eine Lanze einzulegen. Mit der Objektivität, die dem Cultur- und Kunsthistoriker ziemt, schaut er die verschiedenen Gebilde, in denen das mannigfach geartete Kunststreben seinen Ausdruck sucht, und er verkennt nicht die Berechtigung des Wandels der Formen, indem das Bemühen der Besseren aller Zeiten dahin geht, in ihrer Eigenweise, in der ihnen geläufigen Sprache den Begriffen des Schönen möglichst gerecht zu werden. — Auch als Aesthetiker und eifriger Vertreter der feststehenden Kunstgesetze gelangt Kuhn nie zu einseitigen Schlüssen und Thesen, wie

Verlag der Verlagsanstalt Benziger. — Das ganze Werk in seinen drei Bänden, mit einem Gesammtumfang von 1800 bis 2000 Seiten Lexikonformat, mit über 1000 Illustrationen und mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen, erscheint in circa 25 Lieferungen zum Preise von 2 Mk. per Lieferung. — Die uns zur Zeit vorliegenden 20 Lieferungen führen bis zum Abschluß der gothischen Stilperiode.



sie spekulative Geistesthätigkeit auf diesem Gebiete nicht selten zu construiren versucht; bei aller ernsten Wissenschaftlichkeit stört kein grämlich doktrinärer Zug seine anregenden Darlegungen.

Von besonderem Werthe erscheint uns daher die „Aesthetische Vorschule“, welche Kuhn der Kunstgeschichte im Allgemeinen und den Gebieten der Architektur, Plastik und Malerei im Besonderen vorausgehen läßt. Alle charakteristischen Arten und Merkmale der Kunst, die ganze Scala der hier einschlägigen Begriffe und Grenzbestimmungen werden gründlich erörtert, und mit ganz besonderem Glücke dünken uns die Beispiele gewählt, in denen diese Erläuterungen als feste Kunstform krystallisirt erscheinen. Zunächst den Laien, die ernstlich mit der Kunst sich vertraut machen wollen, ist es unerläßlich, den Inhalt dieses Katechismus der Aesthetik sich anzueignen, wenn sie einigermaßen festen Boden für Bildung eines correkten selbständigen Urtheiles in Fragen der Kunst gewinnen wollen. Es gibt nun freilich Kunstfreunde, die meinen, daß solch wissenschaftliches Seciren der Kunst für den eigentlichen Genuß derselben nicht nöthig sei, indem gerade in der Kunst oft ein kindlich Gemüth das fühlt und sieht, was dem Verstande der Verständigen verschlossen bleiben kann. Wir wollen das Körnchen Wahrheit, das in solcher Anschauung liegt, nicht verkennen, aber niemals kann bei so vager Taxirung des Kunstgenusses von einem ernstzunehmenden, wirklich gebildeten Kunstverständnisse die Rede sein. Die von **Kuhn** gebotenen Feststellungen erweisen sich um so nothwendiger, als nicht wenige moderne Kunstschriftsteller und Künstler ästhetische Anforderungen überhaupt für veraltet erachten und Experimenten das Wort reden, welche das künstlerische Schaffen auf Wege bringen, die den Grundgesetzen wirklicher Kunst nicht selten schnurstracks entgegenlaufen. Die fatale Thatsache, daß die höheren Gesellschaftskreise bei ihrer Kunstunterstützung vielfach der Suggestion einer gewissen Tagespresse unterstehen, könnte nur gehoben



werden, wenn in den betreffenden Kreisen ein ernstes, tieferes Verständniß über das Wesen der Kunst und damit zugleich ein eigenes gesundes Urtheil angestrebt und gebildet würde. — Einer der wichtigsten Punkte, den Kuhn auch trefflich erörtert, wird immer in der Erkenntniß des genauen Maßes von Idealität und Realität liegen, die in ihrem Zusammenwirken eben ein Kunstwerk bedingen. Die in der Kunstgeschichte wahrnehmbaren Schwankungen hinsichtlich des Zuviel oder Zuwenig zeigen niemals den Höhepunkt einer Periode oder Schule an; demnach kann es nur der in harmonischem Einklang auftretende Idealismus sein, der auf dem Gebiete der bildenden Künste die werthvollsten und vollendetsten Werke ermöglicht.

Wie die bisher berührten ästhetischen Gesammterwägungen des Verfassers höchst lehrreich sich erweisen, so ist dieses nicht minder der Fall bei seinen den einzelnen Künsten vorangestellten „Einleitungen." Wer z. B. mit den Gesetzen der Construktion der Baukunst, oder mit dem Rahmen, in dem sich die Plastik zu bewegen hat, nicht annähernd vertraut ist, dem wird eine volle Würdigung dieser Künste stets verschlossen bleiben. — Interessant dünkt es uns, daß Kuhn die Möglichkeit des Entstehens neuer Baustile zugibt. Er meint, daß solches Ergebniß freilich nicht erzwungen und diktirt werden könne, wie es bei dem „unglücklichen Münchener Maximiliansstil" der Fall gewesen sei. Wir schauen in dieser Hinsicht minder hoffnungsvoll in die Zukunft, da uns das Construktionsvermögen und Formenalphabet, über welches die Architektur verfügt, als erschöpft und abgeschlossen erscheint. Verschiedene Stilkreuzungen und gewisse Einwirkungen neuer Baumaterialien, z. B. des Eisens, können wohl einige Veränderungen zeitigen, aber Ausgestaltungen, welche wirklich neue Stile bedeuten, halten wir für unerreichbar. Mehr oder minder wird es immer ein Kreislauf sein, in dem die bestehenden Architekturformen auf-, ab- und durcheinander treten, und „Renaissance" — freilich nicht im engen Sinne



der hellenisch-römischen Renaissance — dürfte auch fernerhin noch als maßgebende Parole gelten.

Zu dieser kleinen Abweichung von P. Kuhn's Anschauung möchten wir uns erlauben, gleich hier eine andere zuzufügen, indem wir dem Satze: daß Plastik und Malerei von Haus aus die Vasallen der Architektur seien (I, 3), nicht beipflichten können. Freilich trat die Architektur als erste Kunst auf den Plan und die noch im Aufkeimen begriffene Plastik und Malerei fand gewissermaßen an ihr die Stütze, um sich emporranken zu können. Aber schon bei den Hellenen ist nach unserem Dafürhalten die Plastik majorenn und ihrer Erzieherin ebenbürtig geworden, ein Proceß, der hinsichtlich der Malerei allerdings erst später — in der Frührenaissance — sich vollzog. Wir lassen daher die Bezeichnung „Vasallen" in Hinsicht auf Plastik und Malerei ebenso wenig gelten, als ein hoher Redner gelegentlich eines Moskauer Vorkommnisses sie in Bezug auf das Verhältniß der deutschen Fürsten zum Kaiser gelten ließ. — Die thatsächliche Behandlung, die Kuhn den beiden Künsten zu theil werden läßt, gibt zur Wiederholung oder Erweiterung unserer Beschwerde auch keinen weiteren Anlaß; versteht er es doch selbst gar gut, gewisse von einigen Kunstgelehrten entwickelte Einseitigkeiten gebührend einzuschränken und außerdem seinem Vorsatze, in schwierigen Fragen die „goldene Mitte" einhalten zu wollen, stets treulich Rechnung zu tragen. So sind denn u. A. auch des Verfassers Darlegungen hinsichtlich der Berechtigung und Zulässigkeit des Nackten in der Kunst unter vorzüglichen Gesichtspunkten gegeben. Kein Wortredner einer hin und wieder sich bemerkbar machenden „erschrecklichen Prüderie", weiß er anderseits den großen Irrthum Lessings: daß Plastik und Malerei berufen seien, „Menschen von hoher Leibesschönheit darzustellen", gründlich unter die Loupe zu nehmen und dadurch einer Ansicht entgegenzutreten, die von etlichen Nachbetern Lessings zu den aberwitzigsten Folgerungen ausgebeutet worden ist.



Auf die einzelnen Künste und deren Schöpfungen eingehend, so ist P. Kuhns klare Charakterisirung derselben rühmlichst hervorzuheben. Es ist höchst merkwürdig, am Nil und im mesopotamischen Stromlande in den erhaltenen Bauresten schon Architekturglieder wie den Rund- und Spitzbogen, die an romanische Formen erinnernden Säulenkapitelle, ja selbst die Zinnenkrönungen mittelalterlicher Mauern vorzufinden; die umfangreichen Forschungen und Ausgrabungen französischer und englischer Gelehrten haben hierin die überraschendsten Dinge zu Tage gefördert. Aber bei all ihrer Colossalität und Pracht wissen Aegyptens und Mesopotamiens Bauwerke eigentliche ästhetische Befriedigung nicht zu bieten. Wer sich nach Schönheit sehnt, wird immer das Land der Griechen suchen müssen, denn erst dort kann von Kunst im wirklichen Sinne die Rede sein. Aus überlieferten Formen wußten die Hellenen das Brauchbare auszuwählen, zu ergänzen und in jene künstlerische Einheit zu fassen, die uns als Vollendung, als „Stil" erscheint. Es hieße Eulen nach Athen tragen, über die Schönheit der griechischen Kunst noch viel sagen zu wollen. Kein neuerer Aesthetiker oder Kunstgelehrter vermag besser diese Bedeutung hervorzuheben, als es der auch von P. Kuhn citirte Clemens von Alexandrien bereits gethan hat, indem er dem Gedanken Ausdruck gab, daß die Vorsehung das kleine Hellenenvolk zum Träger einer natürlichen Offenbarung im Reiche des Schönen gemacht, ähnlich wie eine göttliche Bestimmung das kleine Juda zum Stammhalter einer übernatürlichen Offenbarung auserwählt habe. — Die liebevoll in alle Details der griechischen Architektur eingehenden Darlegungen der vorliegenden Kunstgeschichte können solch' hohe Anschauung nur noch vertiefen und den ästhetischen Werth des großen Erbes kundthun, welches die Nachwelt vom Hellenenthum überkommen hat.[1]) Den un-

---

1) In Bezug auf Kuhn's vorzügliche Einführung in die technischen Formen möchten wir die Bemerkung über die fragliche Hypäthral-



mittelbaren Erben, den Römern, fiel dann zunächst eine eminent praktische Aufgabe zu, indem sie die Verbindung des hellenischen Architravbaues mit ihrer eigenen hochentwickelten Gewölbeconstruktion zu besorgen hatten. Dieser technische Fortschritt übte Nachwirkungen, wie kein weiteres Resultat der architektonischen Entwickelung sie je zu Stande brachte: im römischen Bauwesen fanden sich die Grundformen, aus denen das junge Christenthum seine Kirchengebäude im Abend- wie im Morgenlande erstehen lassen konnte.

Wenn somit beim Entstehen christlicher Tempel eine gewisse Grundlage schon geboten war, so wäre es dennoch falsch, in der Kirchenbasilika etwa nur eine Wiederholung der römischen Haus- oder Forenbasilika zu erblicken. Mit größerem Verständniß ist wohl selten Altüberkommenes für Neues zurecht gerichtet worden, als es bei Herstellung des frühchristlichen Gotteshauses geschah. Kuhn bezeichnet die Ausgestaltung der christlichen Basilika als eine „höchste ästhetische Leistung." In Rücksicht auf die Bedürfnisse und den Zweck einer Kirche blieb die Basilika mustergültig und maßgebend für alle späteren Stile; „etwas Passenderes hat die Folgezeit nicht erfunden." Wer die ehrwürdigen Basiliken Roms und Ravennas kennt, wird dieser Anschauung beipflichten müssen. Aber trotzdem konnte die klassische Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieser früheren Kirchen für die Dauer den verschiedenartigen, dem Christenthume neu zugeführten Völkern nicht genügen. Byzanz mit seiner Vorliebe für die centralen Bauten forderte vor allem die Entfaltung größeren Prunkes; die germanischen Stämme aber freieres Feld für die Bethätigung ihres phantasievollen Naturells.

Dachconstruktion griechischer Tempel (I, 143) dahin ergänzen, daß es vor allem auch der deutsche Archäologe Julius Braun war, der Tempeldächer mit „eingeschlagenem Rückgrat" als ein dem Schönheitssinn der Griechen zuwiderlaufendes Unding erklärte.



Was die Zeitbestimmung hinsichtlich der Entstehung des byzantinischen Stils betrifft, so scheint uns Kuhn hier die sonst von ihm hochgehaltene „goldene Mitte" etwas außer Acht gelassen zu haben. Wenn wir auch die Annahme der slavischen Historiker, daß der byzantinische Stil mit der Gründung Konstantinopels beginne, nicht plausibel finden, so dünkt uns anderseits die Bestimmung, ihn erst im siebenten Jahrhundert in die Erscheinung treten zu lassen, wie einige westeuropäische Gelehrte, denen sich auch Kuhn anschließt, es wollen, ebensowenig gerechtfertigt. Die Werke des Kaisers Justinian (527—565) tragen denn doch schon so viel des Charakteristischen an sich, daß vom Dasein des fraglichen Stiles gesprochen werden kann. Nicht nur die Ausgestaltung des Central- und Kuppelbaues, auch die eigenartige Flachornamentik, die ihre meisten Motive der frühen Textilindustrie ablauscht und dem Geschmacke des Orients ganz besonders Rechnung trägt, liegt im Zeitalter Justinians bereits deutlich ausgeprägt vor. Der Verfasser sieht sich auch thatsächlich zu der Inconsequenz gedrängt, die Geschichte der byzantinischen Architektur mit der Hagia Sophia zu beginnen, um dann die weitere Stilentwickelung bis zu ihren Ausläufern in der russischen Bauthätigkeit eingehend zu behandeln.

Wegen der nahen Verwandtschaft, welche die Bauweise des Islams mit den byzantinischen Formen vielfach bekundet, wäre es vielleicht vortheilhaft gewesen, den umfangreichen Abschnitt über die mohammedanisch Bauthätigkeit direkt an Byzanz anzugliedern, und dafür die hier eingeschaltete kurze aber höchst werthvolle Abhandlung der frühchristlichen Kunst bei den germanischen Völkern — von den Ostgothen bis zu den Karolingern — gleich zum Präludium für Behandlung des romanischen Stiles zu machen. —

Die Baukunst des Islams betreffend, so constatirt auch Kuhn, daß vielfach byzantinische Architekten im Solde des Halbmonds ihre Thätigkeit entfalteten. Was die Araber speciell anbelangt, so dürfte deren Verdienst bei Anlage und

Ausstattung ihrer Bauwerke doch zumeist nur in einer innerhalb gewisser Grenzen sich bewegenden Inspiration gegeben sein. Wir erinnern uns hier des Ausspruches eines gründlichen Kenners der Araber, des Afrikareisenden Rohlfs, der dahin lautete, daß er nie und nimmer glauben könne, die berühmten Schöpfungen der Mauren in Spanien seien deren höchsteigene Werke: geschulte, christliche Renegaten dürften es gewesen sein, die im Dienste der Eroberer ihr technisches Können hergaben, um jene Mischarchitektur zu erzielen, welche man als die mohammedanisch-maurische bezeichnet. Diesen Ausspruch eines scharfsinnigen, allseitig gebildeten Mannes möchten wir grübelnden Kunsthistorikern nicht vorenthalten; vielleicht bietet er Anlaß, mit größerer Vorsicht, als dieses meist zu geschehen pflegt, an den üblichen Ruhmeskränzen der vielgefeierten Mauren mitzuwinden. P. Kuhn weiß die hier nöthige Reserve bereits geziemend im Auge zu behalten.

Zu den anziehendsten und wichtigsten Darlegungen der vorliegenden Kunstgeschichte gehören unstreitig jene, welche der romanischen und gothischen Stilperiode gewidmet sind. Wir haben alle Ursache, die große Sicherheit und den Bienenfleiß zu bewundern, mit denen der Verfasser die genannten Stile an sich, sowie deren mannigfache, in den verschiedenen Ländern Europas sich zeigenden Variationen zu behandeln weiß. Vor allem ist der Gothik, unterstützt durch ungewöhnlich reiches Illustrationsmaterial, eine Würdigung geworden, welche die Bedeutung derselben in das hellste Licht rückt. Aus all den monumentalen Bauwerken jener Epoche leuchtet uns die volle Glaubenskraft des Mittelalters, Bürgerfleiß und Städtestolz in wahrhaft überwältigender Weise entgegen. — Wenn die Wiege der Gothik auch auf französischem Boden gestanden hat, so sind als die Eltern derselben doch die im fränkisch-germanischen Wesen wurzelnden Kunstideale anzusehen. Standen auch andere Ländergebiete durch geraume Zeit im Banne der Gothik, so vermochten dieselben nur selten

die wohlgeordnete Stileinheit und Schönheit zu erreichen, die fränkisch-germanisches Vermögen ihr aufzuprägen verstanden hat. In Spanien und Portugal erscheint die Gothik mehrfach bizarr und ruhelos; in England, ja in einigen Theilen Frankreichs bereits schwülstig und schwer. Ueberblicken wir das weite Gebiet gothischer Bauthätigkeit, so wird uns — ohne einer chauvinistischen Anwandlung zu verfallen — die freudige Genugthuung, sagen zu können: die herrlichsten, stilvollendetsten gothischen Dome stehen doch am deutschen Rhein!

Weil die Gothik in ihrem Grundwesen, in ihrer Höhentendenz zu sehr den Stimmungen der germanischen Welt angepaßt war, anderen Völkern, zunächst den Italienern, die sie meist nur im verflachenden Sinne zu gebrauchen wußten, nie zu vollem Verständnisse gelangte, konnte sie jene kosmopolitische Bedeutung nicht erringen, welche die nachfolgende Renaissance sich zu sichern vermochte. Auf diesen wichtigen Kunstabschnitt werden wir nach Abschluß der Kuhn'schen Kunstgeschichte näher einzugehen haben.

Dieselbe übersichtliche Klarheit, die Kuhn bei Vorführung der Architektur bethätigt, weiß er auch beim Ueberblick über Plastik und Malerei festzuhalten. Mit Interesse schauen wir unter seiner Führung die seltsamen plastischen Gebilde der Aegypter und Asiaten. Auch hier gilt, was schon von deren Baukunst gesagt worden ist: es ist zunächst antiquarisches und culturhistorisches Material. Wie von einem schweren Traume fühlen wir uns befreit, wenn wir aus dieser einerseits monotonen, anderseits bizarren Welt wieder die schönheitstrahlenden Gefilde der hellenischen Kunst gewahr werden. Freilich ist auch von den Aegineten bis zu den Parthenonsculpturen noch ein weiter Weg, aber es ist hier doch vom Anfange an der sichere Boden einer entwickelungsfähigen Kunst gegeben, einer Kunst, die auf ihren Höhen einen Schönheitszauber zu entfalten wußte, der allzeit Staunen und Bewunderung erregen wird. Auch Kuhn kann nur



erneut betonen, daß, „mögen wir, was die Gothik, die Renaissance und die Neuzeit geleistet haben, noch so hoch anschlagen, es nicht an das hinanreicht, was von griechischen Werken uns vorliegt, und was dies gegenüber dem Verlorenen uns ahnen läßt“.

Bei den Detailvorführungen der Gebilde hellenischer Plastik hätten wir gewünscht, daß die Bedeutung der Venus von Melos etwas mehr hervorgehoben wäre. Angesichts des sonst so reichlich gebotenen Illustrationsmaterials vermißt man doppelt ungern eine Abbildung dieses hoheitsvollen Götterbildes, das bei einer Gegenüberstellung mit der bekannten mediceischen Venus klar bekundet hätte, wie groß und edel der griechische Bildner den Typus einer Aphrodite Urania zu erfassen vermocht hat. Aus diesen und aus technischen Gründen will es uns daher auch nicht recht angezeigt erscheinen, die Venus von Melos bei der sogenannten Nachblüthe der hellenischen Plastik eingereiht zu finden. Höchst löblich ist es, daß Kuhn die neueren Ausgrabungen und Forschungen stets genau berücksichtigt und daher auch sehr eingehend über die berühmten pergamenischen Sculpturen sowie über die interessanten Sarkophage von Sidon — darunter der sogenannte Alexandersarkophag — zu berichten weiß. Seine gediegene Besprechung der römischen Plastik von Augustus bis Hadrian,[1]) besonders der Hinweis auf das allmählige Erlahmen der antiken Sculptur berührt uns wie der herbstliche Gang zu einer Gräberstätte. Merkwürdigerweise bilden denn auch Sarkophage das ernste Bindeglied, das von der absterbenden antiken Plastik zur bescheiden und langsam sich entwickelnden christlichen Sculptur hinüberführt. Am Sarkophage des Junius Bassus sprießen die ersten schüchternen Knospen einer neuen Plastik. Die

1) Daß das bekannte bronzene Reiterstandbild am römischen Kapitol als jenes des Kaisers Hadrian bezeichnet wird (II, 264), dürfte wohl nur auf einem Versehen beruhen.

Auferstehung, welche die christliche Kunst aus Särgen und Katakombengrüften feierte, ließ durch Jahrhunderte hin niemals den strengen Ernst ihres Ursprunges vergessen. — P. Kuhn gibt zu, daß beim Siege des Christenthumes unter den bildenden Künsten zunächst die Plastik am wenigsten positiven Gewinn gezogen habe. Diese Thatsache macht sich denn auch bis gegen das 10. Jahrhundert hin sehr bemerkbar. Eine eigentlich monumentale Plastik gestaltete sich erst wieder durch die Einflüsse, welche nach der Völkerwanderung, bei neuen Staatenbildungen, von germanischen Elementen ausgeübt wurden.

Die mancherlei Faktoren, welche diese Neugestaltung der Kunst bedingten, weiß Kuhn treffend zu würdigen; seine Darlegungen über die Entwickelung des romanischen Stiles gehören zum Besten, was wir je über dieses Thema zu lesen erhielten. In den plastischen Werken der romanischen Kirchengebäude findet und sammelt sich alles, was das Denken und Sinnen der damaligen Menschheit erfüllte, denn „die Stoffgebiete werden noch nicht kritisch gesondert, weil alles im Lichte der Religion geschaut wird“. Darin liegt eben zum großen Theil der eigenartige Reiz, der geheimnißvolle Zauber begründet, der die plastischen Bildungen, vor allem an den Kirchenportalen, umhüllt. Weil überdies die Bildhauer jener Zeit vielfach noch den um die romanische Kunst so hochverdienten Klöstern entstammten, so erklären sich nicht minder die vielen schönen symbolischen Beziehungen, sowie auch manche „geistreiche und gelehrte Spielereien“, welche in der romanischen Sculptur, mögen die Formen vielfach noch hilflos und unfertig sich erweisen, so anregend uns entgegentreten.

Daß vor allem die deutschen Volksstämme um Ausgestaltung der romanischen Plastik die größten Verdienste sich erworben haben, bezeugen genugsam die vielen ansehnlichen Werke, die uns heute noch vorliegen. Die sogenannte goldene Pforte an der Marienkirche zu Freiberg im Erz-



gebirge ist wohl als der vollendetste und herrlichste Ausdruck dieses rührigen deutschen Kunststrebens anzusehen. Auch Frankreich zählt in seinen vielen alten Kirchen und Domen manch' hervorragendes Werk; hingegen dünkt uns in Spanien am Hauptportale von Santiago de Compostela die romanische Plastik jedem rhythmischen Verhältniß ausgewichen, förmlich aus Rand und Band gekommen zu sein.

Wenn in der gothischen Stilperiode plastische Werke auch in immenser Fülle geschaffen worden sind, so hat dennoch der aus der romanischen Kunst übernommene christliche Ideen- und Bilderkreis eine eigentliche Erweiterung nicht gefunden. Beachtenswerth ist in der Gothik die den Mariendarstellungen reichlich zugewendete Aufmerksamkeit, so daß Kuhn mit Recht sagen kann: mehr als jede andere Darstellung ist die Mutter Gottes mit dem himmlischen Kinde auf den Armen zum Sinnbild und Wahrzeichen der gothischen Plastik geworden. Innigkeit und Zartheit ist ja zunächst das Grundmotiv der Gestaltungen jener Zeit, und wiederum recht treffend sagt der Verfasser, daß die plastischen Vorführungen, zunächst jene der Frühgothik, oft „weniger belebt als tief beseelt" erscheinen. Welch' edler, hoher Gehalt eines Kunstwerkes! Und doch ist hier bei allem Lobe bereits die schwächere Seite der gothischen Plastik leise angedeutet. Kuhns wohlthuende Objektivität verhehlt auch weiterhin nicht, daß, weil die Kunst des Contrastes und Gegensatzes nicht entbehren könne, vielen gothischen Bildungen das Gegengewicht der Kraft und Energie, der Größe und Erhabenheit mangle, daß dort, wo in der Sculptur conträre Elemente, das Böse (z. B. im Judas und in den gefallenen Engeln) zu schildern sei, diese Schilderung häufig in Karikatur, „in's Groteske und Fratzenhafte" verfalle. Wir verschweigen diese Gebrechen der gothischen Plastik hier deßhalb nicht, weil es bei vielen katholischen Kunstgelehrten und Kunstfreunden Sitte geworden, auch nicht den geringsten Tadel an gothischen Gebilden gelten zu lassen. Man ist



vielfach schon soweit gegangen, selbst die unbedeutendsten und mißlungensten Erzeugnisse der gothischen Sculptur als unantastbare Kleinode der christlich-germanischen Cultur hinzustellen. Wo solche Sentimentalitäten sich vordrängen, da kann von strengem Erfassen der Kunst keine Rede sein. Die Verdienste und Vorzüge der Gothik sind zu groß, um so kleinlichen Schutz nöthig zu haben. Bei solch' einseitigem, völlig unklarem Cult, wie er nicht selten auch bei modernen Kirchenrestaurationen sich bemerkbar macht, hätte die Gothik wohl Ursache, mittelst eines bekannten Spruches höheren Schutz gegen derartige Freunde anzurufen.

Noch erübrigt uns ein Blick auf die Geschichte der Malerei.

Im 16. und 17. Jahrhundert war es vielfach üblich, jedem geschätzten Maler die Phrase auf's Grab zu schreiben, er sei ein zweiter Apelles gewesen. In Wirklichkeit kannte man — von den sehr anekdotenhaften Erzählungen alter Schriftsteller abgesehen — nur höchst wenig von dem genannten hellenischen Künstler. Auch heute ist unsere Kenntniß über diesen Meister und seine zeitgenössischen Collegen nicht viel größer geworden, daher auch Kuhn sich nur auf die bisher üblichen Mittheilungen beschränkt sieht. Bei dem Mangel jedweden Originalwerkes der griechischen Malerei ist allerdings für Combinationen, die aber nicht immer vor Fehlschlüssen gefeit sein dürften, ein übergroßer Spielraum gelassen. Daß die frühe griechische Malerei über eine Silhouettengebung nicht weit hinausgriff, kann wohl am wenigsten bezweifelt werden; erst die spätere Zeit dürfte den der Malerei nöthigen Realismus etwas mehr beachtet haben. Die alten Römer boten zumeist nur reich- und wohlentwickelte Dekorationen, eine Ziermalerei, die ihre gefälligen Ranken auch an den dunklen Wölbungen der christlichen Katakomben entfaltete, um dort durch neue figürliche Einschaltungen und Erweiterungen jene Verwandlung



durchzumachen, in der sie dann unter Constantin als christliche Malerei zu Tage treten konnte. Es ist gewiß kein Fehlspruch, wenn vielfach gesagt wird, daß die Malerei als die Lieblingskunst des Christenthumes anzusehen sei. Die geschmeidigen Mittel dieser Kunst, um in pädagogischer Hinsicht ersprießliche Dienste zu thun, die große Befähigung, dem Gemüths- und Seelenleben der Menschen enge sich anzupassen, mußten ihr im christlichen Zeitalter einen Ehrenplatz einräumen, den sie außerhalb der christlichen Cultur wohl nie hätte erringen können. Es gibt daher für den Kunsthistoriker, der auf dem Boden der Kirche steht, keine dankbarere Aufgabe, als die Geschichte der christlichen Malerei vorzuführen.

Wenn die Bilder der Katakomben in ihrer jugendlichen Unbefangenheit und schlichten Anspruchslosigkeit die erste Etappe der christlichen Malerei bilden, so zeigen die Gestaltungen der zweiten Periode, der nachkonstantinischen Mosaikmalerei, eine völlig andere Physiognomie. Gewaltiger Ernst, eine hochfeierliche Würde ist die Signatur all der monumental gearteten musivischen Darstellungen, wie sie besonders in den alten Kirchen Roms und Ravennas sich zeigen. Man muß vor solchen Werken länger gestanden sein, um die volle Macht ihres Eindruckes, den weihevollen, unvergeßlichen Zauber, den sie ausstrahlen, ganz in sich aufnehmen zu können. P. Kuhn behandelt die Werke dieser interessanten Periode in sehr gediegener Weise, dennoch wäre uns vor dem einen oder anderen dieser musivischen Frühwerke ein längeres Verweilen erwünscht gewesen, und ganz besonders hätten wir die unvergleichliche Wirkung, welche die grandiosen Prozessions-Friese heiliger Männer und Frauen in S. Apollinare nuovo in Ravenna in der Seele des Beschauers hervorrufen, etwas schärfer betont gesehen. Wie Gestaltungen aus einer anderen, übermenschlichen Welt dünken uns diese aus Stein gemalten Figuren, die als die berufensten Bewohner und Hüter eines christlichen Heiligthumes erscheinen, die durch ihr hoheitsvolles Wesen den Tribut tiefster



Ehrfurcht für das im Tabernakel thronende höchste Geheimniß auch in profanen Naturen förmlich zu erzwingen wissen.

Leider dauerte die Blüthezeit dieser gewaltigen Steinmalerei nicht lange. In den Wirren der Völkerwanderung fiel die Kunstthätigkeit fast ausschließlich den Byzantinern zu, die allerdings mit großer Treue die ererbten christlichen Typen bewahrten, aber jeder Entwicklung, jeder weiteren berechtigten Ausbildung der Malerei abhold sich zeigten. Die Vorführung der byzantinischen Malerei findet eine meisterhafte, geistreiche Behandlung. Wenn auch die Gebrechen dieses byzantinischen Kunstzweiges, die vor allem durch die äußere Prunkliebe und das steife Ceremoniell des oströmischen Kaiserhofes bedingt waren, nicht geringe sind, so wird die gründliche Würdigung, welche Kuhn's Kunstgeschichte der besagten Malerei angedeihen läßt, dennoch manchen Leser in Zukunft weniger wegwerfend über dieselbe urtheilen lassen, als es vielleicht bisher der Fall gewesen sein mag. „Es muß in der byzantinischen Auffassung etwas unumstößlich Richtiges liegen, und es müssen diese Typen einen Gehalt an tiefster, zwingender Wahrheit besitzen, denn es ist eben unmöglich, sie für etwas anderes zu halten als sie sind — religiöse Bilder, Darstellungen des Heiligen und Uebernatürlichen."

In das schematische Gefüge, mit dem Byzanz die Kunst umsponnen hatte, brachte der jugendfrische, naive Germanismus wieder mehr Bewegung und regeres Leben. Freilich sind diese Bewegungen zunächst noch eckig und ungeschlacht, und das junge Kunstleben vorerst nur ein unsicheres Tasten, den Gestaltungen der Natur und den mannigfachen Erscheinungsformen in der Menschenwelt neue Züge abzulauschen. Die trefflichen Abschnitte, welche Kuhn den altchristlichen Buchmalereien, diesen kleinodischen Ergänzungen der monumentalen Mosaikkunst widmet, gestatten besonders im karolingischen Zeitalter einen anziehenden Einblick in das emsige Streben, jede Buchschrift mittelst sinniger Illustrationen — Miniaturen —



zu erläutern. Es ist charakteristisch, daß vor allem in dem späterhin die geistige und politische Führung innehabenden Deutschland die romanische Malerei zunächst aus Büchern, welche fleißige Mönche herstellten, ihre Auferstehung nahm. Die schließlich über weite Kirchenwände sich erstreckenden Bilderreihen hielten getreulich an ihrem Ursprunge fest, indem einzig didaktische Zwecke ihr Entstehen bedingten. Von Kunst im strengen Sinne kann bei den Malereien der romanischen Periode nicht die Rede sein. Da die Kenntniß der Buchschrift weiten Volkskreisen verschlossen blieb, so war eben die Bilderschrift gegeben, die auch dem Aermsten und Ungebildetsten verständlich gemacht werden konnte.

Ausführlich macht uns Kuhn mit den aus jener Zeit erhaltenen Gemälderesten bekannt. Von den in die Karolingerjahre hinaufreichenden Wandmalereien auf der Insel Reichenau und den sich anreihenden Bilderresten in rheinischen und schwäbischen Landen[1]) bis zu den hervorragenderen Gemälden zu Gurk, Braunschweig und Hildesheim werden wir an kundiger Hand geführt, aber überall machen wir die Wahrnehmung, daß die romanische Malerei, als Kunstform betrachtet, noch tief in den Kinderschuhen stecke. Dennoch kann der culturgeschichtliche Werth all' dieser primitiven Erzeugnisse des Pinsels nicht leicht überschätzt werden. Unter gewissen Gesichtspunkten darf hin und wieder sogar von ästhetischen Eigenschaften gesprochen werden. „Ueber den Mangel sehr vieler romanischer Malereien aber täuschen die begeistertsten Lobeserhebungen nicht hinweg."

Das Streben, künstlerischen Anforderungen mehr gerecht zu werden, tritt in der Malerei der Gothik ganz anders hervor, als in der vorausgegangenen Periode. Der Entwicklungsgang zeigt sich schon deutlich an den Miniaturen,

1) Ueber die aus dem elften Jahrhundert stammenden Freskenreste in Burgfelden (Württemberg) siehe Dr. Kepplers Art. in Histor.-polit. Blättern, Bd. 119, S. 496 ff.

vor allem aber in der Behandlung des bisher ziemlich zurückgestandenen Tafelbildes, dieses für künstlerische Durchbildung besonders geeigneten Mittelgliedes zwischen der zierlichen Buchmalerei und den monumentalen Wandbildern. Für letztere schrumpfte in der deutschen Gothik allerdings der bisher verfügbare Raum sehr zusammen, um dafür dem Glasgemälde größere Entfaltung zu bieten. Hingegen erstand der Tafelmalerei, indem sie die vordem gemäldearmen Altäre zu schmücken und zu förmlichen Bilderbüchern auszugestalten hatte, ein Schaffensfeld, das aus mehrfachen Gründen die Maler veranlassen mußte, nur ihr Bestes darzureichen. Die Zartheit und Innigkeit des religiösen Empfindens erhielt in der Malerei eine bisher ungeahnte Bekundung, und wir dürfen sagen, daß wohl in keiner Kunstperiode so viel Lieb' und Glaube in künstlerische Form hinübergeflossen ist, als in den Tagen der Gothik. Das Zeitalter der großen Mystiker, der geläuterte, zur wahren Gottesminne entfachte Sang frommer, edler Seelen reflektirt in Hunderten von gothischen Malerwerken. Zu dem kömmt als höchst anziehendes neues Moment die in der Malerei leise sich entfaltende Individualität der Schaffenden, vielfach dadurch bedingt, daß die Kunstübung nun aus der Klosterzelle in die bürgerliche Werkstätte hinübertrat.

Freilich haften auch der Malerei noch jene Schwächen an, die an der gothischen Plastik bereits betont wurden. Das Fehlen der ästhetischen Contraste, der eigenartige Drang, die Gestaltungen immer mehr zu idealisiren, hätte bei längerem Anhalten für die Malerei wohl ähnliche Zustände gebracht, wie sie Byzanz einst gezeitigt. Daß es nicht so kam, besorgte die mehr nach Realismus ringende künstlerische Bethätigung des 15. Jahrhunderts. Das Wirken der Brüder van Eyck, welches P. Kuhn als einen „Riesenschritt“ von Altem zu Neuem erklärt, bezeichnet in der Kunstentwickelung nördlich der Alpen einen Höhepunkt, den wir mit staunender Bewunderung betrachten. Der im Genter Altar gezeigte



Idealrealismus konnte in seiner Großartigkeit allerdings von den van Eyck'schen Nachfolgern nicht völlig festgehalten werden. Bei aller Verehrung für die vielen braven niederländischen und deutschen Meister sieht sich Kuhn veranlaßt, auf den großen Gegensatz hinzuweisen, der in der Malerei diesseits und jenseits der Alpen scharf hervortritt: „Bei den Italienern liegt ein großer Zug auch im Kleinen; der Deutsche versenkt sich am liebsten in's Kleine und Kleinste und läßt auch das relativ Große durch die miniaturartige Behandlung klein erscheinen."

Die Betrachtung der an den Namen Giotto anknüpfenden Entfaltung der italienischen Malerei wird dem Verfasser der „Kunstgeschichte" hinlänglich Anlaß bieten, die Wahrheit des obigen Ausspruches zu erläutern und zu bekräftigen.

Mit steigendem Interesse sind wir P. Kuhn's bisherigen Ausführungen gefolgt und wir sehen seiner weiteren Führung durch die Kunstgeschichte, dieser entzückend schönen via triumphalis menschlicher Schaffensfreude, mit berechtigter Zuversicht entgegen. Wenn, wie es hier der Fall, das kunsthistorische Wissen mit so scharfsinnigem, gerechtem Urtheile sich paart, kann über den hohen Werth des Dargebotenen kein Zweifel sich erheben. — Glück auf, zur baldigen Vollendung des imposanten, verdienstlichen Unternehmens!

München. Max Fürst.



IV.

Dinant vornehmlich als einstige Hansastadt.[1]

Die Stadt Dinant liegt im neckend wechselvollen, zierlichen, kohlenkalkfelsigen Maasthale der wallonischen Ardennen belgischen Antheils, südwärts von Namen (Namur).[2])

1) Literatur: Siderius, Dinant et ses environs. Dinant 1859. — Borgnet, Cartulaire de la commune de Bouvignes. 2 vol. Namur 1862. — Pinchart, Histoire de la dinanterie et de la sculpture de métal en Belgique, im Bulletin des commissions royales d'art et d'archéologie. Bruxelles 1874—75. — Rodenbach, Const., Dinant-Pittoresque. Guide de l'excursionniste. Dinant 1879. – Marmol, Dinant. Art, histoire et généalogie. Dinant 1888. — Remacle, Notices biographiques Dinant 1888. — Pirenne, Histoire de la constitution de la ville de Dinant au moyen âge. Gand 1889. — Bormans-Lahaye, Cartulaire de la commune de Dinant. 4 vol. (1060—1620). Namur 1880—91. — Demarteau, Liége et les principautés ecclésiastiques de l'Allemagne occidentale im Bulletin de l'Institut archéologique liégeois. Liége 1899. — Marmol, La tannerie à Dinant. Dinant 1898. (Sonderabdruck aus den Annales de la société archéologique de Namur 1898; vgl. die Zeitung L'Union. Dinant 1898, Nr. 4 vom 23. Januar). — Selbstredend gehört erläuterungsweise hierhin ein Theil der reichen deutschen Hansaliteratur, und eine ähnlich angewachsene Schriftenmenge über das Dinant in sich begreifende alte Fürstbisthum Lüttich. Es seien zur weiteren Orientation nur einige Namen Lütticher Historiker genannt: Fisen, Bouille, Daris und Kurth. Vgl. noch Ch. de Linas, L'art et l'Industrie d'autrefois dans les régions de la Meuse.

2) Feller, Itinéraire II² 172: „L'aspect continuel des rochers... a fait dire à un plaisant que les Dinantais avaient



Sie zählt gegen 8000 Einwohner, welche wohl in großer Mehrzahl nachgerühmte Eigenschaften besitzen. Als Hauptgebäude strebt die stattliche, ein fröhliches Glockenspiel bergende Liebfrauenkirche vor einer hochragenden, altwehrhaften Felszinne aufwärts: eine ehrwürdige, vielleicht schon seit dem ersten Ardennenapostel St. Maternus dem Gottesdienste geweihte Stätte.

Dinant hat einen Namen als freundlicher Aufenthalt für Fremde. Von dort aus werden urgeschichtlich oder sonst merkwürdige Kalkgebirgshöhlen viel besucht.

Der sich im Gewerbfleiß hervorthuende flotte Handel mit geschmackvollst verzierten Honigkuchen (couques de Dinant) nützte anfänglich die Schönheitsformen aus, welche ein früherer Gewerbfleiß als Andenken an seine große Leistungsfähigkeit hinterlassen hatte.

Gemeint ist die Dinanterie (Dinanderie)[1]. Man versteht darunter künstlerische Gegenstände, besonders Geräthe oder Geschirre, aus Kupfer, Messing und dgl., welche hauptsächlich im Mittelalter in Dinant oder sonst durch Dinanter bezw. deren Schulen oder Nachahmer hergestellt wurden.

Die Dinanter Kupferschläger[2]) verfertigten die gewöhn-

---

des vues solides". Macquoid, In the Ardennes. London 1881, S. 17: „Dinant.. a lovely sight it is". The Belgian News 1896, in einer Dinant betreffenden Anzeige: „.. beautifully situated on the banks of the Meuse, in the centre of the Ardennes district". (Vgl. über den Ardennen-Bereich meine Abhandlung in Natur und Offenbarung. Münster i. W. 1897). Einzelne Schriftsteller sagen: Dinant la jolie oder la fée de la Meuse. Das bedeutende bischöfliche Gymnasium in Dinant, an welchem auch die christlich-altsprachliche Klassikerlektüre in Achtung steht, heißt mit Recht Collège de Bellevue.

1) Erstere Form ist wohl richtiger, so schreibt auch Pinchart, letztere gewöhnlicher. Consequenz hilft wenig gegenüber dem usus est tyrannus.

2) Copères von koper, copper — Kupfer, flamändisch coperslagers.



lichen verschiedenartigsten Hausgeräthe wie Kochkessel, Pfannen, Töpfe, Schüsseln, Wannen, Becher, Gießkannen, Vasen, Lichtputzscheeren u. s. w. bis zu den feinsten Palast-Schmucksachen.

Eine andere Art ihrer Arbeiten diente religösen Zwecken, nämlich Chorpulte, wie denn noch ein solches zu Notre Dame in Dinant selbst zu sehen ist, Kron- und Arm-Leuchter, Weihwasserkessel, Tabernakel, Taufbecken, Reliquienschreine, Kruzifixe, Standbildchen, Grabverzierungen und dgl. mehr.

Außer der engern Heimatsstätte der Dinanterie erwähnt man besonders noch drei glanzvolle Schöpfungen Dinanter Meister. Es waren das die Werkstätten von Doornik, Brüssel und Middelburg. Ihre Höhezeit reicht vom 14. in's 18. Jahrhundert. Der Brüsseler Schule gehört der vielbewunderte Osterleuchter der Kirche zu St. Leonard in Léau an, ein Werk van Thienen's, um 1483. Die Gießerei zu Middelburg fand ihre Einrichtung 1467 durch Dinanter Flüchtlinge, unter Leitung des Gießermeisters Petrus Bladelin.

Den Anfängen und der Herkunft des Dinanter Gewerbfleißes stehen wir ohne ganz kritische Rüstung gegenüber. Eine städtische Ueberlieferung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts läßt Handelsvorrechte mit der Hauptstadt des Rheinlandes auf die Zeit Karls des Großen zurückgreifen. Pinchart mißtraute der Angabe. Nach ihm verdankte Dinant wohl die Einweihung in seinen ehemaligen Haupterwerbszweig den Deutschen, die einen Bernward von Hildesheim den ihrigen nannten. Auch spricht ein italienischer Dichter des 11. Jahrhunderts begeistert von den messingenen Gefäßen, welche in Deutschland hergestellt und nach der appenninischen Halbinsel ausgeführt wurden. Da Karl der Große auf deutschem Boden seinen Lieblingsaufenthalt wählte, so mag die obige Ueberlieferung von der wahrscheinlichen Erinnerung an ältere deutsche Lehrmeister ausgegangen sein. Jedenfalls treffen wir die ältesten Grundlagen der Dinanter Industrie



und den ältesten von dort unternommenen Großhandel auf deutschem Gebiete an.

In gedrängter Vorübersicht der Gesammtentwicklung nahm der Gewerbfleiß Dinant's seit dem Uebergang der Stadt (um 1000) an das dem altdeutschen Reiche eingegliederte Fürstbistum Lüttich allmählich einen Aufschwung, der zum Anschluß an die Hansa führte. Dem entsprechend blieben die Beziehungen der Wallonenstadt zur germanischen Welt enge. Die Glanzzeit der Dinanterie verbindet das 12. mit dem 17. Jahrhundert und erlitt durch kriegsknechtische Roheiten eine zweimalige Unterbrechung. Vom 17. bis zum 18. Jahrhundert erfolgte der Verfall der nach Dinant benannten Industrie, um schließlich die Stadt zu verlassen und neuern Erwerbszweigen das Feld zu räumen.

Gegen 1060 ehrten bereits sechs Gotteshäuser Dinant[1]) und 1080 unterstützten die Benediktiner von Waulsort-Hastière den Bau der ersten dortigen Steinbrücke über die Maas, nachdem sie seit 944 ein Schiff hatten verkehren lassen.

Am 4. Dezember 1103 regelte Erzbischof Friedrich I. von Köln, auf persönliche Vorstellung des Bischofs Albert von Lüttich, die Zölle für Waaren aus dem Lütticher Lande. Unter den urkundlichen „Kaufleuten aus Lüttich" waren jene des Landes überhaupt gedacht, indem die Dinanter sich fast sieben Jahrzehnte später mit Erfolg auf das Schriftstück beriefen. Dem Dokumente zufolge könnte der Handel Dinant's mit den Kölnern in das Ende der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts zurückgehen. Die Lütticher brachten Zinn, Wolle, Speck, Tuch u. s. w. nach Köln; von dort reisten sie nach Sachsen oder Dortmund („Tremogne"), um mit Kupfer oder andern Gegenständen zurückzukehren.

Im Juni 1104 unterhandelten Dinanter neben andern Städtern aus der Ardennen-Maasgegend (Huy, Lüttich,

1) Die angesehensten Geistlichen waren Kanoniker, welche vom 10.—13. Jahrhundert nach der Aachener Regel lebten.



Namen) mit Heinrich IV. zu Köln betreffs der Zölle in Koblenz. Die Handelsleute aus Dinant sollten einen bronzenen Kessel, zwei Schüsseln (offenbar aus Metall) und Wein entrichten.

Als sich 1171 Kaufleute aus Dinant darüber beschwerten, daß Unterbeamte übertriebene Zölle in Köln erhoben, erkannte der Kölner Magistrat unter Erzbischof Philipp die Begründung der Einsprache an. Eine schon „so alte" Rechtskraft wurde erneuert. Die Dinanter erscheinen als Händler mit Kupfer und anderen Waaren. Handelsgeographisch ersehen wir, daß sie jenseits (rechts) des Rheines Kupfer kauften.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts bedeckte sich Lambert Patras als Dinanter Kupfer-Ciseleur mit Ruhm. Er stellte 1112 ein Taufbecken für St. Bartholomäus in Lüttich her, auf Ersuchen Helin's, der als Sohn des Herzogs von Schwaben zum Domherrn an St. Lambert und zum Abt von Notre Dame in Lüttich aufgerückt war. Es gehört dieses Werk der alten Dinanter Kunstschule zu jenen, welche der Wuth der Revolutionsvandalen des 18. Jahrhunderts wenigstens theilweise entgingen. Das Taufbecken ruft die Bewunderung der Kunstfreunde hervor. Sein Standort war zuerst in der Kirche Notre-Dame-aux-Fonds, so benannt, weil sie das Vorrecht eines Taufkessels hatte, dessen die anstoßende Kathedrale St. Lambert entbehrte. Der Bischof von Lüttich überwies den von Revolutionsstrolchen 1793 seines Deckels beraubten Taufbehälter 1803 der Bartholomäuspfarrei als Geschenk. Der Deckel, gleichsam die Krönung eines Dinanterie-Kunstwerkes von europäischem Rufe, erstrahlte in Hochreliefwerk, welches das Neue Gesetz in seiner flüchtigen Anschauung durch die Propheten und in seiner Verkündigung durch die Apostel verherrlichte.

Andere echte Werke Dinanter Meister des 12. Jahrhunderts sind: das Taufbecken der St. Germanuskirche zu Dendermonde, von 1149, ferner ein kupferner Leuchter zu Postel vom Ende des Jahrhunderts.



Blicken wir in's 13. Säkulum. Es dürfte damals die Bedeutung Dinant's der Pracht entsprochen haben, mit welcher nach 1227 die einfache romanische durch eine gothische Hauptkirche ersetzt wurde.[1]) Im Jahre 1203 bestätigt Erzbischof Adolf von Köln den Dinanter Kaufleuten, die mit der mächtigen rheinischen Handelsstadt Beziehungen unterhielten, „seit den Zeiten König Karl's" bestehende Rechte und setzt die Zölle für Kupfer, Zinn, Blei u. s. w. fest. Es reisten die Dinanter damals auch nach Goslar und anderen rechtsrheinischen Orten und kehrten oft über Neuß nach Köln zurück. Die Großartigkeit des Handels ergibt sich wohl aus der Zahl und Vornehmheit von Zeugen der Urkunde. In demselben Sinne ist 1211 eine Urkunde des Kölner Erzbischofs Dietrich von Heinsberg zu Gunsten „unsrer lieben Bürger von Dinant" ausgestellt, ebenfalls unter Berufung auf ein Herkommen „seit den Zeiten des überaus ruhmreichen Kaisers Karl." Als 1252 Gräfin Margarete von Flandern-Hennegau auf Ersuchen der Kaufleute des Deutschen Reiches bezw. eines Abgesandten aus Lübeck einen Zolltarif für den Hafen von Damme bei Brügge aufstellte, war auch die Rede von den zu Dinant und sonst hergestellten Kupferwaaren. Drei Jahre später gab der erwählte Bischof von Lüttich, Heinrich von Geldern, der Kupferschläger-Gilde zu Dinant ein Reglement. Der Reichthum und die Macht der Stadt erreichte eine ansehnliche Höhe. Bedeutende Absatzgebiete für die Dinanterie bot nicht nur Frankreich, wo das Wort „Dynant" Bronzegießer bedeutete, sondern außer Deutschland auch Spanien, Italien und besonders England. Der Ruf der Dinanter Waaren erhob sich zu sprichwörtlichem Range.

Wie bereits im 13., so nahm Dinant namentlich im 14. Jahrhundert die Stelle der dritten Stadt des Fürst-

1) Neben der Pfarrkirche Notre-Dame gab es sieben Vikarien in der Stadt. Den entsprechenden Nebenkirchen oder Kapellen fügt Chapeaville 1601 noch 4 andere auf der linken Maasseite hinzu.

bistums Lüttich ein und konnte sich würdig der Hansa anreihen. Für die englischen bezw. hanseatischen Verhältnisse aus jener Zeit liegen noch mehrere Urkunden vor. 1329 bewilligte Eduard III. von England „allen Kaufleuten der Stadt Dinant in Deutschland" ein Privileg. 1343 hoben mehrere Dinanter bei einem Streite ihre Zugehörigkeit zum Deutschen Gildehause („gildehalla Theutonicorum") von London hervor. Es erneuerte der englische König 1359 den in London ansässigen Dinantern das Privileg von 1329, und dieselben beriefen sich 1369 anläßlich eines Rechtsstreites auf die früheren Verbriefungen. „Die bisher friedlichen und ruhigen Kaufleute aus Dinant, heißt es, haben als Bürger dieser Stadt bis jetzt in England die Privilegien und Freiheiten der hanseatischen Städte und Kaufleute genossen, so wie die andern Kaufleute der Hansa." In dem Maße, als die Engländer die Dinanderie besonders wertheten und bevorrechtete Arbeiter in der Maasstadt hatten, vereinigten sich die Dinanderiehändler zu einer „Englischen Gesellschaft", welche nach Art der Hansa-Mitglieder für Einfuhr und Verkauf Vergünstigungen besaß.

Im 14. Jahrhundert gab es in Dinant noch berühmte Ciselir-Meister, unter denen Joh. Joses bekannt ist, der 1372 das Adlerpult und den Osterleuchter von Notre-Dame in Tongern mit seinem Namen zeichnete. Doch begann seit dieser Zeitfolge das Ueberwiegen der bloßen Ornamentirung.

Im Zeitalter der letzten Herzoge von Burgund vor Karl dem Kühnen hatte der Gewerbfleiß großartigen Wohlstand, ungeheure Reichthümer in sein Gefolge gezogen. Der Chronist Duclercq berechnet den Werth der von den Kupfergießern benutzten Oefen (Metallformen) auf 100,000 rheinische Gulden. Damals, so fügt er hinzu, wurde Dinant für die handelskräftigste, reichste und stärkste Stadt diesseits der Berge angesehen. Philipp de Commines nennt Dinant eine auf ihre Größe bauende Stadt, sehr reich durch den Handel, welchen sie mit den als Dynanderie bezeichneten Kupfer-



arbeiten trieb. Der Reichthum erfloß damals größten Theils aus dem Handelsverkehr mit England und zwar, wie Dinanter Kaufleute auch in einer Urkunde von 1465 betonten, in Folge der Angliederung der Stadt an „die Hansa von Deutschland.“ Der Dinanderiebetrieb zählte 7000—8000 Arbeiter, während die Gesammtbevölkerung einschließlich der Vororte sich bis auf 30000 belief. Die Krämer und Großhändler „des ehrsamen Handwerks der Kupferschlägerei“ bewohnten ein besonderes Stadtviertel. Indem sie im Stadtmagistrat ihre Stelle zwischen dem Patriciat-Bürgerthum und den 9 kleinen, demokratischen Handwerksständen behaupteten, bildeten sie „die große Gilde“ und beherrschten zuweilen mißbräuchlich die beiden andern Klassen.

Von den Dinanteriewerken des 15. Jahrhunderts ist das Chorpult mit geflügelten Löwen zu Ardennes und eine kleine Marienstatue in Hal bei Brüssel hervorzuheben.

Dinant sollte die Höhe seines Außenglanzes erreicht haben. Seit 1321 hatte ein besonders gegen das benachbarte Bouvignes erbauter Festungsthurm Montorgueil lange eine Rolle gespielt. Wohl etwas überfreiheitlicher Stolz und leichtfertige Schwatzhaftigkeit bei vielen Bewohnern ging einer furchtbaren Katastrophe vorher, indem die Stadt 1466 durch gereizte Burgunder einer barbarischen Zerstörung, mit Ausnahme des Hauptheiles der Prachtkirche, verfiel. Die Kunstschmiede wurden nach verschiedenen Gegenden verschlagen. Namen zog eine Anzahl herüber, andere wanderten ostwärts auf rein deutsches Gebiet aus. Die nach Huy Geflüchteten („Koplüde van Dynant“) erhielten 1471 seitens der deutschen Hansa die Ermächtigung, sich in England der Hansaprivilegien zu bedienen. Die ausländischen Kaufleute versorgten sich nach dem Untergange Dinant's vornehmlich im rheinischen und sonstigen Deutschland mit Waaren.

Freilich fehlte es nicht an muthigen Anstrengungen, die einst so glanzvolle Stadt aus dem Schutte und der Plünderung wieder jugendfrisch erstehen zu lassen. Man arbeitete wie



rastlos für dieses Ziel. Bereits 1472—1482 (1500) beseitigten die zurückgekehrten, getrennt lebenden Kanoniker die Schäden der Hauptkirche, und es erhoben sich gleichzeitig wieder Kapellen, Hospitäler, Schulen und Klöster. 1477 ordnete der Lütticher Bischof Ludwig von Bourbon einen dreitägigen Freimarkt in Dinant an; 1478 bestätigte er den heimgekehrten Kupfergießern die 1411 vom Bischof Johann von Bayern bewilligten Privilegien. Wie Erzherzog Max von Oesterreich 1479 den Wiederaufbau der Stadt förderte, so erließ der Lütticher Magistrat 1480 einen Aufruf an das ganze Fürstenthum, Dinant möglichste Hülfe bei seiner Neugründung zu steuen. Im Jahre 1485 setzten sich die Dinanter Kaufleute brieflich mit Lübeck in Verbindung behufs einer Entschädigung für ihr treues Festhalten an den Hansa-Statuten in England. Drei Jahre später bezeichnet der Stadtrath von Dinant einen dortigen Bürger als „Kaufmann der Hansa von Deutschland", der seine Waaren nach London schicken wollte. 1490 wurden die Statuten der Schuhhändler und Gerber vom Stadtrath genehmigt. Die Kupfer-Industriellen verfügten im 15. Jahrhundert über eine Galmeimühle, eine Raffinerie mit Handmühle, eine Walkerei und eine Fischerei. Die Genossenschaft besaß eine dem hl. Lambert geweihte Kapelle, ein Hospital und eigene Armenpflege. Wenn oben auf Schattenseiten von Dinantern zur Zeit der städtischen Hochblüthe hingewiesen wurde, so gewinnt man andererseits während des Hansazeitalters vorherrschend den Eindruck, daß der Lütticher Fürstbischof Georg von Groesbeck mit Recht 1566 den Dinantern „das löbliche Beispiel ihrer frommen Vorfahren" in ermuthigende Erinnerung rufen konnte. Auch die Wohlthätigkeitsbestrebungen der mittelalterlichen katholischen Vorzeit hatten nicht allein im Stillen gewirkt, sondern auch glänzende Verkörperung auf Dinanter Boden angenommen.

Im Jahre 1522 gab Kaiser Karl V., auf Ersuchen des Bischofs von Lüttich und der Herzogin von Burgund, den



Kupferwaarenhändlern von Dinant Vollmacht, in Lothringen wie in allen nicht mit ihm Krieg führenden Ländern Handel zu treiben. Unter Kriegvorwand hinderte man nämlich die Kaufleute am Handel in den luxemburgischen Ardennen, um die Entvölkerung der Stadt zu verhüten, die hauptsächlich in der Kupferschlägerei ihren Bestand finde. 1544 ersuchte die Stadt den Lütticher Fürstbischof Georg von Oesterreich, sich beim Könige von England für die Aufrechterhaltung der Hansa-Privilegien zu verwenden. Vier Jahre hiernach baten die Dinanter wiederholt den Kaiser, sich ihrer Freibriefe in Lille, Namen und sonst anzunehmen.

Als die Stürme einer französischen Plünderungs-Invasion 1554 vorübergerauscht waren, stellte Georg von Oesterreich den Dinanter Kupfer-Geschäftsleuten ihre alten, abhanden gekommenen Privilegien wieder her.

Nachdem sich Aachen 1557 im Vertrauen auf die Freundschaft mit Dinant um die Forterhaltung alter Handelsvorrechte daselbst verwandt hatte, erging 1569 ein ähnliches Schriftstück von den Behörden Dinant's an die Verwaltungsherren von Aachen. Die Dinanter berufen sich auf das Bündniß und die Freundschaft, welche die beiden Reichsstädte umschlinge; die guten alten Satzungen, welche seit Urzeiten für beide Städte gegolten und von selbigen beobachtet worden seien, möchten so weiter bestehen.[1])

Um 1600 richtete Dinant an den Fürstbischof Ernst von Bayern das Gesuch, die städtischen Kupferarbeiter, welche ihre Werkstätten in's Ausland verlegt hatten, unter Strafandrohung zurückzurufen; denn auf deren Gewerbfleiß habe immer die Bedeutung der Stadt beruht — deshalb auch der Besuch letzterer durch fremde Kaufleute und „Dinanderie“ bei den Franzosen — während sie anderfalls veröde.

Unter dem 3. November 1618 bat die Stadt Dinant

1) Die in Dinant nicht mehr vorhandene, höchst wahrscheinlich günstig gehaltene Antwort Aachens fand ich auch nicht mehr im Archiv letzterer Stadt.



den Magistrat der Reichsstadt Aachen, jene Rechte für ihre Kupferwaaren anzuerkennen, welche von den Hansa-Privilegien herstammten. Die Dinanter Handelsleute in Aachen möchten von der Steuer befreit werden, die ihren Kupferwaaren auferlegt werde, nach Maßgabe der Ausschließung gegenseitiger Zollbelastung durch die Privilegien und alten Satzungen des heiligen Reichs. Die Aachener Kaufleute hätten diese Wohlthat im Lütticher Lande besessen und genössen sie jetzt noch. Es müsse gegenseitig so gehalten werden, entsprechend der Billigkeit, Gerechtigkeit und guten Nachbarschaft. Die Berathung über den Beschluß des Aachener Magistrats sei bis zur Versammlung des großen Raths in einigen Tagen verschoben worden. Es möchten die Aachener Herren erwägen, daß außer dem Allgemein-Privileg des Reichs jenes der „Hans-Steten", in deren Zahl die Stadt Dinant einbegriffen sei, sie mit gegenseitiger Schadloshaltung begünstige. Es scheine, daß Nachbarn nicht zu gelegentlich nothwendigen Sondersteuern verpflichtet werden könnten. Die seit so langer Zeit betriebene Bewerbung möchte in Erwägung gezogen werden, um eine gegenseitig günstige Entscheidung zu erlangen, und wenn die Aachener Herren Wechselseitigkeit für geeignet fänden, so sollten sie über ihre gewogenen Diener, die Bürgermeister der Stadt Dinant, verfügen.

Eine Antwort bietet weder der letzte, bis 1620 reichende Band des Dinanter Urkundenbuches, noch auch konnte ich eine solche im Aachener Stadtarchiv erheben. Wahrscheinlich lautete sie befriedigend für beide Interessegruppen. Jeden Falls dauerten freundschaftliche Geschäftsbeziehungen fort, indem um 1620 zu Dinant die vor dem Aachener Rathhause Wacht haltende Brunnenfigur bezw. Kaiser Karls-Statue gegossen wurde. Bei der großen Zahl von Besuchern der in mancher Hinsicht so interessanten und sympathischen alten Krönungsstadt des Deutschen Reiches am Nordsaume der Ardennen, nicht zum mindesten angesichts der nach ein paar Jahren sich wiederholenden Aachenfahrt, dürfte eine ältere



und neuere Beschreibung jenes Denkmals Manchem willkommen sein.[1]) J. Noppius, Aacher Chronik (Ausgabe von 1632), Buch I, S. 104 berichtet über die Brunnenanlage: „Dit kupffere Schal hat Meister Frantz von Trier sampt noch einem andern darzu assumirten Meister gegossen Anno 1620 im Hauß zum Esels Kopf, darin die Lutheraner vormals geprediget."

„Diese Schal hält an gewicht 12000. Pfund, vnd ist 24. Füß weit, gibt aber Wasser durch sechs Canalen, vnd fällt von oben in diese Schal durch vier Canalen, nemblich durch blawe Stein, so darzu accomodirt, vnd oben auff diesem steineren Fuß so mitten auß der Schalen auffsteiget, stehet in weltlicher Kleidung vnd Gestalt ein kupfferer Keyser Carll, habend in seiner rechten Hand einen Scepter, vnd in seiner Lincken den Reichs-Apffel, mit einem Degen auff der Seiten, vnd einer Kronen auff seinem Haupt, mit Sporen an seinen Füßen, vnd sonst im vollen Harnisch. Ist gegossen zu Denant auff der Masen, vnd nachmals, als er ein zeitlang auffgesetzt gewesen, vnd vom Regen seine Farb verlohren, vbergüldet worden." Prof. Clemen beschreibt die Statue also in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XII, S. 64: „Durchaus in Eisen gekleidet, den linken Fuß vorgesetzt, in kühner, fast theatralischer Haltung, mit Apfel und Scepter, mit hoher Krone auf dem bärtigen Haupt, so vereinigt diese Gestalt die Züge des Stadtheiligen mit denen des ritterlichen Zeitideals."

Das Standbild des großen Frankenhelden vor dem Rathhause der alten katholischen Kaiserstadt Aachen bedeutet auch eine fortgesetzte Erinnerung an Dinant's einstigen Dinanterieruhm, sowie an seine ehemaligen hanseatischen und andern engen Beziehungen zu Deutschland.

Maredsous bei Dinant. Dr. P. Remaclus Förster O. S. B.

1) Der Freundlichkeit des Herrn Stadtarchivars Pick in Aachen verdanke ich die beiden Nachweise.



V.

Vom Simplon.

Von den Paßübergängen der Alpen ist jeder schon unzählige Male „in Beschreibung genommen“ worden, eine Wendung, die das in ihr liegende Leidende so ähnlich zu verstehen gibt, wie etwa die andere: „Vergnügen ausstehen“. Der Simplon hat ganz gewiß nicht am wenigsten zu Schilderungen gereizt, einmal, weil er bequemer zu erreichen und zu überschreiten ist, wie mancher andere Gebirgspaß im Alpenzuge, dann auch, weil er zu den schönsten Uebergängen der hohen Gebirgsketten gehört. Ob zur Erkenntniß dessen auch sogar einige Beschreiber erst durch die entsprechende Bemerkung gelangt sind? Von manchen Reisenden, die dieses Hinderniß mit der für sie etwas ungewöhnlichen Postfahrt nehmen, gilt das jedenfalls und unzweifelhaft. Mir geht es nun so, daß ich gerne einen und denselben Gegenstand wiederholt von verschiedenen Federn behandelt sehe, vorausgesetzt, daß sich dabei jedesmal ein individuelles Gepräge kundgibt, mag es nun die Beschreibung eines Kunstwerkes, die Erzählung eines geschichtlichen Vorganges, die Schilderung einer Landschaft sein. Ich wage demnach Andere nach mir selbst zu beurtheilen mit der Zuversicht, daß eine Wanderung auf den Simplon in jenen Tagen, wo noch „wenig Reisevolk auf der Landstraße liegt“, schon nach der zeitlichen Seite ein besonderes Gepräge trägt.

Die Fahrt von Lausanne nach Brig dauert mit ihren fünf Stunden gerade lange genug, um ein gewisses engeres Verhältniß zwischen den sich bis dahin fremden, zusammen Reisenden herzustellen; drei Dutzend Haltestellen an der noch



nicht 150 Kilometer langen Strecke bieten Stoff genug zur Unterhaltung, auch wenn Regenschleier die Berge verdecken. Dem Deutschen liegt bei dieser Fahrt kein Thema näher, als der Kampf der Sprachen auf diesem für das Deutsche heute mehr als vorher schon bedrohten Posten. Nur an dünnen Lebensnerven hängt deutsche Sprache und deutsches Wesen über die Furka und Grimsel mit dem großen deutschen Ganzen zusammen; die Verbindung über die Gemmi ist kaum nennenswerth, einmal wegen des beschwerlichen und deßhalb geringen Verkehrs, dann aber auch, weil hier am Fuße der Gemmi bereits das Deutschthum in die Defensive gerückt ist. Das Einfallsthor des Rhonethales von der Waadt her ist zu breit, als daß die deutsche Sprache im Wallis nicht mehr und mehr buchstäblich an die Wand gedrückt würde, an die große Gebirgsmauer, über die der Verkehr nur in schwachen Bächlein rinnt und halbe Jahre lang ganz stockt. Dazu wird jetzt die deutsche Sprache im Wallis zwischen zwei Feuer genommen. Nicht lange mehr dauert es und die Tunnelröhre, die größte von allen, von Brig nach Iselle wird von den Zügen durchfahren und die Italiener, diese europäischen Chinesen, dringen in noch weit größeren Schaaren ein, als jetzt schon über den Simplon. Die gegenwärtig in Brig zum Simplontunnelbau angehäuften Massen von Italienern geben davon einen Vorgeschmack, indem sie einen rein deutschen Ort schon zum guten Theil verwelscht haben. Dem Fremden überhaupt leicht zugänglich, wird man hier vielleicht bald die französische Aufschrift auf dem Posthause in eine italienische verwandeln — wenn das sich nach dem Betriebsbeginn des Bahntunnels überhaupt noch lohnen sollte. Aber wird nicht der Simplonpaß dann schnell das Schicksal seines berühmten Genossen, des Gotthard, theilen? Wer wandert, wer fährt heute noch hinauf und hinab von Göschenen bis Airolo? Arme Landfahrer mit schwarzem Haar und magerem Felleisen und wahre Naturfreunde, aber nicht mehr so viel Reisende, die eine regelrechte Verkehrsgelegenheit mehr lohnten. Auch du, Simplon, wirst entthront oder doch mit einer capitis deminutio heimgesucht werden.

Werden Sie mit über den Simplon machen? Morgen früh geht's schon zeitig ab. Um diese Frage dreht sich unser



Gedankenaustausch am Schlusse der Fahrt kurz vor Brig. Im Thale liegt lauer Abenddunst, die milde Wärme, die dem Wallis schon die ersten Tage des Mai bringen. Aber der Mai auf 2000 Meter Höhe ist ein anderer als auf 600. Ich verspreche den Reisegefährten nichts, behalte mir im Stillen alles vor und trenne mich von ihnen, wie wenn es für immer wäre. Gleich am Bahnhofe, der heute still, in wenigen Jahren aber ein zweites Göschenen werden soll, gewährt ein angenehmes Gasthaus Unterkunft. Ein paar freiheitsbedürftige Bureauseelen sehr harmlosen Charakters aus der Mittelschweiz zeigen durch ihre Anwesenheit bereits um diese Zeit, daß sie Charakterenergie genug besitzen, um nicht nach dem gewöhnlichen Sommer-Ferienschema zu leben.

Auf meinem Gang in's Städtchen in abendlicher Dämmerung begegne ich vielen Gruppen — kein deutscher Laut! Wo die Häuser aneinander geschmiegt auftreten, italienische Wirthschaften und Handelsläden, von jüngst Eingewanderten gehalten; das ansäßige deutsche Gewerbe sieht sich genöthigt, ebenfalls in italienischer Sprache Reklame zu machen. Der Stimmung des einsamen Spaziergängers frommt es nicht gerade zu wissen, welch ein aufbrausendes nicht selten gewaltthätiges Völkchen solche italienische Erdarbeiterkolonnen sind; immerhin haben die schweizerischen Zeitungen aus jener lebendigen Arbeitsecke am Simplon glücklicherweise nicht viel Blutiges zu melden gehabt.

Im Gasthause verspricht man mir für den folgenden Tag schönes Wetter, und ich fasse für den Fall der Richtigkeit dieser Prophezeiung meinen Entschluß. Kaum graut der Tag, die Kirchenuhren signalisiren einander in vollen Tönen die vierte Stunde, als schon ein sonderbarer rasselnder Lärm mein Ohr trifft, in der Ferne verschwindet, dann aber wieder unter meinem Fenster vorüberzieht. Neugierig erhebe ich mich und sehe im Morgengrauen ein Straßendampfroß einen Holzwagen einherschleppen. Die Maschinerie, leicht gebaut, ist in starkem Zittern begriffen und auf ihr halten zwei bedauernswerthe Männer aus, gerüttelt und geschüttelt, daß fast der Anblick schon Unbehagen verursacht. Mit viel Kosten hat ein Briger Unternehmer die Straßenlokomotive von weit her



kommen lassen, hoffend, daß er auch den Simplonpaß besiegen könne, aber der Versuch dazu gedieh nicht weit und bis zum Hospiz hinauf ist das spektakelnde Ungethüm mehr durch den an ihm geübten Spott als durch seine Erscheinung bekannt.

Als Wecker begrüßte ich das Eisenroß des Signor Rebock immerhin, der Schlaf war verscheucht und bald auch gänzlich aus den Augen gewaschen. Ein klarer Himmel lag über dem noch schattigen Thale, die hohen Bergspitzen zeigten sich in Morgengold getaucht. Hinauf zum Simplon! Im Voraus genoß ich die Ueberraschung auf den Gesichtern der gestrigen Bahngefährten und das Hochgefühl einer vollendeten Wanderung, die dem mit nichts ausgerüsteten Fußgänger manche Ueberraschung bereiten konnte. War doch erst auf heute die riapertura del Sempione, die Eröffnung des Passes, für den Wagenverkehr angezeigt. Ein Weg, der gestern nur für Schlitten sich praktikabel gezeigt, war nicht gerade verlockend, wenn man nur das Vergnügen suchte.

Halbsechs Uhr Morgens! Erst um sieben Uhr fuhr die Simplon-Post von Brig ab; ich konnte also einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, wenn ich sofort aufbrach und dazu die historischen Abkürzungen des Saumpfades mir zu Nutzen machte. In einem der sechs Schutzhäuser auf dem Wege zum Hospiz und zur Paßhöhe mußte es schon ein Frühstück geben. Also hinaus! Der Hausknecht, oder besser Portier, denn seit Tell sind ja alle „Knechte" frei erklärt, begleitete mich mit den besten Wünschen, als er mein Gepäck zur Aufbewahrung in sicherer Hut entgegennahm und gleichzeitig als Bürgschaft für die noch unbezahlte und in diesem frühen Augenblicke auch unbezahlbare Rechnung. An meinem Ziele äußerte er einige Zweifel; das konnte nur den Ehrgeiz spornen.

Bald rauschte die Saltine mir zur Seite im mauerumfaßten Bette; sie sammelt die Wasser aus der tiefen Mulde, um welche sich östlich und südlich die aufsteigende Simplonstraße schwingt, nachdem sie bereits 1750 Meter Höhe beim vierten Schutzhause erreicht hat. Man weiß also recht wohl, von wannen der Bergstrom kommt und braust, ihn aber an seinem Ufer zu begleiten, geht nicht an, und doch sollte ich den unfreiwilligen Versuch dazu machen.

In der anfänglichen Anlage hatte ich meine Wanderung verfehlt, denn auch dort schon, wo die Saltine in ebenem Bette gleitet, ist sie nicht der richtige Weiser zum Ziele. Drüben, jenseits des Mühlbaches und ansteigender, durch Hecken und Mauern getrennter Wiesen zeigt die Reihe der Telegraphenstangen den steilen, alten Steig, auf dem man über die weite Kehre der Simplonstraße schon viel Zeit gewinnt. Einer der Wiesenbesitzer ergeht sich schon im thaunassen Grase und ertheilt mir herablassend die Erlaubniß, sein Erbe zu kreuzen, damit ich auf den rechten Weg gelange. Dieser rechten Wege gibt es mehrere neben einander, so daß man leicht in Versuchung geräth, noch mehr zu kürzen. Droben um den Bergvorsprung zieht die Napoleonische Straße, ein schräger Streifen im Waldesgrün. Nach Ueberwindung einiger haideartiger Erdwellen nimmt ein Busch mich und den Geröllsteig auf. Immer gerade aus aufwärts ist die Losung, sie befolgen wird aber mühsamer und mühsamer; den Weg im Zickzack verlängern, heißt den Anstieg erleichtern. Man kann aber dieses Ausbiegen zu bequem und zu weit nehmen. Ich weiß es heute noch nicht recht, war es eine Vision oder ein Gebilde aus Fleisch und Blut, jener kleine Bursche mit rothem Bündel, der meinen Weg nach rechts kreuzt und augenscheinlich ebenfalls zur Höhe will. Ein schmaler aber angenehmer Pfad führt durch den Kiefernwald langsam weiter, wird schmäler, verliert sich, der Hang wird steiler, die Bäume schwinden; unten tief, unsichtbar rauscht der Fluß. Ich blicke hinauf, hinunter — der Bursche ist verschwunden. Hinunter kann er nicht sein, dazu hätte er der Flügel bedurft. Also ihm nach hinauf. Zwischen Knüppelföhren, auf flachem Untergrunde, wo die Sohle wegen der Nadeln keinen Halt findet, muß die Höhe genommen werden, die immer steiler wird und stets größere Anstrengung, endlich das Zusammenraffen aller Kräfte fordert. Die Ruhepausen werden häufiger, aber das Ziel muß erreicht werden und ich will nicht zu viel Zeit verlieren. Sonst hätte ich ja auch gemächlich die Landstraße entlang im Staube traben können. Will denn der Saumpfad noch immer nicht kommen? Auf einer Wurzel rittlings sitzend, beschaue ich meine von den Nadelästen, an denen ich mich gehalten, zerschundenen Hände, die fast schwebende Lage über



der Saltinenschlucht, die Ungewißheit über die noch zu leistende Arbeit, ein ganz leerer Magen, bei allem dem bedarf's schon etwas mehr als des kleinen Fläschchens Cognac, das sich zufällig aus einem der bekannten Eisenbahnkartendiners in eine Rocktasche verloren hatte, um das Gleichgewicht der Seele herzustellen. Was waren mir in diesem Augenblicke die majestätischen Reize der Hochgebirgswelt, was die Idylle menschlicher Ansiedlungen, die da unten sich wie kleine Fleckchen an den Fuß der Riesenmauern lehnten, grausilbern im Morgenduft schimmernd. In diesem Augenblick trugen mich meine Gedanken weiter, viel weiter! . . .

Ich kann doch nicht immer auf diesem Baumstumpf reiten und klopfenden Herzens die glatten Nadeln des Abhangs prüfend streicheln; ein Abwärts und Zurück gibt es hier nicht mehr. Also mit einem Ruck hinauf. Und sonderbar — acht oder neun Schritte auf Hand und Fuß auswärts, mit einem Jubelruf fasse ich den Felsplattenrand des Saumpfades. Eine solche freudige Ueberraschung gibt sofort die ganze Spannkraft des Muthes und Körpers wieder. Von Millionen Tritten ausgehöhlt zieht sich das flache Steinband des Saumpfades unterhalb der großen Poststraße dahin, hie und da durchrissen von einer in schmaler Spalte herabgekommenen Steinlawine und an solchen Stellen nur nothdürftig mit rohen Aesten und Reisig ausgebessert — man gibt ihm nur noch das Gnadenbrot. Mag sein, daß es dem einen oder anderen Wanderer auf diesem Saumpfad einmal schwindelt, aber dieses Gefühl beschleicht auf diesem unvergleichlich sichern Wege keinen, der kurz vorher auf einer Wurzelkrone über der Saltinentiefe geritten. Ein treuer Begleiter hätte mich auf der Saumpfadwanderung stützen sollen, mein Schirm, aber er war bei der Kletterpartie in zwei Stücke gebrochen. Aus Anhänglichkeit schleppte ich ihn später noch mit zurück durch die Schweiz, wo er endlich, nachdem er auch noch seine untere Spitze verloren, von einem dienenden Geiste auf der Burg Hohenklingen über Stein am Rhein in Verwaltung genommen wurde.

Endlich läuft der Saumpfad in die Hauptstraße ein. Die Vereinigung geschieht an einem Punkte, der schon der eigentlichen Saltinenschlucht abgewandt ist und den Einblick in die



von Osten kommende Ganterschlucht gewährt, ohne daß jedoch die Saltinenschlucht aus dem Gesichtskreise verschwunden wäre. Vielmehr sehnt sich das Auge hinüber nach der fernen Höhe, die blendend herüber schimmert am Fuße des Schönhorns; dort ahne ich das Ziel der Wanderung, das aber jetzt dem Blicke in Eis und Schnee verborgen bleibt. Drüben, auch schon in imposanter Höhe streckt sich die Simplonstraße an den hohen südlichen Waldrand der Ganterschlucht hinan; zwischen uns gähnt die Tiefe, in die sich ein Pfad senkt, der Luftlinie nach freilich abkürzend, dafür aber in jener zweiten Hälfte an die Klettermuskeln Ansprüche erhebend, die ich nicht zum zweiten Male, auch unter weniger sensationellen Umständen zu erfüllen geneigt bin.

Links an der Straße winkt das zweite Schutzhaus, nach dem Monte Leone genannt, dessen ewig schneeiges Haupt über der majestätischen Simplonlandschaft thront. Das Innere der Wirthschaft, mit einem sonderbaren Kachelofen ausgestattet, ist so einfach wie ihr Bewirthungsvermögen. Ein Fuhrmann, der mit einer Holz- und Proviantfuhre schon früh von Brig aufgebrochen ist und nach Cantoniere VI, dem sechsten Schutzhause will, wird gegen Theilnahme an meinem Schoppen Rothen gerne gesprächig über sein Loos und über die Gegend. Seine berggewohnten Pferde sind mir bald weit voraus, weil ich mich an einem Granitbruch seitlich des Weges mit den Arbeitern etwas unterhielt, die in einer Cigarre noch eine Kostbarkeit verehren.

Leicht wird das Herz und frei die Brust, eine Stimmung zum Gesange drängend; ein längst vergessenes Jugendrepertoire, von den Turnfahrten her, wird wieder lebendig und die Kehle schleudert nur so die Töne in die lichte Frische hinein.

Die Schlucht verengt sich; die Spitzwendung der Straße wird durch eine Brücke bezeichnet, die Ganterbrücke, eine Bogenconstruktion von schwerem Eisengebälk und Gestänge — so scheint es aus der Ferne, aber es ist alles Holz. Hier ist der Punkt, unter dem tief in dem Felsengrunde der Simplontunnel sich hinziehen wird, um sich dann bis Iselle von der Richtung der Straße gründlich zu entfernen. Während die Simplonstraße eine lange Schleife beschreibt, um das mir jetzt zu



Häupten liegende Berisal zu erreichen, führt mich ein feucht-schlüpfriger steiler Pfad unmittelbar hinauf, durch Gehöfte kleiner Leute, die hier im allerbescheidensten Umfang noch etwas Garten- und Landwirthschaft betreiben. Meinen Fuhrmann habe ich durch diese Abkürzung etwas überholt; er trifft mich vor der Post sitzend, wo ein prächtiger Bernhardiner sich traulich an mich schmiegt, ohne ahnen zu lassen, daß er gegen andere sehr bösartig sein kann. Eine selbstbewußte Matrone führt hier das Scepter in der Postwirthschaft und der Reisende ist ganz auf ihr Wohlwollen angewiesen, das hoffentlich mit dem vorrückenden Frühling zunimmt. Ob es schonende Rücksicht auf ihre Rosse oder mangelndes Vertrauen zu meinem Geldbeutel war — wer steigt denn auch zu Fuß hier herauf, wenn er das Fahren zahlen kann! — jedenfalls mochte man mir keine Aussicht auf einen Beiwagen eröffnen für den Fall, daß die Simplonpost ganz besetzt sein sollte.

Munterer Klang kündete bald den mir nachkommenden Wagen an; fünfspännig rollte er herbei, über und über mit Gepäck beschnallt. Meine Bahngefährten vornauf gewährten mir den gehofften Genuß ihrer Ueberraschung und — ich trottete der Post nach, die für mich kein Plätzchen übrig hatte. Neidlos sah ich, wie bald hinter Berisal zwei blinde Passagiere sich auf einen Koffer schwangen, der hinten vorragte; das waren keine Leute, die der Landschaft Reize abgewannen.

Der bisher trockene Weg zeigte bald die höheren Regionen an, in die ich gelangt war; auf feuchte Stellen folgten dort, wo Schatten herrschte, Schneeflecke und von den Hängen zur Seite rieselte es allenthalben aus dem Walde.

Am vierten Schutzhause holte ich die Post wieder ein; dort wartete mein ein fröhliches Schauspiel; Wagen und Pferde wurden mit grünem Tannenreisig geziert, in das bunte Schleifen verflochten waren, Weihnachtsbäumchen im Kleinen, Symbole der Freude ob des heute eröffneten Passes und natürlich willkommene Gelegenheit zu einem Trinkgeld für den Künstler.

Schon ist der ganze Weg mit Schnee und Eis bedeckt; in dieser Höhe von mehr als 1700 Metern steht die Temperatur unter dem Gefrierpunkt und das Caploch, der Tunnel, durch welchen die Straße führt, gewährt mit seinen von der Wölbung

hängenden Zapfen den Anblick einer prächtigen Tropfsteinhöhle. Heraustretend umfasse ich mit dem Blicke eine im Sonnenlicht blendende überwältigende Eis- und Schneewelt, dort zieht sie sich in ungeahnte Tiefen, dort in unmeßbare Weiten, dort in Himmelshöhen hin. Das ermüdete Auge sucht Erholung im fünften Schutzhause, einem engen ärmlichen Bau, in dem eine Familie in drei Generationen höchst bescheiden haust. Der Großvater, noch nicht sechzig alt, macht den Eindruck eines Achtzigers in seiner Verfallenheit, dem Zeugniß schweren Kampfes mit der den größten Theil des Jahres so ungnädigen Natur und harten Erwerbs. Auf dem Steinherde in dunkler Grotte knistert Feuer, um die Familiensuppe zu kochen, und der Alte schürt, in Pausen freundlich auf meine Fragen Bescheid gebend. Wir Beide nehmen mit dem Tisch das Atrium des Hauses zum größten Theil in Beschlag, das untere Treppenende verlangt ein übriges, und so braucht das Feuer hier nicht allzuviel Kubikmeter Luft zu erwärmen.

Draußen knirscht der Postwagen im Schnee vorüber, ein kurzes Winken und auf Wiedersehen! Aber ich holte ihn nun nicht mehr ein. Zwanzig Pferdeflechsen vermögen mehr als zwei menschliche, auch wenn sie noch einen schweren Postkasten mitzuschleppen haben.

Drüben winkt schon jenseits die von der Straße umgangene Thalmulde, ein dunkler Punkt in gleißendem Weiß, das sich in's Unendliche zu verlieren scheint — keine Grenzlinie zwischen der schattenlosen, blendenden Schneedecke und dem Aether. Dort drüben liegt das gastliche Hospiz, nicht weit zwar ist der Weg mehr, aber der beschwerlichste Theil der ganzen Straßenwanderung ist noch zu überwinden. Zur heutigen Eröffnung der Poststraße haben aufgebotene Arbeiterkolonnen große Schnee- und Eismassen bezwingen müssen; jeder weitere Schritt führt zwischen höhere eiskrustige Schneewände zu beiden Seiten der Straße, während in der vom Postwagen eingedrückten Spur Bächlein rieseln. Ein paar Italiener, ihre Habe umgeschnallt, begegnen mir, frohen Muthes und auf Arbeit drunten im Thal hoffend. Es sind Eclaireurs eines ganzen Trupps, der noch im Hospiz harrt und dort die gern gespendete Wohlthätigkeit in Anspruch



nimmt. Sie versichern mir, der Weg sei gut, hätten sie selbst ihn doch auch bequem überwunden.

Also weiter auf der holperigen, nassen Bahn geschlossenen Auges oder nur mit dem einen etwas blinzelnd, fürbaß, bis die Kaltwassergletschergallerie den Weg aufnimmt. Oder eine Abzweigung desselben. Dicke Eissäulen stehen in dem schwach von den Enden aus erleuchteten Tunnel vom Boden bis zur Decke an; ein Zauberpalast, der aber statt aller Schätze nur einen seitwärts aus der Bergwand sprudelnden Quell bietet. Starke Regenmassen sind vom Sturme in den langen, gekrümmten Gang geweht unter furchtbaren Wetterschrecken, die heute der Sonnenglanz fortlügen möchte. Aber ihre Denkmäler liegen zu deutlich, zu mächtig da.

Einem Blinden gleich tappt der Wanderer weiter, nachdem er noch einige Male wieder aus dem Schatten und der Enge in Freiheit und Licht gelangt ist. Warum die Schritte zählen und den Weg damit verlängern? Am sechsten Schutzhaus, das zur Rechten über dem Abhang thront, spielt einsam ein Kind mit einem Hunde, und dem Wanderer wird die Schneewüste sofort heimisch.

Hier ist die Paßhöhe erreicht. Das Paßhotel steht verlassen, vernagelt da, es wartet auf sprossendes Heidegrün in seiner Runde, ehe es sich wieder öffnet. Vorüber! Unerwartet umgibt mich alsbald ein lebhaftes Straßenbild. Vor einem langgestreckten massiven Bau mit hohem Dach und Mittelgiebel über der hohen doppelten Freitreppe tummelt sich ein Haufe Arbeiter umher; der Knecht des Hospizes befehligt sie und unter seiner Leitung zerkleinern sie Holz und machen den Vorplatz noch freier von Schnee. All das gefällt ihnen offenbar, verdienen sie sich doch damit eine gute Verpflegung, die ihnen übrigens auch ohne Gegenleistung gereicht wird.

Das Simplonhospiz ist erreicht. Gleich nimmt sich der Hospizknecht meiner an und bringt mich durch den Flur, wo noch Eiseskälte herrscht, zur geräumigen Küche und in deren Nebenraum, wo der ernst-freundliche Prior im schwarzen Kleide mit Kragen und auf Brust wie Rücken sich hinabziehender weißer Kreuzschnur den ungewöhnlichen Gast herzlich bewillkommnet. Es ist noch ein Gast da, ein Bekannter von drunten aus dem Thal,



wo auch der Prior seine Heimat hat. Mit vier Chorherren verwaltet der Prior diese große Gaststätte des hl. Bernhard, deren Aufbau Napoleon I. zum wahren Verdienste angerechnet werden muß.

Ehe es zur Mittagstafel geht, die wir zu Dreien besetzen sollen, werde ich herzlich nach Wohl und Wehe befragt, ob nicht die Lungen bei der Anstrengung des Steigens in der Eisesluft gelitten, und was sonst ein aufrichtig besorgter Hausvater wissen will. Ich habe aber zunächst nur einen Wunsch und der wird sofort erfüllt, indem mir die Küchenvorsteherin am Riesenherde einen der Backöfen öffnet, in dessen wohlige Wärme ich meine Füße zum Trocknen strecke. Hier waltet ein weltlicher Küchenstab; der Oertlichkeit nach Herkunft und Sprache fremd, nur des Französischen mächtig. Während meiner behaglichen Sitzung findet sich das Küchenpersonal zum Mittagstisch mir zur Seite zusammen, einige davon, wie sie unaufgefordert mittheilsam erzählen, vom Schicksal frühe heimgesucht und hier zufrieden und bescheiden für all ihr Lebtag Anker werfend. Die Köchin, der Typus einer Wirthschafterin in geistlichem Hause, fröhlich fromm und nicht zum wenigsten am Herde sehr geschickt, wo wie mit einem Zauberstabe die Gerichte für uns entstehen. Mir gegenüber in der Wand befindet sich ein Fensterthürchen; dorther ist die Verbindung mit dem Speisesaal der verpflegten Wanderer, die um Gottes Willen hier vorsprechen. Ein Bernhardinerpaar schläft in dem Küchensaal umher, hier aufgestört, streckt es sich alsbald anderswo hin, um zu schnarchen; kaum vermag das Angebot von Leckerbissen die Augen in den unschönen, aber charakteristischen Köpfen zu kurzem Blinzeln. Sie haben jetzt Ferien, bis wieder die schwere, schlimme Zeit kommt, wo Wagemuth und mehr noch Noth arme Söhne des Südens über die unwirthliche Paßhöhe treibt in Gefahr und Schrecken.

Die einzige unangenehme Erinnerungsspur meiner Wanderung ist bald festgetrocknet und fortgewischt, der Prior tritt wieder herein, mit mächtigen Schlüsseln in der Hand und ladet zum Mahle. Es ist Freitag, also steht kein Fleisch auf der Tagesordnung, aber die Tischkarte wird darum anscheinend nur um so reichhaltiger. Den Polentakuchen genoß ich zum ersten Mal



im Leben und zwar mit überraschender Befriedigung, die kostbare Lachsforelle möchte ich nicht zum letzten Mal auf dem Simplon gespeist haben. Der Prior erzählt, wie alles auf dem manche Stunden langen Wege aus dem Thale geholt werde, wie deßhalb Fuhrbetrieb nöthig sei, auch um das Holz aus den eigenen Waldungen zu holen, wie das Hospiz ausgiebige Milchwirthschaft treibe — der vorgesetzte Käse war eine schmackhafte Probe davon, wie auch ein ganz vorzüglicher Liqueur gebrannt werde. Den gab's zum Kaffee, während eine Klimax des Hospizweins schon während der Tafel vorgeführt worden war.

Einige Geschäfte riefen den Prior für kurze Zeit ab, worauf er mich zum Rundgang durch den Hospizbau abholte. Das Haus schließt, nach der Bergseite, eine geräumige Kapelle in sich, vom Erdgeschoß durch die zwei Etagen hindurchreichend. Dann ging es hinauf durch die langen Corridore zwischen viel mehr als meterdicken Hauptmauern, aus denen der Sommer spät den Winter treibt. Am einen Ende des Ganges befindet sich der Raum des Bruders Telegraphisten. Hier setzte ich ein Telegramm auf nach Station Simpeln, um einen Platz in der Nachmittagspost hinab nach Brig zu bestellen, auch ein Telegramm nach der fernen deutschen Heimat. Und, warum es nicht gestehen, da es doch einmal wahr ist — auch einige Simplonpostkarten gingen mir von der Hand; doch keine Ansichtskarten, dafür erhielten dieselben aber von der freundlichen Hand des Priors mittels großen Tagesstempels ihren eigenartigen Werth aufgedrückt: Ein großer Kreis, in dessen Mitte das Brustbild des hl. Bernhard, darunter das Datum und als Unterschrift: Hospice du Simplon Canton Valais Suisse, Man ist hier nur von Amtswegen französisch. Aus dem Amtsraum wurde ich in die Logirsäle geführt, Räume, in denen die Betten sich fast verloren, von schloßartigem Eindruck.

Von dem obern Stockwerk wurde ich dann in die Tiefen des Kellers geführt, der eine tiefe, aber doch stets gleichmäßige Temperatur hat und dem Inhalt der verlockend aufgereihten Fässer wohl bekommt. Den besten Tropfen, den ich da zu kosten bekam, habe ich heute noch nicht vergessen, und mein Gewissen sagte mir, daß es doch nur ein ungenügender Dank von meiner Seite sei, der da im Opferstock der Kapelle klapperte.



Es war drei Uhr, die Post von Domo d'Ossola fällig. Wenn ich auf ihr keinen Platz finden sollte, würde mich der Hospizdiener hinabbringen, hatte mir der Prior versichert. Fröhliche Stimmen, Räderkreischen und Pferdeklingel kündigten bald das Gefährt an, aber es war eine ganze Karawane von Wagen, alle mit Grün geschmückt, zu Ehren des Tages der Wiedereröffnung. Ein englisches Paar, das im Hospiz bleiben wollte, räumte mir seine Plätze ein, und bald sausten die Wagen, von animirten Pferden gezogen und eine animirte Reisegesellschaft tragend, thalab. Auf der Freitreppe des Hospizes winkte der Prior zum Abschied; ich durfte das wohl zumeist auf mich beziehen. Wann werde ich wiederkehren?

VI.

Die Finanzkammer des Cardinalskollegiums im Mittelalter.[1]

Zu polemischen Zwecken war die Finanzwirthschaft der römischen Curie schon in früheren Zeiten zum Gegenstande literarischer Arbeiten gemacht worden. Diese mußten verfehlt sein nicht nur wegen ihrer unwissenschaftlichen Tendenz, sondern auch aus dem Grunde, weil gesicherte und zuverlässige Ergebnisse der Forschung unmöglich waren ohne die Materialien des Vatikanischen Archivs, dessen Erschließung erst der neuesten Zeit angehört. So blieben fruchtbringende Untersuchungen über jenes Gebiet erst den Publikationen von A. Gottlob, J. P. Kirsch und P. M. Baumgarten vorbehalten. Mit dem Buche des letzgenannten Autors möchten wir die Leser dieser Blätter bekannt machen.

1) Untersuchungen und Urkunden über die camera collegii cardinalium für die Zeit von 1295—1437 von Paul Maria Baumgarten. XIX. CCXVI. 378 S. Lex.-8°. Mit drei [Schrift-]Tafeln. Leipzig 1898. Giesecke & Devrient. (Preis 30 Mark.)



Das mit der Pracht kunsthistorischer Veröffentlichungen ausgestattete Werk ist nicht in diesem Umfange geplant gewesen, sondern entstand eigentlich mehr zufällig und sehr allmählich herauswachsend aus einer Recension, welche der Verfasser über die grundlegende Arbeit von Kirsch (Die Finanzverwaltung des Cardinalskollegiums im 13. und 14. Jahrhundert, Münster 1895) zu schreiben gedachte, indem das Material mehr und mehr anschwoll. Und da nimmt man dann mit Befriedigung wahr, wie der Nachfolger nicht kleinlich am Buche des Vorgängers kritisirt und dessen Verdienste zu schmälern sucht, sondern neidlos diese anerkennt und da, wo er zu berichtigen oder zu ergänzen hat, dies mit sachlicher Ruhe und ohne Absprechen thut. Baumgarten geht nicht nur zeitlich über den von Kirsch eingehaltenen Rahmen hinaus, indem er die Untersuchung bis 1437 ausdehnt, weil die große Reform der Finanzverwaltung durch Eugen IV. den natürlichen Endpunkt bezeichnet, sondern hat auch für die schon von Kirsch behandelte Zeit unser Wissen namhaft bereichert. Ohne ins Einzelne einzugehen, möchten wir den ungefähren Inhalt des Buches angeben und seinen Fortschritt über jenes von Kirsch hinaus zu bestimmen suchen; dabei wird sich von selbst zeigen, wie viel für die mannigfaltigsten wissenschaftlichen Fächer Brauchbares in dem Bande steckt, der auf den ersten Blick nur einer sehr abgelegenen Detailfrage zu dienen scheint. Urkunden, gut edirt und von einem sachkundigen Herausgeber commentirt, sind eben immer eine besondere Lektüre, weil sie den unmittelbarsten Einblick in die Zustände einer vergangenen Zeit gestatten.

Und als „eine mit ausführlichem Commentar versehene Urkundensammlung über die Finanzverwaltung des heiligen Collegiums von Bonifaz VIII. bis Eugen IV." hat der Verfasser selbst sein Buch bezeichnet. Freilich hat sich dieser „Commentar" zu einer sehr gelehrten, wohl gegliederten Darstellung des Finanzwesens der Cardinäle in der besagten Zeit ausgewachsen; aber dies gereicht dem Ganzen sehr zum Vortheil. Die „Untersuchungen" bieten in einem ersten Theil (S. IV bis XCV) zunächst eine dem Forscher überaus werthvolle Uebersicht über die handschriftlichen Quellen, hauptsächlich die

Bände Obligationes et Solutiones im Vatikanischen Geheimarchiv; eine solche einläßliche Abhandlung über die Quellen hatte Kirsch in dem engen Rahmen seiner Schrift natürlich nicht geben können. In jenen Bänden liegt die Buchführung nicht nur der cardinalizischen, sondern auch der päpstlichen Kammer vor und beide hängen so enge zusammen, daß nach Baumgartens Urtheil eine Geschichte der einen ohne die der andern nicht geschrieben werden kann. Es folgt hierauf ein Abschnitt über die Betheiligung des heiligen Collegiums als solchen an der Finanzverwaltung und seine Verwaltungsorgane; besonders beachtenswerth sind hier die Resultate Baumgartens über die absentia (Abwesenheit von der Curie und damit Ausgeschlossensein von der Antheilnahme an den „Servitien") der Cardinale; die Mittheilung der grundlegenden (von Kirsch nicht gekannten) Constitution Clemens' V. vom 5. Mai 1312; der interessante Fall, wo zwei Kämmerer des heiligen Collegiums nebeneinander fungiren; die revidirte und erweiterte Liste der Kämmerer; die von Kirsch und noch mehr von Sägmüller abweichende Aufstellung über die Entstehung des Amtes der clerici collegii; die völlig neuen Angaben über die servitores und die Schreiber des Collegiums und namentlich über die Gehälter der Beamten. Ein zweiter Theil (S. XCVI bis CLXXVII) handelt über die verschiedenen Einnahmequellen der Cardinalskammer und (Abschnitt VII) über „eigentliche Verwaltungsangelegenheiten und Verwandtes", wobei die Paragraphen über die Banquiers des heiligen Collegiums, über Anleihen der Päpste und einzelner Cardinäle bei diesem des besonderen Interesses nicht ermangeln. Zum Schlusse wird uns noch (dritter Theil, S. CLXXVIII—CXCVIII) die Art vorgeführt, wie die Forderungen des Collegiums eingetrieben wurden („Censuren und deren Handhabung") und eine diplomatische Beschreibung von Form und Ausstattung der Urkunden gegeben. Numismatiker und andere Interessenten seien noch auf den instruktiven Exkurs II (S. CCVIII—CCXIII) über Zahlungsmittel und Geldsorten hingewiesen.

Die Urkunden selbst sind nicht chronologisch, sondern eidologisch geordnet, d. h. entsprechend der systematischen Eintheilung der „Untersuchungen", und mit seltener diplomatischer Treue wiedergegeben, wozu freilich die nicht häufig zu findende — bis zur Herstellung eigener Typen für einen einzigen Fall gehende — Liberalität der Verlagshandlung viel beigetragen hat. Um eine chronologische Uebersicht zu ermöglichen, findet sich S. 292—333 eine Zusammenstellung der Urkunden (in Auszügen) in zeitlicher Aufeinanderfolge. Sehr bequem und auch für andere Zwecke überaus praktisch sind die Listen der



Cardinäle nach ihren Vor- und Zunamen, ihren Vulgärnamen und ihren Titeln (S. 266—291). Das Register (S. 334 bis 372) hat sich bei den angestellten Stichproben als völlig zuverlässig erwiesen. Daß der Verfasser in manchen Punkten, wo eine Entscheidung zu wünschen und bei weiterer Forschung vielleicht auch zu erreichen gewesen wäre, auf eine solche verzichtet, mag man bedauern, wird aber gleichzeitig die Reserve anerkennen müssen, mit der nirgends Ungewisses als gewiß vorgetragen wird.

Der persönliche Standpunkt eines Gelehrten kommt bei Urkundenpublikationen nicht zum Ausdruck, und der Natur der Sache nach gibt es bei Gegenständen wie der vorliegende auch wenig Gelegenheit hiezu in dem Commentar oder der Einleitung. Nur einmal, wo es sich um Censuren gegen säumige Schuldner handelt, nimmt Baumgarten Veranlassung, das Vorgehen der Kämmerer strenge zu rügen. Die beiden Kämmerer (der der Cardinäle und der des Papstes) hatten von jeher die Vollmacht, bei allen Strafbestimmungen selbständig handelnd vorzugehen, ohne von Fall zu Fall dem Papste die Sache vortragen zu müssen. Bei der Obligation stimmte jeder Prälat (der ein Benefizium erhielt) zu, daß er ipso facto Censuren verfallen würde, wenn er nicht rechtzeitig die nominell freiwillig, faktisch nothgedrungen dem Cardinalkollegium versprochene Summe bezahle. Suspension von der Ausübung des Amtes und von der Verwaltung der Spiritualien und Temporalien der betreffenden Kirche, das interdictum ab ingressu ecclesiae und die excommunicatio maior begriffen diese Censuren in sich. Zwischen dem absichtlich und dem unschuldig Säumigen ward nicht unterschieden, fiskalische Interessen waren maßgebend. Bisthümer und Abteien wurden dadurch oft schwer geschädigt, die kirchlichen Strafen verloren in den Augen von Klerus und Volk Bedeutung und Wirkung. Lebhafte Klagen wurden über diesen fiskalischen Terrorismus auf dem Concil zu Konstanz geführt. Welche Wunden mußten der Kirche geschlagen werden, „wenn ungefähr um dieselbe Zeit Hunderte von Prälaten — Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und Archimandriten — in den verschiedensten Ländern öffentlich dem Volke als Meineidige [weil sie ihr Zahlungsversprechen nicht gehalten] hingestellt wurden? Dazu kommt, daß der gesunde Sinn des Volkes sich nie dazu verstehen konnte, zwischen dem Vergehen und der Strafe irgend eine auch nur annähernde Gleichheit zu finden. Infolgedessen erschien der Allgemeinheit der Gläubigen das Vorgehen der Finanzbeamten der Curie und des Cardinalskollegiums in sehr vielen Fällen als das, was es war, als mißbräuchliche Anwendung eines Systems“.

Ich weiß nicht, ob „besorgte Gemüther“ diese offene Sprache des Verfassers bedauern zu müssen meinen; **wir** finden sie gerecht und unparteiisch. Hätte Ph. **Woker** sich in seinem Buche über das päpstliche Finanzwesen einer solchen Unparteilichkeit beflissen, wäre es nicht zu einem Pamphlet gegen das Papstthum und zu einem tendenziösen Machwerke geworden. Historische Objektivität ist ebenso verdienstlich als klug. Oder werden wir von ihr abgehen müssen, um ein paar habsüchtige Prälaten, welche das Interesse der Religion und Kirche völlig vergessen haben, zu schonen? Diese mit der Kirche zu identificiren, wird nur Fanatismus fertigbringen; aber der Unwahrhaftigkeit und des Gebrauches von zweierlei Maß und Gewicht könnte man uns mit Recht zeihen, wenn wir bei den Gegnern die Fehler eifrig tadeln, auf unsrer Seite sie verschweigen und mit öder Selbstberäucherung uns vergnügen wollten. Die Beobachtung, daß wir die Vorzüge auch beim Feinde anerkennen und Fehler auch beim Freunde nicht wegleugnen, sie schafft der katholischen Historiographie das, was ihr vor allem noththut: das Vertrauen der wissenschaftlichen Kreise.

Würzburg. Sebastian **Merkle**.

VII.

Selma Lagerlöfs „Wunder des Antichrist.“[1])

Es hat den Anschein, daß unsere moderne Literatur und Kunst wieder vor einem Wendepunkt angelangt ist. Noch sind es nicht allzu viele Jahre her, da waren die Worte „Realismus“ und „Naturalismus“ das lärmende, alles niederstürmende Feldgeschrei. Es hatte sein Gutes. Es bedeutete eine kräftige Auffrischung des literarischen Lebens in seiner ganzen Breite. Nur daß das „zarte Seelchen“ Phantasie an der Seite seiner „Schwiegermutter Weisheit“, die man heute Wissenschaft nennt, böse Tage erlebte. Es ist wieder anders geworden. Nun gibt es bereits ästhetische Kreise, in denen man mit ernsten, weihevoll gedämpften Worten von „geistiger Kunst“ redet, von einer Kunst, die nichts weiter will als „ein gehobenes Menschliches“ geben, die sich vom gellenden Lärm des Lebens und seinem sinnbetäubenden Gewirr nach den traumstillen, weltfernen Inseln

1) Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Ernst Brausewetter. Mainz-Kirchheim 1899.



der Stimmung und Schönheit flüchtet, um dort die Geister der Novalis, Jean Paul und Platen zu begrüßen. Vor 3 Jahren schrieb der junge Wiener Hugo von Hoffmannsthal über die Werke des rohen Lebensabklatsches, wie sie die extrem naturalistische Doktrin verlangt: „Es ist das Hauptmerkmal der schlechten Bücher unserer Zeit, daß sie gar keine Entfernung vom Leben haben: eine lächerliche, korybantenhafte Hingabe an das Vorderste, Augenblickliche hat sie diktirt. Zuchtlosigkeit ist ihr Antrieb, freudlose Anmaßung ihr merkwürdiges Kennzeichen." Aehnliche Stimmen vernahm man schon früher von Frankreich, ähnliche von Belgien her. Und wenn nicht alles täuscht, bereitet sich auch in der nordischen Literatur die nämliche Umkehr vor. Es treten Dichter auf, über deren Seelen die Phantasie wieder Macht gewinnt. Knut Hamsun geht neuerdings diesen Weg und desgleichen Selma Lagerlöf, die plötzlich berühmt gewordene schwedische Dichterin. Zwei ihrer Novellenbände „Gösta Berling" und „Unsichtbare Bande" wurden schon in's Deutsche übersetzt und fanden reichen Beifall. „Ein so starkes Talent hat lange nicht zu uns gesprochen," schrieb darüber Karl Busse im „Litterarischen Echo." Wenn auch, wie mich bedünkt, das Interessanteste an Lagerlöf's Dichtungen die reinkünstlerische Seite ausmacht, so dürfte doch auch der Inhalt des neuen Romanes „Wunder des Antichrist" manchen Leser reizen, das Buch durchzudenken.

Es beginnt mit einem symbolischen Prolog, der von der Entstehung des Klosters Ara coeli auf dem Capitol und seinem wunderthätigen Christkinde erzählt, auf dessen Krone die Inschrift steht: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Wir hören, wie eine spleenige Engländerin eine Copie davon anfertigen läßt mit der Kroneninschrift: „Mein Reich ist nur von dieser Welt", wie die englische Dame das Original entwendet und die Copie an dessen Stelle setzt, wie das Originalbild aber wunderbar in seine Kirche zurückkehrt und das falsche Christkind „der Antichrist" aus Ara coeli hinaus geworfen wird und nun durch allerlei Hände wandert, bis man es während des Straßenkampfes in Paris auf die Barrikaden stellt, wo ein Gelehrter die Inschrift „Mein Reich ist nur von dieser Welt" entdeckt und zum Schibboleth des Socialismus macht. — Dieser symbolischen Sage folgt die Geschichte des sizilianischen Socialistenführers Gaetano und der Donna Micaela, welche Gaetano liebt. Eine Wiedergabe der ganzen Erzählung könnte dem Leser wenig nützen, da das Hauptgewicht doch nicht im Stofflichen, sondern in der künstlerischen Auffassung und Durchführung liegt. Einen symbolischen Mittelpunkt bildet auch hier das falsche Christusbild, das auf seinen Wanderungen in das

Bergstädtchen Diamante am Aetna gelangte und hier scheinbar alle möglichen Wunder wirkte, besonders Wunder von höchst irdischer und phantastischer Art, wie sie am liebsten in Italien geschehen. Das Bild linderte die Noth der Armen, weckte Nächstenliebe in den Herzen, verkündete glückliche Lotterienummern, gab gute Jahre und Gesundheit, auch eine Eisenbahn. Der Ruf seiner Wunder verbreitete sich über Sizilien. Aus den schrecklichen Schwefelgruben zieht eine leidvolle Pilgerschaar heran und sucht Trost und Hilfe beim Christkind von Diamante. Die Armen erleben die furchtbarste Enttäuschung. Man erkennt den Betrug mit dem Bilde. P. Gondo, der Führer der Pilgerprocession, will den „Antichrist“ sofort verbrennen. Ein junger Bursche entreißt ihm aber die Statue und wirft sie in den Reisewagen einer Engländerin, die sie wieder in die Welt hinausführt. — Der Schluß des Romanes verläuft wieder ganz in's Symbolische oder richtiger in's Didaktische. P. Gondo predigt mit redlichem aber übertriebenem Eifer gegen den Antichrist Socialismus und stellt der Devise: „Nur von dieser Welt“ die andere: „Ganz und gar nicht von dieser Welt“ entgegen. Der Papst vermittelt mit großer, würdiger Milde. In der Audienz, die P. Gondo im Vatican erhält, bedeutet ihm der edle Greis, nicht mit blindem Eifer solle man eine Culturbewegung, die trotz ihrer gefährlichen Seiten viel Richtiges und Welterneuerndes in sich trage, bekämpfen, sondern das, was gut und echt an ihr, mit dem Ewigen des Christenthums in Einklang bringen. Gondo hätte das falsche Christkind liebevoll zum Capitol tragen sollen „Aber so macht ihr es, ihr guten Mönche! Ihr könntet die große Volksbewegung auf eure Arme nehmen, so lange sie noch wie ein Kind in ihren Windeln liegt, und sie zu den Füßen Jesu hinführen, und der Antichrist würde sehen, daß er nichts weiter ist als eine Nachbildung Christi, und ihn als Herrn und Meister erkennen. Aber das thut ihr nicht! Ihr werft das Antichristenthum auf den Scheiterhaufen, hütet euch, daß es nicht bald euch dahin zu werfen trachtet!“ Mit diesen Worten scheint die „Tendenz“ des interessanten Buches gekennzeichnet zu sein. Ganz klar und eindeutig und leicht durchschaubar tritt dieselbe nicht hervor. Es würde mich nicht wundern, wenn die Dichtung nach ihrer symbolischen Seite hin andere Deutungen erführe.

Dieser Roman erscheint seinem ganzen Geiste nach anders als die meisten Werke der nordischen Moderne. Die norwegischen, schwedischen und dänischen Schriftsteller und Schriftstellerinen sind sonst fast allesammt kampfeslustige Naturen, die einer geharnischten Muse dienen und vor Allem gerne für gewisse



Güter der Zukunft streiten. August Strindberg so gut wie Björnson und Ibsen, Kielland, Arne Garborg und der Kritiker Georg Brandes führen eine streitbare Feder. Wiewohl auch Lagerlöf's Buch seine Motive aus der nächsten Gegenwart und ihren Kämpfen entnimmt, so ist doch nichts eigentlich Polemisches darin. Es wird (etwa vom Schlusse abgesehen) nur dichterisch dargestellt. Alles Wirkliche erscheint aber in dieser Dichtung ganz merkwürdig „vom Leben entfernt." Jedenfalls hat die Dichterin längere Zeit in Unteritalien und Sizilien gelebt. Sie hat das ungeheure Elend, unter dem dort das arme Volk schmachtet, gesehen und das seltsame Denken und Treiben der naiven Naturmenschen treu beobachtet. Unser Roman bringt genug solcher italienischer Eindrücke, aber *poetische* Nachklänge sind es, keine realistisch genauen Momentbilder. Man fühlt es im Buche, auch den lauten und leisen Seelenregungen ihrer Südlandsmenschen hat die Dichterin liebevoll gelauscht. Doch alle Eindrücke und Beobachtungen sind durch das Läuterungsfeuer ihrer Dichterseele hindurchgegangen und neu und energisch aus dieser Seele heraus erst wieder geschaffen worden. Dieser schöpferischen Kraft von innen heraus verdanken ihre Gebilde auch das überaus lebendige Dasein, das sie führen, obschon sie nur im Reiche der Phantasie weben. Es ist uns gleichgiltig, ob Gaetano und Micaela in Sizilien wirklich leben oder nicht. Im Roman leben sie leibhaftig. Hier sehen wir sie in schönster Deutlichkeit. Hier folgt unsere Seele mitfühlend ihren Seelenstürmen, ihren romantischen Liebesaugenblicken unter den blüthenschweren Mandelbäumen, ihren Hoffnungen und Zweifeln. Hier erschreckt uns der traurige Zusammenbruch des phantastischen Kinderglaubens in Micaela's Seele.

Der Roman ist eigentlich ein großes *Märchen*. Die Sibylle und das wunderthätige Christkind führen uns gleich aus der realen Welt hinweg. Die Schilderung des alten Mysteriums auf dem Puppentheater, der abenteuerliche Eisenbahnbau, der Legendenerzähler auf dem Markte, der heroische Räuberhauptmann am Aetna: Alles verschwebt in dieser Darstellung in's Märchenhafte. Bewundernswerth scheinen mir Sprache und Darstellung, die sich mit eigenartiger Gewalt der Phantasie bemächtigen und den Leser zwingen, in das fremde Wunderreich zu folgen, wo eine andere Causalität die Ereignisse, eine andere Logik das Denken beherrscht, als in der gewöhnlichen Welt. Das Phantastische schließt aber hier so wenig wie sonst im Märchen das Anschauliche aus. Die Massenscenen im festlich beleuchteten Palermo, der große malerische Naturhintergrund mit dem Aetna, die Bilder des italienischen Straßenlebens sind



von überraschend klarer Wirkung. Nur eine ungewöhnliche dichterische Kraft ist im Stande, so verschiedenartige Elemente, wie sie dieser Roman enthält, zu organischer Einheit künstlerisch zu verbinden und sogar die nächste Gegenwart mit einem märchenhaften Schleier zu umweben. Vieles wäre zu sagen über die sprachliche Kunst des Buches, über die schier unerschöpfliche Bilderfülle, über die neuen Wirkungen, welche die Dichterin dem uralten Kunstmittel des Vergleiches abgewinnt, über die Art, wie sich die Vortragsweise bald kindlich einfach, bald seltsam bunt, bald pathetisch und groß zeigt, jedes Mal schmiegsam dem Inhalte folgend.

Neben der überreichen Kunst, welche die Dichterin auf den mittleren Theil ihres Werkes wendete, scheint mir der didaktische Schluß unbefriedigend. Die Gleichnißrede des Papstes enthält eine große Idee, gegen welche gewiß niemand etwas einwenden möchte. Allein künstlerisch angesehen müßten seine Gedanken doch an den Hauptpersonen oder an einem Gegenspieler anschauliche concrete Gestalt gewinnen. Dieser Wunsch regte sich mir beim Lesen. In der jetzigen Form hilft der Papst wohl der Idee, nicht aber dem Roman zu einem guten Abschlusse.

Wer die poetische Kunst dieses Romanes mit Hingebung betrachtet und fühlt, wird genug des Interessanten darin finden; eine Unterhaltungslektüre im gewöhnlichen Sinne ist das Buch allerdings nicht. An dieser Stelle sollte es vor allem als Beispiel einer neuen Auffassung der Poesie, wie sie sich an verschiedenen Orten dem extremen Naturalismus gegenüber Bahn bricht, unseren Lesern vorgeführt werden. Die märchenhafte Beleuchtung, in welcher Selma Lagerlöf hier und in ihren anderen Dichtungen das Leben zeigt, das Hinwegrücken des dichterisch Erschauten aus der nächsten greifbaren Wirklichkeit, die Scheu vor dem Allzunahen, vor „dem Vordersten", läßt sie als Verwandte des neuen Idealismus erscheinen, welcher mit dem Geiste unserer alten Romantik von 1800 viel Verwandtes hat. Ihre ganz persönliche Art poetisch zu sehen, scheint die Dichterin auf diese Bahn zu führen. Ich glaube nicht, daß eine Theorie oder äußere Anregungen einen besonderen Antheil daran haben. Die Freunde der neu aufkommenden jüngsten Richtung knüpfen an dieselbe große Hoffnungen für die Zukunft. Wie viel sich davon erfüllt, kann erst diese Zukunft selber lehren.

Graz. Dr. Johann Ranftl.



VIII.

Süddeutschland.

Eine vergleichende Studie.

(Schluß.)

Bayern ist ein Bauernland; noch heute überwiegt die Landwirthschaft. Selbst in seiner Hauptstadt gab bis in die neuere Zeit heran der Bauer den Ausschlag. Bauern und Flößer mit Geißel und Axt waren charakteristische Erscheinungen; alles was knallt, erregte Sinn und Interesse. Während die Romantik in München ihr Lager aufschlug, waren hier die Lebensverhältnisse beispiellos einfach. Durch die Propyläen zog der Düngerwagen. Die Straßen waren schmutzig. Im Bürgerhause speiste man um 11 Uhr wie auf dem Lande. Der Norddeutsche konnte sich nicht genug beklagen über die schlechten Fenster und Oefen. Bayern ist ein Bauernland, Bauern sind aber conservativ, halten sich am Alten und zwar um so mehr, je weniger sie der Verkehr aus ihren alten Gewohnheiten herausreißt. Von den bayerischen Bauern sagte Riehl in den fünfziger Jahren, sie steckten noch im 17. Jahrhundert, in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die Landwirthschaft einen neuen Aufschwung nahm. Das 18. Jahrhundert habe für sie gar nicht existirt, ihr Wesen sei um hundert Jahre älter als das der bayerischen Schwaben auf der linken Seite des Lechs.

Altbayern war nicht so stark von industriellen Unternehmungen überzogen wie Württemberg und Baden. In

den unfruchtbaren gebirgigen Gegenden von Altwürttemberg und Baden blühte von jeher das Gewerbe der Hausindustrie, aber es ist wieder bezeichnend, daß das Gewerbe sich in Württemberg immer in kleinen Bahnen bewegte. Die Zeugmacherei in Calw und Göppingen schwang sich z. B. nie zu einer nationalen oder gar internationalen Bedeutung empor, so lange die Grenzen des Herzogthums Württemberg so enge waren. Die Regierung hatte keinen weiten Blick und ergriff keine großen Maßregeln.[1]) Im Uebrigen bildeten die kleinen Staaten und Stäätchen mit ihren Hofhaltungen mehr eine Förderung als ein Hemmniß; man sagt, die erste Straße im modernen Sinne, die erste Chaussee sei zwischen Nördlingen und Oettingen errichtet worden, also zwischen sehr kleinen Staaten. Württemberg und Baden hat bessere Straßen, als Bayern, letzteres hat wie Preußen schlechtes Straßenmaterial.

Aber Bayern hat doch wieder ganz hervorragende Industriestädte. „Große Städte, reiche Klöster“ hatte überhaupt Bayern von jeher, wie es in dem bekannten Liede von Justinus Kerner heißt. Große altberühmte Städte, die noch bis in die Römerzeit hinaufreichen! Es gab nicht so viele kleine Städtlein, wie in Württemberg. Dafür concentrirte sich das Leben in wenigeren und größeren Städten. Im bayerischen Flachland gibt es wie im flachen Norden reine Städte und reine Dörfer. Der Gegensatz zwischen Stadt und Dorf ist bedeutend.[2]) Der Verkehr mit Italien förderte in einigen Gegenden die Cultur.[3]) Bayern

---

1) Tröltsch, Göppinger Zeugmacherei in Schmoller's Jahrbuch 1896, S. 1260, 1264.

2) Sehr eingehend behandelt Riehl die Aehnlichkeit zwischen Bayern und Norddeutschland in „Land und Leute“ im 5. Kapitel: „Centralisirtes Land.“

3) Als die besten Landgasthäuser im echten alten Sinne werden die Wirthshäuser der Alpenthäler am Brenner, an der Salzstraße

hat schon seit der Römerzeit viel mehr Romanisches an sich als Schwaben. In Bayern erhielten sich viele Römerstädte und in den Alpenthälern dauerte römische Wein- und Almwirthschaft fort, als die Völkerwanderung längst abgeschlossen war. Die römischen Cultureinflüsse waren also hier viel stärker. Hier blühten früher zahlreiche Klöster, die den römischen Einfluß weiter entwickelten.

Es mag mit diesen römischen Cultureinflüssen zusammenhängen, daß die Bayern mehr Sinn für die Form haben, daß ihre künstlerische Anlage bedeutender ist, als die der Schwaben. Für äußere Sinneseindrücke, für Form und Farbe haben die Schwaben einen stumpferen Geist, ihr Geist ist mehr nach innen gerichtet. Neben den Rheinfranken waren die Bayern diejenigen, die am entschiedensten der katholischen Kirche treu blieben, als ganz Deutschland der Reformation zuzufallen schien; es mag hier wie dort durch eine römische Unterströmung mit bedingt gewesen sein. Seit Alters ist Bayern ein Sitz volksthümlicher Kunstübung.[1]) In der Volkspoesie und Volksmusik ist der Altbayer heute noch erfindungsreich und schöpferisch, wie kein anderer deutscher Bauer. Kunstreiche Holzschnitzerei und Geigenmacherei blüht hier. Weltliche und geistliche Volksschauspiele werden aufgeführt, das Oberammergauspiel ist ja weltberühmt. Aus dem bayerischen Stamme ging eine große Zahl Künstler, Maler, Musiker hervor, während die berühmtesten Söhne des Schwabenlandes Theologen, Philosophen und Dichter waren. Dort Gluck, Haydn und Mozart, Schwind, Makart und Lenbach — hier Hegel, Möhler, Baur, Uhland, um nur ein paar Namen zu nennen, bezeichnen den Stammesgegensatz.

---

gerühmt. (Das deutsche Dorfwirthshaus, Grenzboten 1898, I, 91. Im Schwarzwald begünstigte der Holzhandel ebenfalls die Wirthshäuser, ebd. S. 89.)

1) Riehl, Freie Vorträge (1885) II, 35.

Das Culturleben Bayerns war aber centralisirter. Regensburg, Straubing, Landshut, Ingolstadt und München waren Mittelpunkte; sie waren zugleich Sitze der Herzoge. Die Herzoge von Bayern bildeten eine stärkere Centralmacht aus, als die Grafen von Württemberg. Der centralistische Trieb, der noch heute Bayern auszeichnet, reicht weit zurück, man kann ihn bis zur Römerzeit verfolgen.

Die stärkste Förderung erhielt die centralistische Richtung um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, besonders in der französischen Zeit unter Montgelas. Aus dieser Zeit stammt auch die Organisation der Behörden, die Eintheilung des Landes in Kreise und Bezirke in den groben Umrissen.

Einer größeren Selbstverwaltung wurde nicht Raum gewährt. Man müßte denn nur an die Landstände, an die 1827 eingeführten Bezirks- und Kreislandräthe denken. Aber jene waren mehr berechnet, die Centralisirung zu fördern, alle autonomen Gebilde, Herrschaften und Städte in den einen constitutionellen Mischmasch aufgehen zu lassen, und diese waren nur hübsche Dekorationen. Beide Einrichtungen stammten aus Frankreich. Landräthe bestanden zuerst in der Pfalz, das unmittelbar unter französischem Einflusse stand, und wurden 1827 unter einer freiheitlichen Regung in das rechtsrheinische Bayern verpflanzt. Wie aus Frankreich zu ersehen war, beschränkte diese scheinbar demokratische Einrichtung die allmächtige Bureaukratie nicht, sie diente mehr zur Folie und bildete kein Hemmniß.

Die Präsidenten und Landrichter, die Kreis- und Bezirksvorstände hatten eine bedeutende Macht. Die Landrichter waren kleine Potentaten, kleine Paschas, zumal so lange sie Verwaltung und Justiz vereinigten. Der Landrichter zog alles vor sein Forum, alles mußte sich vor ihm verantworten.[1])

1) Hopfen, Streitfragen und Erinnerungen 1876, S. 298. Hopfen erzählt, wie die Herren vom Landgerichte Hazardspiele pflegten; wenn aber ein Bauer ein solches Spiel wagte, seien sie fürchterlich verdonnert und mit Strafen belegt worden.



Sogar ein Rest militärischer Gewalt hing ihnen an. Denn so wenig als Justiz und Verwaltung war ursprünglich Militär- und Civilgewalt geschieden. In Oesterreich heißen die Bezirksvorstände noch heute Bezirkshauptmänner.

Nun ist freilich die alte Macht der Landrichter vorüber, sie müssen ihre Macht theilen. Den Löwenantheil bekam aber der Bezirksamtmann. Die Bezirksamtmänner sind, wie man sie in gutem Sinne genannt hat, die „Väter“ des Bezirkes. Nichts kann sich im Bezirke ereignen, ohne daß es sie anginge. Sie regieren in die Kirche und die Schulen hinein, sorgen dafür, daß in der Kirche nicht so viel Luxus getrieben wird, überwachen die Haltung der Geistlichen und geben maßgebende Urtheile über sie, spielen so eine Art Dekan. Sie sind die geborenen Anwälte des Staates bei Vergehen und Verbrechen, nur daß ihnen die Assessoren diese Aufgaben abnehmen. Ganz untergeordnet sind ihnen die Gemeinden.

Die Gemeinden erhielten keine oder wenig Autonomie. Von alten Bürgermeistern sagt man, sie seien nur die Gehilfen von Gendarmen gewesen. Eine Ausnahme machte man nur zu Gunsten größerer Städte. Diesen beließ man sogar nach 1848 die Polizeigewalt, die man den reichsunmittelbaren Standesherren abnahm, — soweit ging die Rücksicht auf den bürgerlichen Liberalismus — und daher sind die Bürgermeister dieser Städte heute noch Amtmänner für ihren Bezirk.[1]) Das ist ungemein charakteristisch für Bayern gegenüber von Württemberg.

Württemberg macht zwischen den großen und kleinen Gemeinden keinen solchen Unterschied. Dafür ließ es den Gemeinden ungemein viel Autonomie, eine Autonomie, die

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter“ 1896, Bd. 118, S. 18. In Schwaben sind solche Städte Dillingen, Donauwörth, Günzburg, Kaufbeuren, Kempten, Memmingen, Nördlingen, Neuburg.

in Deutschland ganz einzig war. Sind in Bayern die Bezirksamtmänner kleine Potentaten, so sind es in Württemberg die Ortsvorsteher. Sie hatten ein verhältnißmäßig weitgehendes Polizeistrafrecht, das ihnen freilich nach und nach beschnitten wurde. Sie sind Schiedsrichter in kleinen Streitigkeiten. Die ganze freiwillige Gerichtsbarkeit ist an die Gemeinde gebunden und wenn möglich hatte sie der Ortsvorsteher. Grundbuch und Hypotheken, das Verlassenschafts- und Vormundschaftswesen gehört der Gemeinde. Wo man in Bayern zum Landgericht oder Notar gehen muß, der in der Bezirksstadt wohnt, genügt in Württemberg das Rathhaus. An dieser Einrichtung hält man auch nach der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches fest. Die Grundbücher bleiben auf dem Rathhaus, nur werden sie von Notaren für einen größeren Bezirk verwaltet. Die Steuern erhebt die Gemeinde und bestellt dafür den Gemeindepfleger oder Accifer.

Die Gemeindeverwaltung ist sehr freisinnig; den Gemeindegliedern verschafft ein freisinniges Wahlrecht Antheilnahme an der Verwaltung. Aber je freisinniger die Gemeindeordnung in Württemberg ist, desto mehr hielt die Regierung an der Lebenslänglichkeit der Schultheißen fest, die als Staatsorgane eine gewisse Autorität darzustellen haben. Diese Einrichtung, durch die Demokratie schon lange bekämpft, scheint nun über kurz oder lang fallen zu müssen. Die Gleichförmigkeit der deutschen Grundbuchordnung und der freiwilligen Gerichtsbarkeit verlangt eine Scheidung der Geschäfte von der Gemeindeverwaltung. Dadurch verliert die Stellung des Schultheißen an ihrer Bedeutung. Gegenüber der anschwellenden demokratischen Bewegung wich die Regierung zurück und war bereit, die Lebenslänglichkeit zu opfern, nur machte es Schwierigkeit, wie die bereits gewählten im Amt befindlichen Schultheißen zu behandeln sind. Man wäre vielleicht auch darüber hinweggekommen, wenn die erste Kammer nicht gewesen wäre. Diese verhinderte die Gemeinde-



reform, wie die etwas weitgehende Steuerreform und Verfassungsreform. Allerdings sprechen gegen die Lebenslänglichkeit viele Gründe; sie war ja eine allzugroße Versuchung zu Rücksichtslosigkeit und Gewaltthätigkeit, die hier in der höheren Bildung kein Gegengewicht fand. Wenn man aber sieht, wie abhängig, machtlos Ortsvorsteher sind, die von Zeit zu Zeit wieder gewählt werden, so scheinen einem jene Nachtheile doch nicht so groß zu sein. Man sagt sich da, lieber etwas mehr Gewaltthat als diese Schwäche und Ohnmacht, wo jeder thun kann, was er mag.[1]) Lieber zu viel, als zu wenig Autorität. Freilich der Gang der Dinge ist nicht mehr aufzuhalten. Württemberg muß seine Eigenthümlichkeiten nach und nach preisgeben und sich anderen Staaten anpassen. So wird der Unterschied zwischen Bayern und Württemberg verschwinden.[2]) Preußen hat in dieser Hinsicht gute Einrichtungen, oder Einrichtungen die wenigstens gut zu sein scheinen und gut sein können; so den Berufsbürgermeister, der mehrere Orte verwaltet, und den Landrath; letzterer wird aus der Zahl jener Juristen von der Bezirksvertretung gewählt, die aus in der Gegend ansäßigen Familien stammen. Aber diese Einrichtungen werden in Württemberg nie Wurzel fassen können, Württemberg wird sich vielmehr nach dem bayerischen Vorbild richten müssen.

---

1) Um das ganz zu empfinden, muß man auf dem Lande leben. Die Herren in der Stadt empfinden das nicht.

2) Bis jetzt sind die Unterschiede immer noch bedeutend, sie erstrecken sich herab bis auf die Einrichtung der Gendarmerie, der Todtenschau u. s. f. Wir können hierauf nicht weiter eingehen, nur einen Punkt wollen wir hervorheben. Es ist ungemein charakteristisch, wie man in Württemberg und Bayern Volksvereine einführt und leitet. In Württemberg hat jede Gemeinde einen Volksverein, der nicht nur auf dem Papier steht, sondern wirkliches Leben entfaltet. Jede Freitagsnummer des „Deutschen Volksblattes" gibt davon Zeugniß. In Bayern kommt höchstens dann und wann eine Bezirksversammlung zu Stande. Ohne Zusammenziehung hat die Ortsgruppe kein Leben.

Mit den kleinen Verhältnissen Württembergs hängt der demokratische Geist zusammen, der wenigstens immer in der Neuzeit herrschte. Weder die Aristokratie noch das Heer spielt eine Rolle. Schon in der altwürttembergischen Ständeverfassung fehlt der Adel; in dem Tübinger Vertrag von 1514, der die Grundlage des württembergischen Ständerechtes wurde, handelt es sich nur um das Verhältniß zwischen dem Herzog und den Städten, der sogenannten Ehrbarkeit. Nur die Städte und die Geistlichkeit, später auch die Bauern hatten Standesrecht. Der Adel war ausgeschieden, er war Reichsadel, nicht Landesadel. Wohl versuchten auch am württembergischen Hofe Adelige fremder Länder, meist Abenteurer, ihr Glück, aber sie hatten im Lande keine Wurzel und wurden als Fremdlinge angesehen. Daher konnte sich in Württemberg auch keine höfische Cultur entwickeln. Der öffentliche Geist blieb immer eine Mischung von bürgerlichen, bäuerlichen und geistlichen Einflüssen und Richtungen. Theologie, Philosophie und klassische Humanität war immer das Bildungsideal. Ausländische Sprachen, Naturwissenschaft und Mathematik blieben diesem Ideal hier am längsten ferne.[1])

Zwischen dem Volksgeiste und der Regierung bestand in dieser Richtung eine allgemeine Harmonie; auch die Regierung wollte kein Adelsregiment. Im Anfang des 19. Jahrhunderts legte man es von der Regierung aus geradezu darauf an, die hohen Standesherren förmlich aus dem Lande hinauszuärgern, so viele Schwierigkeiten wurden

1) Sehr gut entwickelt diese Verhälnisse Weller, Württemberg in der deutschen Geschichte S. 19 ff.; nur fehlt hier die genetische Voraussetzung, eine Untersuchung des Ursachencomplexes. Beinahe könnte man glauben, nach Weller sei ein einziges geschichtliches Faktum, der Tübinger Vertrag, die Ursache der ganzen Entwicklung. Wir sind weit entfernt, die Bedeutung geschichtlicher Thatsachen zu unterschätzen (vgl. den Artikel in Bd. 119. S. 32 ff. über „den Einfluß der Geschichte auf den Volkscharakter"), aber in diesem Falle reicht eine Thatsache nicht aus.



ihnen in den Weg gelegt und die Steuer- und Militärgesetze eigens dazu hergestutzt. Württemberg hat unter den deutschen Staaten die Standesherren bei der Ablösung 1849 wohl am ungünstigsten behandelt. Die Folge dieser und anderer Maßregeln war, daß der Adel vielfach auswanderte. Die 33 Standesherren, die am Anfang des 19. Jahrhunderts in der ersten Kammer saßen, sanken im Laufe des Jahrhunderts auf 19 herab. Ausgestorben sind nur 3, die andern verkauften ihre Besitzungen.

Im Heer und in der Verwaltung spielt in Württemberg der Adel nicht jene Rolle, wie in Preußen oder in Bayern und er fehlt im Staatsdienst fast ganz. Die Verwaltungsbeamten gehen und gingen meistens aus sehr bescheidenen Verhältnissen hervor; früher war das noch mehr der Fall, als heute. Wirkliches Verdienst und wirkliche Begabung kann sich hier leichter emporarbeiten, als anderwärts. Die Protektion ist weniger wirksam. Dem begabten, fleißigen, jungen Manne kommen Stipendien und Seminarien zu gut; solche gibt es wohl auch anderwärts, aber es wird doch nirgends so ausschließlich auf die Befähigung gesehen.[1]) Freilich wenn es höher geht, wird auch in Württemberg die Protektion wirksam. Das „Vetterleswesen" — zumal der Einfluß der Pastorensippe — ist bekannt genug. Freilich peccatur et intra muros. Bei der Kleinheit des Landes fällt das um so mehr auf. Das Talent darf nicht außerordentlich sein und die engen Grenzen überschreiten wollen. Gegen außerordentliche Köpfe, hervorragende Genies regt sich der demokratische Geist in anderer Richtung, er stößt sie ab, sei es aus Neid sei es aus Abneigung. Die größten Württemberger mußten ihr Heimatland verlassen: ein Schiller,

1) Das Institut der Landexamina ist etwas, was Württemberg besonders eigen ist. Wer das ziemlich schwierige Landexamen nicht besteht, der muß auf den Seminargenuß verzichten und können oft dabei die Hälfte Bewerber durchfallen; bei Protestanten trifft manchmal sogar zwei Drittel dieses Loos.

Schelling, Hegel; Möhler fand bekanntlich in Bayern eine Zufluchtstätte.

Württemberg ist das Land der kleinen Beamten; man hat es schon das Land der Mucker und Schreiber genannt. Die Schreiber, die kleinen Beamten nahmen einen verhältnißmäßig großen Raum ein. In allen Zweigen der staatlichen Verwaltung gab es und gibt es einen niederen Dienst, einen niederen Justiz-, Verwaltungs-, Finanz- und Forstdienst. Die Notare und Verwaltungsaktuare hatten und haben kein akademisches Studium nöthig. Für den Verwaltungs- und Finanzdienst werden übrigens auch bei höheren Beamten keine allzugroßen Vorstudien verlangt. Früher konnte sich jeder von unten in alle, auch die höchsten Stellen hinarbeiten; nur der Justizdienst machte eine Ausnahme. Nun wird die ganze Einrichtung des niedern Staatsdienstes allmählich verschwinden müssen, der Einheit des Reiches zum Opfer fallen, nicht zum Nutzen des Volkes.

Immerhin ist in Württemberg mehr Gewähr dafür vorhanden, daß die Verwaltungsbeamten sich mit dem Volke einsfühlen, als anderwärts. Sie fühlen sich, hat man schon bemerkt, weniger als Vertreter des Königs den Unterthanen gegenüber, denn als Anwälte ihrer Bezirksangehörigen bei der Regierung.[1]) Die Regierung kann daher kein strammes Regiment führen, und die Vereins- und Versammlungsfreiheit des Volkes wird ängstlich gewahrt, obwohl die Gesetze an sich Macht genug zur Einschränkung an die Hand gäben. Das Vereinsgesetz gilt daher als sehr liberal, obwohl es eigentlich das nicht ist. Während in Preußen der Kaiser wohl Rathschläge an das Volk richtet, wäre so was in Württemberg nicht möglich.[2])

Ein demokratischer Geist, eine demokratische Strömung hat gewiß seine Berechtigung. Gefährlich wird sie aber

1) Ludwig Jolly in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung 1896 S. 520.

2) Jolly a. a. O. 519.

sogleich, sobald sie sich zu Parteiinteressen verdichtet: in einer Partei bekommen leicht einseitige Interessen den Ausschlag. So ist es bei der württembergischen Volkspartei. Sie ist viel zu enge verbunden einestheils mit der Geldmacht, wie man sagt, mit dem Geldsack, anderntheils mit den Wirthshäusern, den Heimstätten des Räsonnirens und Kannegießerns. Dies zeigte sich handgreiflich in den Steuervorlagen der jüngsten Zeit. Da wurden die Aktiengesellschaften mit der rührendsten Schonung behandelt und die Gefahren der Doppelbesteuerung ängstlich vermieden, während man auf Wohlthätigkeitsanstalten keine Rücksicht nahm. Den Wirthen hatte man Abschaffung des Umgeldes versprochen, weil die „armen" Wirthe ja sonst nicht leben können Diese Abschaffung hätte aber einen Steuerausfall von 2 Millionen verursacht und diese hätten durch eine höhere Besteuerung weniger der höchsten als der mittleren Vermögen gedeckt werden sollen. Aber die ganze Steuervorlage fiel, sie fiel, wie die Verfassungsvorlage, die der Demokratie das Uebergewicht in der zweiten Kammer verschafft hätte. Die zweite Kammer wäre eine „Haußmannsbude" geworden, wie sich Gröber ausdrückte. Zwei Brüder Haußmann sind nämlich die Führer der Demokratie.

Trotz des demokratischen Geistes, richtiger gesagt, gerade wegen desselben sind die Steuern in Württemberg nicht klein, im Ganzen treffen auf den Einzelnen viel mehr Steuern als in einem anderen deutschen Staate. Die Veranlagung ist gut, aber sie kostet viel Geld. Daher ist das Leben in Württemberg theurer als in Bayern. So hat jeder Staat seine eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile.

IX.

Die englische Staatskirche.

II.

12. Es hatte sich damit allerdings ein gewaltiger Umschwung in den Geistern vollzogen, ein entschiedener Abfall von dem „lauteren Evangelium", das Luther und seine Mitarbeiter gepredigt haben. Dieser lehrte, wie Zwingli und Calvin, der Papst sei der Antichrist, er versicherte, das Papstthum sei vom Teufel gestiftet; demgemäß erklärten die Puritaner den Papst für den Antichrist, wie er in der Schrift verkündet sei;[1]) dem Erzbischof Laud, der am 10. Januar 1645 als 72jähriger Greis das Blutgerüst besteigen mußte, ward zum Verbrechen angerechnet, daß er den Papst nicht für den Antichrist halten oder ihn nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen wollte.[2]) Noch Newman brauchte einige Zeit, um sich von dieser Lehre, daß der Papst der Antichrist sei, loszumachen.[3])

---

1) Vgl. Ranke, a. a. O. 2, 257.

2) Vgl. Hagenbach, Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung. 2. Auflage. Leipzig 1854. 1, 242 f.; Döllinger, Christenthum und Kirche in der Zeit der Grundlegung. Regensburg 1860. S. 438.

3) Ce n'était, du reste, pas seulement pour le populaire que l'évêque de Rome était „l'homme du péché", le „faux prophète", „l'Antéchrist"; Newman a raconté combien il lui a fallu de temps pour se défaire de cette croyance. Thureau-Dangin, l. c. 1, XXX.

Daß dem Puseyismus Luther der Antichrist war, ist uns nicht bekannt, wohl aber daß sich Pusey und seine Gesinnungsgenossen nicht bloß von Luther, sondern auch von den übrigen „Reformatoren", Calvin, Zwingli, Butzer, Fagius, Vermigli, Lasky abwandten. Sie begnügten sich eben nicht damit, den Reformations-Mythus für wahr zu halten, mit Kindeseinfalt die Legende zu glauben, welche den „Reformatoren" geschäftig alle möglichen Tugenden angedichtet hat. Sie forschten selbst nach und fanden nun über Luther und Zwingli Dinge, die nicht rühmlich sind und eben deßhalb dem armen Volke sorgfältig verschwiegen werden. Schon die Entdeckung, daß Luther und Melanchthon bereit waren, dem König Heinrich VIII. ebenso eine „Zufrau" zu bewilligen wie dem Landgrafen Philipp von Hessen, mußte abstoßend wirken,[1]) sodann die Wahrnehmung, daß sie in der Lehre nicht übereinstimmten, daß ihre Aufstellungen im Widerspruch mit der heiligen Schrift standen. Sie fanden, daß der Protestantismus nicht aus edlen Beweggründen und mit lobenswerthen Mitteln eingeführt wurde.

13. Bereits W. Wharton († 1695) klagt, die Habgier der Kirchenräuber habe Klöster und Stiftskirchen zerstört, ihre Bibliotheken geplündert, zu schmählichem Gebrauch oder zum Feuer verdammt. Wären wenigstens die Kathedralen den Räubern entgangen! Das verworfene Gesindel habe aber auch da, um die kirchlichen Besitztitel zu vertilgen, die Archive bestohlen, zerstreut, besudelt, mehr aus Ruchlosigkeit und Habgier als aus Fanatismus. Unter dem Vorwand, den alten Aberglauben mit der Wurzel ausrotten zu wollen, habe man Urkunden, Register, Denkmäler zerstört.[2]) Der Herzog von Somerset, der als Protektor während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung an sich riß, schämte sich nicht, an dem Kirchengut sich ebenso zu vergreifen, wie

1) Vgl. Th. Kolde, Martin Luther. Gotha. 2. [1889], 396.

2) Theologisches Litteraturblatt. 1899. S. 357.



die übrigen Beamten.[1]) Elisabeth nahm von dem, was davon übrig gelassen worden war, für sich und ihre Günstlinge, so viel sie nehmen konnte. Ihr war Sittsamkeit so wenig eigen als Milde.[2]) Von der spanischen Königin Isabella, schreibt Hefele,[3]) mußte man gestehen, daß in ihrem schönen Leibe eine wahrhaft schöne Seele wohnte, von der gealterten Elisabeth dagegen hat Essex, der Buhle ihrer alten Tage, wohl mit Recht gesagt, „daß ihre Seele so höckerig sei, wie ihr Leib." Ihren Ministern und Hofleuten gab sie Ohrfeigen oder spie ihnen in das Gesicht, wenn sie über dieselben in Zorn gerieth.[4])

Der Uebergang des Besitzes der Kirche in die Hände des Adels und der großen Grundbesitzer erwies sich keineswegs als segensreich für die kleinen Leute. Während die geistlichen Stifter human gewirthschaftet hatten, wandelten, nach M. Behrendt, die neuen Eigenthümer mit allen Mitteln der List und Gewalt die Erbpachtverträge in einundzwanzigjährige Pachtverträge um, wodurch sie freie Hand bekamen, um den Pächtern zu kündigen.[5])

Es ist begreiflich, daß die Männer, von welchen die Oxforder Bewegung ausging, keine Freude mehr an dem Protestantismus fanden, der von solchen Leuten eingeführt worden war und derartige Früchte oder „Segnungen" gebracht hatte, daß sie sich daran machten, nachzuforschen, wie die Dinge vor der „Reformation" waren, welche Lehren die Kirchenväter verkündigten, und daß sie zur katholischen Kirche

---

1) Vergl. Th. Keightley, Geschichte von England. Hamburg 1847, 1, 547, 559; C. W. Powers, England and the Reformation, London 1897, p. 74.

2) Vgl. G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte, 11 (1875), 580 ff.; E. Marcks, Königin Elisabeth von England. Elberfeld 1897. S. 97 ff.

3) Hefele, Der Cardinal Ximenes. Tübingen 1844, S. 97.

4) Vgl. Historisch-politische Blätter. 1839. 3, 700 ff.

5) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 12. Januar 1900.

zurückkehrten, nachdem sie deren Wesen und Lehre und Wirken in Vergangenheit und Gegenwart kennen gelernt hatten. Aus der Thatsache, daß so viele und so hervorragende Männer und Frauen katholisch wurden, konnten die Anglikaner wenigstens schließen, daß die katholische Kirche das nicht lehre, was sie nach der Behauptung protestantischer Theologen lehren soll.

14. Eine Folge der Oxforder Bewegung ist die ritualistische, die gegenwärtig die Geister in eine Aufregung versetzt und die anglikanische Kirche in einer Weise beunruhigt, daß von einer Krisis derselben gesprochen wird.[1]) Wie die Oxforder, so sagen sich auch die Ritualisten vollständig von der Vorstellung los, die von der Theologie der Reformatoren und ihren Nachfolgern ausgebildet worden war, daß Gott nach dem Tode der Apostel sich bald von der Kirche zurückgezogen und seine Stelle dem Satan überlassen habe, der nun das Amt, welches nach den evangelischen Verheißungen dem heiligen Geist hätte zufallen sollen, übernommen und ein diabolisches Millennium errichtet habe, bis Luther aufgetreten.[2]) Sie verabscheuen das luthermäßige Schimpfen auf die katholische Kirche, ohne welches in Deutschland eine Versammlung des Gustav Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes nahezu undenkbar ist.[3]) Sie

1) The Nation and the Ritualists by Guinness Rogers, The Crisis in the Church by Bosworth Smith in The nineteenth Century. March 1899. 45, 341 ff.; J. Hammond, The Church and her accusers at the present crisis. London 1899; Austin Richardson, La crise religieuse en Angleterre, in La Revue générale. Bruxelles, Juin 1899. 69, 747 ss.; Le Bachelet, La crise ritualiste en Angleterre, in Études publiées par des Pères de la Compagnie de Jésus. Paris, 5. et 20. Août 1899. 80, 315 ss. 494 ss; R. Bagot, L'Inghilterra si farà cattolica? in Nuova Antologia. Roma, 1. Giugno 1899. 81, 543 ss.

2) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen ꝛc. S. 394.

3) Webb erntete keinen Beifall, als er auf dem Kirchencongreß in London (Okt. 1899) sprach: The Anglican Church can no more



betrachten wie Pusey (und Kahnis, Professor in Leipzig) ihre Kirche als einen Zweig der katholischen Kirche;[1]) eine große Zahl von ihnen, Geistliche und Laien, man spricht von mehr als 30 000, haben einen Verein gegründet (English Church-Union), der sich zur Aufgabe stellt, eine Vereinigung mit der katholischen Kirche oder eine Anerkennung seitens derselben, eine Art Union oder Intercommunion anzubahnen und herbeizuführen. An der Spitze derselben steht zur Zeit Lord Halifax.

15. Doch lassen wir zuerst zwei deutsche protestantische Theologen über die ritualistische Bewegung urtheilen, ehe wir sie selbst einer näheren Betrachtung unterziehen.

„Schon lange, ehe ich nach England kam, berichtet Julius Richter,[2]) hatte mich die vielnamige Theologenschule beschäftigt, die dort so viel von sich reden macht. Anglokatholicismus, Traktarianismus, Puseyismus, Sakramentarismus, Ritualismus und wie die Namen alle heißen, sie alle bezeichnen eine höchst merkwürdige und uns Deutschen auf den ersten Blick ganz unbegreifliche Richtung des englisch-kirchlichen Lebens. Es war mir ein dringender Wunsch, möglichst mit dieser Richtung in Berührung zu treten und sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Einige Worte der Einleitung mögen dieses Interesse erklären.

„Theologenschulen können ja an sich kaum auf allgemeinere Beachtung Anspruch machen; sie kommen und gehen wie die Schulen in allen wissenschaftlichen Disciplinen. Aber diese Schule ist eine ganz eigenartige Ausprägung des

---

admit into her services the forms and ceremonies of the Roman Church than she can admit the fetishes of the Pagans. The Tablet 1899. 94, 658; The Church Times. Oct. 13, 1899. p. 424.

1) Cfr. Th. Granderath, Constitutiones dogmaticae Concilii Vaticani. Friburgi 1892. p. 31.

2) Richter, Aus dem kirchlichen und Missionsleben Englands und Schottlands. Berlin 1898. S. 11 ff.



protestantischen Bewußtseins, eine Schule, die längst über den Rahmen der Hörsäle hinaus eine weite Kreise beherrschende Richtung des kirchlichen Lebens geworden, ja, die alle anderen Richtungen aus der englischen Staatskirche herauszudrängen und sich als die einzig legitime Denkweise der ‚Kirche von England' hinzustellen im Begriffe ist.

„Bekanntlich wurde die Reformation im 16. Jahrhundert in England von oben her durch königliche Willkür eingeführt; die protestantische Kirche Englands bekam dadurch von Anfang an eine Zwittergestalt; in der Lehre war sie fast rein evangelisch, aber in der Ausgestaltung des Gottesdienstes und noch mehr in der kirchlichen Verfassung wurden alle nicht in direktem Widerspruche mit dem evangelischen Bewußtsein stehenden Sitten und Gebräuche beibehalten.[1]) Will man's

1) Erkannte der katholische Fürst über sich und seinem Volke die feste, stets gleiche Autorität der Kirche, wollte er nur ein Glied, ein gläubiges und gehorchendes Glied in dem großen Organismus der Weltkirche sein, so war der protestantische Fürst nach vermeintlich göttlichem Auftrage oberster Richter in religiösen Dingen für sich und sämmtliche Untergebenen und wußte von keiner Autorität, die höher stehe, als die seinige. So hatte man in England eine bischöfliche, aus katholischen und protestantischen Elementen unnatürlich gemischte Kirche, weil es die Könige so gewollt hatten. Dagegen mußten Dänemark, Schweden und Norwegen lutherisch werden und bleiben, weil die Könige diese Lehre für die bequemste und ihrer Machterweiterung günstigste hielten. In Holland dagegen herrschte der reine Calvinismus, weil diesem die zahlreichere und mächtigere Partei zugefallen war, und sobald man sich stark genug gefühlt, hatte man die erst kurz vorher mit den Katholiken des Landes abgeschlossenen Verträge gebrochen und ihre Religionsfreiheit vernichtet. In den deutschen Fürstenthümern konnte niemand wissen, ob im nächsten Jahre das Land lutherisch oder calvinisch oder halbcalvinisch (nach dem im Brandenburgischen eingeführten Muster) sein würde. Denn das hing von der Person des Monarchen, von dessen wechselnden Ansichten oder von dem Tode des einen und der Succession eines andersgläubigen ab. Döllinger, Kirche und Kirchen zc. S. 63 ff.

schroff sagen, die „Kirche von England' war in der Lehre evangelisch, in der Verfassung katholisch. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ein solches Nebeneinander, welches nicht organisch gewachsen und geworden ist, zu Conflikten führen muß, sobald nach der einen oder der anderen Seite hin das religiöse und das kirchliche Bewußtsein erstarken. In den Jahrhunderten nach der Reformation, im Jahrhundert des Puritanismus und Methodismus, waren es ganz vorwiegend die evangelischen Lehr- und Lebensinteressen, welche das Volk beschäftigten und beherrschten. Der Puritanismus nahm gegen alles katholisirende Wesen eine schroff ablehnende Haltung ein und führte dadurch zum radikalen Bruch mit der kirchlichen Verfassung und Ordnung.[1]) Es ist sein Verdienst, den Versuch gemacht zu haben, die

1) Die Puritaner fanden, daß die anglikanische Kirche nicht viel besser als das Papstthum, daß sie eben doch nur die Tochter der alten babylonischen Hure sei; das Episkopat und die englische Liturgie wurde von ihnen abgeschafft; wie die letztere das Missale verdrängt hatte, so mußte sie nun der „Anweisung (Directory) für den öffentlichen Gottesdienst" weichen. Da man wahrnahm, daß viele Pfarreien auf dem Gebrauche des Book of Common Prayer beharrten, so erging (23. August 1645) eine Verordnung, wodurch jeder, der in einer Kirche, Kapelle oder selbst in einer Privatfamilie das gemeine Gebetbuch gebrauchen würde, einer Strafe von fünf Pfund Sterling für das erste Mal, von zehn Pfund Sterling für Wiederholung und einjähriger Gefängnißstrafe für die direkte Uebertretung verfiel. Bilder, Ornamente, Orgeln wurden aus den Kirchen entfernt, Monumente niedergerissen, die gemalten Fenster eingeschlagen. Das vergoldete Kreuz der katholischen Kapelle der Königin zu London ward als Zeichen des Antichrists unter dem Geläute der Glocken, unter dem Spiele der Stadtpfeifer auf den Kirchendächern, den Freudensalven der Milizen und dem Triumphgeschrei der Zuschauer in die Flammen geworfen. Vgl. Keightley, a. a. O. 2, 207 ff.; C. Höfler, Geschichte der neueren Zeit. Regensburg 1853. 1, 258; Wakeman, l. c. p. 374; S. R. Gardiner, The first two Stuarts etc. London 1899, p. 131 ff.



Reformation aus den protestantischen Principien heraus in Cultus und Verfassung durchzuführen. Der Versuch ist mißglückt, einmal wegen der eigenthümlichen Zähigkeit, mit der die angelsächsische Rasse an liebgewordenen, alten Gewohnheiten festhält, sodann wegen seiner Vermischung mit den liberalen Parteikämpfen und drittens, weil es der Puritanismus zu keiner gesunden Kirchenbildung brachte, sondern sich, sobald er zur Herrschaft gelangte, in ein Chaos von Sekten auflöste. — Der Methodismus erweckte und nährte das evangelische Bewußtsein von einer ganz anderen Seite; ihm waren — darin zeigt sich seine Verwandtschaft mit dem deutschen Pietismus — die Lebensinteressen so sehr das einzig Wichtige, Buße, Bekehrung und Heiligung so sehr die Hauptsache, daß er gegen den Cultus und die Verfassung fast gleichgültig war. Wie Wesley bis an sein Lebensende ein Glied der englischen Staatskirche blieb, so hat auch nach seiner officiellen Scheidung von der Kirche der Methodismus auf eine andersartige Ausgestaltung der Verfassung und des Cultus sehr wenig Werth gelegt.[1]) In dem Maße, wie die

---

1) In den Kirchen hin und her, dann aber, wenn ihnen diese verwehrt wurden, auf freiem Feld, haben John Wesley (geb. 1703) und George Whitefield (geb. 1714), die Väter des Methodismus, in schier unwiderstehlicher Beredtsamkeit um die Herzen geworben. In gewaltiger Rede wußten sie alle Schrecken der Hölle und des Gerichtes den Hörern in das Herz zu bringen und dasselbe zum Entschluß sofortiger Bekehrung zu erregen. Wohl zeigte sich zunächst roher Widerspruch in den Volksmassen, aber die Sache des Methodismus ging doch siegreich vorwärts. Gerade unter den Elenden und Verkommenen fanden zahllose Erweckungen statt. Dieselben vollzogen sich nicht selten unter Krämpfen und Convulsionen. Aber ihr Erfolg pflegte ein ernstes, sittenstrenges Leben zu sein. Es half nichts, daß die kirchliche und weltliche Obrigkeit gegen Wesley einschritt, seine Erfolge wuchsen. Graul(=Seeberg), Die Unterscheidungslehren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse. 12. Aufl. Leipzig 1891. S. 187 ff; **Hammond,** l. c. p. 70.

Lebensströme des Methodismus sich im Evangelikalismus in die englische Staatskirche ergossen, richteten sie auch da alles Interesse auf die persönliche Ergreifung des Heils, den individuellen Heilsstand und die subjektive Heiligung. Kirchliche Verfassung, gottesdienstliche Ordnung und alle diese äußeren Dinge waren Adiaphora, die man duldete oder mitmachte, aber ohne die man auch ganz gut auskommen konnte.[1])

„Es ist begreiflich, daß die durch alle diese Jahrhunderte doch auch noch vorhandene, katholische Seite der englischen Kirche schließlich einmal ganz energisch reagirte, und am Anfang unseres Jahrhunderts kam eine Fülle von Impulsen zusammen, welche diese Reaktion begünstigten. Zunächst lag es und liegt es bis heute im englischen Volkscharakter, überlieferte Sitten und Gebräuche zu pflegen und festzuhalten; in demselben Maße also wie die Evangelikalen gegen die überlieferten kirchlichen Ordnungen gleichgültig wurden oder sie geringschätzig beurtheilten, sammelte sich der Zündstoff zu einer um so energischeren Verherrlichung derselben in der englischen Volksseele. Der unkirchliche Zug des Evangelikalismus ist eben wie derselbe Zug im deutschen Pietismus der Anstoß zu seiner Bekämpfung geworden. Dazu ging nach den die Welt erschütternden napoleonischen Kriegen ein unwiderstehlicher Zug nach Restauration, eine Verherrlichung mittelalterlicher Ideale und Zustände durch die Welt, welcher in Deutschland wie in England Rom und das römische Wesen wie mit einem Heiligenschein umgab und gerade viele hochfliegende und für weltfremde Ideale eingenommene

1) The Methodist Conference has contended that the Prayer Book „contains language of a Romanizing tendency"; whilst one of its prominent members has spoken of the Church as „tainted with the leprosy of Romanism." Another influential divine has recently gone a step further, and has spoken of the Prayer Book as „steeped in Popery." Hammond, l. c. p. 71

Geister mit sich fortriß.[1]) In Deutschland hat der dreißigjährige Krieg einen radikalen Bruch mit der mittelalterlichen Vergangenheit herbeigeführt; über diese Kluft hinweg ließen sich zum Glück die Fäden nicht leicht wieder anknüpfen. Aber England hatte nie einen richtigen Bruch mit dem Mittelalter und mit der katholischen Kirche durchgemacht, die Ueberreste des alten katholischen Wesens ragten noch mitten in die Gegenwart hinein und brauchten nur zu neuem Leben erweckt zu werden. Kein Wunder, daß der Zug der Zeit nach Rom bald in Vielen und zwar gerade unter der Elite der englischen Nation übermächtig wurde, und Conversionen mehr und mehr einrissen. Nur ein Bollwerk stand diesem Zuge im Wege, die allen germanisch-protestantischen Völkern seit der Reformation eigene Abneigung gegen Rom, die bei den Engländern, die sich in stolzem Selbstbewußtsein als Herren der Welt fühlen, noch verschärft wurde durch den Widerwillen gegen die angemaßte päpstliche Suprematie.[2]) Der Ruf ‚No popery', keine Päpstelei! erscholl bald so nachdrücklich und so vielseitig, daß er dem Umsichgreifen der Flucht nach Rom einen wirksamen Damm entgegenstellte.

„Und doch hätte diese Abneigung gegen Roms Oberherrlichkeit auf die Dauer die romanisirenden Tendenzen nicht aufgehalten, wenn es nicht gelungen wäre, ein theologisches System zu erfinden, welches der ‚katholischen' Seite in der englischen Kirche volles Recht widerfahren ließ und doch dem Zuge nach Rom die Spitze abbrach. Das ist der Ritualismus. Er ist die entschiedene und bewußte Reaktion, zunächst gegen

---

1) Fairbairn, l. c. p. 96 ff.

2) Luther, von Steinschmerzen niedergebeugt, fuhr aus Schmalkalden mit dem Segen: Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstes! Er kannte die Seinen und fühlte wie sie. Hase, Kirchengeschichte. 9. Aufl. Leipzig 1867. S. 403. — Es wird Lessing sein, der diesen Papsthaß beißend mit den Worten geißelte: Er hat den Papst, den Papst gelobt! Wenn es noch der Teufel wäre, dann ließen wir es gelten.

die subjektivistische Frömmigkeit des Methodismus und seiner Anhänger, der evangelischen Partei in der Staatskirche. Aber er ging weiter und bildete sich zu einer scharfen Reaktion gegen die reformatorischen Grundprinzipien und alles evangelisch-protestantische Wesen überhaupt aus.

„Wenn die Reformation den Schwerpunkt in die Rechtfertigung aus dem Glauben legt und in ihr die centrale Heilsthat Gottes findet, mit deren Aneignung durch das gläubige Subjekt das Christenleben beginnt, so legt der Ritualismus den Schwerpunkt ganz entschieden und mit vollbewußter Einseitigkeit in die Sakramente.[1]) Durch das Sakrament der Taufe werden wir wiedergeboren, durch das heilige Abendmahl werden wir gerechtfertigt.[2]) Die Sakramente sind die einzig zum Heile nothwendigen Gnadenmittel, und das ist nach ritualistischer Auffassung der schwerwiegendste Irrthum der Reformation, daß sie anstatt dieser Rechtfertigung durch die Sakramente die Rechtfertigung durch den Glauben gelehrt hat.

„Aber — so fährt die ritualistische Deduktion fort — die Sakramente sind nur wirksam, wenn sie von einem regelrecht Beauftragten verwaltet werden. Dieser Auftrag ist ursprünglich den Aposteln gegeben, von diesen ist er durch Handauflegung weiter an die Bischöfe vermittelt und muß

1) Die „reformatorische" Rechtfertigungslehre, die übrigens von Richter nicht ganz richtig dargestellt wird, ist jetzt von der wissenschaftlichen Theologie in Deutschland aufgegeben. Vgl. Döllinger, a. a. O. S. 427 ff.; Röhm, Der Protestantismus unserer Tage. München 1897. S. 135 ff., 141 ff.

2) Nach Luther bedeutet die Taufe zwei Dinge, den Tod und die Auferstehung, d. i. eine vollkommene Rechtfertigung. Melanchthon pflegte übereinstimmend mit Luther's beiden Katechismen neben der Sündenvergebung und Rechtfertigung die Geistesmittheilung hervorzuheben. Die lutherische Dogmatik seit Gerhard hielt sich an den Ausdruck regeneratio. R. A. G Lipsius, Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. 2. Aufl. 1879. S. 721.



nun in derselben Weise an die Bischöfe und durch sie an die Priester weiter vermittelt werden. Durch diese von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzende Vererbung entsteht die apostolische Succession, welche uns in ununterbrochener Kette mit den Aposteln verbindet. Nur wenn ein Priester oder eine Kirche nachweisen kann, daß sie in solcher lückenlosen Kette die apostolische Bevollmächtigung überkommen hat, dürfen sie sich getrösten, daß sie die Sakramente heilskräftig und wirksam verwalten. Also sämmtliche Sakramente der nicht bischöflichen, protestantischen Kirche sind von vornherein null und nichtig!

„Durch die allein ihnen übertragene apostolische Vollmacht werden die Bischöfe und nach ihnen die Priester für das Volk die Mittler des Heils, sie allein geben dem Volke durch die Sakramente den Zugang zu der göttlichen Gnade. Sie sind eben deswegen ein besonderer Stand, die Kirche im Unterschied von der Laienwelt, und diese Kirche, die Mittlerin des Heils, darf und muß kraft der ihr zur Verwaltung anvertauten Gnadengüter Gehorsam und Unterwerfung unter alle ihre Anordnungen und ihre Disciplin fordern.

„Sie gehen, um ein wissenschaftliches Fundament für ihr System zu finden, über die Reformation zurück, — denn deren Prinzipien wollen sie ja gerade bekämpfen! —, auch über die römischen Jahrhunderte des Mittelalters, — denn in die Charybdis Roms wollen sie doch auch nicht stürzen, wenn sie der Scylla der reformatorischen Lehren entgangen sind. Wohin also? In die primitive Kirche der ersten Jahrhunderte, in die Zeit, ehe Roms Suprematie allgemeine Anerkennung fand. Nun sagen sie: Diese primitive Kirche ist der Zeit der Apostel am nächsten gewesen, sie hat auch die apostolische Ueberlieferung am treuesten erhalten. Diese primitive Kirche in dem ganzen Umfange ihrer Lehren und Anschauungen, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Verfassung und ihres Cultus wiederherzustellen, ist die Aufgabe der Kirche unserer Zeit."



„In der ritualistischen Lehre, behauptet August Pott,[1]) gibt es eigentlich nur ein Hauptdogma: die sichtbare Kirche, welche allein durch die Sakramente Gottes Gnade vermittelt. Dazu ist eine göttlich autorisirte Priesterschaft nöthig und diese beruht auf apostolischer Succession der Bischöfe."

In den Kreisen der Anglikaner und Ritualisten dürfte kaum anerkannt werden, daß Richter und Pott die ritualistische Bewegung nach jeder Richtung hin zutreffend gezeichnet haben. „Sie will, so erklärt Wakeman, die Zurückführung der Kirche von England auf die Position, die sie bei der Thronbesteigung Eduard's VI. einnahm. Sie will die Zurückweisung der Lehre und Systeme Zwingli's, Luther's und Calvin's und die rechtmäßige, geschichtliche und thatsächliche Continuität mit der primitiven und mittelalterlichen Kirche." [2])

16. Das Prayer-Book enthält nämlich die Bestimmung („Ornamenten-Rubrik"), daß „solche Ornamente der Kirche und ihrer Diener zu allen Zeiten ihres Dienstes beibehalten und gebraucht werden sollen, wie solche im zweiten Jahre der Regierung des Königs Eduard's VI. durch das Parlament in dieser Kirche von England festgesetzt wurden." Durch Berufung auf diese Rubrik glauben die Ritualisten den Vorwurf des Ungehorsams gegen das Gesetz entkräften zu können, den ihre Gegner wider sie erheben. In diesem Jahre (28. Januar 1548 bis 27. Januar 1549) wurde

---

1) Preußische Jahrbücher 1899. 97, 229.

2) It means the restoration of the Church of England to the position which it held when Edward VI. came to the throne. It means the repudiation of the teaching and the systems of Zwingli, Luther and Calvin, and the claim of legal, historical, and actual continuity with the primitive and the mediaeval Church. Wakeman, l. c. p. 493. — Our Church artitecture is mediaeval — why not our ritual? Comp. The Church Times. Oct. 13, 1899, p. 419, 423.

die Meßfeier noch nach dem Missale von Salisbury gehalten.[1])

17. Im Grunde haben übrigens die Gegner der Ritualisten kein Recht, diese Beschuldigung zu erheben, da sie sich weder an die Glaubensartikel noch auch durchweg an die Vorschriften des Prayer Book halten.

Der Vikar der Andreaskirche in London, Leytonstone, lesen wir,[2]) schickte sich gerade an, ein Paar zu trauen, wovon der Mann ein geschiedener war. Diese Trauung war vorher dem Amtsbruder des Vikars, dem Pfarrer Kingdon von St. Augustin bekannt geworden; dieser begab sich nun mit zwei anderen anglikanischen Klerikern zu der Kirche und erhob Einspruch gegen die Trauung, als durch das Prayer Book untersagt. Der Vikar berief sich darauf, daß der Erzbischof von Canterbury die Zustimmung gegeben habe. Kingdon verlangte darauf die Zustimmung des Bischofs von St. Alban zu sehen, dem der Vikar zunächst untersteht. Dieser Bischof hatte die Vollziehung der Eheschließung verboten. Nachdem Kingdon und seine Begleiter die Kirche verlassen hatten, erfolgte die Trauung.

Wenn diese Trauung wirklich unter den Umständen geschah, wie sie hier berichtet sind, so hatte der Vikar Leytonstone keine Bestrafung zu befürchten.[3]) Die Ritualisten dagegen werden von den „Liberalen“ sofort angegriffen, wenn sie „papistischen“ Gebräuchen zugethan sind: der Balken im eigenen Auge wird nicht beachtet, der Splitter

1) It is hard to conceive of any party who can ex animo subscribe to all that is contained in the Book of Common Prayer; and is hardly more easy, on the other hand, to find any class, who can fairly be reckoned among those who „protess and call themselves Christians,“ who could not appeal to some of its formularies which would justify them in remaining within the fold. Guinness Rogers. The nineteenth Century. 1899. 45, 345.

2) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 31. Oct. 1899.

3) Comp. The Tablet. 1899. 94, 647.



im Auge des Bruders wird sogleich entdeckt und seine augenblickliche Entfernung auf Grund des Gesetzes verlangt.[1])

18. Da und dort haben sich nun allerdings die Ritualisten in der Feier des Gottesdienstes dem katholischen Cultus sehr genähert. Ihre Kirchen sehen nicht so leer und kalt aus wie die protestantischen, sondern sind im Innern ähnlich ausgestattet und geschmückt wie die katholischen (Altar mit Tabernakel, Leuchter, Heiligenbilder, Kreuzwegstationen, Weihwasserkessel). Die Liturgie wird von ihnen Messe genannt, und die „High Mass" (das Hochamt) von dem „Priester" unter Assistenz von Diakon und Subdiakon celebrirt in Gewändern, die den katholischen gleichen, mit Gebeten, die zum Theil dem Missale entlehnt sind.

„Der Priester oder vielmehr die drei Priester, die zusammen amtirten,[2]) erzählt Richter mit wahrem Entsetzen,[3]) ließen sich von katholischen kaum unterscheiden; sie trugen pomphafte Priesterornate, die vor aller Augen wiederholt gewechselt wurden. Auch das Weihwasser, womit die Gemeinde besprengt wurde, und das geschwungene Weihrauchfaß, womit zu wiederholten Malen der Altar, die Priester und die Gemeinde eingeräuchert wurden, fehlten nicht. Dazu denke man sich roth und weiß angezogene Chorknaben, brennende Lichter, die bald hereingebracht, bald wieder davongetragen wurden, ein beständiges Sichverbeugen, Niederknieen, Sichbekreuzigen u. s. w. und das volle zwei Stunden

1) „Ketzerei und Unglauben dulden die Bischöfe in der Kirche, sagt Father Ignatius, der ritualistische Vertreter des Ordensgedankens, in einer öffentlichen Erklärung; dafür unterdrücken sie mit aller Kraft katholische Andachtsformen gewissen Dummköpfen und Fanatikern zu liebe und verbieten den Weihrauch während des eucharistischen Opfers, wo doch Gott selbst ihn verlangt." Kölnische Volkszeitung vom 20. Oct. 1899.

2) In der St. Albans-Kirche in London.

3) Richter, a. a. O. S. 17.



lang [1]) Gerade der Kanzel gegenüber, an dem sichtbarsten Orte der Kirche, stand auch eine künstlerisch schöne Statue der Jungfrau Maria mit dem Kinde, zu ihren Füßen blühende Rosen und ein Kranz von blühenden Lilientöpfen, und unmittelbar nach der Predigt stimmte der Chor ein langgezogenes Ave Maria an. Waren wir denn überhaupt noch in einer evangelischen Kirche? Kann sich ein solcher Gottesdienst noch eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit nennen? Wir gingen innerlich entrüstet aus der Kirche fort; wir konnten es begreifen, daß diese ‚Messen' in der St. Albans-Kirche mehr als einmal Anlaß zu stürmischen Auftritten von Leuten gegeben haben, die sich zu tief in ihrem evangelischen Gewissen verletzt fühlten!" [2])

In fast allen Diöcesen, sagt Pott,[3]) bringt die guild of all souls Todtenmessen dar und die confraternity of the blessed Sacrament verfolgt (seit 1862) den Zweck, die Lehre von der Realpräsenz (im Sinne der Transsubstantiation), des Sacrificiums und der Adoration auszubreiten. Die täglichen Messen werden celebrirt, ohne daß auch nur einer aus der Gemeinde communicirt, ein Widerspruch mit dem Prayer Book, das in einer Schlußnote zur Communion die Anwesenheit von mindestens vier Communicanten vorschreibt.

---

1) Die Ritualisten sind so wenig „evangelisch", daß sie das Kind anleiten, nach dem Erwachen sich mit dem Kreuz zu bezeichnen und dabei zu beten:

> In the morning when I waken
> With the Cross † myself I sign,
> „Father, Son and Holy Spirit,
> May my heart and soul be Thine."

2) Als Anstifter solcher Auftritte that sich Buchhändler Kensit hervor. Lord Halifax a discrètement insinué quelle était la valeur morale de ce puritain réformateur du culte: „Il s'est fait aussi remarquer en vendant publiquement et à tout venant des ouvrages qui n'étaient pas pour tous, et qu'il avait lui-même taxés d'obscénité." Études etc. 1899. 80, 319.

3) Preußische Jahrbücher. 1899. 97, 236 ff.



Schon Pusey, berichtet er weiter,[1]) hat in den nach römischem Muster von ihm gegründeten Schwesterschaften die Ohrenbeichte eingeführt (ca. 1840). Nach dem Vorgang seines Buches manual for confessors ermahnen eine Reihe von ritualistischen Katechismen und Gebetbüchern Beichtväter und Beichtkinder zur unbedingten Verschwiegenheit über das, was immer im Beichtstuhl vor sich gehe, verlangen Aufzählung aller einzelnen Sünden, deren man sich erinnere, und nennen eine Beichte, die eine verschweige, eine Sünde wider den heiligen Geist.[2]) Im Jahre 1873 petitionirten nicht weniger als 483 Geistliche bei der Convocation um autorisirte Beichtväter.[3])

In einem kleinen Katechismus, der in 12000 Exemplaren gedruckt ist (A little Catechism for little Catholics. London, W. Knott), findet sich folgende Anleitung zur Beichte (form of confession):

† Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Hochwürdiger Vater, ich bitte um Ihren Segen.

(Warte schweigend auf den Segen des Priesters, dann sprich:)

Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, der seligen Jungfrau Maria, und euch, mein Vater, daß ich viel gesündigt habe in Gedanken, Worten und Werken, durch meine Schuld, durch meine eigene Schuld, durch meine größte Schuld, besonders klage ich mich an, daß ich seit meiner letzten Beichte (die vor ... geschehen ist) folgende Sünden begangen habe: (Dann bekenne alle deine Sünden).

---

1) Preußische Jahrbücher. 1899. 97, 232.

2) Verlangt wird ein Bekenntniß der schweren Sünden, deren man sich bei sorgfältiger Erforschung des Gewissens erinnert.

3) Die dogmatische Tendenz des Ritualismus geht wesentlich auf vier Punkte: die Wiederherstellung der Messe, den Glauben an die reale Gegenwart Christi im Altarssakrament, die priesterliche Absolution und die Einführung der Ohrenbeichte. Allgemeine Zeitung vom 1. Decbr. 1899; A Book for the children of God. 2. ed. London 1896. p. 117 ff.



Diese und alle meine anderen Sünden, deren ich mich jetzt nicht erinnern kann, bereue ich von Herzen; ich habe den festen Vorsatz, mich zu bessern und erbitte demüthig Verzeihung von Gott und von euch, mein Vater, Buße, Belehrung und Lossprechung. Darum bitte ich die selige Jungfrau Maria und alle Heiligen, und euch, Vater, zu beten für mich zu Gott unserm Herrn. Amen.[1])

In einigen Orten wurde im Jahre 1899 die Charwoche mit Palmenprozession, Verehrung des Kreuzes u. s. w. gefeiert. Auch an die Wiedereinführung des Angelusläutens,[2]) selbst an die Wiederbelebung des Ordenslebens wurde in ritualistischen Kreisen gedacht[3]) und der Wunsch ausgesprochen, ein Theil des Klerus möchte unverehelicht bleiben.[4])

(Schluß folgt.)

1) Vgl. Preußische Jahrbücher. 1899. 97, 234 ff.

2) Vgl. Katholische Kirchenzeitung. Salzburg 1899. S. 573.

3) Eigenthümlich berührt die Nachricht, daß derselbe Erzbischof von Canterbury, der sich soeben gegen römische Gebräuche ausgesprochen, von Zeit zu Zeit die Profeß von anglikanischen Schwestern entgegennimmt und denselben Schleier und Ring segnet. Kölnische Volkszeitung vom 20. Oct. 1899.

4) Royle Shore sprach auf der Diöcesankonferenz zu Birmingham in Gegenwart des Bischofs von Worcester: the unmarried state for a large proportion of the Clergy must be encouraged and duly regulated. The Tablet 1899. 94, 584.

X.

Die Annalen der ehemaligen bayerischen Benediktiner-Congregation.

Die stabilitas loci der einzelnen Mönche brachte es mit sich, daß sich die Klöster des hl. Benedikt in fast völliger Unabhängigkeit von einander entwickelten. Nur ein inneres Band, die gemeinsame Regel, erinnerte an die Zusammengehörigkeit der einzelnen Häuser, welche aber durch keine sonstige Gesetzesnorm zur Einheit verbunden waren. Erst die nothwendig gewordenen Reformen brachten einzelne Klöster in einen fühlbaren Contakt und eine gesetzlich geregelte Verbindung. So hatte, um von ähnlichen Erscheinungen früherer Zeit abzusehen, die durch das Konstanzer Concil angeregte Bursfelder Congregation zur Folge, daß von Seiten der betheiligten Klöster wenigstens jährlich ein gemeinsames Kapitel stattfand und ein gemeinsamer Präses gewählt wurde. Mit Erfolg begünstigte und wünschte den Zusammenschluß der einzelnen Ordenshäuser neuerdings das Concil von Trient. Eine der letzten unter seiner Nachwirkung in's Leben getretenen Congregationen war die bayerische, gegründet 1684 unter dem Titel der hl. Schutzengel. Sie umschloß 19 von 26 bayerischen Benediktinerklöstern und bestand bis zu der Unterdrückung des Ordens in Bayern durch die Säkularisation.



Von dieser Congregation existirt eine Geschichte in der Form von Annalen, welche die längste Zeit ihres Bestandes umfassen. Die Annalen sind noch ungedruckt, aber in mehreren Exemplaren vorhanden. F. L. Baumann vermuthet, daß jedes Kloster der Congregation eine Abschrift besaß, da sich Exemplare, die aus verschiedenen Klöstern stammen, erhalten haben, so zu München im k. allgemeinen Reichsarchiv, im k. Kreisarchiv und in der k. Hof- und Staatsbibliothek.[1]) Ohne eigene Nachforschungen darüber angestellt zu haben, kann ich zwei weitere Bibliotheken nennen, in denen sich das Werk findet, nämlich die bischöfl. Ordinariatsbibliothek zu Augsburg — sie besitzt allerdings nur den ersten bis 1719 reichenden Band — und die Klosterbibliothek zu Metten.

Einige orientirende Bemerkungen über Inhalt und Verfasser dieser werthvollen Quelle für die Geschichte der ehemaligen bayerischen Benediktiner-Congregation mögen hier ihre Stelle finden.

Die Redaktion der Annalen geschah auf Veranlassung der Congregation. Durch dieselben sollten nicht nur Ereignisse, welche die ganze Congregation betrafen, sondern auch bedeutungsvolle Vorgänge einzelner Klöster aufgezeichnet werden. So erzählen sie von den Generalkapiteln und ihrem Verlaufe, von den Visitationen der Klöster, von den Beziehungen der Congregation und einzelner Klöster zu den geistlichen und weltlichen Behörden, von der Pflege der Studien innerhalb der Congregation und zwar sowohl durch das studium commune als durch die Privatveranstaltungen einzelner Klöster, wie auch durch einzelne Mitglieder der

---

1) F. L. Baumann, Der bayerische Geschichtsschreiber Karl Meichelbeck (1669—1734). Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der WW. zu München zur Feier ihres 138. Stiftungstages am 27. März 1897. S. 33.

Congregation, sei es daß sie an öffentlichen Anstalten lehrten oder lediglich schriftstellerisch thätig waren. Glück und Unglück, Blüthe und Zerfall, Freude und Leid der einzelnen Häuser lassen sich in denselben vielfach genauer verfolgen. Namentlich ziehen sich durch alle Jahrgänge hindurch zahlreiche und nicht uninteressante Nekrologe von den bemerkenswerthesten Angehörigen des Ordens jenes Zeitraumes.

Während dem jeweiligen Verfasser der Annalen für jenen Theil seiner Arbeit, der sich auf die Gesammtcongregation als solche bezog, ein aktenmäßiges Material zur Verfügung stand, war er für die Geschichte der einzelnen Klöster an die Mittheilungen gewiesen, welche von dorther einliefen. Daß dies letztere nicht immer in dem für den Redakteur wünschenswerthen Maße geschah, beweisen die wiederholten Klagen über das Ausbleiben von Beiträgen aus einzelnen Klöstern. Schon Karl Meichelbeck sann deßhalb auf ein Mittel, um den Nachrichtendienst verlässiger zu gestalten Als ihm auf dem Generalkapitel zu Weihenstephan 1717 neuerdings die Fortführung des Annalenwerkes aufgetragen wurde, bestimmte er die Aebte, in ihren Klöstern je einen ihrer Untergebenen namhaft zu machen, welcher die bemerkenswerthesten Ereignisse an Meichelbeck mitzutheilen hatte.[1]) Freilich war auch dieses Mittel nicht von dauerndem Erfolge.

---

1) Continuatio Annalium nostrorum iterum injuncta fuit P. Carolo B. Burano, qui ea occasione permovit Rdmos DD. Abbates, ut singuli e suis monasteriis denominarent virum, domesticae historiae curam habiturum et res memoratu digniores atque his Annalibus merito inserendas fideliter cum eodem P. Carolo communicaturum. — Annales Congregationis Benedictino-Bavaricae ad annum 1717. Durch die Güte der Direktion der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München konnte ich für die ersten zwei Bände der Annalen ein Exemplar dieser Bibliothek, Clm 27 162, I, II. fol., benützen. Der erste Band führt den Titel: Annales Congregationis Benedictino-Bavaricae inchoati



Von den Redakteuren der Annalen nennt der erste Band des von mir benützten Exemplars der Münchener k. Hof- und Staatsbibliothek auf seinem Titelblatte Gregor Kümpfler, Petrus Guetrather und Karl Meichelbeck.

Gregor Kümpfler (auch Kimpfler) war jener hervorragende Abt von Scheyern, in dessen Regierung das goldene Zeitalter des Klosters verlegt wird.[1]) Er theilt sich mit Abt Bernhard Wenzl von Tegernsee und Cölestin Vogl von St. Emmeram in Regensburg in das Verdienst der Errichtung der bayerischen Benediktiner-Congregation. Sie erwählte ihn denn auch an zweiter Stelle, nach Cölestin Vogl, zum Generalpräses. Er starb am 4. Nov. 1693. Nach Abt Kümpfler hat offenbar das Annalenwerk mehrere Jahre geruht, denn der als zweiter Redakteur genannte Petrus von Guetrather von Tegernsee erhielt erst vier Jahre nach dem Tode Kümpfler's, nämlich 1697, 25-jährig die Priesterweihe. Sein Interesse lag jedoch nicht auf der Seite der Geschichte, sondern juristisch-canonistischer Studien. Und so erklärt es sich, daß er die Annalen nur bis 1698 fortführte.[2]) — Hier nahm den Faden der Geschichte später derjenige wieder auf, an dessen Namen der Beginn der kritischen Methode in der geschichtlichen Forschung von Süddeutschland geknüpft ist, Karl Meichelbeck von Benediktbeuern. Schon als Professor am studium commune der Congregation hatte er, in die Fußstapfen der Mauriner

a Rdmo et Amplissimo DD. Gregorio Kümpfler, Congregationis secundo Praeside, deinceps P. Petro Guetrather Tegernseensi usque ad annum 1698 protracti, demum P. Carolo Meichelbeckh Benedictoburano, Congregationis historico usque ad annum 1719 continuati. Pars I. Der Titel des zweiten Bandes lautet: Annalium Congregationis Benedictino-Bavaricae Pars II. usque ad annum 1748 inclusive.

1) M. Knitl, Scheyern als Burg und Kloster. Freising 1880. S. 163.

2) Vgl. P. Lindner, Familia S. Quirini in Tegernsee im Oberbayerischen Archiv, 50. Bd, München 1898, S. 76 ff.

tretend, den theologischen Unterricht durch geschichtliche Themata zu beleben und zu bereichern versucht. Es kennzeichnet ganz seine neue Richtung, daß er einer theologischen Exercitatio über das Leben des hl. Ulrich von Augsburg die Vita Udalrici Gerhard's zu Grunde legt, „weil Gerhard der Zeitgenosse des großen Bischofs gewesen sei." Meichelbeck wurde nun 1708 von seinem Lehrauftrage entbunden und zum Geschichtsschreiber der Congregation ernannt. Gleichzeitig wurde er mit der Ordnung des Archivs in seinem eigenen Kloster betraut. Beide Stellungen, die des Geschichtsschreibers und Archivars, waren für den Verfasser der 1724 erschienenen Historia Frisingensis von der größten Bedeutung. Indeß auch die Annalen der Congregation, die er jetzt fortzuführen hatte, sind, soweit sie aus seiner Feder flossen, für sich eine sehr werthvolle und dankenswerthe Leistung als Bericht eines historisch geschulten Zeitgenossen über den vollen Zeitraum eines Menschenalters (1698—1732). „In diesen Annalen, bemerkt F. L. Baumann, zeigte Meichelbeck alsbald sein Darstellungstalent. Er erkennt, daß die Thätigkeit der Congregation an sich für eine geschichtliche Erzählung zu trocken und eintönig verläuft; er belebt deßhalb seine Annalen dadurch, daß er in sie die Ereignisse in den einzelnen Klöstern (z. B. Baugeschichtliches), welche für die ganze Congregation Interesse hatten, aufnimmt und die Erlebnisse der Congregation im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte überhaupt erzählt."[1]) Was die Darstellung anlangt, so ist die von Meichelbeck behandelte Periode in den Annalen wohl die interessanteste des ganzen Werkes. Da wo die Meichelbeck'sche Erzählung abbricht, mitten im Texte des Jahres 1732, bemerkt das von mir benützte Exemplar: Hucusque P. Carolus. Hier setzte dann P. Leonhard Hochenauer, Meichelbeck's Nachfolger im Archive, ein, führte aber die

1) Baumann, a. a. O. S. 12 f.



Erzählung nur kurze Zeit fort.[1]) Denn nach ungefähr zwanzig Blättern, welche in dem vorhin genannten Exemplare keinen Vermerk ihres Verfassers tragen, steht beim Jahre 1734 und zwar wiederum ungefähr in der Mitte des Berichtes die Notiz am Rande: Incipit hic continuatio P. Alphonsi B. Burani. Gemeint ist P. Alphons von Haidenfeld, ebenfalls ein Mitbruder des Karl Meichelbeck zu Benediktbeuern und dessen zweiter Nachfolger als Archivar des Klosters, welcher, nachdem die entgegenstehenden Bedenken behoben waren, das von Meichelbeck schon 1729 vollendete Chronicon Benedictoburanum 1753 endlich der Oeffentlichkeit übergab.[2]) Seine Arbeit an den Annalen reicht bis zum Jahre 1746, wo er wiederum von einem Hausgenossen, P. Benno Voglsanger,[3]) abgelöst wurde, welcher seinerseits die beiden folgenden Jahre 1747 und 1748 behandelte. Bis hieher reichen die ersten zwei Bände des Werkes. So war die Redaktion der Annalen volle fünfzig Jahre hindurch den Händen von Benediktbeurern anvertraut gewesen — eine keineswegs zufällige Erscheinung, wenn wir bedenken, welchen Anstoß von jenem Kloster aus die Geschichtsschreibung überhaupt empfing.

Von jetzt ab stockte das Annalenwerk mehr als ein Jahrzehnt. Erst das Generalkapitel zu Prüfening vom Jahre 1759 trug wieder für seine Fortführung Sorge, indem es den Sekretär der Congregation, P. Paul Nagl von Wessobrunn, damit betraute.[4]) Die Fortsetzung lag mir in zwei Exemplaren vor, beide der Mettener Kloster-

---

1) August (Pirmin) Lindner, Die Schriftsteller und die um Wissenschaft und Kunst verdienten Mitglieder des Benediktinerordens in Bayern. Regensburg 1880. I. Bd. S. 136.

2) Lindner I, 136; Baumann, 18—20, 38.

3) Lindner I, 138.

4) Lindner I, 184.

bibliothek angehörig.[1]) Das eine, in einem Sammelbande (Prüfening. Ms. 2753 [J. Ev. Kaindl. No. XVIII]) enthalten, umfaßt S. 1—163 die Jahrgänge von 1749 bis 1755. Das andere, gleichfalls Bestandtheil eines Sammelbandes (Bened. II, 48), reicht bis 1772. Ein weiterer Fascikel dieses Sammelbandes unter dem Titel: „Continuatio historiae Congregationis, in quantum ipsam Congregationem in genere concernit“ ist lediglich Concept und enthält als solches Material für die Jahre 1768—1776, welches der Redakteur der vorausgehenden Reinschrift bis 1772 verwerthete. Es erscheint mir fraglich, ob die eigentlichen Annalen überhaupt über den angegebenen Zeitpunkt hinaus (1772) von irgend einer Seite her eine Fortsetzung erfuhren.

Paul Nagl hatte, als er 1759 an seine Aufgabe schritt, auf das Jahr 1749 zurückgreifen müssen. In schlichtem, angenehmem Stile, das Auge nur selten über den nächsten Schauplatz der Ereignisse, die er darstellen sollte, erhebend, erzählt er die Geschichte der Congregation bis zum Jahre 1767. Wer ihm hier, da er noch bis 1776 lebte, die Feder aus der Hand nahm, vermag ich nicht zu sagen. Aber es ist eine andere Hand, die sie fortan führt, und ein anderes Auge, das sie leitet. Der Stil verräth mehr Schmuck, die Auffassung mehr Geist, die Ereignisse werden in Zusammenhang gebracht mit der Landes-, Kirchen- und Zeitgeschichte. Der Fortsetzer überschrieb seinen Theil an dem Annalenwerke, die Jahre 1768 bis 1772 umfassend, mit Historia (nicht mehr Annales) Congregationis etc., er behält aber die Eintheilung nach Jahren bei. Wie Nagl, so scheint auch er erst von einem späteren Zeitpunkte aus an seine Arbeit getreten zu sein. Stand er der Säkularisation nicht thatsächlich schon nahe, so hat ihm sicher die Beschäftigung mit der Geschichte den Blick für die Entwicklung der Ereignisse

---

1) Die Einsicht in die Bände verdanke ich der Güte des Herrn Bibliothekars P. Bernhard Ponschab von Metten.

geschärft. Die Worte wenigstens, mit denen er anhebt, klingen wie ein Prolog zum Säkularisationszeitalter und der kommenden Katastrophe: Rerum, quas Congregatio nostra hoc et sequentibus annis vel gessit vel passa est, seriem daturus minus de invenienda scribendi materie quam de verborum vi ac proprietate sum sollicitus: adeo et negotiorum et calamitatum, eloquium pene omne superantium, vicissitudine ista aetas abundat.

Die Annalen der alten bayerischen Benediktiner-Congregation, welche sich beinahe über ein Jahrhundert hin erstrecken (1684—1772), gehören als solche, abgesehen von dem wechselnden Talente ihrer Verfasser, nicht zu den gewöhnlichsten Erscheinungen der 'einschlägigen Literatur. Sie sind ein Beweis für den bekannten geschichtlichen Sinn der Benediktiner. Nicht minder aber dokumentiren sie die Vortheile, die für den Orden von jeher aus einem engeren Zusammenschlusse seiner einzelnen Häuser erwuchsen. Zum Schlusse wiederhole ich einen Gedanken Fr. L. Baumann's über die Annalen[1]): „Dieselben würden eine Herausgabe gar wohl verdienen."

J. A. Endres.

---

1) a. a. O. S. 33.

XI.

Die Weltausstellung der Jahrhundertwende.

Die diesmalige Pariser Weltausstellung zeigt einen ganz besonderen Charakter. Man kann von ihr sagen, sie schließt das Jahrhundert des Dampfes ab, und eröffnet das Jahrhundert der Elektricität. Auf den früheren Pariser Weltausstellungen, selbst noch 1889, spielte die Elektricität eine untergeordnete, nebensächliche Rolle. Diesmal aber beherrscht sie die Ausstellung, drückt derselben ihr Gepräge auf. Die Elektricität liefert fast ausschließlich die Triebkraft für die vielen thätigen Maschinen, und besonders auch die äußerst großartige, glänzende Beleuchtung. Gerade hinsichtlich der Wunder der Beleuchtung, des Lichtes, übertrifft sie weitaus alle früheren Ausstellungen. Sie leistet noch vieles andere, dient zum Kochen, besonders auch zum Ausscheiden der Metalle, namentlich des Goldes aus dem Quarz des Transvaals. Die Siemens'schen Elektricitäts-Werke haben im Transvaal diese Goldausscheidung eingerichtet, was geradezu ein Verdienst um die Menschheit ist. Denn das Zermalmen des Goldquarzes durch fünf, sechs große und schwere, im Takt fallende Stößer wirkt schlimmer auf Trommelfell und Gehirn als der schwerste Kanonendonner. Der Quarz wird dabei, unter reichlichem Wasserzuguß, in eine abscheuliche Schlammmasse verwandelt, deren weitere Behandlung, trotz aller Vorrichtungen, eine wahre Sklavenarbeit ist, die kein Mensch lange aushalten kann.



Ueberall werden schon die Straßenbahnen mit Elektricität betrieben, in Paris fahren auch elektrische Droschken, welche freilich noch zu wünschen übrig lassen. Jetzt wird die (von Professor Nernst in Berlin erfundene) elektrische Lampe angekündigt, welche nur noch einiger Versuche und einiger nebensächlichen Vervollständigungen bedarf, um auf den Markt gebracht zu werden. Dieselbe verspricht ein wahres Wunder der angewandten Wissenschaft werden zu sollen. Sie bedarf keiner Unterhaltung noch Erneuerung, um lange Jahre hindurch nach Belieben Licht zu spenden. Ein Druck auf einen Knopf genügt, um sie zu entzünden und auch wieder auszulöschen.

Angesichts der riesigen Fortschritte, welche die Anwendung der Elektricität besonders im letzten Jahrzehnt gemacht, dürfen die kühnsten Hoffnungen gehegt werden. Die Eisenbahnen und Schiffe werden durch Elektricität bewegt werden. Die Ausscheidung der Metalle aus ihren Erzen wird schon mehrfach betrieben (besonders für Aluminium), die Verarbeitung der Metalle ergibt sich dann auch sehr bald, da ja schon 1896 auf der Ausstellung zu Berlin eine Küche mit Elektricität betrieben wurde, welche dazu noch die Schüsseln den Kunden verabreichte. Es eröffnet sich eine neue Welt, ein neues Zeitalter mit der Elektricität. Die Herrschaft des Dampfes ist als abgeschlossen zu betrachten, sie überschreitet gerade noch die Schwelle des Jahrhunderts, in welchem sie entstanden ist. Die Forscher und Fachmänner sehen noch eine große Reihe weiterer Verwendungen der Elektricität voraus. Aber jetzt schon ist die Möglichkeit gegeben, vielfach auch zur Wirklichkeit geworden, daß jeder an einem fließenden Wasser gelegene Wohnort elektrisch beleuchtet werden kann. Die elektrische Kraft kann auch weiter geleitet werden. Da an den Wasserläufen beliebig elektrische Triebkraft erzeugt werden kann, ist es nur eine Frage der Zeit und Umstände, die Werkstätten und Fabriken, welche derselben bedürfen, an Flüsse und Bäche zu verlegen. Auf



den neuen Kanälen, zur Verbindung der norddeutschen Flüsse (namentlich Elbe und Oder), werden die Schiffe mittelst elektrischer Kraft geschleppt. Eine elektrische Eisenbahn (Krefeld-Düsseldorf) ist schon längere Zeit im Betrieb. Mit dem neuen Jahrhundert stehen wir daher unzweifelhaft an der Schwelle tiefgreifender Aenderungen im gewerblichen und Verkehrs- und deßhalb auch im socialen Leben. Von den viel versprechenden Versuchen über die Einwirkung der Elektricität auf das Wachsthum der Pflanzen und Anderes, also auf Acker- und Gartenbau, soll gar nicht die Rede sein. Wir haben eine ungeheure, vielseitige Macht vor uns, deren Geheimniß erst zum kleinsten Theil abgelauscht worden ist.

In der Ausnützung und Ausforschung der Elektricität wetteifern alle gesitteten Völker, aber Deutschland steht unbestritten an erster Stelle, wie in der Weltausstellung auch einstimmig erkannt worden ist. Es darf hervorgehoben werden, daß Spanien eines der Länder ist, welches am eifrigsten sich auf Ausnützung der Elektricität verlegt. Namentlich in den betriebsamen, in raschem Aufschwung begriffenen baskischen Provinzen sind schon alle Städte und größeren Orte mit elektrischer Beleuchtung versehen. Auf der Weltausstellung sieht und erfährt man (durch die beigegebenen amtlichen Aufschlüsse), daß ganz Spanien sich in vollem wirthschaftlichen Aufschwung befindet, Verkehrswege, Bergbau, gewerbliche Betriebe jeder Art sich heben und vermehren, der Acker- und Weinbau, Viehzucht einen neuen Anlauf genommen haben. In geeigneten Landesstrichen ist mit Anbau von Baumwolle, Kakao, Kaffee, Zuckerrohr u. s. w. begonnen worden. Es regt sich auf allen Gebieten. Der unglückliche Krieg hat das Volk aufgerüttelt, der Verlust der Siedelländer, auf welche bisher aus alter Gewohnheit alle Strebungen gerichtet waren, hat es genöthigt, die Ausbeutung der bisher vernachlässigten einheimischen Hülfsquellen in die Hand zu nehmen. Spanien, dessen Bevölkerung



sich stetig mehrt, trotz ziemlicher Auswanderung, liefert einen ähnlichen Beweis ungebrochener Lebenskraft, wie Frankreich nach dem Frankfurter Frieden.

Für die Stern- und Weltenkunde eröffnet die Weltausstellung ebenfalls ganz neue, unabsehbare Gebiete. Vor mehreren Jahren verkündete der frühere Abgeordnete Deloncle den Bau eines Riesenfernrohres, durch welches der Mond auf einen Meter nahe gerückt werden würde. Natürlich war dies eine starke Uebertreibung. Aber Deloncle und der erprobte Fachmann Gautier haben ein sechszig Meter langes Fernrohr mit vier Linsen gebaut, welches die Voraussagen mehrerer Fachgelehrten widerlegt hat. Das Fernrohr hat nämlich die Berechnung seiner Erbauer, mit der größeren Länge und Mehrung der Linsen werde auch die entsprechende Vergrößerung des beobachteten Sternes erzielt, vollauf bestätigt. Schon der erste Versuch vom 30. April lieferte ein überraschendes Ergebniß. Er zeigte, daß die sogenannten Protuberanzen oder Zacken der Sonnenscheibe, welche bisher nur bei Sonnenfinsternissen beobachtet werden konnten, einfach durch die Wogen der die Sonne umhüllenden Feuermassen gebildet werden. Diese Feuerwogen aber sind so unermeßlich groß, daß unsere Erdkugel darin schwimmen würde, wie der Spielball eines Kindes in den Wogen eines Flusses. Es schwindelt einem vollständig, man verliert die Fassung angesichts solcher Entdeckungen, solcher Riesenmassen und Maße, welche die bisher bekannten riesigen, kaum durch Zahlen auszudrückenden Verhältnisse astronomischer Maße und Entfernungen noch übertreffen. Dies größte Riesenfernrohr ist äußerst empfindlich, besonders auch weil die aufgefangenen Sonnenstrahlen durch die von den Linsen bewirkte Vereinigung auf einem Punkt schnell eine starke Ueberhitze erzeugen, welche dasselbe vernichten würde. Auch ist es, trotz ausgezeichneter Vorrichtungen, doch nicht so leicht zu handhaben. Die Linsen haben 1,25 Meter Durchmesser, wiegen je mehrere tausend Pfund. Ihre Herstellung

ist eine lang für unmöglich gehaltene Meisterleistung. Der ohne solche Brandgefahr zu beobachtende Mond wird durch das Riesenfernrohr auf etwa 12--1500 Kilometer nahe gerückt. Fachgelehrte glauben, das Fernrohr würde noch bedeutendere Ergebnisse ermöglichen, wenn gewisse Verbesserungen angebracht worden wären, welche das 1896 in Berlin aufgestellte, unter Leitung des Astronomen Archenholz gebaute Fernrohr besitzt. Dieses 25 Meter lange Fernrohr, mit 1,25 Meter Durchmesser haltenden Linsen, ist das größte der bis dahin hergestellten Riesenfernrohre.

Ebenso feierte die entgegengesetzte Wissenschaft, diejenige des unendlichen Kleinen, Unmeßbaren, ihre Triumphe. Auf dem Marsfeld befindet sich, kaum einige hundert Schritt von dem Riesenfernrohr, die Sammelausstellung der chemischen Betriebe Deutschlands. Dieselbe bildet acht Gruppen: Chemischer Großbetrieb, Salinen und Staßfurter Kali- u. s. w. Salze, welche verschiedenartig verarbeitet, auch als Düngstoffe benützt werden. Die Anwendung der letztern hat in armem Sand- und Moorboden wahre Wunder gewirkt, dieselben in äußerst ergiebige Felder verwandelt. Da ist auf elektrischem Wege ausgeschiedener flüssiger Chlor, dann Mangan, Titan, welche ganz rein mittelst der ungeheuren Temperatur ausgeschieden wurden, die bei der Verbrennung des Aluminium erzeugt wird. Die widerspenstigsten Metalle werden durch solche Hitze geschmolzen, gelöthet. Hieher gehört auch die Herstellung der Schwefelsäure durch Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit schwefeliger Säure. Die zweite Gruppe umfaßt die Heilmittel und Nährmittel, worunter Antipyrin und Saccharin die bekanntesten sind. Dann folgen die unzähligen Präparate für die Photographie, die Mineralfarben, Lack und Firniß, Gelatine u. s. w. In der Gruppe der künstlich hergestellten Riechstoffe ist Deutschland ohne Wettbewerb. Ein Deutscher (Bauer) erfand den chemisch hergestellten Moschus, ohne welchen die Welt fast ganz auf diesen kräftigsten aller



Gerüche verzichten müßte, der deßhalb auch allen anderen Riechstoffen in der Parfümerie als Verstärkung beigemischt wird. Doch hat der Erfinder das Verfahren auch einem französischen Betrieb mitgetheilt. Der Professor Tiemann (Berlin) entdeckte das Vanillin (das aus Tannenzapfen gewonnen wird), das Heliotropin, das künstlich ausgeschiedene Veilchen- und Reseda-Oel, d. h. Duft, Riechstoff. Die meist aus Steinkohlentheer, Naphtalin u. s. w. hergestellten Farbstoffe bilden zwei Gruppen. Der Indigo, der Krapp und andere Farbstoffe sind durch diese billigeren, leichter zu handhabenden chemischen Farbstoffe ersetzt. In Indien ist binnen wenigen Jahren der Anbau des Indigo auf die Hälfte zurückgegangen. Die Wichtigkeit der chemischen Industrie erhellt am besten daraus, daß dieselbe 136,000 Arbeiter beschäftigt, welche 130 Millionen Mark Lohn erhalten, für 948 Millionen Mark Waaren erzeugen, wovon das Ausland 340 Millionen abnimmt. Die chemische Industrie hat das Besondere, daß sie werthvolle, nützliche, meist schon ganz unentbehrlich gewordene Waaren aus fast werthlosen Stoffen bereitet. Es däucht fast wunderbar, wenn feine Vanille aus Tannenzapfen, wunderbar glänzende, reine Farben aus schmierigem, schwarzen Theer gezogen werden.

Frankreich steht unerreicht da in allem, was Kleidung, besonders Frauenkleidung, oder vielmehr die Mode, betrifft, welcher Paris seinen Weltruf verdankt. Die Ausstellung der Pariser Modekünstler, besonders der Damenschneider ist denn auch ein Glanzpunkt der Ausstellung, in welchem sich eine dichte neugierige Menge drängt. Eine Vereinigung von Geschäftsleuten schuf den Palais de Costume, worin besonders die Frauentrachten seit zweitausend Jahren vorgeführt wurden, vielfach in schönen lebensvollen Gruppen. Eine stolz und prächtig geschmückte byzantinische Kaiserin steht an ihrem Throne, vor welchem sich Prälaten, Höflinge, Hofdamen ehrfurchtsvoll verbeugen. Fränkische und dann die spätern französischen Könige und Königinen, Napoleon I.



mit Josephine und seinem Hofe, kurz eine Menge der bezeichnendsten geschichtlichen Personen in getreuer Erscheinung, wie sie einst ausgesehen haben müssen. Die Modeentwickelung seit 1855 ist für jedes Jahr durch eine Frauengestalt, ebenfalls in natürlicher Größe und Gewandung, dargestellt. Für die unmittelbare Gegenwart wurden jede Woche Kleider allerneuesten Schnittes durch lebende Personen vorgeführt, oder vielmehr getragen. Also das ausgiebigste Material zur Beobachtung, Erforschung der Modeentwicklung seit zweitausend Jahren, besonders aber für die neueste Zeit. Eine nur oberflächliche Besichtigung genügt, um zu gewahren, daß etwa seit zwölf, fünfzehn Jahren die Mode sich in gemessenen Schranken hält. Eigentliche Uebertreibungen, wie etwa der einstige Gehkorb, und zu große Enghheit und Knappheit des Kleides oder einzelner Theile desselben, sind ganz vermieden.

Wer die Mode mitten im Leben und Getriebe einer Groß- oder gar Weltstadt beobachtet, gelangt sehr bald zu dem Schluß, daß dieselbe doch nicht so ganz Tand und Trödel, nicht so unwesentlich ist, als man gewöhnlich zu denken pflegt. Die Mode ist, wo nicht Ausdruck, so doch ein gewisser Widerschein der socialen, geistigen und wirthschaftlichen Zustände, der mannigfachen Strömungen, welche in Gesellschaft, Politik und allgemeinen Verhältnissen sich geltend machen. Auch liegt ihr ein gewisses Bedürfniß, ein Streben nach Schönheit und Vollkommenheit zugrunde. Ebenso der Drang nach Veränderung und Neuheit, nach vorwärts. Die Mode ist und gibt Anregung, Unterhaltung, Beschäftigung.

Die Mode hängt mit der Unterscheidung der Stände und Schichten der Gesellschaft zusammen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben sich Vornehmere, Höhergestellte, Reiche durch die Kleidung von den Uebrigen zu unterscheiden gesucht. Priester-, Wehr- und Beamtenstand haben überall eigene Kleidung. Bei festlichen Gelegenheiten ist bessere



Kleidung für Alle Bedingung. Den Juden war sie am Sabbat vorgeschrieben und der Heiland läßt den Gast hinausweisen, der kein hochzeitliches Kleid angelegt hat. Gleiche Kleidung ist ebensowenig möglich als gleiche Beschäftigung, gleicher Lohn und gleiche Nahrung, womit die Socialdemokratie die durch die staatliche Zwangschule geistig abgestumpften Massen irreführt. Sobald aber der Unterschied der Kleidung zugestanden werden muß, kann die Mode nicht verworfen werden. Die Mode gewährt ungemein vielen Personen Beschäftigung, Gewinn und Lohn, ist deßhalb eine wirthschaftliche Großmacht. Ohne sie würden viele Künste brach liegen, viele, auch geistige Arbeit, unverrichtet bleiben. Arbeit aber ist Pflicht und Tugend, schafft Erzeugnisse, Brod, auch wenn sie der Mode und dem Aufwand dient. Werden diese nicht einigermaßen durch die Arbeit, wenn nicht geheiligt, so doch entschuldigt? Mode und Aufwand sind also an sich nichts Böses, nur ihr Mißbrauch, ihre Uebertreibung. Sie liegen im Menschen, da sie gewisse ihm innewohnende Triebe befriedigen und beschäftigen. Wir können, müssen sie deßhalb von höheren Gesichtspunkten aus beurtheilen. Ist es nicht auch höchst bedeutsam, daß nur die christlichen Völker, welche zugleich auch beständig auf allen Gebieten menschlichen Strebens und Könnens fortschreiten, auch eine Mode haben? Diese erscheint demnach als das äußere Zeichen der beständigen Fortentwickelung unserer Zustände und unseres geistigen und sonstigen Lebens. Die stillstehenden, wie die absterbenden, die Muhamedaner und heidnischen Völker haben keine Mode, kleiden sich und leben heute noch wie vor Jahrhunderten. So lange wir nicht alle zu jener Vollkommenheit im äußeren und inneren Leben gekommen sind, welches unsere Mönche und Nonnen anstreben, können wir Mode und Aufwand, Unterschied der Kleidung nicht entbehren.

Die Unterlegenheit der nicht christlichen Völker tritt auf der Weltausstellung denn doch gar zu handgreiflich hervor,



um nicht Jedem auf den ersten Blick aufzufallen. All diesen Völkern fehlt es an wirklichem Kunstgefühl und -Verständniß, an dem eigentlichen Kunstbegriff, dem Ideal. All' ihre Kunst ist nur Kunsthandwerk, freilich dieses oft in großer Eigenart und Vollkommenheit, aber immer sehr einseitig, nicht über gewisse Schranken gehend. Ihre Menschengestalten sind fast immer nur Spott- und Zerrbilder. Chinesen und Japaner, Malayen, sind nicht schön, wie alle Völker nicht-arischen Stammes. Aber sie stellen sich stets noch häßlicher vor, als sie es sind; es bedarf europäischer Künstler, um die Schönheit darzustellen, welche in einzelnen Strichen und Zügen ihrer Gesichter liegt. Selbst die Hindu, welche doch Arier sind, den Europäern im Aeußeren zum Verwechseln ähnlich sehen, bilden und malen Mißgestalten, ihre Buddah's sind fratzenhaft häßlich. Auch ihre Baukunst läßt viel zu wünschen, wie auch jene der übrigen asiatischen Völker. Nur die Baukunst der Islamiten steht höher. Bei den Afrikanern steht es vielfach noch tiefer mit jeglicher Kunst.

Ein fast noch schrofferes Kennzeichen der Unterlegenheit der nicht christlichen Völker ist die Abwesenheit jeglicher Tonkunst, von der ihnen selbst die ersten Grundlagen fehlen. Sie kennen keine Harmonie, kein Tonsystem, besitzen nur einige natürliche, aber höchst unvollkommene Weisen. Ihre Musik und ihr Gesang sind kaum mehr als schrilles Pfeifen, Johlen und Geschrei. Befähigung zur Musik geht ihnen jedoch nicht ganz ab. Man vermag ihnen Kenntniß der Noten, Spielen eines Instrumentes beizubringen. Mit der Zeit würde sich die Gabe der Musik wohl bei ihnen entwickeln können. Aber aus sich heraus sind alle diese Völker durchaus Null auf dem Gebiete der Tonkunst. Hievon haben wir schon 1889, wie auch auf dieser Weltausstellung die schlagendsten Beweise gehabt.

Wie es mit der Wissenschaft bei den nichtchristlichen Völkern bestellt ist, schreien eigentlich unsere Gelehrten jeden Tag von den Dächern, indem sie oft soweit gehen, denselben



jegliche wissenschaftliche Befähigung abzusprechen. Merkwürdig, daß dieselben Gelehrten hieraus nicht einen Beweissatz zu Gunsten des Christenthums gefolgert haben, sondern sich vielmehr abmühen, mittelst ihrer Wissenschaft dem Christenthum den Garaus zu machen. Ein seltsamerer Widerspruch ist noch nicht vorgekommen, seitdem die Welt steht. Wenn diese Gelehrten nicht etwa in China oder Indien geboren, sondern nur unter Chinesen, Hindu u. s. w. aufgewachsen wären, würden sie gewiß nicht die Wissenschaft besitzen, die Gelehrten sein, welche sie ihrer Erziehung in christlichen Ländern verdanken. Kurz, sie würden selbst solche Chinesen, Hindu u. s. w. sein, auf welche sie heute aus den Höhen ihrer Wissenschaft mit solcher Verachtung herabsehen, als wenn es sich kaum um Menschen handelte. Dagegen gebrauchen sie ihre Wissenschaft, um zu beweisen, daß Wissenschaft und Christenthum sich gegenseitig ausschließen, das Christenthum, der Glauben an die göttliche Offenbarung, d. h. die Wissenschaft der Wissenschaften, die eigentliche Wissenschaft verneine, unterdrücke, zu leugnen und auszutilgen suche. In der ganzen Weltausstellung ist nichts, aber auch rein nichts zu finden, was von den nichtchristlichen Völkern herrührt und als Wissenschaft — besonders im Sinne unserer heutigen Gelehrten — gelten könnte. Außer etwa dasjenige, was einige Japaner, Türken u. s. w. in den Schulen christlicher Länder sich erworben haben. Gerade die Wissenschaft an sich ist einer der schlagendsten Beweise für die Ueberlegenheit der christlichen Völker und somit wohl auch für die Ueberlegenheit und Wahrheit des Christenthums selbst. Jedem, der unbefangen die Weltausstellung betrachtet, drängt sich diese Schlußfolgerung auf.

Die Kirche zeichnet sich gerade dadurch vor allen anderen Religionen aus, daß sie auch das Ebenmaß, den Einklang und die Vollständigkeit der Gesittung der ihr treuen Völker hervorbringt, da sie alle Fähigkeiten des Menschen ausbildet. Ein schönes Beispiel hievon ist Frankreich, welches so ziemlich



einheitlich katholisch geblieben, in seiner Entwickelung keine vernichtenden Störungen erlitten hat, wie Deutschland durch die Kirchenspaltung. Die Franzosen besitzen eine vollständige, allseitige Bildung und Gesittung. Acker-, Garten- und Weinbau, Bergbau und Metallverarbeitung, Weberei, alles und jedes ist bei ihnen vertreten, hoch ausgebildet. Es gibt keinen Gewerbe- und Kunstzweig, wie er auch heißen möge, in welchem die Franzosen nicht Bedeutendes, meist sogar Ungewöhnliches leisteten. Ebenso steht es mit den Wissenschaften und der Literatur. Ton- nnd Schauspielkunst haben Leistungen ersten Ranges aufzuweisen, ebenso auch die bildenden Künste. Fast alle Völker gehen mehr oder weniger in die Lehre zu den Franzosen, die fortwährend auf sämmtlichen Gebieten des Wissens und Könnens Neues schaffen, oder doch vorwärts streben. Wenn sie auf einzelnen Gebieten von anderen Völkern übertroffen werden, so ist dies gewöhnlich durch besondere Umstände veranlaßt, oder nur vorübergehend. Uebrigens hat nicht jedes Volk in jedem Fach völlig gleiche Begabung. Dieses Gleichgewicht und Ebenmaß, dieser Einklang in seiner gesammten Entwickelung, seinem ganzen geistigen und wirthschaftlichen Dasein, tragen ungemein zu der innern Geschlossenheit und dadurch zu der großen Kraft nach Innen und nach Außen bei, welche Frankreich fortwährend bethätigt. Sie sind eine Bürgschaft seiner Gegenwart wie seiner Zukunft. Und alle besseren Eigenschaften der Franzosen wurzeln vielfach in diesem Gleichgewicht, sind durch dasselbe gefördert, veredelt worden. Trotz aller Auswüchse und Schwächen kann Frankreich stolz und zufrieden sein auf seine Bildung und Gesittung.

Deutschland besitzt solches Gleichgewicht, solche Vollständigkeit und Allseitigkeit nicht im selben Grade wie Frankreich. In manchen Wissenschaften hat es Frankreich überflügelt, ebenso gegenwärtig in der Tonkunst, aber in Schauspielkunst und schönen Wissenschaften zeigt es Lücken. Der Geschmack ist nicht so allgemein, deßhalb das Kunst-



gewerbe trotz aller Fortschritte doch noch vielfach im Rückstande. Der Reichskommissär hat einen musterhaften Katalog der deutschen Abtheilung der Weltausstellung herausgegeben, welcher in dreißig Abschnitten den jetzigen Stand und die neuesten Fortschritte Deutschlands auf allen Gebieten schildert. Wir erfahren darin, daß Deutschland seit zwei Jahrzehnten sich namentlich in Elektrotechnik, chemischer Industrie, Wohlfahrt- und Gesundheitspflege, Ingenieurwesen, Glaserei und Töpferei, Maschinenwesen, Optik, Musikinstrumenten, Photographie, Seewesen und Schiffbau, Uhrmacherei in die vorderste Reihe gestellt hat, in einigen dieser Fächer alle anderen überflügelt. Die Schiffahrts-Ausstellung gibt ein eindrucksvolles Bild des gewaltigen Aufschwunges des Schiffbaues und des Seehandels Deutschlands. Der Plan (en relief) Hamburgs mit seinem unendlich großen, vielfältigen Hafen, der immer wieder vergrößert wird, der Bremer Hafen, den man jetzt auf die doppelte Größe bringt, die beiden größten Dampfergesellschaften der Welt (Hamburg-Amerika und Norddeutscher Lloyd), welche zugleich die größten Dampfer besitzen, dies Alles hebt uns gewaltig in den Augen aller Völker. Kurzum, wir und alle anderen sind in überwältigender Weise zu dem Bewußtsein gekommen, daß Deutschland auch in geistiger und wirthschaftlicher Hinsicht riesig fortgeschritten, eine Macht geworden ist, die auch vor den mächtigsten und reichsten Staaten nicht zurücksteht. Unwillkürlich drängt sich da der Gedanke auf: was haben wir durch unsere vielhundertjährige Zerrissenheit verloren, welche durch den dreißigjährigen Krieg besiegelt, durch die Kirchenspaltung hervorgerufen worden war?

Der Abschnitt über die deutsche Kunst bedarf einer besonderen Erwähnung. Der Verfasser, ein Professor Lichtwark, bethätigt seine Meisterschaft darin, daß er die Kirche außer Rechnung stellt, von ihrer Einwirkung auf die Kunst nichts weiß. Für ihn gibt es nur eine „Kunst des Mittelalters und der Reformationszeit, welche in den großen





Bürgerstädten von Köln, Mainz, Ulm, Augsburg bis Nürnberg ihren Sitz hatte. Die damals geschaffene Kunst trug einen kirchlichen und in ihrer letzten Entwickelung einen bürgerlichen Charakter." Welche fadenscheinige Umschreibung der Thatsache, daß die Kirche und der Frommsinn des unter ihrer Leitung reich und kraftvoll gewordenen Bürgerthumes die Kunst hervorgerufen und zur höchsten Blüthe gebracht haben. Kunst der Reformationszeit! Als wenn nicht selbst jedes protestantische Schulkind wüßte, daß die Reformationszeit der deutschen Kunst ein jähes Ende bereitet hat. Sie konnte sich nicht einmal ausleben, die Künstler vermochten sich nur noch mühselig fortzufristen, mußten in der Fremde ihr Brod suchen. Aber, haben nicht Protestanten (z. B. A. Woltmann) mit vielspänniger Gelehrsamkeit den Nachweis zu führen gesucht, die Reformation habe schon in der Kunst und den Künstlern gesteckt, Luther habe sie blos aus denselben, z. B. aus Rafael und seinen Werken, herausgeschlagen, etwa wie Moses das Wasser aus dem Felsen! Welches Wissen, welche Anstrengungen diese Gelehrten doch einsetzen, um die Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit in den kleinen Käfig ihres Systems hineinzuzwängen!

Sehr richtig bestätigt Lichtwark, daß nach der Kirchenspaltung es nur Fürstenkunst gab, die in bis dahin unbedeutenden Landstädten besorgt wurde, meist durch vom Ausland bezogene Kräfte. Die Reformation hatte eben gar gründlich mit der bodenwüchsigen deutschen Kunst aufgeräumt. „Der Inhalt der deutschen Kunst wurde eine Weiterentwickelung italienischer, französischer und niederländischer Gedanken." Lichtwark vergißt, dies gebührend als ein Verdienst der Reformation zu preisen, welche den Bürgerstand herabgedrückt hatte zu Gunsten der Kleinfürsten. Er weiß auch nichts davon, daß es wiederum die Kirche war, welche durch die romantische Schule die Fesseln zerbrach, die Kunst aus ihrer Verelendung befreite, in welche sie die Fürsten und ihre Akademien geschlagen hatten. Dagegen bestätigt er, daß in



Berlin die Kunst lange zurückgeblieben, auch jetzt meist nur von Ausländischen und Auswärtigen lebt, da sie im Volke keinen Boden, kein Verständniß findet. Die große künstlerische Ueberlegenheit Münchens sucht Lichtwark durch die Eigenart des bayerischen Stammes zu erklären, welcher Kunstgefühl besitze, weshalb der Künstler mit und im Volke lebe und schaffe. Daß die große Verschiedenheit zwischen Berlin und München doch auch auf dem verschiedenen religiösen Bekenntniß beruhen könnte, vermag der Professor nicht zu begreifen. Was Deutschland in diesem Jahrhundert an eigener Kunst besitzt, verdankt es in erster Reihe der Kirche, von deren Erstarkung das fernere Schicksal derselben abhängt.

In wirthschaftlicher, gewerblicher Hinsicht steht England gar glänzend auf der Weltausstellung. Gediegene zweckmäßige Arbeit in allen Fächern; auch Geschmack und Kunstgewerbe haben Fortschritte gemacht. Auf der 1855er Weltausstellung machte sich England geradezu lächerlich durch die Geschmack- und Kunstlosigkeit seiner Edelschmiedereien, Möbel u. s. w. Es hat sich aber eine Lehre daraus gezogen, mit allen Mitteln die Lücken auszufüllen gesucht, auswärtige Künstler und Kunsthandwerker angeworben, großartige Sammlungen (Kensington-Museum u. s. w.) angelegt, zahlreiche Kunst- und Zeichenschulen gegründet. England besitzt jetzt denn auch blühende Kunstgewerbe, schafft Bedeutendes, wenn auch Stil und Geschmack oft noch zu wünschen übrig lassen. Sein Reichthum, die Zusammenfassung des ganzen nationalen Lebens in London kommen ihm hiebei sehr zu statten, ganz wie bei der Pflege der eigentlichen, der höheren Kunst. Freilich läßt sich oft dabei das Treibhaus herausfühlen.

Seine Tochterländer sind eine Fortsetzung, Erweiterung des Mutterlandes, sofern sie von Europäern besiedelt werden. Zumal Canada ist ganz das Abbild Englands; seine Städte — nach den ausgestellten Abbildungen und Ansichten — gleichen ganz den englischen, ebenso die Erzeugnisse seiner



gewerblichen Thätigkeit. Die großen Bauwerke wie die Häuser der reichen canadischen Städte sind im englischen Stil und Geschmack. Wie ungemein Australien, Canada, das Kapland u. s. w. wirthschaftlich aufblühen, einen großartigen Handel treiben, ist bekannt. Anders ist es freilich in Indien, welches auf der Weltausstellung durch ungemein reiche, kostspielige Erzeugnisse vertreten ist. Ein einziger, freilich sehr großer, eine Art Triumphthor bildender Schaukasten hat 750,000 Fr. zu schnitzen gekostet. Und solche Schaukästen sind mehrere vorhanden. Der Inhalt derselben an Gold- und Silberarbeiten, kostbaren Gefäßen und Stoffen, ist noch viel reicher. Welche Reichthümer England aus Indien zieht, ist bekannt. Das ungeheure Land führt Reis, Getreide aus, währenddessen wiederum eine so schreckliche Hungersnoth herrscht, daß fünf Millionen Menschen mit dem Tode ringen. England herrscht schon über zwei Jahrhunderte in Indien, hat alle Gewalt in Händen und hat offenbar es nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, diesen öfters wiederkehrenden Hungersnöthen vorzubeugen.

Von Hungersnoth in spanischen und portugiesischen Siedelländern hat man, trotz der sprichwörtlich gewordenen „erbärmlichen Verwaltung" derselben, nie etwas gehört. In Algier trat kurz vor 1870 Hungersnoth unter den Eingeborenen ein, aber der Erzbischof Lavigerie griff machtvoll ein, ohne sich um die von der liberalen Regierung gezogenen engen Schranken zu kümmern, die katholische Werkthätigkeit stand ihm kräftig bei. Aus dem Unheil wurde ein Segen, indem eine Menge Waisen aufgenommen, erzogen wurden und seitdem christliche Dörfer gebildet haben: der Beginn der Bekehrung der Eingeborenen. Denn mit dem Kaiserreich fielen auch die Schranken, die der katholischen Werkthätigkeit gezogen waren. Algier blüht seither rascher auf, als je zuvor. Hungersnoth ist keine mehr eingetreten, trotz der angeborenen Sorglosigkeit der Einheimischen. Die Franzosen haben es fertig gebracht, die beiden Hauptursachen der Miß-



ernten, Dürre und Heuschreckenschwärme, wirksam zu bekämpfen. Die algierische Abtheilung ist sehr belehrend hinsichtlich der Bemühungen und der Erfolge der Franzosen.

In Tunis haben die Franzosen geradezu ein Meisterwerk geschaffen. Binnen zwanzig Jahren ist das Land aufgeblüht, sein Außenhandel hat sich vervierfacht, die Bevölkerung ist wohlhabender geworden, die Zahl der Europäer hat sich verdoppelt, diejenige der Franzosen vervierfacht. Die französische Verwaltung hat Bewässerung eingerichtet, meist durch Wiederherstellung der von den Römern geschaffenen Wasserwerke, Oelbäume, Feigen u. s. w. im Großen angepflanzt, die Viehzucht gehoben, dabei den einheimischen Gewerbefleiß zu neuem Leben erweckt. In Nabeuil z. B. wurden Töpfer entdeckt, welche seit den Römerzeiten nichts an ihrer Arbeitsweise, noch an den Formen ihrer Gefäße geändert hatten. Die Franzosen förderten sie, verschafften ihnen größern Absatz und deßhalb kann man in der tunisischen Abtheilung ächte römische Töpfereien sehen, die gestern erst aus dem Ofen gekommen sind. Das großartige, erfolgreiche Wirken des Cardinal-Erzbischofs Lavigerie, der den Patriarchenstuhl von Karthago wieder aufrichtete, ist bekannt.

Gleich Tunis hat auch Bosnien-Herzegowina seine eigene, ebenso belehrende als erfreuliche Abtheilung in der Weltausstellung. Oestereich hat dort ganz ebenso gewirkt, wie Frankreich in Tunis. Der bosnische Palast gewährt das Bild eines zu neuem Leben erwachten Landes, dessen Ackerbau sich gehoben, dessen Bergbau neu geschaffen und dessen Gewerbefleiß eine neue Blüthe entfaltet. Die amtlichen Ausweise liefern auch hier die ausgiebigsten Beläge. In Bosnien wie in Tunis sind die Eingebornen mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden. Beide Länder sind der Beweis, daß katholische Staaten mindestens ebensogut zu colonisiren, rohe und halbgesittete Völker zu gewinnen und zu heben verstehen, als die protestantischen Engländer, denen gewisse Leute hiezu eine besondere Fähigkeit, einen



höheren Beruf zuerkennen wollen. In Algier kamen die Franzosen nicht voran, solange sie, in liberalen und revolutionären Vorurtheilen befangen, die Kirche einzwängen zu müssen glaubten. Aus ähnlichen Ursachen haben sich Spanier und Portugiesen den Boden untergraben in ihren großen Siedelländern.

Soweit es auf Kunst, Gewerbefleiß, Bildung und Gesittung ankommt, trägt der alte Kaiserstaat ein durchaus einheitliches Gepräge, erscheint als ein ebenso gleichartiges Land als Frankreich, sogar gleichartiger als Deutschland. Ungarn und die einzelnen Kronländer bieten nur kleine Abweichungen, Unterschiede, wie sie sich überall unter den einzelnen Provinzen eines großen Staates herausfinden lassen. Kunst und Gewerbefleiß, Bildung sind eben in ganz Oesterreich-Ungarn deutschen Ursprunges, unter deutscher Leitung und Einwirkung emporgekommen. Soweit es auf Kunst, Gewerbefleiß, Geschmack, Bildung, gesellschaftliche Formen ankommt, ist Wien durchaus Hauptstadt des gesammten Kaiserstaates, nimmt in dieser Hinsicht eine viel andere Stellung ein, als Berlin im neuen Reich. Es war daher ganz überflüssig, daß Ungarn getrennt von Oesterreich ausstellt, die Gleichheit springt trotzdem sofort in die Augen. Die geschichtliche Ausstellung Ungarns ist hochbedeutsam, die Kirchen, Museen und Sammler haben ihre Schätze hergeliehen. Die erklärende Uebersicht aber ist, obwohl französisch abgefaßt, völlig unverständlich. Es kommen nämlich darin fast nur Namen von Personen und Städten vor, welche Niemand in Europa kennt. Die Ungarn haben nämlich all diese Namen, die vielfach schon da waren, bevor die Magyaren in das Land kamen, zwangsweise in's Ungarische übersetzt, so daß man sie im übrigen Europa nicht einmal richtig auszusprechen vermag. Die Beschreibung weiß auch fast gar nichts von dem sittigenden Wirken des Deutschthums in Ungarn. Aber die Magyaren können doch nicht verhindern, daß die Steine reden; die kunstreichen



Altäre, Schnitzwerke, kirchlichen Gefäße und Gewänder, überhaupt die meisten der ausgestellten Gegenstände bezeugen den deutschen Ursprung oder doch Einfluß. Daß Niemand die ungarischen Beischriften an den Gegenständen versteht, ist selbstverständlich.

Ueberhaupt herrschte große Ausschließlichkeit auf der Weltausstellung, welche doch die Annäherung der Völker fördern soll. Die meisten Aufschriften sind nur in der Sprache des betreffenden Landes, was schon eine Unhöflichkeit gegen das gastliche Land ist, welches dazu, trotz großen Fremdenandranges, die Mehrheit, etwa Dreiviertel, aller Besucher stellt. Es lernt doch fast kein Mensch russisch, schwedisch, ungarisch, czechisch oder eine ähnliche Sprache. Jeder Gebildete in Europa, in der ganzen Welt, muß deutsch, englisch oder französisch verstehen. Nur spanisch und italienisch zählen noch neben diesen drei Sprachen. Die Stellung der Sprachen in der Welt kann man gerade in Paris vortrefflich beobachten. Trotz des viel größeren geschäftlichen Verkehrs mit England ist deutsch — auch ohne geborne Deutschredende — weitaus die verbreitetste fremde Sprache in Paris und in Frankreich. Nach den amtlichen Ausweisen lernt nur ein Viertel oder Fünftel der Zöglinge höherer Schulen in Frankreich englisch, alle anderen entscheiden sich für deutsch. Sogar in den von Engländern überflutheten Seestädten ist dies der Fall und selbst in der Handels-Hochschule besitzen die Deutschlernenden das Uebergewicht (86 gegen 80). Freilich, in wissenschaftlicher wie in schönwissenschaftlicher Hinsicht ist die deutsche Sprache unendlich wichtiger, reicher als die englische. Auch in Italien, Spanien u. s. w. wird mehr deutsch gelernt als englisch.

Wie kleinlich und thöricht muß da der Kampf erscheinen, welcher im alten Kaiserstaat von verschiedenen Völkerschaften gegen die deutsche Sprache geführt wird; und wie kleinlich, kurzsichtig ist es, daß man anderseits kein Vertrauen in deren zweifellose Ueberlegenheit hat, sie deßhalb den Polnisch-

redenden (in Preußen) aufzwingen, die Muttersprache der Einwohner mit Gewalt unterdrücken zu müssen glaubt!

Oesterreich leistet auf allen Gebieten Tüchtiges, oft Ungewöhnliches, ist durchweg im Fortschritt. Es hat auch in unserem Jahrhundert bedeutende Erfindungen aufzuweisen, wie die Schiffschraube, durch welche die Dampfschiffahrt erst emporzukommen vermochte, die Taschenuhr, welche durch die Bewegungen des Trägers derselben im Gange bleibt, das Auerlicht, das irisirende Glas u. s. w. Wien ist diejenige Hauptstadt, welche es bezüglich des Geschmackes, der Mode und des Kunstgewerbes mit Paris aufnehmen kann. Seine Bronze-, Leder-, Glaswaaren sind unübertrefflich, werden daher schon seit etwa vierzig Jahren in Paris eingeführt, sind eine Zierde der ersten Pariser Läden und Wohnungen. Ebenso auch Porzellan und Fayencen, besonders Figuren, Statuetten und Gruppen. Es ist Erfindung, Schwung und Eigenart in Allem, was Wien erzeugt. Und selbst in Ungarn, in Budapest, weiß man nichts Besseres zu thun, als Wien nachzuahmen. Deutschland hat, Dank seiner Einheit, einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen, welcher selbst England und Nordamerika Besorgnisse einflößt, der Wohlstand hat sich ungemein gehoben in allen Theilen des Reiches. Trotz dieses Beispieles suchen Czechen, Ungarn, Slaven, Italiener und selbst Deutsche den alten Kaiserstaat auseinanderzureißen, erschöpfen ihn in unfruchtbaren Kämpfen, statt dessen Einheit und geographische Geschlossenheit zum Gedeihen all seiner Völker zu gebrauchen und auszunützen. Für sich allein vermögen nur die Deutschen eine volle, allseitige geistige und wirthschaftliche Entwickelung hervorzubringen, wie sie ja bis jetzt schon den übrigen Völkern ihren Stempel aufgeprägt haben. In der Isolirung, welche die andern Völker — oder wenigstens ihre Führer — anstreben, können sie nur alle verkümmern. Wenigstens in der Weltausstellung sucht man vergebens nach Schöpfungen,



welche diese Völkertheile ohne Zuthun der Deutschen hervorgebracht haben.

Auf der Weltausstellung macht Spanien den Eindruck eines kräftig aufstrebenden Landes, es hat gegen 1889 ungemeine Fortschritte gemacht auf allen Gebieten. Seine Gewerbethätigkeit ist vielseitiger geworden, hat sich vervollständigt. Alte Gewerbezweige sind neu aufgelebt, so die Herstellung von Töpfereien nach den von den Mauren geschaffenen Mustern. Ganz wunderbar schön sind die Schmucksachen, auch Gefäße und größere Geräthe aus damaszirtem Eisen. Auch das kleinste Stück, wie eine Busennadel, ist ein Kunstwerk; die kleinen Köpfe, Thierfiguren, Ranken und Zierwerk in Gold auf Eisen sind so künstlerisch gezeichnet und ausgeführt, daß man in Erstaunen geräth. Dabei werden diese schönen Sachen in kleinen baskischen Städten angefertigt, wo man diese alte Kunst der Mauren wiederum in Uebung gebracht hat. In der bildenden Kunst steht Spanien ziemlich hoch, im Kunstgewerbe zeigt es Eigenart und Geschmack. Barcelona, mit 500,000 Einwohnern, ist eine der betriebsamsten fleißigsten Städte Europas.

In den Vereinigten Staaten waren die Ansiedler von Anbeginn, wie überall, auf das Nothwendige angewiesen. Sie mußten erst für das leibliche Leben sorgen, ehe sie an Höheres denken konnten. Kunst und Kunsthandwerk, Geschmack haben sich erst sehr spät entwickelt, da der kalte, nüchterne Charakter der protestantischen Engländer in Amerika sich vielfach bis zur Rohheit vergröberte. Die seit Jahrhunderten im äußersten Elend lebenden Irländer hatten längst alle Kunstthätigkeit verloren, als sie in Nordamerika sich niederließen. Deßhalb waren es hauptsächlich die deutschen Katholiken, welche dort die Kunst in Bau und Ausschmückung der Kirchen aufleben ließen. Dies wirkte auch auf die weltliche Kunstthätigkeit. Aber noch auf der 1878er Weltausstellung stand es hierin so tief, daß man nur von



Ungeschmack und Kunstlosigkeit reden konnte. 1889 dagegen war es schon ganz anders. Die Vereinigten Staaten hatten viele geschmackvolle und künstlerische Möbel und sonstige Arbeiten ausgestellt, ihre Maler und Bildhauer hatten sich in Europa, besonders Paris, geschult, zeigten eine Eigenart, Urwüchsigkeit und Neuheit, die sich seither noch mehr bethätigt hat. Die Millionen- und Milliardenbesitzer Nordamerikas kaufen Kunstwerke, besonders Gemälde, massenhaft zusammen, zahlen überschwängliche Preise, besonders für Bilder neuerer französischer Malerei. Zahlte nicht einer derselben 680,000 Fr. für das „Abendgebet“ von Millet, welches dann ein Franzose aus vaterländischem Stolz zurückkaufte! Das nicht große Bild stellt Mann und Frau vor (die Gestalten etwa 30 Centimeter hoch), welche bei der Betglocke sich im Felde aufrichten, um innig zu beten. Das Bild stimmt ungemein zur Andacht, konnte daher bei den rauhen, nüchternen Amerikanern besonders gut wirken. — Für eine Vertretung Cuba's und der Philippinen auf der Weltausstellung haben die Nordamerikaner nicht gesorgt.

Schon die bloße Thatsache, daß die nichtchristlichen Völker auf der Weltausstellung vertreten sind, bezeugt die Einwirkung der christlichen Völker auf dieselben. Dadurch bethätigen letztere die weltumfassende Aufgabe des Christenthums. Nur die christlichen Völker kümmern sich, wenn auch oft nur aus wirthschaftlichen Gründen, um die gesammte Menschheit, verbreiten überall Gesittung, trotz aller Mißbräuche und Uebel, die sie mit sich schleppen. Die christlichen Völker zeichnen sich auch dadurch aus, daß sie sich nicht abschließen, sondern Jeden zulassen. Es ist nur ihr eigener Willen, wenn die anderen Völker und Stämme davon fast gar keinen Gebrauch machen, erst zu uns kommen, wenn wir sie dazu angeregt, genöthigt haben. Die christlichen Völker sind auch die einzigen, welche sich die Schöpfungen, die Gesittung aller anderen Völker anzueignen suchen. Wir haben die antike Welt aufgenommen, ihre Kunst und Wissen-



schaften verarbeitet, suchen nach den Spuren und Bleibseln der ältesten Urvölker in Asien und Aegypten, beschäftigen uns mit der Geschichte und dem Geistesleben aller Völker. Auf Schritt und Tritt kann man in der Weltausstellung wahrnehmen, wie vieles wir auch für unseren Gewerbfleiß, Kunsthandwerk und selbst Kunst in Indien, China, Japan, sowie bei den mohamedanischen Völkern geholt haben. Wir verarbeiten dergleichen meist vollständig, nehmen es ganz auf, so daß der Ursprung oft nur schwer herauszufinden ist. Bei Porzellan, gewissen Metallarbeiten und Webestoffen, besonders auch Teppichen und Stoffmustern, sind die fremden Entleihungen am ehesten zu erkennen. Smyrna-, persische u. s. w. Teppiche werden bei uns ganz in derselben Weise und nach denselben Mustern hergestellt wie in ihrer eigenen Heimat.

Sehr richtig haben denn die Katholiken auch, auf Anregung des Cardinals Richard, Erzbischof von Paris, dafür gesorgt, daß, außer der christlichen Werkthätigkeit in ihrer Fürsorge für Arme und Schwache, auch die christlichen Missionen auf der Weltausstellung vertreten sind. Es ist kein gar großes Gebäude, welches neben den meist recht prunkhaften Abtheilungen der europäischen Besitzungen in fremden Welttheilen die Ausstellung der katholischen Missionen beherbergt. Wir erhalten aber ein Bild der weltumfassenden Thätigkeit derselben. Jede Ordensgemeinschaft hat einige Schaukästen mit Gegenständen aus ihren Missionsgebieten gefüllt, welche über das Leben und Treiben der betreffenden Völkerschaften, die Erzeugnisse des Landes und alle Verhältnisse die ausgiebigsten Aufschlüsse enthalten. Natürlich auch Karten, Ansichten der Städte und Ortschaften, Pläne der Kirchen und Missionsanstalten, Waisen- und Krankenhäuser. Abbildungen und Gruppen, ebenso Marterwerkzeuge, geben ein erschütterndes Bild der Leiden und des Martyrthums, welche so vielen Missionären beschieden sind. Es ist Schau-Unterricht, ein vollständiger, eindringlicher Ueberblick der Mühseligkeiten und Gefahren, unter welchen die



kämpfende Kirche auf der ganzen Welt verbreitet wird. Der Antheil Deutschlands in der Verbreitung des Glaubens auf der Erde ist noch bescheiden. Unter den 46 Ordensgemeinschaften, welche sich in die Missionsgebiete theilen, gibt es nur zwei deutsche, welche erst in den letzten dreißig Jahren entstanden sind. Aber acht auswärtige Gemeinschaften haben jetzt in Deutschland Niederlassungen, um Missionare für die deutschen Siedelländer auszubilden. Außerdem gibt es sicher 800—1000 Deutsche unter den Mitgliedern französischer, belgischer, italienischer Gemeinschaften, die sich den Missionen widmen. Jedenfalls hat Deutschland während der letzten Jahrzehnte ungemeine Fortschritte in der Missionsthätigkeit gemacht, welche noch mehr hoffen lassen.

Der Cardinal-Erzbischof hat auch die Eröffnung der Weltausstellung kirchlich feiern lassen. In Notre-Dame hielt dabei P. Sertillange eine sehr gehaltvolle Predigt, worin er nachwies, wie sehr die Kirche die Arbeit ehrt, alle Künste und Wissenschaften fördert, aber auch weiht, indem sie dieselben in den Dienst des Allerhöchsten stellt. Wir dürfen stolz sein auf unser Schaffen, aber nie vergessen, daß dasselbe ohne den Segen Gottes nichts ist, keine rechte Befriedigung gewährt, nicht fruchtbar wird für das Wohl des Nächsten. Der Dominikanerpater verstand es, den Zusammenhang der Dinge darzustellen, in welchem die Weltausstellung, an der so viele gute Christen betheiligt sind, einen glänzenden Punkt darstellt. So erscheint es auch ganz in der Ordnung, wenn Jubiläums-Pilger, besonders aus fremden Welttheilen, außer Rom auch die Weltausstellung besuchen.

XII.

Zeitläufe.

Nach dem Reichstag; der Eintritt zur „Weltpolitik."

Den 12. Juli 1900.

Als der schwerbeladete Reichstag nach langer Arbeit kaum geschlossen war,[1]) folgte wie ein Blitz aus scheinbar heiterem Himmel der Schlag, welcher nun alle Gemüther in höchster Spannung hält: China in Aufruhr. Der Verlauf ist auf lange hinein unabsehbar. Vorerst ist nur klar, daß das älteste Reich der Erde mit vierhundert Millionen Seelen bis in die Tiefen aufgewühlt ist, und sich gegen alle Reiche der neueren, der christlichen Cultur auflehnt. Ob es wirklich zu einem neuen Abschnitt der Weltgeschichte kommen oder eine solche gründliche Wendung abzuwenden seyn wird: das ist die Frage. Vorerst wird das leichtsinnige Wort von einer „Auftheilung China's" von den Wissenden abgelehnt.

Das Deutsche Reich könnte der erschreckenden Krisis ruhig zuschauen, wenn nicht die im Jahre 1897 erfolgte „Pachtung" von Kiautschou in der Provinz Schantung erfolgt wäre, und den Anlaß dazu gab, daß auch eine ganze Reihe anderer Nationen sich mehr oder minder große Gebietstheile China's als sogenannte Interessensphären von der

1) Zur Ergänzung der „Zeitläufe" im Schlußheft vom 16. Juni d. Js.: „Die Erlebnisse in den Berliner Parlamenten I."



Chinesischen Regierung einräumen ließen. Der deutsche Kaiser handelte nach seiner Idee: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." Der Reichstag wurde nicht gefragt, und konnte sich des Stricks nicht erwehren, der ihm um den Hals geworfen war. Freilich konnte damals auch die Genugthuung für die Ermordung der zwei katholischen Missionäre angerufen werden. Jetzt aber können die Gegner auch auf einen Bericht des bekannten Bischofs Anzer, des Leiters der katholischen Mission, in Schantung sich berufen, welchem der Gouverneur der Provinz erklärte: „Weil die Missionäre ermordet wurden, deßhalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiau-tschou und alles, was darauf folgte. Du hast die Deutschen gerufen, wären keine deutschen Missionäre und keine von ihnen geleiteten Christen in Schantung, so wäre Kiau-tschou, Port Arthur u. s. w. nicht in fremde Hände gekommen. Ihr seid schuld an allem."[1])

Der Kaiser zeigte sich persönlich tief ergriffen von den Ereignissen in China, noch vor die Nachricht von der grauenvollen Hinschlachtung des deutschen Gesandten in Peking nach Europa gelangte. „Die ‚gepanzerte Faust', die den Tod der Missionäre gerächt hat, von Missionären, die sich doch schließlich auf eigene Gefahr und nicht in Vertretung einer weltlichen Macht auf fremdes Gebiet begeben, diese ‚gepanzerte Faust' würde die Ermordung eines Gesandten noch in ganz anderer Weise zu sühnen wissen. Die Constellation des Momentes ergibt jedenfalls einen merkwürdigen Commentar zu dem bekannten von Kaiser Wilhelm entworfenen Bilde, das im Vordergrunde die Genien der europäischen Mächte, im Hintergrunde in Flammen und Rauch ein chinesisches Götzenbild zeigt und die Unterschrift trägt: ‚Völker Europa's, schützt eure heiligsten Güter!'"[2])

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 26. Juni d. Js.

2) Wiener „Neue freie Presse" vom 18. Juni d. Js.



Wie der Kaiser die neue Lage auffaßt, hat er in seiner Rede bei der Schiffstaufe des Panzers „Wittelsbach" durch den Prinzen Rupprecht von Bayern deutlich ausgesprochen: „Der Wellenschlag des Ozeans an unseres Volkes Thore zwingt es, als großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten, mit Einem Wort: zur Weltpolitik; ohne den deutschen Kaiser darf keine große Entscheidung mehr fallen." Die Frage wegen China ist nicht zum erstenmale aufgetaucht,[1]) aber bedrohlicher war sie nie. Wenn die Uebereinstimmung der betheiligten Mächte auch noch in Brüche gehen sollte, dann könnte die vor Entsetzen starrende Welt die unerhörteste Entwickelung der Dinge erleben.

Als im Reichstag die zweite Berathung der neuen Flottenvorlage eröffnet war, welche das Flottengesetz vom vorigen Jahre umstürzte und die Kosten für die Verdoppelung der Flotte auf mehr als zwei Milliarden steigerte,[2]) da schrieb das rheinische Centrumsblatt in gedrückter Stimmung:

„Es bestätigt die in den letzten Jahren gemachte Erfahrung, daß Wehrvorlagen einstweilen aufgehört haben, den Gegenstand heißer parlamentarischer Kämpfe zu bilden. Es hat eine Art Resignation Platz gegriffen gegenüber den immer weiter anwachsenden Forderungen der Heeres- und Marineverwaltung. Der Widerstand nützt doch nichts mehr; der Militarismus ist zu einer Weltcalamität geworden, gegen den der einzelne Staat vergebens ankämpfen würde; wer nicht mitmacht, ist verloren; das Uebel muß austoben, bis es sich selbst erschöpft hat; man kann nichts mehr thun, als die allzu rasche und üppige Entwickelung möglichst verhüten." [3])

1) S. „Histor.-polit. Blätter" 1895. Band 116. S. 604 ff.: „Die Christen-‚Massacres' in China und die Missionen; die antidynastischen Geheimbünde."

2) „Flottenvorlage und Weltpolitik vor dem Reichstage." Histor.-polit. Blätter. Band 125. 1. März 1900. S. 365 ff.

3) „Kölnische Volkszeitung" vom 7. Juni d. Js.

Fünf Wochen vorher hatte der Reichskanzler Fürst Hohenlohe in seinem Trinkspruche bei dem Feste der Berliner Akademie der Wissenschaften gesagt: „Ich bin alt geworden in dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, an den aufsteigenden Fortschritt. Nun gestehe ich, daß mein Glaube in den letzten Jahren etwas erschüttert worden ist. Der naturnothwendige Kampf um's Daseyn hat in neuerer Zeit eine Richtung, eine Form angenommen, die an Vorgänge in der Thierwelt erinnert und die einen Fortschritt in absteigender Linie befürchten läßt." Der Reichskanzler tröstete sich damit, daß in den Heroen der Geistesarbeit noch genügend geistige Kraft und Macht vorhanden sei, um die drohende Fluth der materiellen Interessen zurückzudämmen. Das Organ der Socialdemokratie, der Berliner „Vorwärts", gab sich den Anschein, als ob der Kanzler sich auf den „widerlichen Flottenrummel der Großindustrie" beziehe, und versicherte ihm, „die geistige Kraft und Macht der Socialdemokratie werde es verhüten, daß wir in die Barbarei zurücksinken."[1])

Kurz darauf hatte in Paris die Eröffnung der Weltausstellung stattgefunden. Die Vertreter der Republik feierten sie als ein Werk des anzubahnenden Völkerfriedens, auch des socialen. „Der Bürger-Präsident und der socialistische Handelsminister fanden sich in dem Gedanken des Völkerfriedens und der socialen Verbrüderung."[2]) Im Reichstag zu Berlin hielt dagegen der Bankpräsident von Siemens über die Deckung der Kosten der verdoppelten Flotte eine trotzige Rede, in der er sagte: die große Entwickelung des neuen Deutschland sei zurückzuführen auf die Macht des Geldes, „alle Politik sei Geschäft und nur die Börse mache die Politik." Darauf erwiderte der orthodoxe „Reichsbote" in Berlin: „Das Auftreten dieses falschen Propheten konnte

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 27. März d. Js.

2) Wiener „Neue freie Presse" vom 18. April d. Js.



zu keiner ungelegeneren Zeit in Erscheinung treten, als gerade jetzt, wo schon ohnehin der Zug der Zeit nicht ohne Mitschuld der Regierung ganz in die Richtung von Cecil Rhodes und Chamberlain einlenkt." [1]) Das Blatt bemerkte dazu: „Nicht am wenigsten bemerkenswerth war für uns, daß von Seiten des Bundesrathstisches die Lehrmeinungen des Herrn von Siemens auch nicht die leiseste Zurückweisung erfuhren."

Eine solche Abläugnung gegen den Berliner Börsenfürsten hätte auch die Verwahrung gegen den Imperialismus bedeutet, wie man die neue „Weltpolitik" auf deutsch nennen kann. Auch Rhodes ist ein großer Börsenfürst. „Herr Cecil Rhodes hat als Hauptinterpret des englischen Imperialismus gar nicht so ganz Unrecht, wenn er sein Glaubensbekenntniß in die Worte faßt: ‚Meine große Idee ist die Lösung des socialen Problems, das heißt, um die 40 Millionen Einwohner des Vereinigten Königreichs vor einem mörderischen Bürgerkrieg zu schützen, müssen wir Colonialpolitiker neue Ländereien erschließen, um den Ueberschuß an Bevölkerung aufzunehmen, und neue Absatzgebiete schaffen für Waaren, die sie in ihren Fabriken und Minen erzeugen'. Die Erschließung, richtiger Eroberung, neuer Länder ist thatsächlich das Ziel des Imperialismus". [2])

Das ist auch der Imperialismus, der sich im Deutschen Reich „Weltpolitik" nennt und der durch den thatsächlichen Absolutismus die Oberhand errungen hat. Im „Evangelisch-socialen Congreß" zu Karlsruhe hat der alte Socialpolitiker Geheimrath Wagner gesagt: „Es war mir zweifelhaft, ob unsere Weltmachtspolitik sich mit dem vereinigen läßt, was wir gewohnt sind als christlich und sittlich zu bezeichnen. Es erscheint mir nicht angängig, die Entwicklung zur Weltmacht für Deutschland mit den Interessen und der Aus-

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 9. Juni d. Js.

2) Stuttgarter „Neue Zeit vom 26. Mai d. Js. S. 234.

dehnungskraft unseres Volkes allein zu begründen. Auch andere Völker haben das Recht sich zu vermehren. Mit bloßen Vortheils-Gesichtspunkten läßt sich die Ausdehnungs- und Colonialpolitik nicht rechtfertigen".[1]) Die chinesischen Boxer im Einverständniß mit der Schaar anderer Geheimbünde nennen das die Politik der „fremden Teufel", deren sie sich nun mit diabolischer Grausamkeit zu erwehren suchen.

Selbst die deutsche „national-sociale Partei", an Zahl freilich sehr schwach, steht ganz auf dem Standpunkt des liberalen, börsenlustigen Imperialismus und seiner „Weltpolitik". Ihr Berliner Organ erklärte zur Erledigung des Flottengesetzes: „Die Entwicklung Deutschlands zur Weltmacht freut uns, weil wir sie für die Voraussetzung einer gänzlichen inneren Umbildung Deutschlands halten. Der Imperialismus ist das gerade Gegentheil dessen, was die Agrarier unter dem Schlagwort ‚Heimathspolitik' patronisiren. Der Imperialismus ist seinem Wesen nach industrialistisch. Gesund ist Deutschland, das verbürgt uns schon seine riesige Volksvermehrung, die jährlich 850,000 Menschen, die uns jährlich hinzuwachsen. Die Agrarier können uns auf ein Jahrzehent aufhalten, ruiniren können sie uns nicht. Die Flotte treibt uns zur Weltpolitik. Sie wird das tödtliche Gift für das Agrarierthum werden. Mit der Annahme der Flottenvorlage nehmen wir Abschied von dem alten Deutschland, dem Paradies der Junker. Wir grüßen Neudeutschland, wo die Industrie die Führung hat, wo die Bauern in der industriellen Entwicklung ihre eigene Zukunft erblicken, wo die Junker nur noch den Werth einer Antiquität haben, wo England als der einzige ernsthafte Feind auf lange hinaus gilt".[2])

Bälder, als man es ahnen konnte, hat sich das ganze

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 10. Juni d. Js.

2) Herr von Gerlach in der „Welt am Montag" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Juni d. Js.



Gewicht der neuen Weltpolitik enthüllt. Das ist das Verdienst China's. Das bekannte Wort „uferlos" ist jetzt erst recht am Platz, werde dort in dem Reich der vieltausendjährigen erstarrten Cultur, was da wolle. Das jüngste Flottengesetz, die „gräßliche Flotte", wie die Agrarier im Vertrauen sagten, hat für 17 Jahre anderthalb Milliarden Mehrausgaben bewilligt; dreizehn Schiffe, darunter die sogenannten Auslandschiffe, waren gestrichen und 390 Mill. abgesetzt worden. Hätte der Reichstag das gewagt, wenn die Rede des Kaisers in Wilhelmshaven bereits vorgelegen wäre? Die Regierung hatte zur Deckung der ungeheuren Flottenkosten keinen Deckungsplan vorgeschlagen, und zu dem „natürlichen Wachsthum der Reichseinnahmen" auf den Weg der Anleihen verwiesen. Es war das Verdienst des Centrums, daß es dem Versteckensspiel der Regierung ein Ende machte, und indirekte, den Massenverbrauch nicht belastende Reichsabgaben (Erhöhung von Zöllen, Börsensteuern und Stempelgebühren) durchsetzte. Aber wird das nun genügen für die neue Weltpolitik in Ostasien und für Alles, was noch nachkommt.

Schon wird nicht nur nach den abgelehnten Auslandschiffen geschrieen, sondern auch eine Colonialarmee gefordert, die für eine neue Weltmacht mit allgemeiner Wehrpflicht allerdings das Natürlichste wäre. Aber schon zum neuen Flottengesetz hatte der orthodoxe Berliner „Reichsbote" geschrieben: „Der nationale Spiritus früherer Zeit ist verdampft, und es ist zurückgeblieben ein Bodensatz von allerhand traurigen Mischungen".[1]) Möge Gott bei den chinesischen Schrecken die Mächte wenigstens bewahren vor den „Vorgängen in der Thierwelt", von welchen der deutsche Reichskanzler im vergangenen Frühjahr gesprochen hat.

---

1) Aus dem „Reichsboten" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 10. April d. Js.

XIII.

Pastor's Neubearbeitung der deutschen Geschichte Janssen's.

Nachdem im vorigen Jahre zuletzt auch der 3. Band von Janssen's Geschichte des deutschen Volkes in neuer Auflage erschienen ist und somit jetzt das ganze Werk in neuer Bearbeitung durch Hofrath Pastor vorliegt, erscheint es angemessen, einmal in einem Ueberblick über die ganze Neubearbeitung der ersten sechs Bände wenigstens die wichtigsten Ergänzungen und Verbesserungen zusammenzustellen, die das große Werk, wie es jetzt vorliegt, dem unermüdlichen Gelehrten verdankt; umsomehr, als die Recensenten der früher erschienenen Bände sich im Allgemeinen, von einigen Ausnahmen abgesehen (vgl. besonders Lit. Handweiser 1893 S. 306, Lit. Rundschau 1897, S. 305 f., Hist. Jahrb. 14, 1893, S. 439; 15, 1894, S. 182), kaum besondere Mühe gegeben haben, die neuen Auflagen mit den früheren im Einzelnen zu vergleichen.[1] Nur eine in's Einzelne gehende Vergleichung kann aber überhaupt einen Begriff geben von der Summe von Mühe und Arbeit, die in diesen neuen Auflagen steckt; ein Aufwand von Arbeit, der um so bewundernswürdiger ist, als diese Arbeit, die Pastor dem Werke seines Freundes und Lehrers widmete,

---

1) Ein Schnellrecensent hatte sogar einmal die Vorrede so genau gelesen, daß er die Bedeutung der Zeichen in den Anmerkungen (ein Sternchen für die von Janssen benutzten ungedruckten Quellen, zwei Sternchen für die neuen Anmerkungen Pastor's) verwechselte und seinen Lesern berichtete, die von Janssen benutzten Handschriften habe erst Pastor neu herangezogen.

neben den eigenen großen Werken herging, die wir im Verlaufe der letzten Jahre dem Innsbrucker Historiker zu verdanken haben. In bessere und treuere Hände hätte Janssen vor seinem allzufrühen Hinscheiden das fernere Schicksal des Hauptwerks seines Lebens gewiß nicht legen können.

Ueber die Grundsätze, nach denen Pastor die neuen Auflagen der verschiedenen Bände bearbeitete, spricht er sich wiederholt in den Vorreden aus. Es handelte sich darum, die Rücksichten der Pietät mit den Forderungen der Wissenschaft zu vereinigen. „Die Pietät forderte, dem Werke sein eigenthümliches Gepräge zu lassen, auf die Geltendmachung eigener Anschauungen möglichst zu verzichten und nur die nothwendigsten Aenderungen vorzunehmen." (Vorrede zu Band V.) Andererseits sollte dasselbe aber durch gewissenhafte Berücksichtigung der seit den früheren Auflagen erschienenen einschlägigen Literatur auf der Höhe der Wissenschaft erhalten werden. Für diejenigen Bände, deren neue Herausgabe nach Janssen's Tode zuerst nöthig wurde (V und VI), lagen Pastor auch noch handschriftliche Notizen Janssen's sowie mündliche Aeußerungen desselben über die bei einer neuen Auflage vorzunehmenden Aenderungen vor. — Vor Allem ist überall die neuere Literatur in den Anmerkungen nachgetragen, auch seltenere oder von Janssen früher übersehene ältere Literatur herangezogen. Was für Massen von Literatur aus den verschiedensten Gebieten der politischen und kirchlichen, der Literatur- und Culturgeschichte hier neu zu bewältigen waren, davon geben auch die umfangreichen Literaturverzeichnisse vor den einzelnen Bänden, in welchen wie in den Anmerkungen die neu benutzten Werke mit zwei Sternchen bezeichnet sind, nur eine sehr unvollständige Vorstellung, da hier nur die öfter benutzten Schriften aufgeführt sind, nicht aber die zahlreichen anderen, die nur einmal zu einem speciellen Punkt heranzuziehen waren. Wo es durch sichere Ergebnisse neuerer Forschungen nöthig gemacht wurde, wurden natürlich auch Angaben im Texte, die sich dadurch

als irrthümlich erwiesen, berichtigt, andererseits auch Ergänzungen in den Text eingefügt; die wesentlichsten Erweiterungen hat der Text im I. Bande erfahren (s. unten); soweit solche wesentlichen sachlichen Rücksichten keine Eingriffe in den Text nöthig machten, wurden aber die Zusätze des Herausgebers meist in die Anmerkungen verwiesen, wo sie durch zwei Sternchen als solche kenntlich gemacht sind, während auf besondere Kennzeichnung der Zusätze im Text aus typographischen Gründen verzichtet wurde. Wo es nothwendig schien, werden in den Anmerkungen auch unberechtigte Angriffe abgewehrt.[1])

Die einzelnen Bände der Neubearbeitung erschienen in dieser Reihenfolge: Bd. V, 1893; VI, 1893; IV, 1896;

1) Im Uebrigen hat sich Pastor, wie Janssen selbst, in der Berücksichtigung gegnerischer Angriffe möglichst beschränkt, und mit Recht. Janssen selbst konnte in späteren Auflagen zu einzelnen Punkten auf seine beiden Schriften an seine „Kritiker“ hinweisen, in welchen er sich mit denjenigen aus der Zahl auseinandergesetzt hatte, die mit Rücksicht auf ihre sonstigen Leistungen oder wenigstens mit Rücksicht auf ihre amtliche Stellung eine Antwort zu verdienen schienen. Hatten schon die hier berücksichtigten höheren Kritiker ihre „Superiorität“ in ihren Streitschriften in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen lassen, was nicht allein bei Ebrard, diesem Historiker von der traurigen Gestalt, der Fall ist, so konnte das sonstige Indianergeheul, mit welchem der böse Janssen, der es gewagt hatte, die Geschichte des 16. Jahrhunderts einmal objektiv nach den Quellen darzustellen, aus den Reihen der Besitzer der berühmten „Superiorität“ begrüßt wurde, keine Veranlassung zu weiteren Auseinandersetzungen geben, und zur Antwort auf weise Reden von der Art, wie sie der aus Sebastian Brunner's „Diogenes von Azzelbrunn“ bekannte „Klempnermeister Pfohse“ im Bewußtsein seiner Berliner Aufklärung von sich zu geben pflegte, (— der größte Theil der Anti-Janssen-Literatur steht aber thatsächlich auf keinem höheren geistigen Niveau, als es durch diese mit köstlichem Humor gezeichnete Figur eines selbstgenügsamen Katholikenfressers repräsentirt wird —) ist in einem wissenschaftlichen Werke der Ort nicht.



II, 1897; I, 1897; III, 1899. Dazwischen erschienen auch die weiteren Fortsetzungen: 1893 der von Janssen noch vorbereitete, aber nicht druckfertig hinterlassene und von Pastor zum Abschluß gebrachte Bd. VII und 1894 Bd. VIII, der in seiner vorliegenden Gestalt wesentlich Pastor's Werk ist. — In der nachstehenden Uebersicht über die sechs Bände soll nur auf das Neue, das die neuen Auflagen bieten, hingewiesen werden; über das Werk Janssen's selbst hat in dieser Zeitschrift Dr. Jörg in seinen schönen und gehaltvollen Besprechungen der einzelnen Bände referirt.[1])

Im Ersten Bande[2]) tritt die ergänzende Hand des neuen Herausgebers am augenfälligsten zu Tage in der sehr starken Vermehrung des Umfanges. Diese Vermehrung ist hauptsächlich verursacht durch den großen zusammenhängenden Einschub über die kirchlichen Schäden des ausgehenden Mittelalters im Schlußabschnitt des Bandes. Auch katholische Kritiker hatten eine eingehendere Darstellung dieser Dinge vermißt (vgl. Dittrich im Histor. Jahrbuch III, S. 674 ff., 689 f.), und Pastor selbst hatte schon in seiner Biographie Janssen's sich in dem Sinne ausgesprochen, daß in Janssen's Darstellung sowohl die schweren Schäden der deutschen Kirche als die auch in nichthumanistischen Kreisen vorhandenen Oppositionstendenzen nicht in dem Umfange zur Geltung kommen, wie es der Bedeutung dieser Momente für das Gelingen der großen Umwälzung des 16. Jahrhunderts

1) S. Bd. 78 (1876), S. 131—139 über Janssen I, 1; Bd. 81 (1878), S. 840—849 über I, 2; Bd. 84 (1879), S. 355—363 über II; Bd. 89 (1882), S. 489—497 über III; Bd. 96 (1885), S. 169—178 über IV; Bd. 98 (1886), S. 408—416 über V; Bd. 103 (1889), S. 202—211 über VI.

2) Bd. I: Die allgemeinen Zustände des deutschen Volkes beim Ausgang des Mittelalters. 17. und 18. Aufl., Freiburg i. B., Herder, 1897. LV und 792 S. 8° (gegen XLVIII und 671 S. der 15. Aufl. von 1890, und der 16., die ein unveränderter Abdruck derselben war). Auf den Text (ohne Register) kommen davon 754 Seiten (gegen 645 der letzten Aufl.).

entspricht. (Pastor, Joh. Janssen, S. 81 f., 86 f.). Pastor theilt hier auch mit (S. 82), daß Janssen selbst ihm gegenüber noch die Absicht ausgesprochen habe, in einer künftigen Auflage diese Dinge viel eingehender zu behandeln. Wirklich übergangen hatte Janssen keines der in Betracht kommenden Momente, und noch weniger hatte er dies in tendenziöser Absicht gethan, nur waren sie nicht im Zusammenhang und mit der ihrer Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit neben den auch früher sehr eingehend dargestellten Mißständen auf den Gebieten des socialen und politischen Lebens behandelt. An der Beurtheilung der politisch-kirchlichen Umwälzung des 16. Jahrhunderts an sich ändert sich durch das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der fraglichen Schilderungen nichts; es sind nur die zur Erklärung ihres äußeren Erfolges zu berücksichtigenden Faktoren in das richtigere Verhältniß gesetzt. Es ist auch für den katholischen Historikrr nicht der mindeste Grund vorhanden, die bei den eigenen Leuten sich findenden Mißstände und Schattenseiten mit Absicht zu verschweigen oder zu beschönigen;[1]) daß Janssen selbst von einer solchen Tendenz weit entfernt war, zeigt seine ganze Geschichtsdarstellung in den folgenden Bänden, in welchen durchweg den Katholiken mit keinem anderen Maße gemessen wird, als ihren Gegnern; wenn gleichwohl den Nachkommen der letzteren das Bild nicht gefallen will, so sollten sie eben die Ursache dieses Mißfallens anderswo als bei dem Historiker suchen. —

Die Darstellung der Mißstände auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens in Deutschland im 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts, wesentlich eine neue Arbeit Pastor's, nimmt jetzt 60 Seiten ein, S. 683—743 (entsprechend S. 631—636 des frühern Textes). Es wird hier gehandelt über übermäßigen Reichthum und Adelsherrschaft in der

1) Vgl. darüber die schönen Ausführungen bei A. Ehrhard, Stellung und Aufgabe der Kirchengeschichte (Stuttgart 1898), S. 22 ff.



deutschen Kirche, die adeligen Bischöfe, die Versorgung von Söhnen fürstlicher Familien mit Bisthümern und andern kirchlichen Würden, über das vielfach ungeistliche Leben und die Sittenlosigkeit im adeligen höhern Klerus (S. 683 ff.; dabei S. 689—696 „ein Ueberblick über die Inhaber der vornehmsten deutschen Bisthümer und Erzbisthümer im 15. Jahrhundert", welcher veranschaulicht, „in welcher Weise das bürgerliche Element aus dem deutschen Episcopat verdrängt war"); sodann über die Armuth des niedern Klerus, die Ueberzahl des niedern Klerus (S. 703 ff.), die Sittenzustände im Klerus (S. 708 ff.), die Folgen der päpstlichen Reservationen, die sogenannten „Courtisanen" (S. 715 ff.); über die Klagen über mangelhafte Bildung des Klerus (S. 718 ff.); über die Mißstände in adeligen Klöstern als „Spitälern des Adels" (S. 723 ff.); über die schon im 15. Jahrhundert sich anbahnende Verschiebung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, die usurpirte Steigerung der Macht der Landesherren auf kirchlichem Gebiete, die späterhin so verhängnißvolle Folgen hervorbringen sollte (S. 728 ff.); über hervortretende Abneigung gegen den Klerus (S. 734 ff.), Opposition gegen Rom (S. 739 ff.), Beschwerden auch von kirchlich Gesinnten (S. 742 f.). Dies Alles ist nun so eingehend und mit so rücksichtsloser Schärfe des Urtheils dargestellt, daß in dieser Beziehung gewiß nichts zu wünschen übrig bleibt.

Damit ist nun auch für das volle Verständniß der in den folgenden Bänden dargestellten Ereignisse ein besserer Grund gelegt, insofern diese Ereignisse, soweit sie nicht politischen, sondern kirchlichen Charakter tragen, durch das Zusammenwirken der erwähnten Momente wesentlich mit bestimmt werden, nur freilich nicht in dem Sinne, wie der bei den Protestanten herkömmliche „Reformations"-Mythus dies darstellt.

Abgesehen von diesem großen Zusatze sind Folgendes die wichtigeren Zusätze und Verbesserungen im I. Bande:



S. 4 und 5 sind die Urtheile über Nicolaus von Cusa theilweise etwas modificirt; S. 5 unten wird in einem Zusatze zum Text auf seine Karte von Deutschland hingewiesen, dazu die Anmerkung mit einem Nachtrag S. 755; S. 7 und 755 werden die Literaturangaben über ihn erheblich ergänzt. Das Kapitel über die Buchdruckerkunst erhielt S. 10 f. in der Anmerkung Zusätze zur Literatur über Gutenberg und die Anfänge der Buchdruckerkunst, S. 13 Anmerkung 4 Zusätze zur Literatur über die ersten Buchdrucker in Italien; S. 14 sind die Angaben des Textes über deutsche Buchdrucker in Spanien berichtigt; S. 24 ist dem Text am Ende ein Zusatz über die Bedeutung der Erfindung des Bücherdrucks angehängt. Eine Anzahl von theilweise eingreifenden Zusätzen erhielt das Kapitel über die niedern Schulen und die religiöse Unterweisung des Volkes: S. 33 f. im Texte die Mittheilungen aus der Schrift: „Die gute Ermahnung und Tafel"; S. 36 und 37 f. Zusätze zu den Anmerkungen über die Predigt gegen Ende des Mittelalters; S. 41, Z. 3 bis 42, Z. 2 ein Zusatz zum Text über die Predigt im 15. Jahrhundert; S. 44 Anm. 2 über die gelehrten Predigten; S. 45 f. Anm. 4 über Anstößiges in Predigten, mit Zurückweisung eines Angriffes von W. Walther auf Janssen; S. 47 Anm. Hinweis auf neuere Literatur über Katechismen des ausgehenden Mittelalters; S. 48 f. Berichtigung und Ergänzung der Notizen über die Katechismen von Dietrich Kölde und Christian von Honeff; S. 60 Anm. 1 über den in Frankfurt wieder aufgefundenen Grabstein des Johann Wolff; S. 62—67 ein größerer Zusatz zum Text, Mittheilungen aus einer Communionandacht des 15. Jahrhunderts nach Hulley im Pastor bonus 1893, 564 ff.; S. 69 f. ein Zusatz zum Text über die „Nachfolge Christi"; an verschiedenen Stellen wird auf die werthvollen neueren Publikationen von F. Falk über die in diesem Kapitel behandelten Gegenstände hingewiesen, so auch S. 51, 57, 60, 68, 75, 76.

Im Kapitel über die gelehrten Mittelschulen: S. 86 Zusätze zur Literatur über Murmellius; S. 91 zu Wimpheling; S. 94 f. Literatur über die Stadtschulen in Tirol und Basel; S. 96 ein Zusatz im Text über Kirchen- und Kloster-



bibliotheken; S. 97—99 mehrere Zusätze in den Anmerkungen, auch im Text S. 97 f., über gelehrte Nonnen. Im Kapitel über die Universitäten: S. 108 Anm. 4 über die Matrikelbücher der mittelalterlichen Universitäten, nach Schrauf; S. 109 Anm. 4 über die Blüthe der Kölner Hochschule; S. 112 Anm. 3 Literatur über W. Rolewinck; S. 112 f. im Texte das Urtheil über denselben nach Wolffgram beigefügt; S. 114 Anm. 1 über die Carthäuser in Köln, Anm. 2 die neuere Literatur über die Universität Heidelberg; S. 126 f. ein Zusatz im Text über die theilweise Unzuverlässigkeit der historischen Werke des Trithemius; S. 132 ist im Text das über Waldseemüller Bemerkte umgearbeitet; S. 143 Anm. 2 eine Berichtigung zu Paul Scriptoris; S. 151 unten ein Zusatz im Text über Johann Schöner, mit Anmerkung; S. 161 Zusatz im Text über den Bilderschmuck des „Weißkunig"; S. 166 Zusatz im Text über die Förderung des Holzschnitts durch Maximilian I.

Auch im 2. Buch, „Kunst und Volksleben", ist mit Ausnahme des kleinen 7. Kapitels kein Abschnitt ohne Zusätze geblieben, von denen nur auf die folgenden hingewiesen sei: S. 168 Anm., das Urtheil von Lamprecht über die Kunst des 15. Jahrhunderts; die Darstellung der kirchlichen Bauthätigkeit von 1450—1515, S. 176—185, ist an einigen Stellen berichtigt und ergänzt; S. 179 f. sind in der Aufzählung der Kirchenbauten aus Schwaben und aus dem Rheingebiet mehrere von Janssen mit Unrecht aufgeführte Ortsnamen gestrichen, S. 183 ist der 2. Absatz im Text über die St. Laurentiuskirche in Rotterdam neu, S. 184 ein Zusatz zum Text über den Wiederaufbau der Magdalenakirche in Bayreuth; S. 177 Anm. ist ein größeres Citat aus Bertram, Die Bischöfe von Hildesheim, beigefügt. Zur Malerei: S. 209 und 210 in den Anmerkungen neue Literatur über die Kölner Malerschule; darnach sind auch die Jahrzahlen im Texte, speciell über Memling und Schongauer, theilweise berichtigt; S. 216 und 219 Literatur über Dürer. S. 237 Anm. über den Humor im ausgehenden Mittelalter, speciell über humoristische Namen. Zur Musik: S. 254 sind im Texte die Angaben über die „Stammväter der Musikschulen" berichtigt,



deßgleichen S. 255 unten die Angaben über Obrecht; S. 256 Anm. 2 über H. Isaak; S. 258 f. ist im Text das über den Orgelbauer Bernhard Bemerkte nach Bäumker berichtigt; S. 261 eine einschränkende Anmerkung über Paumann, demgemäß auch das im Text über ihn Gesagte modificirt; S. 262 sind im Text die Angaben über Theoretiker in der Musik durch weitere Namen vermehrt. Zu dem Kapitel über Poesie im Volke: S. 266 Anm. über das Lied: „Innsbruck, ich muß dich lassen"; S. 276 f. Zusätze in den Anmerkungen über die neuen Publikationen Bäumker's über das deutsche Kirchenlied; gegen Kawerau werden S. 277 Anm. auch Geständnisse protestantischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts über katholische deutsche Kirchenlieder angeführt; S. 278 f. ist das Verzeichniß der am Anfang des 16. Jahrhunderts vorhandenen mit Originalmelodien versehenen deutschen Kirchenlieder neu vermehrt nach den Publikationen von Bäumker; S. 280 Anm. über den religiösen Charakter der deutschen Kirchenlieder; S. 284 f. Anm. neue Literatur über geistliche Schauspiele und über Todtentänze; S. 297 Anm. über Fastnachtsspiele; das S. 297 f. im Text über lateinische Comödien Bemerkte ist theilweise geändert und erweitert.

Im 3. Buch, Volkswirthschaft, sind zunächst in dem 1. Abschnitt über das landwirthschaftliche Arbeitsleben die neueren Forschungen von Baumann, Riezler, Bezold u. A. herangezogen; S. 326 ist der Text im ersten Absatz über die bäuerlichen Besitzverhältnisse etwas geändert; S. 327 Anm. über die Lage der Bauern im Allgäu nach Baumann; S. 329 Zusatz zu Anm 4 über die sociale Lage des Bauernstandes in Pommern und Brandenburg nach Spahn; dazu S. 756; S. 330 Anm. das Urtheil von Bezold über die Lage der Bauern am Ausgang des Mittelalters überhaupt; S. 344 Anm. über die Pflege der Wälder von Seiten der Klöster; S. 357 f. ein größerer Zusatz in der Anmerkung über die Bevölkerung Deutschlands im Mittelalter nach den neueren Forschungen; S. 365 Anm. Weinbau in Ueberlingen; S. 366 f. Anm. die Urtheile von A. Huber, Geschichte Oesterreichs, und Heinemann, Geschichte von Braunschweig und Hannover, über die Lage des Bauernstandes im 15. Jahrhundert; S. 368 Anm. über Rolewinck's Darstellung der Lage der westfälischen Bauern; im Text ist S. 368 f. der Absatz über den Zustand der bayerischen Bauern neu beigefügt, nach Riezler; S. 376 f. Zusatz zu Anm. 1 über Gesindelohn; S 377 f. Anm. 6 über Bezold. Im Kapitel über das gewerbliche Arbeitsleben: S. 393 f. größere Zusätze im Text über die Nahrungsmittelschau; S. 403 Zusätze in Text und Anmerkungen über die



Gesellenzünfte; S. 410 unten im Text ein Zusatz über Badestuben in Dörfern; S. 418 ein Zusatz im Text über die Thätigkeit Maximilian's I. für den Bergbau. — Zum Kapitel über Handel und Kapitalwirthschaft: S. 428 Anm. 2 über die Marienkirche zu Lübeck; S. 430 Anm. Zusatz zur Geschichte des Postwesens; S. 433 Anm. 4 Zusatz über Zölle; S. 435 Zusatz im Text, Urtheile von Italienern über die deutschen Städte; S. 436 Zusatz im Text, der Bericht des castilianischen Edelmanns Peter Tafur über seine Reise in Deutschland, nach Häbler; ganz neu ist S. 448—454 die Darstellung der mit der wachsenden Ueppigkeit und Schwelgerei zusammenhängenden Unsittlichkeit in den Städten (in der frühern Auflage nur S. 411 f. Anm. 5 berührt); S. 459 Anm. 4 ein Zusatz über den Judenwucher in Steiermark; S. 472 f. ist im Text der Absatz über den Gewinn der „Unternehmer" umgeändert, die übertriebenen Angaben über das Vermögen der Höchstätter und Fugger nach neueren Untersuchungen (Ehrenberg) richtig gestellt, dazu die Anmerkung S. 473.

Im 4. Buch, „Das römisch-deutsche Reich," sind folgende Zusätze hervorzuheben: S. 516 f. die große Anmerkung über die sociale Gliederung Frankfurts im 15. Jahrhundert, nach Bücher; S. 532 Anm. ein Zusatz über die Schattenseiten des Gerichtsverfahrens; S. 535 Anm. über das Diarium von Henning Brandis (hrsg. v. Hänselmann 1896); S. 542 Anm. und S. 558 Anm. über Hermann Peter aus Andlau und seine Gedanken über Reichsreform, nach den Arbeiten von Hürbin über denselben; S. 577 Zusatz zur Anmerkung, das Urtheil von Laband über den Einfluß der Einführung des römischen Rechts auf die Ausbildung der absoluten Fürstenmacht; S. 593, Z. 10 f. ist der Hinweis auf die Organisation des deutschen Fußvolks durch Maximilian I. beigefügt, dazu Anm. 2; S. 594, 597 und 636 Zusätze zur Literatur über Maximilian I.; S. 648 Anm. Abwehr eines grundlosen Vorwurfs von Ulmann. In der Darstellung der politischen Lage sind S. 656 ff. die Reichstagsakten, herausgegeben v. Kluckhohn (Bd. I, 1893), neu benutzt; auf Grund derselben ist S. 657 f. auch der Text über die Wahlverhandlungen in Augsburg 1518 wesentlich geändert und erweitert.

Endlich hat der Schlußabschnitt „Rückblick und Uebergang", S. 674—754 (in der früheren Aufl. nur S. 624 bis 645) durch die Einschaltung der oben erwähnten umfangreichen Darstellung der Schäden im kirchlichen Leben eine ganz andere Gestalt erhalten. Von kleineren Zusätzen zum früheren Text sind hier noch hervorzuheben: S. 676 Anm. über die Lage des Bauernstandes; S. 682 Zusatz zur Anmerkung, über die

Klosterreform des Joh. Busch, nach Bertram, die Bischöfe von Hildesheim. S. 746 f. Zusatz im Text zu dem über Johann v. Wesel Bemerkten. S. 747 f. Zusätze unten im Text und in Anm 4 über die in Deutschland noch vorhandene Anhänglichkeit an die Kirche; S. 753 unten Zusatz im Text über „Prophezeiungen und Praktiken."

Nicht weniger zahlreiche und wichtige Zusätze hat der Zweite Band[1]) in Pastor's Bearbeitung erhalten; auch hier war eine Masse von Literatur, darunter Publikationen von der größten Wichtigkeit, zu bewältigen, die zur Geschichte des hier behandelten Zeitabschnittes seit 1889 erschienen waren. Unter den Zusätzen und Verbesserungen im 1. Buch sind hervorzuheben:

S. 7 neuere Literatur über Erasmus; S. 16 oben ist im Text das über die Stellung des Erasmus zur Abendmahlslehre Gesagte modificirt, dazu die neuen Ausführungen in Anm. 2; S. 22 Anm. ein Zusatz zur Beurtheilung der Colloquia des Erasmus, gegen Hartfelder; zu S. 47 Anm. 1 ein Nachtrag S. XXXVI, über das angebliche Censurrecht der Kölner theol. Facultät; in den Anmerkungen S. 70, 71, 74 f., sind verschiedene Ergänzungen zur Jugendgeschichte und dem Klosterleben Luther's gegeben; S. 79 Anm. 2 über den religiösen Standpunkt des Staupitz; S. 81 f. Anm. 5 über die Thesen Luther's; ganz neu, an Stelle der früheren kürzeren Darstellung, sind S. 82—84 die Ausführungen über das Auftreten Tetzel's, nach dem Aufsatz von N. Paulus im Histor. Jahrbuch 1895 (vgl. jetzt dessen 1899 erschienene Monographie); S. 88 Anm. 1 über Miltiz; S. 95 Anm. über ein Bild Luther's; S. 96, 97, 99 Zusätze in den Anmerkungen über Luther's Verhältniß zu den Humanisten, gegen Reindell; S. 100 Anm. die neueren Ansichten über den Verfasser des „Eckius dedolatus" (vgl. dazu Schlecht in der Lit. Rundschau 1897, S. 305 f.); S. 103, Z. 6 ist der Text über die von Hutten benutzte Druckerei nach Falk berichtigt; S. 105 Anm. 3 über die Verbindung Luther's mit Hutten, gegen Reindell; S. 109 Anm. 2 zu Luther's Anschluß an die Revolutionspartei; S. 122 Mitte ist das im Text über das Benehmen der akademischen Jugend in Erfurt

1) Bd. II: Zustände des deutschen Volkes seit dem Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. 17. und 18. Aufl. Freiburg 1897. XXXVI und 644 S. 8° (gegen XXXII und 613 S. der 15. Aufl. von 1889 und der unveränderten 16. Aufl. von 1891).

Bemerkte umgestaltet, dazu Anm. 3; S. 123 Anm. 2 Zusatz über Luther's Grundsätze bezüglich der digamia; S. 125 und 131 Zusätze über die literarische Thätigkeit Hutten's; S. 142 Anm. wird auf Arbeiten von Paulus und Falk zur Geschichte der katholischen Schriftsteller der sog. Reformationszeit hingewiesen.

Im 2. Buch: S. 158 Anm. 2 über den Anschlag Hutten's gegen Aleander, nach Falk; S. 161 Anm. 1 über den „Rathschlag" Joh. Faber's; S. 175 ist der unterste Absatz des Textes über die ersten Studentenunruhen in Erfurt im April 1521 neu (an Stelle des Janssen'schen Textes in der früheren Auflage S. 165 f., wo eine Verwechselung mit dem späteren „Pfaffensturm" vorlag; über letzteren jetzt S. 222 ff.); S. 181 f. Anm. 3 längerer Zusatz zu der Luther-Anekdote („Hier stehe ich" u. s. w.), besonders über das Resultat der entscheidenden Untersuchungen von Wrede; S. 186 f. Anm. 3 über das Verhalten Sickingen's im J. 1521; S. 222 ist der Text über die revolutionären Vorgänge in Erfurt an einigen Stellen berichtigt; S. 225 und 226 Zusätze zu den Anmerkungen über Usingen, nach Paulus; S. 226 Anm. 2 über den Cardinal Matthäus Lang, mit Bezugnahme auf die Arbeit von Hauthaler; S. 228 f. ein längerer Zusatz zu Anm. 4 über den Mainzer Erzbischof Albrecht von Brandenburg: das Urtheil über diesen unwürdigen, die katholische Kirche Deutschlands durch sein zweideutiges Benehmen so schwer schädigenden Kirchenfürsten wird durch den „Rettungs"-Versuch von Gredy (Mainz 1891) nicht erschüttert; S. 240 Anm. 3 wird ein Irrthum Kampschulte's berichtigt, nach einer Mittheilung von Paulus; S 270 f. Anm. über die Schrift des Otto Brunfels gegen Erasmus; S. 285 f. Anm. 3 zur Beurtheilung der zweideutigen Haltung des Reichsregiments in kirchlichen Angelegenheiten; S. 302 und 303 f. mehrere größere Anmerkungen über Luther's und Melanchthon's „Papstesel und Mönchskalb"; S. 352 Anm. 2 über den Minoriten A. Bomhauer; S. 353 Anm. zur Sendung des Cardinals Campeggio; S. 396, Z. 9 v. u. bis S. 397, Z. 6 ein Zusatz im Text über das neue „Evangelium" Thomas Münzer's; deßgleichen ist S. 400 Mitte das Citat aus der Mühlhauser Chronik zum Texte hinzugefügt, nach Merx.

Im 3. Buch, über die sociale Revolution, sind die wichtigsten Zusätze: S. 427 u. ff. ist die Abhandlung von Haupt, Husitische Propaganda, benutzt; S. 429 Anm. 1 das Wallfahrtslied der aufrührerischen Bauern; S. 430 Zusatz zu Anm 3, über die sog. „Reformation Kaiser Sigmund's"; S. 440 f. Anm., das Urtheil Riezler's über den Einfluß der kirchlichen Revolution auf die Entstehung des Bauernkrieges; S. 457 Anm. 3 ist das



Citat aus Joh. Manlius hinzugefügt; S. 475 f. Anm. ein längerer Zusatz über die Streitfrage bezüglich des Ursprungs der „Zwölf Artikel“ der aufständischen Bauern, nach den neuesten Untersuchungen von Baumann, Lehnert u. a.; S. 495 Anm. über die Gründe, weßhalb Bayern vom Bauernkrieg verschont blieb, nach Riezler; S. 497 f. ist der Text über die Anfänge des Bauernaufruhrs und den Antheil des religiösen Elements an demselben gänzlich umgestaltet; S. 405 Anm. über den Bauernhauptmann Hurlewagen; S. 510 Anm. über den Bauernkrieg im Ries, nach den Publikationen von L. Müller; S. 514 Anm. über die Bauernbewegung in Vorarlberg; S. 519 bis 521 große Anm. über den Antheil Luther's am Bauernaufruhr, Urtheile darüber von Schreckenbach und v. Bezold; S. 526 f. über Luther's nachheriges Verhalten, Urtheil von Schreckenbach über seine Schrift gegen die Bauern; S. 559 Zusatz im Text über die Kirchenschändungen in Mühlhausen, nach Merx; S. 563 Zusatz zu Anm. 1 über den Tod Mutian's; S. 565 ist im Text der Vorwurf Usingen's gegen Culsamer beigefügt; S. 569 f. über neuere Literatur zur Schlacht von Frankenhausen; S. 571 Anm. über Münzer's Ende; S. 573 Anm. 2, Capito über Luther's Schrift gegen die Bauern; S. 574 Zusatz zur Anm., Urtheile von Anhängern Luther's über seine Heirath; S. 576 Anm. 2 wird noch ein Urtheil über Luther's Vorgehen gegen die Bauern angeführt; S. 584 Zusatz im Text über das Verhalten des Markgrafen Casimir von Brandenburg-Anspach; über diesen auch der Zusatz zur Anm. S. 585; S. 601 f. Zusatz zur Anm., Usingen über die Folgen des Bauernaufruhrs, nach Paulus; S. 603 Anm. 1 Zusatz zu den Angaben über die Zahl der umgekommenen Bauern; S. 616 f. Anm. das Urtheil von Roscher über die Reaktion nach dem Scheitern des Aufruhrs.

Wiederholt benutzt, auch an anderen als den speciell angeführten Stellen, ist der von Wrede herausgegebene 2. Band der Reichtagsakten (1896). Bei Citaten aus Luther's Schriften ist neben den von Janssen benutzten älteren Ausgaben nun auch immer auf die neue Weimarer Ausgabe hingewiesen; deßgleichen für dessen Briefe auf die neue Ausgabe derselben von Enders.

Dr. F. Lauchert.

(Ein Schlußartikel folgt.)



XIV.

Der Altar im lutherischen Landeskirchenthume.

Eine Reise durch Holland führte mich nach Groningen. Während des Aufenthaltes dort lockte mich der prächtige gothische St. Martinsthurm. Ich begab mich hin und bat den Küster, mir auch die Kirche aufzuschließen. Der Anblick, der sich mir darbot, war zugleich erhebend und niederbeugend. Die Kirche an sich selber ist ein Juwel gothischer Baukunst. Aber aller einstige nicht niet- und nagelfeste Schmuck ist verschwunden. Dagegen ist die edle Steinfarbe der Mauern und der Säulen überdeckt mit einer weißen Kalktünche. An einem der Pfeiler des Mittelschiffs hangt die Kanzel, und unter derselben dehnen sich concentrisch hölzerne Gestühle, für etwa so viele hunderte von Menschen, wie die geräumige Kirche tausende fassen könnte. Ich schritt weiter vor zum Chore. Der weite Raum, öde und leer, muthete mich an, als stünde ich vor einer Leiche. Während ich hinstarrend in meinen Gedanken mir ausmalte, welche Pracht einstmals der kirchliche Cultus in diesem Raume entfaltet haben möge, durchfuhr meine Träume die mich führende Küstersfrau mit der Mahnung an die Wirklichkeit: Daar hebben voortyds de Roomschen haren Godsdienst gehad. Der Ton, in welchem die Frau diese Worte sprach, bekundete vollauf die Geringschätzung des Calvinismus gegenüber den Schöpfungen, welche die Vorfahren durch die Bethätigung der Lehre von den guten Werken hinterlassen haben, und welche die Nach-



kommen, die sich zu Erben eingesetzt, kaum zu erhalten vermögen. Für das, was man im Calvinismus als Cultus bezeichnet, das Absingen von Psalmen und die subjektive Rede eines Predigers, würde allerdings ein Hörsaal genügen, vier Wände und ein Dach darüber.

Einen ganz anderen Eindruck macht eine lutherische, von den einstigen Vorfahren her überkommene Kirche. So viel auch da an der inneren Einrichtung von den Nachkommen geändert sein mag: der Altar ist geblieben. Aber der Altar repräsentirt die Opfer-Idee. Martin Luther verwarf dieselbe in nicht minder scharfen Ausdrücken als Zwingli oder Calvin anwandten. Wie also konnte es geschehen daß zwei Richtungen, die im Principe der Verwerfung der Opfer-Idee einig waren, dennoch in der Praxis so verschieden sich bethätigten? — Untersuchen wir diese Frage, wo immer möglich, im Anschlusse an Martin Luther's eigene Worte.

Martin Luther ist auf seine neue Hauptlehre, die er das Evangelium benannte, der Rechtfertigung sola fide, nicht erst durch den Ablaßstreit von 1517 gekommen, sondern er hat sie bereits im April 1516 in einem Briefe an einen anderen Augustiner, Namens Spenlein, klar genug ausgesprochen, mit dem Beifuge: Maledictus qui hoc non credit.[1]) — Jedoch vergingen noch mehrere Jahre, bis er die neue Lehre auch praktisch bethätigte. Er selber spricht sich später, im Jahre 1539, darüber aus in der Schrift von Concilien und Kirchen, mit den folgenden Worten: „Es kann ja Niemand gerecht werden ohne durch den Glauben: daraus folgt, daß man durch Klosterleben nicht könne gerecht werden. Was hält man denn daran? Wozu soll es denn? — Und damit ich mich selbst auch bei der Nase nehme und meine Narrheit nicht so undankbarlich vergesse: ich habe vor zwanzig Jahren gelehrt, daß allein der Glaube ohne Werke gerecht mache, wie ich noch immer thue. Wäre

1) De Wette, Luther's Briefe I, 17.



aber dazumal Einer aufgestanden, der da hätte gelehrt, Möncherei und Nonnerei sollte Abgötterei und die Messe der rechte Greuel heißen — hätte ich solchen Ketzer nicht helfen verbrennen, so hätte ich es doch gehalten, ihm wäre recht geschehen. Und ich unbedächtiger Narr konnte nicht sehen die Folge, die ich mußte nachgeben, daß, wo es der Glaube allein thäte, so könnte es die Möncherei und die Messe nicht thun. Und was noch viel feiner war, ich wußte, daß es lauter Menschenlehre und -Werk waren, und ich doch auch den guten Werken, von Gott geboten und im Glauben gethan, solches nicht zuschreibe."[1])

Wenn aber Martin Luther noch im Jahre 1519 die Consequenzen seines neuen Evangeliums der justificatio sola fide nicht zog, so konnten um so weniger Andere die Consequenzen derselben voraussehen. Die hauptsächlichsten Anklagen von kirchlicher Seite gegen Martin Luther bis 1521 betrafen seine Verwerfung der Beschlüsse der Concilien, seine Lobpreisungen des Johann Hus, der doch von dem neuen Evangelium Martin Luther's keine Ahnung gehabt hatte. Luther selber sagte später über ihn: „In dieser Finsterniß und Irrthum" — nämlich der Unkenntniß des neuen Evangeliums — „steckte, wie ich gesagt habe, der heilige Märtyrer Johannes Hus; aber das Feuer und das Blut haben ihn von diesem Irrthum gereinigt."[2])

In Ermangelung also der praktischen Consequenzen dieser Hauptlehre Martin Luther's trat dieselbe so wenig in den Vordergrund, daß sie unter den einundvierzig Sätzen, welche die Bannbulle von 1520 verwirft, nicht ausdrücklich benannt wurde. Ebensowenig geschah dies in der Begründung der Reichsacht vom 8. Mai 1521. Martin Luther war nach Worms gegangen in der Meinung, wie er auf der Rückkehr

---

1) Walch XVI, 2737.

2) Walch VI, 299. Auslegung des Propheten Isaias 9, 6. Vom Jahre 1532/4.

an Lucas Kranach schrieb: „Der Kaiser sollte einen Doctor oder fünfzig haben versammelt und die Mönch endlich überwunden.“ [1]) Aber von dem neuen Evangelium war in Worms nicht die Rede. Das Urtheil der Reichsacht wurde von Kaiser und Reich über Luther ausgesprochen, weil er sich weigerte zu widerrufen, und seine Meinung der Autorität der Concilien unterzuordnen.

Das Schlagwort ‚Evangelium‘ war ausgegangen; aber die Bedeutung und die Tragweite ahnten erst Wenige. Als Martin Luther im Frühling 1521 auf der Wartburg einstweilen Zuflucht fand, standen die kirchliche Jurisdiktion und der kirchliche Cultus in Wittenberg wie überall anderswo in voller Lebenskraft.

Martin Luther auf der Wartburg war von Krankheit geplagt; dennoch drängte es ihn einzugreifen und zu handeln. Er wußte nur nicht: wie? In den Erwägungen dessen wendete er sich am 31. Juli an Spalatin, den Hoftheologen und Geheimsekretär des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, aber mehr noch Freund und Diener Martin Luther's. „Das Beste wäre,“ schreibt er, „daß das gesammte päpstliche Recht völlig ausgeschlossen würde. Dann einmal könnten die Fürsten, mit gefaßtem Muthe, in ihren Ländern jene Jurisdiktion und deren Censuren von Grund aus abschaffen. Denn, wenn wir etwas Großes und Heilsames bereiten, so müssen wir wagen. Denn wenn nicht jene sacrilegische Jurisdiktion abgeschafft wird und zu Boden liegt: wer wird dann das päpstliche Gift fernhalten?“ [2])

Diese Worte, in späteren Zeiten nicht immer genügend beachtet, gehören zu den lehrreichsten, die Martin Luther über sein Ziel jemals von sich gegeben. Die Hingabe alles Kirchlichen an die weltlichen Gewalten, der später so genannte Summ-Episcopat, ist nicht, wie man oft angenommen hat,

1) De Wette I, 588.

2) De Wette II, 33.



aus der Noth der Zeit geschehen: sie ist vom Beginne an in den Augen Martin Luther's „das Beste." Von wem dann die der Sache unkundigen Fürsten die Direktive für ihre Art von kirchlicher Jurisdiktion zu empfangen haben würden, sprach Martin Luther dabei nicht aus.

Allein er mochte selber voraussehen, daß, auch wenn Spalatin nach der gewöhnlichen, zwischen ihnen verabredeten Weise, jene Mahnung an den Kurfürsten Friedrich brachte, dieser nicht eingehen würde. Luther war des Bruders und künftigen Nachfolgers Johann, sowie des Prinzen Johann Friedrich, immer im voraus sicher, nicht so des zagenden, schwankenden Friedrich, des regierenden Herrn. Diesen zeichnet er nach einem abermaligen vergeblichen Anlaufe im nächsten Jahre vor Spalatin mit den Worten: „Ich kenne ja die Weise dieses Herrn, der ertragen kann, daß von Anderen geschieht, was immer geschehen mag, nur daß er selber nicht zu befehlen und zu rathen habe." [1]) — Die Charakteristik erweist sich an den Thatsachen als treffend.

Bereits am anderen Tage, dem 1. August, entschloß sich Martin Luther zu eigener Bethätigung. Er schrieb an Melanchthon die Worte: „Auch ich werde von jetzt an keine stille Messe mehr halten ewiglich!" [2]) Demnach hatte er bis dahin sie gehalten. Im selben Gedankengange folgen einige Zeilen später die oft besprochenen Worte: Esto peccator et pecca fortiter; sed fortius fide et gaude in Christo etc. — Aus den verschiedenen Aeußerungen blickt bereits die Besorgniß hervor, bei seiner Abwesenheit von Wittenberg dort überboten zu werden. Denn dort fanden lebhafte Erörterungen statt über die nächsten Objekte des Ansturmes, und voran darin trat Luther's bisheriger Freund und Gesinnungsgenosse Carlstadt. Es handelte sich um den Cölibat. Carlstadt verneinte die Gültigkeit des Gelübdes

1) De Wette II, 197.
2) De Wette II, 36.

nicht bloß für die Weltpriester, sondern auch für Mönche und Nonnen. In Betreff der ersteren stimmt Martin Luther zu, in Betreff der letzteren schwankt er. Er kann der Schrift des Carlstadt darüber nicht beistimmen. „Die Sache, die er unternommen", schreibt Luther an Spalatin, am 15. August, „ist vortrefflich und sein Versuch sehr gut; aber ich wünsche auch diesen vortrefflich, geschickt und glücklich. Denn Du siehst, welches Licht und welche Energie die Gegner von uns fordern, so sehr daß sie auch die klarsten und best dargelegten Dinge verleumden. Umsomehr also müssen wir, auf die der Erdkreis die Augen gerichtet hält, dahin trachten, daß, wie Paulus sagt, unser Wort unantastbar sei." [1])

So Martin Luther am 15. August, über die Klostergelübde noch schwankend. Am 11. November desselben Jahres kündigt er dem Spalatin seine Absicht an, eine Schrift wider die Klostergelübde abzufassen.[2]) Er wolle, sagt er, die Jugend befreien aus jener Hölle des Cölibates, mit ferneren Ausdrücken solcher Art, die wiederzugeben die Feder sich sträubt. — Während der Abfassung kommt ihm noch ein anderes Motiv: „Aus vagen Gerüchten habe ich vernommen, daß bei den Unseren einige das Mönchskleid abgelegt haben, und es ist mir daher die Besorgniß erwachsen, daß sie es nicht mit genügend sicherem Gewissen gethan. Diese Besorgniß hat mir die Abfassung der Schrift abgedrängt, damit die Autorität meines Namens, wenn eine solche vorhanden, jenen Personen bei guten und frommen Menschen zur Stütze diene und sie selber ermuthige." [3])

In denselben Tagen beschlossen die Augustiner-Mönche in Wittenberg, fortan keine stille Messe mehr zu lesen. Sie fragten nicht zuvor bei Martin Luther an. Dagegen richtete er, auf die Kunde des Geschehenen, an sie ein Schreiben der

1) De Wette II, 42.
2) De Wette II, 95.
3) De Wette II, 106.

Zustimmung, ausgehend „von der großen Sorge, daß Ihr nicht Alle gleicher Beständigkeit und gutes Gewissens ein solch groß merklich Ding habt angefangen.“ [1]) Dann stellt er sich selber als Beispiel hin. „O mit wie viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, habe ich mein eigen Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich Einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten, ihn für den Antichrist halten, die Bischöfe für seine Apostel, die hohen Schulen für seine lupanaria! Wie oft hat mein Herz gezappelt, mich gestraft, und mir vorgeworfen ihr einig stärkstes Argument: Du bist allein klug? Sollten die Anderen alle irren und so lange geirrt haben? Wie, wenn Du irrest und so viele Leute in Irrthum verführest, welche alle ewiglich verdammt würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Worte befestigt und bestätigt hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt, sondern sich wider diese Argumente der Papisten, als ein steinernes Ufer wider die Wellen, auflehnt und ihr Dräuen und Stürmen verachtet.“ — Er kündigt weitere Schriften an, schärfer als bisher. Der durchgehende Gedanke ist derjenige seines Anspruchs auf die Führerschaft.

Diesen Gedanken theilten damals aber auch noch nicht die Wittenberger Professoren. Auf die Meldung des Beschlusses der Augustiner forderte der Kurfürst Friedrich das Gutachten der „Akademia“ von Wittenberg. Dasselbe, unterzeichnet von sieben Professoren, zumeist Theologen, aber auch Juristen, erkennt nicht bloß den Beschluß der Augustiner als berechtigt an, sondern stellt darüber hinaus die Bitte: „Derhalben bitten wir in aller Unterthänigkeit, Ew. Kf. Gn. wolle als ein christlicher Fürst zu der Sache mit Ernst thun, und solchen Mißbrauch der Messen in Ew. Kf. Gn. Ländern und Fürstenthum bald abthun, und weltliche Schande oder Unehre, daß man Ew. Kf. Gn. einen Böhmen oder Ketzer

1) De Wette II, 107. Vom 25. November 1521.

schelten würde, gar nichts achten; denn alle, die um Gottes Wortes willen etwas thun, die müssen solche hohe Unehre und Schande dulden und leiden, und wird ihrer keiner davon frei bleiben. Auf daß Ew. Kf. Gn. von Christo am jüngsten Tage nicht, wie Kapharnao, vorgeworfen werde, daß solche große Gnade und Barmherzigkeit in Ew. Kfst. Gnaden Landen umsonst, ohne unser Zuthun, geschehen, und das heilige Evangelium darin geoffenbart (!!), erklärt und an Tag gekommen ist: derhalben er auch von Ew. Kf. Gn. der Gnade und Gaben, Ew. Kf. Gn. vor allen anderen Königen und Fürsten erzeigt, wird Rechenschaft fordern." [1])

Diese Professoren sprechen also in etwas anderer Form denselben Gedanken aus, den Martin Luther einige Monate zuvor als „das Beste" bezeichnet hatte: sie bitten um den Eingriff der weltlichen Gewalt zur Unterdrückung des kirchlichen Cultus. Aber sie beziehen sich dafür nicht auf Luther. Sie nennen nicht einmal seinen Namen. Er war nicht ihr Haupt.

Zu Ende November begab sich Luther in der Stille für wenige Tage nach Wittenberg. Alles was er dort hörte uud sah, fand seinen vollen Beifall. [2]) Von der Wartburg aus schrieb er dann, im Anfange Dezember, an Spalatin: „Sollen wir denn vom Worte Gottes immer nur disputiren und des Thuns uns enthalten?" [3]) Es drängte ihn also zu handeln. Einige Tage später stellte er einem anderen Freunde seine Rückkehr nach Wittenberg auf Ostern in Aussicht. [4])

Aber auch Andere drängte es zu handeln, vornehmlich einen unter jenen sieben Professoren, Andreas Carlstadt. Auf das Gesuch derselben um den Eingriff der weltlichen Gewalt in den Cultus antwortete der Kurfürst mit der Mahnung, zu bedenken, daß Kirchen und Klöster gemeiniglich auf Messe-

1) Corpus Reformatorum I, 469.

2) De Wette II, 109.

3) A. a. O. 111.

4) A. a. O. 115.

halten gestiftet seien, und daß, wenn die Ursache aufhöre, auch die Folge und Wirkung falle.[1]) — Diese schwächliche Antwort des berufenen Schützers der Ordnung hemmte den Eifer nicht mehr. Um die Weihnachtszeit begann der Kirchensturm von Wittenberg, von den Zeitgenossen mit Staunen und Widerwillen vernommen.

Es kommt hier weniger auf viele bekannte Einzelnheiten dieses vorübergehenden Sturmes an, als auf einige, die nachwirkten. Der Anhang des Carlstadt war nicht gering. Es existirt von ihm sogar eine Kirchenordnung, die, so kurz sie ist, dennoch in das gesammte bürgerliche Leben eingreift.[2]) In Betreff des Cultus schreibt sie vor: „Die Messen sollen nicht anders gehalten werden denn wie sie Christus am Abendessen hat eingesetzt; doch um etlicher Sachen (? Schwachen) um Glaubens willen lässet man singen: Introitum, Kyrie Eleison, Gloria usw." Es entfiel die Elevation und der Canon. „Es mag auch der Communicant die consecrirte Hostie in die Hand nehmen und selbe in den Mund schieben, desgleichen auch den Kelch und daraus trinken."

Der kurfürstliche Statthalter von Einsiedel verlangte das Gutachten der Akademia. Diese erklärte in Betreff der Elevation: „Dieweil die Elevation ist eine Art und Eigenschaft eines Opfers, und dafür gehalten wird, daß aus der Elevation die Messe für ein Opfer und Sacrificium geachtet ist, haben wir sie mit gutem Rath und Bedenken, dieweil nicht viel daran gelegen, ausgelassen."[3])

Einsiedel war jedoch damit nicht einverstanden. Au[f] sein weiteres Zureden einigten sich die Universität und der Rath der Stadt, „daß es mit der Messe bei dem alten Gebrauch bleiben solle." Demnach ward die Elevation her-

---

1) Corpus Ref. I, 473.

2) Richter, Kirchenordnungen II, 484.

3) Corpus Ref. I, 554. Nach der Ansicht des Herausgebers in de[r] Note vorher, von Melanchthon.

gestellt.[1]) In dem Berichte darüber, vom 14. Februar, an den Kurfürsten, meldet Einsiedel weiter, daß „Dr. Carlstadt zugesagt habe, sich hinfür dergleichen Predigens zu enthalten, und wo es nicht geschehe, wollte er willig Strafe darum leiden." Der andere Prediger der Unruhe, Gabriel Didymus, habe Wittenberg verlassen. „So verhoffe ich," schließt Einsiedel seinen Bericht vom 14. Februar, „es werde wohl bei der Ordnung, so seit der Zeit abgeredet, und sie uns jetzt übergeben, bleiben."

Dieser Bericht, welcher neben der Herstellung des äußeren Friedens doch die Aussicht durchblicken ließ, daß Aenderungen im Meßcultus fortdauern würden, fand nicht die völlige Zustimmung des Kurfürsten. „Wir haben das mit beschwertem Gemüthe gehört und hätten uns versehen, sie würden, wie an sie geworben, es beim alten Gebrauch haben bleiben lassen".[2]) So am 17. Februar.

Dies alles konnte Martin Luther auf der Wartburg nicht unbekannt bleiben. Und damit war für ihn die Zeit seines Handelns, nämlich der Bethätigung seiner Führerschaft, gekommen. Er hatte früher seine Rückkehr nach Wittenberg auf Ostern angesetzt. Er wartete Ostern nicht ab. Ungeachtet der Abmahnung, die der Kurfürst ihm zukommen ließ, eilte er in den ersten Tagen des Monates März von der Wartburg nach Wittenberg, im voraus sicher, daß dennoch sein Landesherr allen seinen Schritten dort zustimmen, seine Führerschaft gut heißen werde. Vom Sonntage Invocavit an predigte er täglich acht Tage hindurch. Gleich in der ersten Predigt gab er sein Ziel mit bestimmten Worten an. „Darum, liebe Freunde, folgt mir. Ich habe es ja noch nie verderbt: ich bin ja der erste gewesen, den Gott auf diesen Plan gesetzt hat: ich kann Gott nicht entlaufen, sondern muß so lange bleiben, als es Gott meinem Herrn wohl gefällt.

1) A. a. O. 557. Vgl. Seckendorf I, 217.

2) Corpus Ref. I, 559.



Ich bin auch Der gewesen, dem es Gott zum ersten geoffenbart hat, Euch solch sein Wort zu predigen und anzusagen. Ich bin es ja auch gewiß, daß Ihr das lautere, reine Gottes Wort habt. Darum laßt uns schön hierin thun und säuberlich fahren" [1]) usw.

In den Predigten nennt Luther den Carlstadt nicht mit Namen, in Briefen spricht er bestimmter. „Ich habe Carlstadt beleidigt, weil ich seine Anordnungen aufgehoben habe, obwohl ich seine Lehre nicht verwerfe, nur daß er sich abmüht mit Ceremonien und äußeren Gebräuchen, und dabei zuweilen die wahre christliche Lehre vernachlässigt, nämlich den Glauben und die Liebe. Denn mit seiner thörichten Art zu lehren hatte er das Volk dahin gebracht, daß es sich für christlich hielt durch Dinge von keiner Bedeutung: durch die Communion unter beiderlei Gestalt, durch das Anfassen der Hostie, durch Nicht-Beichten, durch Bilder-Stürmen. Sieh da die Bosheit des Satans, wie er sich müht eine neue Weise aufzurichten zum Verderben des Evangelii. Denn ich meinerseits habe bisher dahin gestrebt, daß die Gewissen befreit würden von jenen irrigen Vorstellungen, und daß dann die Sache selbst" — nämlich der alte Cultus — „hinfiele durch die allgemeine Zustimmung. Aber jener wollte sogleich ein neuer Meister werden, und, mit Unterdrückung meiner Autorität, im Volke seine Anordnungen aufrichten. Nicht so, ihr Gottlose, nicht so, sondern Gott allein die Ehre!" [2])

Dr. Carlstadt ward hinaus gedrängt, und damit die Führerschaft Luthers entschieden. Diejenigen Professoren, die mit Carlstadt gegangen waren, fügten sich dem stärkeren Willen. Bezeichnend dafür ist, was Carlstadt zwei Jahre später in Jena dem Luther auf das Vorhalten des Bildersturmes antwortete: „Das habe ich nicht allein vorgenommen; sondern die drei Räthe und Eurer Gesellen etliche, die be-

1) Walch XX, 14.

2) De Wette II, 177. Vom 30. März.

schlossen es. Darnach zogen sie die Köpfe aus der Schlinge und ließen mich allein stehen." [1]) Vom März 1522 an war also Luther völlig Herr des kirchlichen Wesens in Wittenberg. Bestimmter noch als in den acht Predigten, durch welche er diese Herrschaft durchgesetzt, legt er die Grundzüge seines Verfahrens fortan dar in einer besonderen Schrift. [2]) Darin heißt es wie folgt.

„Dieweil wir den gemeinen Mann nicht können vom Sacramente ziehen, wie es wohl sein sollte, bis das Evangelium erkennet werde, müssen wir der Einfältigen, die darunter sind, schonen, sie nicht beider Gestalt brauchen lassen, oder dazu helfen und also thun:

„Aufs erste den alten Brauch lassen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Gesang und allen gewöhnlichen Ceremonien auf lateinisch Messe hält, angesehen, daß solches alles äußerlich Ding ist, daran dem Gewissen keine Fahr liegt. Daneben mit der Predigt die Gewissen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß solches nicht geschehe darum, daß es müsse also geschehen, oder Ketzerei sei, wer anders thät, wie die tollen Gesetze des Papstes dringen; denn solche Tyrannen, die das mit Gesetzen wollen fahen und erzwingen, muß man scharf und hart antasten, daß die christliche Freiheit ganz bleibe."

„Aufs andere. Die Priester, die Messe halten, müssen meiden alle Worte in dem Canon und den Collecten, die auf das sacrificium lauten. Denn solches ist nicht ein Ding, das frei zu thun oder zu lassen, wie das nächst gesagt, sondern es muß und soll ab sein, es ärgere sich daran wer da will. Es kann aber der Priester solches wohl meiden, daß der gemeine Mann nimmer erfährt, und ohne Aergerniß ausrichten. Wer aber verstockt nicht will solche Worte meiden, der antworte für sich selbst, und man lasse ihn nimmer machen."

„Aufs dritte, daß man in der Predigt wohl treibe die Worte des Sacramentes: Das ist mein Leib, für Euch gegeben; das ist mein Blut, für Euch vergossen;

1) Ulenberg I, 183.

2) Meinung von beider Gestalt Sacramenti, bei Walch XX, 122.



und ein jeglicher Christ sie ins Herz fasse und sonderlich sie vorbilde und handele, wenn er das Sacrament nimmt oder Messe hört. Denn es liegt tausendmal mehr an denselben Worten, denn an den Gestalten des Sacramentes, und ohne solche Worte ist das Sacrament nicht ein Sacrament, sondern ein Spott vor Gott. Darum ist in der Papisten Kirche wohl das Sacrament: es wird aber Niemandem gegeben; denn sie verbergen die Worte und geben nur die Gestalt: das ist greulich."

Hier hat also Martin Luther sich abgegrenzt nach beiden Seiten. Das Volk soll durch die Beibehaltung der äußeren Formen hinweg getäuscht werden darüber, daß der Kern und das Wesen des Cultus, die Opferidee, ihm genommen ist; zugleich aber soll es fest gemacht werden gegen die Meinung Carlstadts, daß im Abendmahle nur Brot und Wein sei. — Er gibt einige Jahre später seinen Standpunkt gegenüber der Richtung des Carlstadt in bestimmter Weise an mit den Worten: „Das bekenne ich, wo Dr. Carlstadt oder jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacramente nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich habe wohl so harte Anfechtungen da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff können geben. Ich habe auch zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, denn Dr. Carlstadt, und nicht also die Worte gemartert nach eigenem Dünken. Aber ich bin gefangen, kann nit heraus: der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nit lassen aus dem Sinne reißen." [1])

„Carlstadt," sagt er ein anderes Mal, „tödtet auf dieser Seite die Seele, wie der Papst auf jener Seite, brechen alle

1) De Wette II, 577. M. L. an die Christen zu Straßburg, 15. Dezember 1524.



beide, wie die Seelenmörder, christliche Freiheit. Wir aber gehen auf der Mittelbahn und sagen: es gilt weder Gebietens, noch Verbietens, weder zur Rechten, noch zur Linken; wir sind weder päpstisch, noch carlstadtisch, sondern frei und christisch, daß wir das Sacrament eleviren und nicht eleviren, wie, wo, wann, wie lange es uns gefällt, wie uns Gott die Freiheit hat gegeben." [1]) — Zum Beweise dieser Art von Freiheit führt er die Verschiedenartigkeit des Verfahrens beim Cultus in Wittenberg an. „Denn im Kloster haben wir Messe gehabt ohne Kasel, ohne Elevation, schlecht, auf das einfältigste, wie Carlstadt Christi Exempel rühmt. Wiederum in der Pfarrkirche haben wir noch Kasel, Alben, Altar, eleviren, wie lange es uns gelüstet".

In einer Antwort an seinen ehemaligen Gönner Staupitz der ihm vorgehalten, daß seine Schriften gerühmt würden von denjenigen, qui lupanaria colunt, bezeichnet Martin Luther sein Evangelium als scandalum sanctorum et sapientum.[2]) Unverkennbar sollte dies eine Ironie sein. Aber die Ironie hat eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem Vorwurfe von Staupitz.

Es liegt hier die Frage nahe, welche Bedeutung damals Martin Luther dem Altare beimaß. Da er die Opferidee verwarf, so mußte er eine andere Bedeutung suchen. Gegen Ende 1523, wo er den Cultus neu ordnete, spricht er sich darüber aus mit den Worten: „Bei der Feier der Messe schickt es sich, daß die Communicanten gesondert an Einem Orte und in Einem Haufen zusammen stehen. Denn zu diesem Zwecke ist der Altar erfunden, so wie der Chorraum. Nicht als ob es bei Gott eine Bedeutung hätte, hier zu stehen oder dort, oder als ob der Ort zur Stärkung des Glaubens diene, sondern weil es erforderlich ist, daß die Communicanten gesehen und erkannt werden, sowohl unter einander als von

1) Walch XX, 251. Jahr 1524.

2) De Wette II, 216.



den Nicht-Communicanten, damit dann das Leben Jener desto besser gesehen, gebilligt werden und zur Kunde kommen könne" u. s. w.[1])

So bei Lebzeiten des Kurfürsten Friedrich, der geschehen ließ, was Luther anordnete. Erst nach Friedrich, unter seinem Bruder und Nachfolger Johann, beginnt von 1525 an das eigentliche kursächsische Landeskirchenthum. Mit Ermächtigung dieses Fürsten gab Martin Luther im Jahre 1526 die „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes"[2]) heraus. Darin heißt es: „Des Sonntages für die Laien, da lassen wir die Altar, Lichter noch bleiben, bis sie alle werden oder uns gefällt zu ändern; wer aber hier anders will fahren, lassen wir geschehen. Aber in der rechten Messe, unter eitel Christen, müßte der Altar nicht so bleiben und der Priester sich immer zum Volke kehren, wie ohne Zweifel Christus im Abendmahle gethan hat. Nun das erharre seiner Zeit."

Dagegen sagt diese Kirchenordnung über die Elevation: „Das Aufheben wollen wir nicht abthun, sondern behalten darum, daß es fein mit dem deutschen Sanctus stimmt und bedeutet, daß Christus befohlen hat, sein zu gedenken. Denn gleichwie das Sacrament wird leiblich aufgehoben, und doch darunter Christi Leib und Blut nicht wird gesehen, also wird durch das Wort der Predigt seiner gedacht und erhaben, dazu mit Empfahung des Sacramentes bekannt und hoch geehrt, und doch alles im Glauben begriffen und nicht gesehen wird, wie Christus sein Leib und Blut für uns gegeben, und noch täglich für uns bei Gott, uns Gnade zu erlangen, zeiget und opfert."

Onno Klopp.

(Schluß folgt.)

1) Richter, Kirchenordnungen I, 5.

2) Richter, Kirchenordnungen I, 35.

XV.

Die englische Staatskirche.

(Schluß.)

18. Die höheren Schichten, äußert sich Julius Werner, Pfarrer zu Frankfurt a. M.,[1]) sind aus ästhetischen Gründen für die „schönen Gottesdienste" des Ritualismus. Die mittleren und niederen Klassen lieben mehr die einfachen Formen. Manche stehen so wie Bischof Creighton von London: mit ihrem Kopf sind sie für den Evangelismus, mit ihrem Herzen und wegen der socialen Stellung für den gemäßigten Ritualismus.[2]) Was dem Ritualismus, der natürlich wieder Schattirungen besitzt, oft eine mit persönlicher Abneigung verbundene objektive Anerkennung verschafft, das ist der Eifer und das selbstverläugnende und opferbereite Leben vieler ritualistischer Geistlichen. Im übrigen ist die herrschende Stimmung, daß der Ritualismus, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, niemals zur römischen Propaganda werden könne.[3]) Das sei unmöglich: erstlich wegen der

---

1) Der Reichsbote vom 25. Oktober 1899.

2) Früher gaben sich die Ritualisten mit den „sechs Punkten" zufrieden: östliche Stellung des Celebranten beim Vollzug der Liturgie, der Gebrauch brennender Lichter auf dem Altar während desselben, eucharistische Gewänder, gemischter Kelch, ungesäuertes Brod und Gebrauch des Weihrauchs.

3) That the Anglican Church is rapidly drifting towards Romanism is patent to the eye of all impartial observers. By



nationalen Gesinnung, die sich gegen jegliche Art von ausländischer Suprematie sträubt und zweitens, weil die Bischöfe ja die gesetzliche Macht besitzen, den extremen Ritualismus, der mit dem Prayer Book nicht übereinstimmt, zu verbieten. So hat auch kürzlich eine Bischofsconferenz den gottesdienstlichen Gebrauch von Weihrauch bei Strafe der Amtsenthebung verboten.

19. Die Gegner machten nämlich geltend, die von den Ritualisten eingeführten Gebräuche seien durch die dritte und vierte Uniformitätsakte unter Elisabeth und Karl II. verboten worden, und erreichten ein Einschreiten der vorgesetzten Behörde. Einige Ritualisten leisteten den Entscheidungen des Court of Arches[1]) und des Geheimen Raths (Privy Council) Gehorsam, andere nur theilweise und bedingt. Die letzteren unterließen es nicht, ihr Verhalten mit theologischen Gründen zu rechtfertigen.

Zunächst können sie darauf hinweisen, daß die Bischöfe bezüglich der Zulässigkeit der Gebräuche nicht übereinstimmen: so erklärte der Erzbischof Benson von Canterbury im Prozeß gegen den ritualistischen Bischof King von Lincoln am 21. November 1890 die Mischung des Weines mit Wasser, die östliche Stellung des Celebranten, den Gebrauch brennender Lichter bei der Liturgie für erlaubt.[2]) Wenn ihnen das

---

this it is not meant that there is any considerable party intent on the restoration of the old supremacy of Rome. That is perhaps the last point in the Papal creed which these anti-Protestant would accept. Guinness Rogers. The nineteenth Century. 1899. 45, 353.

1) Bogenhof, so genannt, weil er früher in der Kirche St. Mary le bow (St. Maria de arcubus) abgehalten wurde. Vgl. E. Fischel, Die Verfassung Englands. Berlin 1862. S. 237.

2) Vgl. Der Katholik. 1891. 1, 20 ff. Harcourt, l. c. p. 8. 10 f. Karl Richard Sumner, Bischof von Winchester, gestattete im Jahre 1865 den Gebrauch des Weihrauchs. The Churh Times. Oct. 13, 1899. p. 396. 411.

Aufstellen von Beichtstühlen untersagt wird, können sie daran erinnern, daß es im Prayer Book heißt: „der, welcher auf die vorbeschriebene Art sein Gewissen (vor der Communion) nicht beruhigt, sondern weiteren Trostes oder Rathes bedarf, komme zu mir oder zu einem andern verständigen und erfahrenen Diener des göttlichen Wortes und entdecke, was ihn drückt; damit er, vermöge des Amtes des heiligen Wortes Gottes, die Wohlthat der Absolution und zugleich geistlichen Rath und Bescheid erlangen könne".[1]) Ist aber die Beicht nicht bloß gestattet, sondern sogar empfohlen, wenigstens für gewisse Personen, so ist die Ablegung in der Kirche der an einem andern Orte jedenfalls vorzuziehen.[2]) Wird ihnen die Aufbewahrung des Sakraments verboten,[3]) so können sie erwidern: der Erzbischof Friedrich Temple von Canterbury hat vielleicht in Rücksicht auf die Formel der Homilien, daß wir Leib und Blut Christi unter der Form von Brod und Wein empfangen, im Jahre 1898 wiederholt erklärt, daß die englische Kirche gemäß ihrer Entwickelung eine gewisse Weite in der Lehre vom Abendmahl zulasse, von Luther bis zur streng calvinischen Anschauung, und nur die extremen, nämlich die Zwingli's und Roms verbiete:[4]) ist aber die lutherische Annahme der Consubstantiation gestattet, dann sei es geradezu Unrecht, die Aufbewahrung, die Anbetung, das Brennen eines Lichtes vor dem Tabernakel zu untersagen. Wenn ihnen gesagt wird, es gebe keinen Reinigungsort, so können sie entgegnen, die Läugnung der Ewigkeit der Höllenstrafe werde in der Kirche von England nicht

1) Order for the communion; order for the visitation of the sick. Vgl. das allgemeine Gebetbuch. London 1864. S. 188. 244.

2) Davidson, Confession in the Church of England. 3. ed. London 1899; The Tablet. 1899. 94, 541.

3) Der Bischof von Durham erklärte, daß er die Aufbewahrung des Sakraments für die Kranken nicht gestatte. The illustrated London News. Aug. 5, 1899. 115, 174.

4) Vgl. Preußische Jahrbücher. 1899. 97, 236.

bestraft, wer aber die Hölle läugne, lasse an deren Stelle den Reinigungsort oder das Fegfeuer treten. Das Gebet für die lieben Verstorbenen aber könne überhaupt nur ein gefühlsloser Mensch dem Herzen verwehren.

Da die Ritualisten den Gebrauch des Weihrauchs damit rechtfertigten, daß sie sagten, derselbe sei alt und katholisch,[1]) entschieden die Erzbischöfe von Canterbury und York: kein Ritus und kein Gebrauch, sei er auch alt und katholisch, dürfe eingeführt werden, wenn er nicht ausdrücklich im Common Prayer Book gestattet oder vom Staatsoberhaupt genehmigt sei[2]) — norite or ceremony, however „Primitive and Catholic", other than those expressly set forth in the Book of Common Prayer, can be introduced without the sanction of the Sovereign.[3])

In der jüngsten Zeit ertheilte der Herzog von Newcastle den Rath, auch den Gebrauch des Weihrauchs nicht aufzugeben; denn mit einer Nachgiebigkeit in diesem Punkte würden die protestantischen Agitatoren nicht befriedigt, im Gegentheil zu größeren Forderungen ermuthigt.[4])

20. Schon früher war von den Ritualisten die Autorität der weltlichen Gewalt des Parlaments und der Krone in kirchlichen Dingen zurückgewiesen und die Parlamentsakte von 1662 als ungesetzlich und nicht bindend bezeichnet worden.[5])

---

1) The Tablet. 1899. 94, 619.

2) Elizabeth boasted that she tuned her pulpits; Charles forbade discussions on predestination, George on the Holy Trinity; Victoria allows differences on Holy Baptism. Comp. The nineteenth Century. 1899. 45, 346.

3) The Tablet. 1899. 94, 543; The illustrated London News. Oct. 28, 1899. p. 634.

4) At a meeting of East London branches of the Church Union the Duke of Newcastle remarked, „You cannot satisfy a hungry wolf with a penny bun", and Protestant agitators would not be satisfied with the giving up of incense. The illustrated London News. Jan. 27, 1900. p VI.

5) Vgl Katholische Kirchenzeitung (vom 11. Aug.) 1899 S. 515.

In einer großen Versammlung der English Church Union, die am 28. Februar 1899 in London stattfand, wurden die Thesen angenommen: vollständige Unabhängigkeit in Sachen der Lehre, Zucht und des Rituals von jeder bürgerlichen Gewalt; Freiheit, jeden präreformatorischen Kirchenbrauch zu üben, der nicht ausdrücklich verboten sei; Gehorsam gegen die Bischöfe nur insoweit, als sie beweisen können, daß das, was sie verbieten, auch im Prayer Book verboten sei, streng katholische Auslegung des Prayer Book.[1])

Auf „protestantischer" Seite, so wird berichtet,[2]) macht man geltend, daß die Kirche als eine Landeskirche auf der nationalen Autorität beruht, die allein durch die Krone und das Parlament ausgeübt werde. Die kirchliche Hierarchie sei keine solche Autorität, und nur das Parlament sei im Stande, irgend welche Aenderungen an den Ceremonien oder in der Lehre von der Kirche vorzunehmen.[3]) Obendrein sei die Geistlichkeit durch ihren kanonischen Eid zum Gehorsam gegen den Staat verpflichtet. Dagegen streiten die Ritualisten dem Parlament oder der bürgerlichen Obrigkeit das Recht ab, in geistliche Dinge einzugreifen oder der Kirche darüber Vorschriften zu machen, zumal die bürgerliche Behörde in den letzten Jahren bewiesen habe, daß sie nicht mit Sachkenntniß in Dinge einzugreifen vermöge, die nicht im Bereich

---

1) Preußische Jahrbücher. 1899. 97, 247. The Prayer-book made no pretension to be a clear guide in matters of ceremonial. Its rubrics had been drawn up at different times to meet different emergencies, and had always been framed with an eye to a body of established custom. That body of custom had itself varied very much from time to time. Wakeman, l. c. p. 484.

2) Kölnische Zeitung vom 16. August 1899.

3) Die Shortened Service Act von 1872 gestattete „kleine Abänderungen", aber mehr als je, wird bemerkt, bewies diese Parlamentsakte, daß der Kirche die Hände gebunden waren. Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 11. August 1899; Harcourt, l. c. p. 3; The Tablet. 1899. 94, 619.



ihrer Zuständigkeit lägen.[1]) Weder die Court of Arches — der Gerichtshof des Erzbischofs von Canterbury, wo ein Dechant als Offizial hauptsächlich die Disciplinargewalt über die Geistlichen ausübt — noch der Geheime Rath können als geistliche Gerichtshöfe gelten; im Geheimen Rathe seien die Bischöfe nur Beisitzer, die an den Verhandlungen nicht theilnehmen, und es liege ein Zeugniß vor, wonach diese Körperschaft in einem bestimmten Falle nicht das Kirchengesetz, sondern die Kirchenpolitik im Auge gehabt habe. Und was den Eid betrifft, so gelte er der Kirche und dem Staat, nicht dem Staat allein, wenn dieser im Gegensatz zu den Gesetzen der Kirche handelt, und wenn der Staat etwa die arianische Ketzerei verkündete, wäre es Pflicht der Kirche, ihm Widerstand zu bieten.[2])

Weiter wird die Autorität des Parlaments in kirchlichen Dingen durch den Hinweis auf die Thatsache bestritten, daß demselben auch Dissenters und Katholiken angehören.

---

1) The masses are sick of the negations of a dying Protestantism; they will not take their religion from Parliament. They will not listen to a Church — whether it be at home or abroad — in which spiritual interests are sacrificed to temporal considerations. Comp. The Church Times. Oct. 13. 1899. p. 412.

2) The supreme legislative authority for both Church and State is one and the same. Our great ecclesiastical laws are, as regards source and sanction, civil; our civil authorities appoint the men who fill our great ecclesiastical offices. Civil penalties follow the violation of ecclesiastical laws, and our ultimate ecclesiastical tribunals are all civil. The Act of Uniformity was passed and enforced by the civil power, and under it dissent was a civil offence punished by civil and political penalties. Fairbairn, l. c. p. 286 f. Des Ministerpräsidenten Salisbury theory of the Church is a simple one. It resembles a bureaucratic department of the State. The Bishops are the permanent heads of this department and the clergy are the second division clerks. Harcourt, l. c. 121.

Dieses Widerstreben gegen den Erastianismus, gegen das System, welches die Selbständigkeit und Leitung der Kirche an den Staat preisgibt,[1]) gleicht der Bekämpfung des Byzantinismus oder Cäsaropapismus (Summepiskopats) auf dem europäischen Festland seitens positiver protestantischer Theologie.[2]) „Die Beherrschung und Leitung der Kirche durch Menschen, die in ihr Amt hineingeboren sind, wie die Fürsten, oder von der Welt in ihr Amt gesetzt sind, wie die staatlichen und kirchlichen Obrigkeiten, ist wider die Natur der Kirche:“ erklärt der frühere preußische Hofprediger Stöcker in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“.[3])

21. Was aus dem Ritualismus werden wird, läßt sich zur Zeit wohl nicht mit Bestimmtheit sagen.[4]) Jedenfalls dürfte zu seiner Kräftigung der Umstand nicht beitragen, daß die anglikanischen Weihen von dem apostolischen Stuhl nicht anerkannt werden konnten, und auch von der russischen Kirche nicht als gültig angesehen werden.[5]) Er weist allerdings auf ein mächtiges Heimweh hin, das die Herzen zum ganzen und vollen Besitz des Christenthums hinzieht,[6]) andererseits ist nicht zu übersehen, daß manche seiner Anhänger von dem ererbten Haß und den anerzogenen Vor-

1) Comp. The Tablet. 1899. 94, 514.

2) The freedom and independence of the church has become a watchword, Erastianism a hated and unholy thing. Fairbairn, l. c. p. 75. Comp. The Tablet. 1899. 94, 568.

3) Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 6. Februar 1900.

4) Im Parlament war der Antrag gestellt, aber zurückgewiesen worden, wonach kein geistliches Mitglied der English Church Union geeignet sein sollte zur Bekleidung eines der von der Krone zu verleihenden geistlichen Aemter. Kölnische Volkszeitung vom 17. Oktober 1899.

5) S. M. Brandi, Rome et Cantorbéry. Commentaire de la Bulle „Apostolicae curae“ déclarant nulles les ordinations anglicanes. Paris, 1898. Vgl. Literarische Rundschau. 1900. S. 15 f.

6) Stimmen aus Maria-Laach. 1900. 58, 18.



urtheilen und irrigen Vorstellungen gegen und über „Rom“ sich nicht losmachen können oder wollen. Jedenfalls hat die ritualistische Bewegung einiges Leben in die englische Staatskirche gebracht.

22. Schlimmer für sie als der Ritualismus dürften andere Dinge sein. Die Pastorenstellen mit Anspruch auf feste Einnahmen oder auf etatsmäßigen Gehalt, schreibt Pobedonoszew,[1]) sind in England erbbesitzlich, d. h. gehören dem Patronat an, und das Recht, die Inhaber zu wählen, bildet einen Besitz — entweder privater Grundbesitzer oder der Krone, aber weniger kraft eines staatlichen als vielmehr eines feudalen Herrenrechts. Deshalb erscheint auch der Pastor, der nicht vom Volke erwählt wurde und in seinem Unterhalt vom Volke unabhängig ist, inmitten dieses Volkes als ein über dasselbe gestellter Gebieter. Das Predigeramt erscheint vor allen Dingen als ein Privilegium (preferment) und ein Besitz, und man sollte sich schämen, es zu sagen, daß dieser Besitz ein Gegenstand des Handels ist.[2]) Die Aemter der Hauptprediger (incumbents) sind für einen gewissen Preis, der nach der Kapitalisirung der Einkünfte festgestellt ist, käuflich, genau so, wie man es mit den Posten von Sachwaltern, Notaren, Maklern u. s. w. macht. In jeder beliebigen englischen Zeitung kann man in einem für Anzeigen sogenannter preferments bestimmten Theil eine Reihe Angebote von Predigerstellen, mit Angabe der Einkünfte, finden. Die Stelle wird gerühmt in Anbetracht der Bequemlichkeiten für das Leben, es wird das Haus, die Ortslage beschrieben, die Einnahmen angegeben und ein Preis gefordert mit der beiläufigen Bemerkung, daß der gegenwärtige incumbent zur Zeit in hohem Alter stehe, so und so alt sei und sich wahrscheinlich nicht mehr lange seiner Stellung erfreuen werde.

---

1) Pobedonoszew, a. a. O. S. 216 f.

2) Noch weniger rühmlich als die Bezeichnung preferment ist eine andere, nämlich living.

Zu näherer Auskunft wird man da und dahin verwiesen. In London erscheint sogar eine besondere Zeitung (The Church preferment registrar) mit der genauen Beschreibung aller Zugehörigkeiten, Einkünfte u. s. w. einer jeden Stelle, um es denjenigen, die dieselbe für eine gewisse Summe zu erhalten wünschen, bekannt zu geben.[1])

Daß solche Dinge zur Hebung der Achtung des Volkes vor den Dienern der Staatskirche, zur Förderung ihres wissenschaftlichen Strebens nicht beitragen, liegt auf der Hand. Das Studium der Theologie wird auch dadurch nicht geweckt, daß der Geistliche die Predigt vorzulesen pflegt.[2])

23. Der Kirche wird ferner vorgeworfen, daß sie die Bedeutung der socialen Frage unterschätze und sociale Arbeit vernachlässige, daß sie mehr zu den Arbeitgebern und Großgrundbesitzern, als zu den kleinen Leuten halte;[3]) sie sei nicht so fast eine Volkskirche, als eine Kirche für die Reichen und Vornehmen.

23. Die Folge davon ist, daß die Sekten bei dem einfachen Manne großen Anklang finden. Die Zahl derselben ist nicht gering.[4]) Das „Illustrated Church Annual" verzeichnet im Ganzen 310 protestantische Sekten in England.

---

1) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen rc. S. 214 ff., 190 ff.

2) Richter, a. a. O. S. 17.

3) Vgl. Chronik der christlichen Welt. 1899. S. 485 f.

4) Dissent has produced, as it is its nature to produce, an endless chain of quarrels, of envying and hatred and bitterness. Judged by its fruits, it is a failure. Dissenters have „brought forth much fruit", but not because they were dissenters; because they were Christians. Dissent, as you can see for yourselves, has sundered and divided the army of God into hostile camps, and it has helped to paralyse our Christianity. If „union is strength," as we often say, division must be weakness. It is not only the Bible, therefore, that condemns separation; experience does the same. Hammond, l. c. p. 30.

Im Jahre 1899 entstanden fünf neue.[1]) Eine der sonderbarsten ist die Heilsarmee.

25. Einen geradezu abstoßenden Eindruck, lesen wir,[2]) machen die Gottesdienste, welche die Jünger der Heilsarmee auf offener Straße veranstalten. Das heißt nicht, sich zu Gott erheben, sondern Gott in den Straßenstaub zerren. Gegen Abend hatte sich auf dem Marktplatze eine große Anzahl Menschen versammelt, die einen weiten, mehrgliedrigen Kreis bildeten. Inmitten des Kreises standen drei fromm und frech blickende Soldaten der Heilsarmee mit rother, goldgestickter Weste und einer ebenfalls bestickten, rothrandigen Portierskappe; außerdem in der bekannten Tracht der weiblichen Krieger ein junges Frauenzimmer, auf dessen ganze Erscheinung die in Pässen und Steckbriefen häufig auf Nase, Mund und Kinn angewandte Bezeichnung „gewöhnlich" in ungewöhnlichem Maße paßte. Nach geheimen oder offenen Winken der Heilssoldaten traten Männer und Frauen in die Mitte und predigten, zumeist ein schauderhaftes Phrasengedresche, eitel Selbstzerknirschung, untermischt mit erwecklichen Geschichtchen aus dem eigenen oder anderer Leute Leben, etwa in dem Stile, daß der Herr in seiner unergründlichen Barmherzigkeit ein ganzes Stadtviertel eigens zu dem Zwecke angesteckt habe, dem in Sünden verkommenen Redner auf den Weg des Heils zu leuchten. Einige Frauen erzählten mit eindringlich kreischender Stimme von Versuchungen, denen sie siegreich widerstanden hätten; wenn dies keine Renommisterei war, so müssen die betreffenden Versucher äußerst genügsamer Natur gewesen sein. Die Soldaten der Heilsarmee unterbrachen als eine Art Chor die Redner oft mit kurzen, rasch und maschinenmäßig hervorgestoßenen Zwischenrufen: All right, Hallelujah! Dabei waren sie die wenigst andächtigen

1) Augsburger Postzeitung vom 16. Jan. 1900; The Tablet. 1900. 95, 65.

2) Kölnische Zeitung vom 8. Okt 1899.



Zuhörer, vielmehr tuschelten und lachten sie unter sich und schienen zu den Reden witzige Glossen zu machen. Zwischen den Predigten wurde ein Lied geplärrt, das sich in einiger Entfernung anhörte wie ein Ensemblesatz für Hänneschen, Besterader, Marizebill und — in England nicht zu vergessen — Speimanes. Zuweilen schlug ein Soldat auf die in der Mitte des Kreises gewissermaßen als Altar stehende, dumpfklingende Trommel und hielt eine spaßige Ansprache, in der er zu milden Spenden aufforderte. Selbst in diese Blechpauke, wie heimlich kneipende Gymnasiasten solche Reden benennen, waren Phrasen über die Allmacht Gottes verwoben, die der Bursche mit schnellem, rollendem Rückwärtswerfen des Kopfes hervorstieß. Dann sammelte eine kecke Dame in die Kappe eines der Heilssoldaten, und wie geschmolzenes Kupfer — dieses Metall paßt hier besser als das übliche Blei — brennen auf meinem Gewissen die paar Pence, die ich nothgedrungen zu den Zwecken der Heilsarmee beisteuerte.[1])

26. Nicht die Frömmigkeit des siebenzehnten, sondern erst der „Gewerbefleiß“ des neunzehnten Jahrhunderts, bemerkt K. Jentsch,[2]) hat den gemeinen Mann im Merry England so ganz auf den Hund gebracht, daß er über einen Witz nicht mehr lacht, weil er ihn nicht versteht, und daß die Abgeschmacktheiten der Temperenzler und der Heilsarmee nöthig sind, ihn aus der Verthierung zu erretten, in die er versunken ist.

Millionen menschlicher Geschöpfe, wird geklagt,[3]) sind in England schlechter behaust, als das Rindvieh und die Pferde vieler Lords und Squires. Nahezu eine Million von Londoner Armen wohnt nach ärztlichen Berichten in 141 000 un-

1) Auch in Berlin und Leipzig und in anderen Städten Deutschlands und der Schweiz sucht die Heilsarmee Anhänger zu gewinnen. Vgl. Der Reichsbote vom 15. Okt. 1899; Augsburger Abendzeitung vom 24. Okt. 1899.

2) Die Zukunft vom 17. Sept. 1899. S. 499 f.

3) Vgl. Der Reichsbote vom 14. Sept. 1899.



gesunden Häusern, von 4 bis 12 an der Zahl in einem Zimmer. Die schmutzigsten und ärmsten Distrikte werden mit Getränke-Wirthschaften vollgestopft.[1])

Daß dem armen Volke durch die puritanische Sonntagsfeier die unschuldigen Freuden genommen sind, trägt sicherlich zu seiner Veredelung nichts bei[2])

Die Heilsarmee, bemerkt Cardinal Manning,[3]) will erklärt und verstanden sein im Blick auf die geistliche Verwahrlosung Englands. Nur auf diesem Boden konnte sie erwachsen. Die halbe Bevölkerung Londons lebt thatsächlich ohne Gott und Christus in der Welt. Auch in den Provinzen Englands leben Millionen ohne Glauben und in Sünden. Selig ist, der des Armen und Dürftigen gedenket[4])

Der Arme kann sich in der Staatskirche keinen anständigen Platz kaufen, die Sekten sind auf die Geldbeiträge ihrer Mitglieder angewiesen. Die Folge ist, daß er sich von dem öffentlichen Gottesdienste fernhält.

27. Von der Hochkirche der Engländer, ihren zahlreichen Freikirchen und Sekten, schreibt Steffen,[5]) kann man ohne Weiteres mit dem französischen Humoristen sagen: plus ça change, plus c'est la même chose. Immer das anglikanisch-puritanische Christenthum in ebensoviel „schützenden Verkleidungen" — alle dazu bestimmt, den verschiedenen Formen des social Angenehmen, Nützlichen, „Respektabeln", Erfolg-

1) Ueber die Zustände, welche das Gesetz zur Verhütung von Grausamkeiten und zum Schutze der Kinder veranlaßt haben, vgl. (Wiener) Fremdenblatt vom 12. Dez. 1899.

2) In London hat sich eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, die bleierne Decke des Sonntags etwas zu lüften; dank ihren Bemühungen sind schon einige Museen des Sonntags an gewissen Stunden zugänglich. Kölnische Zeitung vom 20. Sept. 1899.

3) Vgl. Kirchliche Monatsschrift. 1882/3. S. 140.

4) Ps. 40,2.

5) G. Steffen, England als Weltmacht und Kulturstaat. Stuttgart. 1899. S. 284 ff.

reichen oder schlecht und recht praktisch Unumgänglichen „religiöse Sanktion“ zu ertheilen. Sie lassen uns erkennen, daß jede englische Gesellschaftsklasse das Christenthum so zugeschnitten haben will, daß es gerade ihre mehr oder weniger reinliche Methode, sich im socialen Leben Gedeihen zu erkämpfen, gutheißen könne. Es sind lauter Sonntagsreligionen, gut genug zum Sanktioniren, nicht aber die ökonomisch-socialen Rohheiten der Arbeitswoche zu reformiren. Die einzigen Gruppen, in denen die theologische Seite der Religion mit tieferem Ernste behandelt wird, sind vielleicht auf der einen Seite die römisch-katholischen Proselyten und auf der anderen die Unitarier und die verschiedenen Sekten der „Freidenker“. Im Großen gesehen, spielen sie im geistigen Leben Englands jedoch nur eine unbedeutende Rolle. Die Bereitwilligkeit der englischen Staatskirche, aus einem oder dem anderen versteckt liegenden politischen Grunde eine Verbindung mit einer von den katholischen Kirchen oder auch gleichzeitig mit beiden einzugehen,[1]) beweist, ebenso wie das üppig wuchernde Sektenwesen, daß die Religionsform selbst in England keinen entscheidenden, nationalen Werth mehr hat. Die Engländer lieben es, sich zu zahlreichen Theologien zu bekennen und sind gern bereit, beim Zusammenflicken weltgeschichtlicher Schismen zu helfen. Sie haben nicht mehr das Bedürfniß, als Nation theologisch einheitlich und von anderen Völkern verschieden zu sein. Nicht mehr durch ihre theologischen, sondern durch ihre ökonomisch-politischen und ethischen Werthtabellen wollen sie sich als Nation, als kollektive Individualität fühlen. Was sie in gewöhnlicher Rede ihre „nationale Religion“ nennen, ist nur das Ueberbleibsel einer christlichen Theologie, die sie zu der Hofpredigeraufgabe ent-

---

1) Manche Angehörige der englischen Kirche nahmen an altkatholischen Gottesdiensten und mitunter sogar am heiligen Abendmahl theil. Diese Beziehungen haben allerdings bald aufgehört. Deutscher Merkur. 1899. S. 79.

würdigen, ihre erfolgreichsten Methoden im Kampfe ums Dasein unter einander und mit fremden Völkern zu sanktioniren.[1]) Der Engländer weiß recht wohl, daß man in dieser Welt so erfolgreich, wie er das sein will, „ohne zu sündigen" nicht sein kann, und seine Selbstachtung gebietet ihm, von seiner Religion zu verlangen, daß diese ihm seine für den Erfolg nothwendigen Sünden mit gutem Gewissen, mit dem Gefühle, rein dazustehen, begehen lasse. Der Puritanismus ist eine Religion, welche „reinigt" — auch von unbarmherzigem, blutigem Tagewerke, das aus roher Abenteuerlust und Gewinnsucht unternommen worden ist.[2])

28. Wenn wir auch nicht so strenge urtheilen, so möchten wir mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die Zahl der Dissenter größer ist als die der etablirten Kirche,[3]) uns die Fragen gestatten:

Weshalb soll das Staatsoberhaupt gezwungen sein, derselben anzugehören?

weshalb soll es genöthigt werden, einen Krönungseid

1) „Protestantism," says Cardinal Newman, „is as it has been for centuries, the religion of England." „The English people is sufficient for itself; it wills to be Prostestant and progressive; and Fathers, Councils, schoolmen, Scriptures, saints, angels, and what is above them, must give way. What are they to it? It thinks, argues, and acts according to its own practical, intelligible, shallow religion; and of that religion its bishops and divines, will they or will they not, must be exponents." The nineteenth Century. 1899. 45, 341.

2) Unsere hohen Grundsätze und schönen Worte, gesteht die „Westminster Gazette", stehen in einem Mißverhältniß mit gewissem Thun und Treiben unseres Volkes in den letzten fünf Jahren, und wir sind daher dem Vorwurf ausgesetzt, daß wir niedrige Heuchler sind, die eine der Habgier fröhnende Verschwörung hinter einer Betheuerung hoher Moral verdecken. Allgemeine Zeitung vom 11. Febr. 1900. Vgl. Velhagen und Klasings Monatshefte, Dezember 1899. S. 426. — Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß kein Volk fehlerlos ist.

3) The Tablet. 1899. 94, 661.

zu schwören, der Kränkungen für die Katholiken enthält, von denen es Liebe verlangt?[1])

weshalb sollen die Bischöfe dieser Kirche, die sich auf Glaubensartikel verpflichten, zu denen sie sich nicht bekennen, einen Sitz im Oberhaus haben?

weshalb sollen den Dienern dieser Kirche Vortheile eingeräumt werden, wie Steuerermäßigung, die anderen nicht gewährt werden?[2])

weshalb sollen zur Unterhaltung ihrer Institute die Angehörigen anderer Denominationen Beiträge zu leisten gehalten sein?

weshalb soll sie Staatskirche bleiben?

ist das Disestablishment und das Disendowment nicht eine berechtigte Forderung?

wird diese Forderung erst dann erfüllt werden, wenn das Unterhaus einen mehr demokratischen Charakter erhält?[3])

29. Indem wir diese Fragen stellen, haben wir das Ganze, nicht die Personen im Auge. Wir bestreiten nicht, wir erkennen im Gegentheil mit Freuden an, daß es unter den Mitgliedern der etablirten Kirche nicht wenige, sondern viele gibt, die von Liebe zu Gott und zum Nächsten erfüllt sind und auch diese Liebe opferwillig im Werke bethätigen, wie und soweit es in ihren Kräften gelegen ist.

Passau. Röhm.

1) Papst Leo XIII. schickte der Prinzessin Maud von Wales als Hochzeitsgeschenk ein goldenes Armband in antikem Stile, besetzt mit einer kunstvollen Camee. Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, in welchem der hl. Vater in eindrucksvollen Worten den Segen Gottes auf Braut und Bräutigam herabfleht. Allgemeine Zeitung und (Wiener) Fremdenblatt) vom 6. Aug. 1896. — To those who profess the religion of Rome we have no hostility. Harcourt, l. c. p. 120.

2) Vgl. Allgemeine Zeitung vom 9. Aug. 1899.

3) Die ganze englische Verwaltung ist ebenso wie die höchsten ministeriellen Aemter ein Erbgut der Aristokratie geblieben. Kölnische Volkszeitung vom 30. Januar 1900.



XVII.

China und die europäischen Mächte.

Ein Rückblick auf die Geschichte des 19. Jahrhunderts muß uns mit Bewunderung für die Thatkraft der europäischen Nationen erfüllen, die trotz der blutigen Kriege unter einander, trotz der durch Aufstände und Revolutionen verursachten Gesetzlosigkeit und Anarchie Zeit gefunden haben, die Künste des Friedens zu pflegen, auf dem Gebiete der Wissenschaft ungeahnte Fortschritte zu machen und die Segnungen der modernen Cultur auch den Völkern zugänglich zu machen, die Jahrtausende lang sich hermetisch gegen das Geistesleben Europas abschlossen. Man erinnert sich unwillkürlich an Japan, an die Vereinigten Staaten Amerikas, die binnen kurzer Zeit alle die Errungenschaften der europäischen Cultur sich angeeignet und auf dem Wege sind, ihren Lehrmeistern das, was sie empfangen haben, mit Zinsen zurückzuzahlen.

Ueber der Lichtseite dürfen wir indeß die häßliche Kehrseite nicht vergessen; der Inselgruppe, welche das Reich Japan bildet, liegt gegenüber ein anderes Reich, das sich einer tausendjährigen Cultur rühmt, ein Reich, dessen Bewohner, wo immer sie sich niedergelassen, gewaltige Fortschritte machen und gefährliche Rivalen für ihre europäischen Mitbewerber werden. Dieses große Reich hat der modernen Cultur nicht nur den zähesten Widerstand entgegengesetzt, sondern steht im Begriffe, alle den Europäern gemachten Zugeständnisse



zurückzunehmen und die Spuren des europäischen Einflusses zu verwischen. Was ist, so müssen wir uns fragen, der tiefere Grund dieses Hasses der modernen Cultur? Ist es die moderne Bildung selbst oder sind es die Träger und Verbreiter dieser Bildung, welche den Chinesen einen solchen Abscheu eingeflößt haben? Welch unselige Verkettung von widrigen Umständen hat die chinesische Nation veranlaßt, mit den europäischen Mächten zu brechen und es auf einen Vernichtungskrieg ankommen zu lassen?

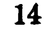
Kurzsichtige Politiker behaupten kühn, die antieuropäische und antichristliche Stimmung in China sei eine gemachte, künstliche, habe keine Wurzel im Volksleben und würde, sobald das Volk eines Besseren belehrt werde, den Gefühlen der Hochachtung und Dankbarkeit Platz machen. Wofür sollten die Chinesen dankbar sein? Für das Christenthum, gegen das sie zum Theil durch die Schuld der Europäer das größte Vorurtheil hegen? Für die Handelsverbindungen mit dem Ausland, aus denen die Europäer allein Vortheil ziehen? Für die Eingriffe der fremden Consuln und für die schweren Strafgelder, die sie zu bezahlen haben, wenn sie in Streitigkeiten mit Europäern verwickelt wurden? Die Chinesen, welche die Europäer die Teufel nennen, die alles Unglück über China gebracht haben, geben den Gesinnungen und Gefühlen der großen Mehrheit des Volkes Ausdruck. So bestechlich, charakterlos die Mandarine auch sein mögen, das Volk vergibt ihnen alle ihre Vergehen, weil sie Feinde der Fremden sind, weil sie es wagen, die Fremden durch allerlei Plackereien zu belästigen, und betrachtet sie als Märtyrer, wenn sie infolge der Klagen von Europäern abgesetzt und bestraft werden. Das ist das Betrübendste an der ganzen Sache, daß die Chinesen alles, was von den Europäern kommt, verabscheuen und selbst von den Segnungen der Cultur nichts wissen wollen.

Wer die Geschichte der Beziehungen Chinas zu den europäischen Nationen, vor allem zu den Engländern und



Franzosen, sorgfältig verfolgt, wird sich die Abneigung und den Haß der Chinesen leicht erklären. Beide europäische Nationen haben ihren eigenen Vortheil und die Ausbeutung Chinas vor Augen gehabt, beide, namentlich England, haben die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit grob verletzt und die chinesischen Regierungen zu Kriegen getrieben, für die sie selbst nicht vorbereitet waren. Wir erinnern nur an den Opiumkrieg von 1842, einen der schmählichsten und entehrendsten Kriege, die je von einer christlichen Nation geführt worden sind. Weil die Regierung die Einführung des Opiums aus dem englischen Ostindien verbot, erklärte England den Krieg und zwang die Besiegten, nicht bloß die Kriegskosten zu zahlen, sondern auch die Einführung des Opiums nach China freizugeben. Alle Präventivmaßregeln, welche den Schutz der Unterthanen gegen dieses verderblichste aller Gifte bezweckten, waren durch den mit England abgeschlossenen Vertrag vereitelt, England ist verantwortlich für alle die Verwüstungen, welche der Genuß des Opiums in Millionen von Familien unter Männern und Frauen angerichtet hat; England hat selbst durch alle späteren Dienste, die es China geleistet, diesen Akt der Ungerechtigkeit und Grausamkeit nicht in Vergessenheit bringen können. Die Mandarine und alle Feinde der europäischen Cultur verfehlen natürlich nicht, die Flamme des Hasses unter dem Volke anzufachen durch den Hinweis auf den Opiumkrieg, die Engländer aber haben nicht den Muth, einem Handel zu entsagen, der sie an den moralischen Pranger stellt.

Als erste europäische Seemacht, als Beherrscher des großen indischen Reiches, hatten die Engländer die Pflicht, China zu beschützen und gegen die Angriffe anderer Staaten zu vertheidigen, alles zu thun, was in ihrer Macht stand, um das chinesische Vorurtheil, die Europäer wollten Eroberungen in China machen, zu zerstreuen. Infolge der englischen Schaukelpolitik, infolge des nackten Egoismus und der Selbstsucht vergaßen die Engländer so sehr ihrer Pflichten, daß sie



nicht nur China ohne Unterstützung ließen, sondern seine Nothlage benützten, um dasselbe zu Gebietsabtretungen und zum Verzicht auf unveräußerliche Rechte zu zwingen. Wenn die chinesischen Staatsmänner sich je einbildeten, endlich einmal dauernde Verhältnisse geschaffen zu haben, sollten sie sich nur zu bald enttäuscht fühlen; denn jedes Zugeständniß machte die Engländer und Franzosen nur noch kühner und zudringlicher. Hätten die Europäer von Anfang an größere Uneigennützigkeit und Mäßigkeit gezeigt, so wären vielleicht mit der Zeit freundschaftliche Verhältnisse angebahnt worden; so entwickelte sich ein System des gegenseitigen Mißtrauens und des Versteckensspielens. Da die Chinesen in jedem Conflikt mit den Europäern den Kürzern gezogen hatten, so verlegten sie sich auf die Künste der Schwachen, machten die allerschönsten Versprechungen, legten aber unter der Hand den Europäern allerlei Hindernisse in den Weg und setzten der rohen Gewalt die Intrigue entgegen. Manche Conflikte und Reibungen hätten vermieden werden können, wenn Engländer und Franzosen sich in die Lage der Chinesen hätten hineindenken können und es verstanden hätten, ihre empfindlichen Gegner rücksichtsvoll zu behandeln und weniger ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Statt sich als Gäste zu benehmen, die Beleidigungen übersehen, um den Frieden zu erhalten, benahmen sich die europäischen Kaufleute wie die Herren im Hause und zwangen durch Demonstrationen und Drohungen die chinesischen Beamten, ihre Untergebenen zu verurtheilen und zu bestrafen, obgleich sie deren Verhalten im Herzen billigten.

Zu den bereits bestehenden Elementen der Zwietracht kam ein neues hinzu: die Begünstigung der christlichen Missionen durch die Mächte, die weder den Beschützern noch den beschützten Predigern Segen gebracht hat. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir die meisten letzten Christenverfolgungen in China auf Rechnung der Mißgriffe Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten setzen. Die katholischen Missionäre



des 16. und 17. Jahrhunderts setzten kein großes Vertrauen auf europäischen Schutz und zogen, wo immer es möglich war, vor, das Evangelium unter Heiden zu predigen, die mit den Europäern keine Fühlung hatten; die Missionäre Chinas (wir haben hier besonders die protestantischen im Auge) appelliren mit Vorliebe an europäische Gesandte und Consuln und fühlen sich nur dann wohl, wenn der Büttel mit dem Stock hinter ihnen steht und die Chinesen maßregelt, welche es wagen, die Ausländer zu beleidigen. Diese Missionäre haben offenbar eine ganz unrichtige Auffassung von ihrer Aufgabe. Anstatt durch Wort und Beispiel das Evangelium dessen zu predigen, der von sich sagt: ‚Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig', erklären diese Herren: Niemand wird mich ungestraft reizen, ich bin englischer, amerikanischer Bürger. Statt die Kluft, die ihn von den Eingeborenen trennt, zu überbrücken, reißt er sie nur weiter auf; statt mit dem hl. Paulus allen alles zu werden, betont er seine Nationalität und zieht seinen Beleidiger zur Strafe. Ungleich den katholischen Missionären, welche sich so viel als möglich den Gebräuchen und Sitten des Landes anpassen, chinesische Kleidung tragen, chinesische Kost zu sich nehmen, die Tugenden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams üben, die auch von den Eingeborenen so hoch geschätzt werden, machen sich die protestantischen Missionäre durch ihr geflissentliches Zurschautragen ausländischer Sitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung bemerkbar, durch Rechthaberei, Eifersucht, Anfeindung nicht bloß der katholischen Missionäre, sondern auch ihrer eigenen Amtsbrüder. Die Chinesen sind zu gute Beobachter, als daß ihnen diese Fehler, welche die sonstigen guten Eigenschaften der Missionäre verdunkeln, entgehen sollten, und ziehen daraus den Schluß, daß in der christlichen Religion die Lehre von der Praxis ebenso weit abweiche wie in der eigenen. Man kann demnach Reisenden, wie Henry Norman, nicht ganz Unrecht geben, wenn sie zweifeln, ob das von den Missionären gestiftete Gute die Nach-

theile aufwiegt, die an ihre Thätigkeit unter den Chinesen sich knüpfen. Die Missionäre selbst bestätigen dieses durch die Klagen über die stets zunehmenden Angriffe der chinesischen Presse, die Verhöhnung der Missionäre, wenn sie sich auf der Straße zeigen.

Auch der katholische Missionär wird in Mitleidenschaft gezogen und als Agent der europäischen Regierungen verschrieen, während der Uebertritt zur christlichen Religion als Vaterlandsverrath betrachtet wird. Es gehört wahrlich großer Muth dazu, eine Religion zu bekennen, die durch die Mandarine und Patrioten in den Bann gethan worden ist. In Erwägung aller dieser Gründe hätten die Missionäre die Hilfe der ausländischen Mächte nie und nimmer anrufen, vielmehr als Fürsprecher zu Gunsten ihrer Feinde auftreten müssen; nur dann hätten sie Aussicht gehabt, den Zorn derselben zu entwaffnen. Das geschah leider nicht und so ist auf das Massacre von Tientsin 1870, auf die wiederholten Unruhen in Fokien, Kwangsi, Szetschuan, auf die Christenverfolgung im Yangtsethal 1891, den Aufstand in der Mongolei 1892, die furchtbare Katastrophe der letzten Tage gefolgt, die Bestürzung in ganz Europa hervorgerufen hat.

Diplomaten, Kaufleute und Missionäre waren indeß nur untergeordnete Faktoren, die Hauptursache des furchtbaren Trauerspiels der letzten Tage ist ohne Zweifel die Presse, welche seit dem unglücklichen Kriege Chinas nie müde wurde, die Regierungen zur Theilung Chinas aufzufordern. „Man hat, sagt v. Brandt in der ‚Deutschen Rundschau‘ vom Juli 1900, aus dem Fell des Bären Eisenbahnen, Bergwerke, Concessionen geschnitten wie Riemen, ohne das Thier selbst zu fragen, und offen und ungenirt darüber disputirt, wie man seinen Leib zu zerlegen gedenke, und da wundert man sich, daß der ungeschlachte Petz anfängt, sich zu bewegen und mit seinen Pranken die Sächelchen umwirft“. Nichts ist peinlicher, nichts reizt mehr zum Widerstand, als die Ungewißheit der Lage, in der man schwebt, als die beständige Er-



wartung einer neuen Gewaltthat. So haben denn die Zeitungschreiber durch ihre unbefugte Einmischung in die Politik zuerst die öffentliche Meinung, dann die leitenden Staatsmänner beeinflußt und endlich das chinesische Volk auf's äußerste gereizt.

Zeitungsschreiber, Reisende, Diplomaten, Militärs kamen alle darin überein, daß China unrettbar verloren, daß alle Bande, welche die Provinzen Chinas früher verbunden hätten, gelöst seien, daß die europäischen Mächte nur zuzugreifen brauchten, daß die verschiedenen Provinzen die Europäer als Retter begrüßen würden. Es ist ganz anders gekommen, die Europäer haben zu ihrem Erstaunen bemerkt, daß die Chinesen die Streitigkeiten unter sich selbst beilegten, Waffen, Munition, Kriegsbedarf ankauften und sich zum Kriege rüsteten. Die falsche Sicherheit, in die man sich allgemein einwiegen ließ, erleichterte das Unternehmen der Chinesen; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf der Aufstand die ahnungslosen Europäer, die erst nach und nach erfahren sollten, eine wie grausame Rache die Chinesen an ihren Feinden genommen hatten.

Noch nach den ersten Nachrichten hoffte man den Krieg lokalisiren, die Boxers und ihre Anhänger zur Strafe ziehen zu können, diese Hoffnung ist bereits aufgegeben, der Boden wankt unter den Füßen der verbündeten Mächte, überall erstehen neue Feinde, die Regenzeit ist in nächster Aussicht, die Chinesen, die den Europäern sich gegenüberstellen, sind weit besser gewaffnet und geführt und weit muthiger, als die, welche gegen Japan gekämpft haben, und je länger der Krieg dauert, desto mehr werden sie die kriegerischen Eigenschaften entwickeln, die gründliche Kenner ihnen zugesprochen haben.

Der Krieg mit China wird, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, sich in die Länge ziehen; die Eroberung Pekings wird die Chinesen nicht entmuthigen, die Wendung, welche der Krieg nehmen wird, läßt sich überhaupt nicht voraus-



sehen. Nur das kann man behaupten, daß die verbündeten Mächte hier ein neues Transvaal mit allen seinen Ueberraschungen und Enttäuschungen finden werden, und daß eine schnelle Niederwerfung der Chinesen noch gefährlicher sein wird, als ein langjähriger Krieg.

Setzen wir den Fall, die chinesische Regierung bekommt die Zügel wieder in ihre Hand, versteht es, die widerspenstigen Elemente niederzuhalten und bittet um Frieden. Die Mächte können nicht umhin, die günstigsten Bedingungen zu gewähren und sich aller Eingriffe in die Regierung des Landes zu enthalten. Von neuen Gebietsabtretungen, von neuen Privilegien für die Missionäre und Kaufleute kann keine Rede sein. Es ist überhaupt sehr fraglich, ob sie nicht manche der erworbenen Vorrechte aufgeben müssen. Dankbarkeit werden sie für diese Nachgiebigkeit bei den Chinesen nicht ernten, dieselben vielmehr in ihrem Haß und ihrer Verachtung der Ausländer bestärken. Werden alle Mächte betreffs dieses Punktes sich vereinigen und, um die Kriegsflamme zu löschen, die ganz Asien zu ergreifen droht, die Hand zum Frieden bieten? Werden die Diplomaten der Presse gegenüber, welche die öffentliche Meinung macht, die Grundsätze der Mäßigung und Billigkeit zur Geltung bringen können? Alles hängt hier vom Zufall, von der jeweiligen Stimmung der Menge, von den Führern der großen politischen Bewegungen ab.

Gerade weil auch der für China günstigste Friede voraussichtlich nur ein Waffenstillstand ist, den die Chinesen bei der nächsten Gelegenheit künden werden, um ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, werden die Mächte nicht leichthin Frieden gewähren und denselben an harte Bedingungen knüpfen, sich selbst aber dadurch die größten Verlegenheiten bereiten. China ist nicht ein kleines Land wie Aegypten oder ein Gebiet mit dünner Bevölkerung wie Transvaal oder ein uneiniges, in Parteien gespaltenes Reich wie Indien, sondern ein ungeheures, dichtbevölkertes Land, dessen Bewohner stolz sind auf ihre glorreiche Vergangenheit, und noch nicht gelernt



haben, ein fremdes Joch zu tragen. Man kann das Volk in verschiedenen Feldzügen besiegen, aber nicht endgiltig unterwerfen. Schon der Umstand, daß die Mohammedaner (zu denen die Boxer gehören) Schulter an Schulter mit den Chinesen kämpfen, zeigt doch zur Genüge, daß die Chinesen einiger sind, als man bisher angenommen hat.

Die gegenwärtigen Zustände Chinas haben viel gemein mit denen Fankreichs beim Ausbruch der großen Revolution. Furcht vor dem Angriff der fremden Mächte, Unwille über die, welche sie gerufen, führten zu den furchtbaren Wuthausbrüchen und dem entsetzlichen Blutbad, das man unter den Freunden der Ruhe und Ordnung anrichtete. Die Chinesen stehen den Schreckensmännern an Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit kaum nach und werden wie letztere das Volk für ihre Pläne gewinnen. Im Interesse des Weltfriedens können wir nur wünschen, daß die Mächte die Fehler ihrer Vorgänger vermeiden und vor allem bedenken, daß in einem Volkskriege Drill, taktische Ueberlegenheit nicht immer den Ausschlag geben. Der Uebermuth und die Uneinigkeit unter den Alliirten arbeitete den Revolutionsheeren in die Hände und führte deren Sieg herbei; niemand garantirt uns, daß dasselbe nicht auch in China geschehen könne.

Wenn wir auch über die Urheber der Verschwörung, ihre Pläne und Tendenzen hinlänglich unterrichtet sind, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß sie einen zum Losschlagen günstigen Zeitpunkt gewählt haben, daß selbst ihre Excesse ihre Sache nur fördern, ihren Gegnern aber Besorgniß einflößen müßten. Zwar ist der Plan, die europäischen Posten zu überrumpeln und einen nach dem andern aufzuheben, mißlungen, zwar sind die wüthenden Angriffe der Chinesen abgeschlagen worden und ungeheure Waffenvorräthe in die Hände der Sieger gefallen; aber die errungenen Vortheile sind doch nicht so bedeutend, daß die Rebellen sich genöthigt sähen, die Waffen niederzulegen. Sie werden voraussichtlich ihre Taktik ändern, jede Feld-



schlacht vermeiden und den Guerillakrieg führen, ihre Beweglichkeit, ihre Ortskunde, ihre Ausdauer in Ertragung von Strapazen werden ihnen zu statten kommen. Daß die chinesische Regierung zum Aeußersten entschlossen ist, geht schon aus der Niedermetzlung der vielen Tausende von Chinesen hervor, welche den Frieden wünschten, und aus den großartigen Ankäufen von Kriegsmaterial. Höchst wahrscheinlich haben die Vicekönige der Provinzen, welche Frieden mit den Europäern halten wollen, die Weisung dazu von Peking erhalten und sind im besten Falle zweifelhafte Freunde, die sich eines schönen Morgens als offene Feinde entpuppen können. Man hat im 19. Jahrhundert das Nationalitätsprincip so oft und so stark betont, Stämme, die friedlich nebeneinander gewohnt haben, entzweit und nicht geruht, bis die durch Sprache und Sitten getrennten Völker sich selbständig constituirten. Asien hat diese Ideen aufgegriffen und sich mit dem Gedanken befreundet, die Europäer zu verjagen. „Japan für die Japaner, Indien für die Hindus, China für die Chinesen, los von England, verjagt die Europäer und Amerikaner, macht euch frei“ — solche und ähnliche Redensarten kann man überall vernehmen und sie sind ganz geeignet, die Gährung unter den Massen zu befördern. Denen, welche der Ansicht sind, daß der gegenwärtige Krieg ebenso aussichtslos für die Chinesen sei als der Sipahikrieg für die Ostindier, möchten wir zu bedenken geben, daß die Zeiten sich stark verändert haben. Im Jahre 1857 lag der Handel mit Asien ganz in englischen Händen, die indischen Empörer konnten weder Munition noch Waffen aus Europa beziehen, auch wenn sie das hierfür nöthige Geld besessen hätten, keine der übrigen Mächte war gewillt, die Nothlage Englands zu benützen behufs Erwerbs neuer Colonien. Jetzt ist alles anders geworden, die Chinesen können mit Sicherheit darauf rechnen, daß das Bündniß der Russen, Engländer, Franzosen, Deutschen, die alle ihre Sonderinteressen verfolgen, sich auflösen werde.



Das Benehmen der Vereinigten Staaten ist zweideutig, ihre Erklärung, keine Eroberungen machen zu wollen, ist sehr bedeutsam und wird die übrigen Mächte, die auf die Theilung Chinas spekulirt haben, in Schranken halten. Ein langwieriger, kostspieliger, nur im Interesse Chinas behufs Aufrechthaltung des Weltfriedens geführter Krieg wird nie populär werden, die Völker, die Parlamente werden die Regierungen zum Frieden nöthigen; China aber wird weit günstigere Bedingungen erhalten als nach dem Kriege mit Japan.

England sucht Japan zu engagiren, dieses wird sich zweimal bedenken, bevor es seine Armee mobil macht, und alle seine Kräfte zur Niederwerfung Chinas einsetzt, das vielleicht schon in nächster Zeit sich als sehr nützlicher Bundesgenosse erweisen kann. Ob bereits chinesische Abmachungen mit Japan und den Vereinigten Staaten existiren, das wird uns die Zukunft lehren. Eines ist klar, weder die Consuln noch die Missionäre, weder die Diplomaten noch die Männer der Presse, welche sich in allerlei Muthmaßungen ergehen, haben die Größe der drohenden Gefahr ermessen, und haben, befangen in blindem Optimismus, am Rande des gähnenden Abgrundes Triumphgesänge angestimmt, denen sobald die Todtenklage folgen sollte. Der Satz Discite justitiam moniti, nec temnere divos ist besonders in gegenwärtiger Stunde sehr beherzigungswerth; denn wir haben durch unsere Rechtsverletzungen die Chinesen zur Verletzung des Völkerrechts getrieben.

A. Z.



XVII.

Eine Biographie Louis Veuillot's.[1])

Nachdem das Leben des Grafen von Montalembert vom Pariser Oratorianer Lecanuet den Lesern dieser Zeitschrift in mehreren Artikeln vorgeführt worden,[2]) darf auch die Biographie eines anderen Vorkämpfers der katholischen Sache in Frankreich, *Louis Veuillot*, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Beide Männer haben lange Jahre hindurch in schönem Verein der Sache der Religion und der Kirche gedient, beide haben sich als Schriftsteller mit unvergänglichem Ruhme bedeckt, beide haben durch ihr öffentliches Wirken leuchtende Spuren in der französischen Staats- und Kirchengeschichte zurückgelassen, beider literarische Werke sind reiche Quellen des höheren Geisteslebens, aus denen heute noch Tausende ihrer Landsleute schöpfen.

Der Biograph Veuillot's ist dessen *Bruder* Eugen, der seine Arbeit bald nach dem im Jahre 1883 erfolgten Hinscheiden seines Bruders Louis begann und dann 1899 den *ersten* Band derselben an's Licht stellte. Das Jahr des

---

1) Louis Veuillot par Eugène Veuillot. (1813—1845.) Paris [1899]. Victor Retaux. 82 Rue Bonaparte. 8°. XI, 552 pag. Mit dem Brustbilde Veuillot's in Heliogravüre.

2) Zuletzt in Band 123, 237 ff., 329 ff.

Erscheinens, das auf dem Titelblatt fehlt, ersieht man erst aus der Vorrede (VIII). Mit Unterbrechungen hat er sechszehn Jahre daran gearbeitet, was uns zu dem Wunsche veranlaßt, es möchte die Vollendung des zweiten Bandes, welches uns den Helden des Buches in seiner vollen Entwicklung (1845—1883) vorführen soll, in kürzerer Frist erfolgen. Dem Verfasser standen die umfangreichen hinterlassenen Akten Louis Veuillot's zur Verfügung. In erster Linie kommt in Betracht dessen Briefwechsel mit tonangebenden Männern aus allen bedeutenden Ständen des damaligen Frankreichs. Als solche nennen wir den Marschall Bugeaud, dessen Liebling Veuillot war, den Minister Guizot, der Veuillot, auch nachdem der letztere aus dem Staatsdienste getreten, seine alte Anhänglichkeit bewahrte, den Grafen von Montalembert, welcher Hand in Hand mit Veuillot ging, wenngleich schon jetzt leise Kundgebungen ihrer nachmaligen Verschiedenheit und Gegensätze nicht fehlen, den P. Rozaven, s. Z. in Rom, der Veuillot aus einem religiös gleichgültigen Manne zu christlich-katholischem Leben wiedererweckte. Daran reiht sich der Briefwechsel Louis' mit seinem Bruder Eugen, welcher tiefe Blicke in sein reiches Gemüthsleben gestattet. Und von ebenso großer Bedeutung dünken uns die Auszüge aus jenen amtlichen Berichten, welche Louis Veuillot 1841 dem Minister Guizot aus Algier einsandte mit den ebenso umfassenden wie unerschrockenen Bemerkungen über die französische Politik gegenüber den heidnischen Arabern. Mehr als dreißig Jahre ist Louis Veuillot damit der Politik des großen Emancipators der Sklaven, Charles Cardinal Lavigerie, Erzbischof von Carthago, vorausgeeilt.

Diese und andere wichtige ungedruckte Mittheilungen hat der Verfasser zu einem farbenreichen Bilde entworfen und damit einen hochwichtigen Beitrag zur Aufhellung der zeitgenössischen Geschichte Frankreichs geliefert, die man mit



um so reinerer Freude genießt, je weniger die Liebe des Bruders die Unparteilichkeit des Geschichtsforschers beeinträchtigt hat.

Die fünf ersten Kapitel darf man unter dem Gesichtspunkt einer Einleitung zu Veuillot's Bekehrung auffassen, welche sich 1838 in Rom vollzog. Sie schildern uns seine Jugend und sein erstes Auftreten in Rouen und Perigueux als Journalist. Viele der hier verwertheten Notizen kommen zwar auch in Veuillot's zahlreichen Werken zerstreut vor. Eugen Veuillot besitzt das Verdienst, daß er sie gesammelt und uns auf diese Weise ein ansprechendes Charakterbild seines berühmten Bruders sachkundig gezeichnet hat. Geboren am 11. Oktober 1813 zu Boynes im Gâtinais als Sohn eines Faßbinders, empfing L. Veuillot nur mangelhafte religiöse Eindrücke. Was er über die Vorbereitung zur ersten hl. Communion berichtet, läßt einen Schluß zu auf die religiöse Gleichgültigkeit, welche die Kreise der Laien wie der Geistlichkeit in damaliger Zeit beherrschte. Doch berichtet er von seiner Mutter, daß „sie uns Sonntags zur Messe schickte, und sie selbst besuchte dieselbe an den vier großen Feiertagen und empfahl uns, jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Ave Maria zu beten“ (13). Der Bankbruch des Brodherrn hatte die Eltern veranlaßt, nach Paris zu ziehen, wo Louis Veuillot 1827 beim Advokaten Fortuné Delavigne als letzter Schreiber eintrat. Damit war sein künftiger Lebenslauf bestimmt. Der hoch talentirte Knabe, der schon als Kind von einem verzehrenden Lesefieber beherrscht war, das an Märchen, wie der vier Haimonskinder, aber auch an den unsauberen Romanen eines Paul de Kock sich befriedigte, wurde jetzt in die Lektüre der französischen Klassiker eingeführt. Denn im Bureau Delavigne's wurden nicht bloß Prozeßakten angefertigt, hier wehte eine klassische Luft, welche vom Bruder des Advokaten, Casimir Delavigne, bekannt als Verfasser der



Messéniennes, ihren Ausgang nahm. Auch Veuillot wurde von ihr ergriffen, und bald hatte er sich in das Studium der Klassiker des 17. Jahrhunderts und der Literaturgeschichte derart vertieft, daß er ihnen jeden Augenblick seiner freien Zeit widmete. Auf der Heimkehr vom Justizpalaste, wo er den Advokaten ihre Akten einhändigte und Parteien über den Stand ihrer Angelegenheiten benachrichtigte, pflegte er in der Sorbonne Villemain, Guizot und Cousin zu hören, die damals als Schriftsteller und Redner glänzten. Man staunt über den riesigen Fleiß des nur in der Elementarschule erzogenen Schreibers, dessen kärgliches Gehalt kaum zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes genügte, und den der in Paris ansässige, aus Boynes stammende Schneider Renard durch Unterstützung vor Noth schützen mußte. Aber gerade die Noth trieb Veuillot zu rastlosem Studium der Literatur. Er wurde erster Clerc bei Delavigne, trat als Kritiker auf, schmiedete selbst Verse, gehörte zur Claque, die Victor Hugo's Leistungen im Theater bejubelte, und gewann die Gunst des Schriftstellers Henri de Latouche.

Während der letztere Veuillot's Artikel über bedeutende Ereignisse des Tages in den Figaro brachte, verschaffte ihm sein Freund Olivier 1831 eine Stelle in der Redaktion des Echo de la Seine inférieure in Rouen. Von jetzt ab bildete die Betheiligung an der Journalistik seine Hauptthätigkeit. Seine Vielseitigkeit war erstaunlich: „Theater, Politik, Polemik, Kritik, Kunst, ökonomische Fragen, Prosa und Poesie, Archäologie, Geographie und Geschichte — alles das ging ihm gut von statten" (51). Der Biograph theilt Stellen aus seinen Kritiken über das Schauspiel mit, die allerdings eine solche Schärfe verrathen, daß man sich über eine zweimalige Herausforderung zum Zweikampf, den Veuillot den Leichtsinn hatte anzunehmen und auszufechten, gar nicht zu wundern braucht. Zu seiner Ehre sei aber

hinzugefügt, daß er, als er einige Jahre nachher in Begleitung seines Bruders und seiner beiden Schwestern den Ort des Duells besuchte, „uns an seiner Seite niederknieen und Gott wegen der Uebertretung seines Gesetzes um Verzeihung bitten und für die Erhaltung seines Lebens danken hieß" (70). Hervorheben wollen wir aus den damaligen kunstkritischen Arbeiten Veuillot's seine tief empfundenen Aeußerungen über Mozart und Karl Maria von Weber (67). Der Biograph betont aber auch bei Veuillot die Vernachlässigung der religiösen Idee, „obgleich er den Reiz, die Größe und die Kraft derselben dunkel erkannte" (65). Dagegen verräth der prächtige Appel Veuillot's an die Reichen zu Gunsten der von einer Handelskrisis betroffenen Arbeiter eine Tiefe des Empfindens und eine Vollendung der Sprache, die ergreifend auf den Leser wirken (60).

In Veuillot's Leben folgen drei Jahre journalistischer Thätigkeit in Perigueux, wo er das Mémorial de la Dordogne leitete, welches sich des Schutzes des Marschalls Bugeaud erfreute, mit dem der eben neunzehn Jahre zählende Journalist auf der Reise nach Perigueux in Paris eine Zusammenkunft hatte. „Schreiben Sie mir," bemerkte der alte Haudegen, um ihn zu erproben, „etwas über Odilon Barrot." Sofort brachte Veuillot einen Artikel zu Papier, nicht über, sondern gegen Odilon Barrot, welcher dem General in dem Maße gefiel, daß er ihm zeitlebens sein Wohlwollen bewahrt hat. Das Mémorial, seiner Bestimmung nach eine orleanistische Zeitung, wurde von Veuillot in diesem Sinne mit solchem Geschick geleitet, daß es bald zu den glänzendsten Blättern der Regierungspartei zählte (89). Unter solchen Umständen huldigte Veuillot auch in dieser Periode ganz im Sinne der tonangebenden Gesellschaftsklassen einer verblüffenden Gleichgültigkeit in Sachen der Religion, und unternahm bei allen möglichen Gelegenheiten die Vertheidigung der Regierung wider die Geistlichkeit.



Die vom Biographen gelieferten Auszüge aus damaligen Artikeln gestatten einen Blick in die hohen geistigen Fähigkeiten des Verfassers, welcher jede Minute freier Zeit dem Studium der Klassiker widmete. Wenn man erfährt, daß er Moliere bevorzugte, dann ist die Thatsache erklärlich, daß „la raillerie“ in Perigueux zu seinen vornehmlichsten Waffen gehörte und daß er noch ein Duell, das dritte und Gott sei Dank letzte in seinem Leben, ausgefochten hat. Neben der Leitung des Mémorial verfaßte Veuillot in Perigueux zahlreiche Novellen, welche durch ein Pariser Unternehmen „Le Cabinet de lecture“ die weiteste Verbreitung fanden und den Namen des Verfassers überall hin bekannt machten.

Mit dem Minister Guizot trat Louis Veuillot 1836 in Verbindung, indem er die Leitung des von demselben geförderten Journals „La charte de 1830“ in Paris unternahm, wohin er jetzt dauernd seinen Wohnsitz verlegte. Der Sturz Guizot's, an dessen Stelle Molé trat, führte Veuillot zum Journal Paix, an welchem er ganz im Sinne seines hohen Gönners das neue Ministerium bekämpfte. In der Redaktion dieses Blattes machte er die erste Bekanntschaft mit dem Grafen von Montalembert, der für die wohlwollende Würdigung seiner „Heiligen Elisabeth“ seinen Dank abstatten kam. Köstlich ist der Bericht über seine Begegnung mit Lamartine. Er empfing von der Regierung den Auftrag, dessen Candidatur für die Kammerwahlen in einem Artikel zu empfehlen. Eine Besprechung mit dem Dichter, den Veuillot mit seinen zwei Hunden im Bett antraf, ergab, daß dieser sich als Protektor der Regierung, nicht aber als ihr Protégé geberdete und jede Empfehlung als Candidat des Ministeriums sich verbat. Und doch mußte Veuillot die Arbeit liefern. Um Rache zu nehmen am Dichter, der ihn etwas hart behandelt hatte, aber auch, um sich selbst etwas zu ergötzen, ahmte er im Artikel Lamartine's Stil mit solcher Naturtreue nach, daß der große Dichter



ausrief: „Das geht zu weit, man wird glauben, daß ich mich selbst lobe“ (117). Seine Thätigkeit im Dienste der regierungsfreundlichen Journalistik kam ihm 1838 trefflich zu statten, als Veuillot's Freund Gustav Olivier ihn als Begleiter zu einer Reise nach Italien ausersah, während der Direktor des Moniteur Parisien, zu dem Veuillot übergegangen, ihm das Reisegeld in der Form eines guten Rathes vorstreckte. „Erbitten Sie sich“, sagte er ihm, „vom Ministerium eine Mission. Keine Mission ohne Reisekosten“ (121). Der Cultusminister de Salvandy und der Minister des Innern de Montalivet wiesen ihn an, die Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit in Italien zu untersuchen.

In Rom ist Veuillot durch den berühmten P. Rozaven S. J. Christ geworden. Am Montag in der Charwoche 1838 führte die Lektüre der berühmten Predigt Bourdaloue's „Sur le retardement de la pénitence“ die Krisis in der Gährung seines inneren Lebens herbei, am Charfreitag legte er bei Rozaven seine Beicht ab und am Ostersonntag empfing er in S. Maria Maggiore die erste hl. Communion. Für sein ferneres Leben lautete das Programm: Keine Verminderung der Wahrheit und rückhaltloseste Hingebung an die Interessen Christi und seiner Kirche. Seine Bekehrung, die sich in Rom vollzog, seinen Besuch in Loreto und Einsiedeln nebst andern bedeutenden Geschehnissen aus dieser Zeit hat Veuillot in Pèlerinages en Suisse, das ihn zum ersten Schriftsteller der neuen katholischen Generation machte, niedergelegt. Anfangs August 1838 in Paris wieder angelangt, empfing er seine Ernennung als Unterchef im Ministerium des Innern. Bereits am 15. Oktober vollendete er die zuletzt genannte Schrift, die übrigens von Sonderbarkeiten und Uebertreibungen nicht frei zu sprechen ist, an denen er ungeachtet des Zuspruches des Erzbischofs von Paris hartnäckig festhielt (165). Aber alles, was er



veröffentlichte, war geistreich, packend, vom Feuer der Ueberzeugung durchglüht und von vollendeter Schönheit des Stiles. Dahin gehören sein Rosaire médité, die einzige Schrift, für welche er die kirchliche Genehmigung nachsuchte, der Pierre Saintive, in welchem er, seiner Zeit vorauseilend, die bedeutendsten socialen Fragen aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts behandelte, und sein erster Artikel im Univers über die Bedeutung der christlichen Erziehung. Die hier ausgesprochenen Grundsätze übte er auch praktisch aus, indem er seinen beiden Schwestern Annette und Elise auf seine Kosten im Kloster der Dames Augustines in Paris eine höhere Bildung zuwenden ließ und später jeder derselben bei ihrer Vermählung eine Aussteuer von zehntausend Francs auszahlte. Was den damaligen Pariser Freundeskreis von Louis Veuillot betrifft, so sei der Leser auf das neunte Kapitel verwiesen. Unter seine Freunde zählten theils wirkliche, theils nicht die Religion ausübende Katholiken, von welch' letztern er nicht wenige zur Pflege der Uebungen der Kirche zurückführte. Unter den Jesuitenvätern traten Varin und Boulanger in nähere Beziehung zu Veuillot. Diese sowie seine Freunde Olivier und Féburier haben ihm damals die Abschließung des Ehebundes nahegelegt. Vorderhand lehnte er alle Anträge ab, von denen einer ihm den Stoff darbot zur Abfassung der „Épouse imaginaire" (220).

Eine merkwürdige Episode im Leben Veuillot's fällt in das Jahr 1841. Sein Gönner General Bugeaud, welcher den Posten eines Generalgouverneurs von Algier empfangen, nahm Veuillot als Berather mit sich. Der berühmte Journalist hatte die Bestimmung, den Gouverneur durch seine Beobachtungen über Land und Leute aufzuklären, und außerdem sollte er dem Ministerium in Paris durch eingehende Berichte Material zur Verbesserung der Lage der Colonie unterbreiten. Mit Vergnügen liest man die



Auszüge, welche Eugen Veuillot aus zwei Denkschriften seines Bruders an den Minister Guizot mittheilt. Besonderes Interesse erregt die zweite Denkschrift vom 19. April 1841, welche auf der Nothwendigkeit der Zuwendung der christlichen Civilisation an die Araber besteht. Die Errichtung „christlicher Dörfer mit einer ebenso theokratischen wie militärischen Verfassung" verlangt er (259). Diese und andere Gedanken berühren sich mit der Politik des Cardinals Lavigerie in den sechsziger und siebziger Jahren. Was der geistvolle Journalist mit seiner allgemein bewunderten finesse d'observation so richtig aufgefaßt hatte, das hat Lavigerie in seiner hohen Stellung zur Ausführung gebracht. Guizot, ein echter Doktrinär und außerdem protestantischen Bekenntnisses, glaubte „durch officielle Organisation des katholischen Cultus" seiner Pflicht als Staatsmann Genüge zu thun und verbot alle Maßnahmen, die geeignet schienen, die Einzelnen mit dem Christenthum bekannt zu machen. „Die Bekehrung eines einzigen Arabers hätte ihm mehr Unruhe bereitet, als die Nachricht einer Niederlage des Heeres" (260). Veuillot's Mittheilungen enthüllen uns die damalige gedrückte Lage der Kirche in Algier. Allerseits hinderte das in religiöser Gleichgültigkeit befangene französische Beamtenthum die Wirksamkeit des Bischofs Dupuch, dessen Vertheidigung an der Tafel des Gouverneur Marschall Bugeaud, dem letztern gegenüber Veuillot eines Tages mit erstaunlicher Kühnheit übernahm. Zum ersten Male durfte der Bischof 1841 öffentlich die Fronleichnams-Prozession feiern, wobei Louis Veuillot einen Stab des Baldachins zu tragen die Ehre hatte.

Veuillot's Sendung in Algier nahte im August 1841 ihrem Ende entgegen. „Sie haben mir," so empfing ihn der Minister Guizot in Paris, „beachtenswerthe Denkschriften eingereicht. Ueber bedeutende Punkte der algerischen Frage haben dieselben mich aufgeklärt. Viele von Ihren Ideen



theile ich und werde ich benützen, andere scheinen mir weniger praktisch." Damit spielte der Minister an auf die Behandlung der religiösen Frage, über welche Veuillot mit der ihm eigenen Offenheit sich verbreitete. „Nehmen Sie," so schloß die Unterredung, „Ihre Arbeiten im Ministerium des Innern wieder auf und machen Sie sich mit dem Gedanken vertraut daß Sie denselben nicht lange obliegen werden. Ich habe meine Absichten mit Ihnen" (268). Wenn nicht alle Kriterien trügen, dann war Veuillot zu einem hohen Posten ausersehen. Indeß schon damals machte er sich mit dem Gedanken vertraut, aus der Staatsverwaltung zu scheiden und sich, von allen weltlichen Fesseln befreit, dem Dienste der Religion vermittels der Feder zu widmen. In die Einzelheiten der folgenden Kapitel, so interessant sie auch sein mögen, brauchen wir hier um so weniger einzugehen, da sich dieselben in mehr als einer Hinsicht mit der Biographie des Grafen Montalembert vom Pariser Oratorianer Lecanuet decken. Sie betreffen das Entstehen der katholischen Presse mit dem von Veuillot geleiteten „Univers" an der Spitze, die Bildung der katholischen Partei und die Kämpfe der Katholiken um Erlangung der Unterrichtsfreiheit gegenüber dem staatlich gewährleisteten Monopol des Unterrichts, welches die Universität als oberste Aufsichtsbehörde seit Napoleon I. genoß.

Auch aus Veuillot's Biographie ersieht man die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, mit welchen man bei der Schöpfung der katholischen Presse zu ringen hatte. Dem Leser wünschen wir insbesondere das vierzehnte Kapitel mit der geschichtlichen Abhandlung über „den Ursprung und das erste Auftreten der katholischen Partei", welche in die Schreckensherrschaft Napoleons I. zurückreichen, zu empfehlen. Ferner tritt uns Veuillot entgegen in seinen freundlichen, aber auch vielleicht noch mehr gegensätzlichen Beziehungen zum Grafen Montalembert und dem P. Lacordaire. Denn

„ungeachtet der Macht seiner Rede und seines herrlichen Geistesfluges besaß Lacordaire etwas vom parlamentarischen Bourgeois, während Veuillot zum Volk und zur Autorität neigte — Gegensätze, die erst später zum Vorschein kamen" (317).

Was ihn aber damals namentlich beschäftigte, das war die Frage nach der Erlangung der Freiheit des Unterrichts, für deren Erkämpfung die französischen Katholiken damals alles aufboten. Im Hauptkloster der durch den berühmten Abt Guéranger wieder in Frankreich eingeführten Benediktiner zu Solesmes während der Monate August und September 1843 von seinen aufreibenden journalistischen Arbeiten sich erholend, verfaßte Veuillot daselbst seinen berühmten Brief an den Cultusminister Villemain über die Freiheit des Unterrichtes. Derselbe gipfelt in der Forderung der Freiheit für die Schöpfung katholischer Unterrichts- und Erziehungsanstalten, deren Schüler sich den Staatsprüfungen unterziehen sollten. In dieser Broschüre, die sofort zwei Auflagen mit neuntausend Exemplaren erlebte, zeichnet Veuillot ein Bild der bisherigen Bemühungen der Katholiken auf diesem Felde und begründet dann die katholische Forderung aus dem natürlichen, wie dem positiv-christlichen Rechte und der Verfassung von 1830, welche dieselbe ausdrücklich gewährleistet hatte: die Universität steht dem Christenthum und der Kirche entweder feindlich oder gleichgiltig gegenüber, das Beste, was sie leisten kann, ist stillschweigende Leugnung jeder Religion (400). In der Zurückweisung der von Villemain wider das Univers und seinen Hauptleiter Veuillot geschleuderten Vorwurfes, sie seien Verleumder, erscheint Veuillot besonders glücklich. „Was wir," so bemerkt er treffend gegen den Schluß, „in menschlichen Angelegenheiten erstreben, ist nothwendig. Wir möchten einen Baum pflanzen, dessen Schatten und dessen Früchte für die öffentlichen Gewalten und die Gesellschaft nothwendig sind. Wir vertheidigen

Grundsätze des Lebens, wir vertreten Anschauungen, ohne welche die Menschen auf dieser Welt sich nicht leiten lassen" (403). „Dieser Veuillot," schrieb Montalembert an Foisset, „hat mich entzückt, das ist ein Mann nach meinem Herzen" (406). Der Minister Villemain hieß seine Presse, den Brief todtschweigen, während der berühmte Kritiker Sainte-Beuve in seinen anonym herausgegebenen Chroniques parisiennes treffend bemerkte: „Das Alles scheint im Prämiß sehr vernünftig und soll nicht aufhören, die Universitarier zu beunruhigen, die unter der Restauration (1830) für Alle die Freiheit des Unterrichts beansprucht haben" (405).

Ein etwas kräftige Würdigung des ebenfalls in den Schulkampf verwickelten und deßhalb vom Gericht bestraften Abbé Combalot brachte auch Veuillot mit dem Staatsanwalt in Conflikt und führte 1844 zu seiner Verurtheilung zu einem Monat Gefängniß und einer Geldbuße von dreitausend Francs. Während die klingende Münze ihm sofort durch den Episkopat mit verbindlichen Briefen übersandt wurde, mußte er die Gefängnißstrafe in Paris verbüßen. Dieser unfreiwilligen Muße verdankte der Artikel: Ce que l'on pense en prison sein Entstehen, während zu anderen nachmaligen Arbeiten damals die ersten Ansätze sich kundgaben. Unter den letzteren seien genannt: Les Nattes und l'Honnête Femme. Eine besonders wichtige Folge des Opfers, welches Veuillot für die katholische Sache gebracht, war eine gerechtere Würdigung seiner Bemühungen durch den Erzbischof Affre von Paris, der ihm gegenüber bis dahin eine nicht besonders freundliche Haltung eingenommen hatte. Montalembert besuchte den Gefangenen in der Conciergerie und hatte dabei die „Ahnung, daß ich eines Tages seine Stelle einnehmen werde" (505). Während der großen Verhandlungen der Kammer über Villemain's Unterrichtsgesetz, sowie im Comité zur Vertheidigung der religiösen Freiheit 1844 sind beide Männer, Montalembert und Veuillot, Schulter

an Schulter gestanden. Gegen Ende des Jahres trat eine Entfremdung ein. Aus der geistigen Umnachtung, welche Villemain damals umfing, im Univers Capital zu schlagen, wie Montalembert seinem Freunde Veuillot zumuthete, hat der letztere sich geweigert (528).

Nach einer unvollendet gebliebenen Autographie schildert das letzte Kapitel Veuillot's Verehelichung mit Mathilde Murcier, einer frommen und gebildeten Bürgerstochter aus Versailles, welche durch den Glanz ihres tugendhaften Lebens sein Dasein verschönerte und Donoso Cortes das Wort entlockte, daß sie ein Muster der Demuth sei (535). „Wir haben zusammengelebt," schrieb Veuillot, „in einem Glück, wie es größer nicht sein konnte, kaum acht Jahre. Sieben Töchter hat sie mir geschenkt und ist dann heimgegangen, ohne auch nur eine einzige bittere Erinnerung, wohl aber das Gefühl tiefen Schmerzes in mir zu hinterlassen" (536).

Louis Veuillot, der arme Handwerkerssohn von 1813, glänzte 1844 im Ruhme eines der ersten Schriftsteller[1]) und opferbereiten Mannes im katholischen Frankreich. Bei der Verehelichung liefen von allen Seiten Glückwunschschreiben ein, u. a. von Veuillot's alten Schutzherren, dem Marschall Bugeaud und dem Staatsminister Guizot, sodann vom P. de Ravignan.

---

1) Veuillot's Werke umfassen heute: 1. Correspondance 7 vols. 2. Les Mélanges en trois séries 18 vols., 3. außerdem noch 17 andere Arbeiten.

XVIII.

Pastor's Neubearbeitung der deutschen Geschichte Janssen's.

(Schluß.)

Auch für den neuesten Dritten Band[1]) „war eine außerordentlich reiche Fülle neuen Materials, das durch den Fleiß zahlreicher Herausgeber und Bearbeiter in den letzten acht Jahren zugänglich gemacht worden ist, zu verwerthen." (Vorrede.) Um ein übermäßiges Anschwellen zu verhüten, faßte Pastor auch hier seine daraus sich ergebenden zahlreichen Zusätze in möglichst knappe Form. Auf die Geltendmachung eigener Anschauungen, die eine Erweiterung des Textes bedingt hätten, konnte er im Allgemeinen um so eher verzichten, als ein großer Theil der hier behandelten Verhältnisse auch in den künftig erscheinenden Bänden seiner eigenen Geschichte der Päpste zur Darstellung kommen wird; mit Rücksicht darauf konnte auch davon abgesehen werden, hier die ganze neuere Specialliteratur über die Beziehungen Karl's V. zu den Päpsten seiner Zeit eingehend zu berücksichtigen und vollständig nachzutragen. (Darauf weist Pastor auch S. 141 zur Darstellung des Sacco di Roma nochmals

---

1) Bd. III: Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang der socialen Revolution bis zum sogenannten Augsburger Religionsfrieden von 1555. 17. u. 18. Auflage. Freiburg 1899. XLVIII u. 831 S. 8°. (gegen XLIV u. 792 S. der 15. Aufl. von 1890).

hin.) Es blieb auch abgesehen von diesen Verhältnissen so viel neuer Stoff in Zusätzen zum alten Texte zu verwerthen, daß auch dieser Band nicht weniger als die beiden voraus- gehenden in einer Weise bereichert worden ist, welche sich aus der verhältnißmäßig nicht bedeutenden Vergrößerung des Umfanges kaum vermuthen ließe. Im 1. Buch sind als die wichtigeren Zusätze hervorzuheben:

S. 32 f. Anm., Georg von Sachsen an Philipp von Hessen; S. 41 Zusatz zu Anm. 4 über Albrecht von Preußen; S. 52 Anm. über die heimliche Abreise Philipps von Hessen vom Reichstag zu Speier 1526; S. 58 Anm. 1 über die religiöse Stellung Philipps von Hessen seit 1523; S. 78—79 ein größerer Zusatz im Text über das „Reformations"-Programm des Queis für das Bisthum Pomesanien; S. 80 ein Zusatz im Text über die Heuchelei des Albrecht von Brandenburg gegenüber dem päpstlichen Legaten Campeggio; S. 85 Anm. 3 ist die Angabe über die Zahl der Kinder Albrechts nach Tschackert berichtigt; S. 86 Anm. ein Zusatz über die traurigen sittlichen Zustände in Preußen nach Einführung der neuen Lehre; S. 87 f. Zusatz im Text über die Vorgänge in Braunschweig; S 94 Anm. Zusatz über den Lebenswandel Zwinglis, die Ein- wendungen von Stähelin gegen Janssen widerlegt durch Paulus; S. 100 Anm. 3 über den rohen Fanatismus des Oecolampadius; S. 101 f. u. S. 111 f. ist die Schrift von Burckhardt-Bieder- mann über Bon. Amerbach benutzt, daraus S. 102 Anm. 2 der Bericht Amerbachs über die gewaltthätige Abschaffung des katholischen Cultus in Basel angeführt, S. 111 f. Anm. dessen Urtheil über die Wiedertäufer; S. 104 f. ist der Text über den religiösen Umsturz in Straßburg neu gestaltet, nach den Arbeiten von Paulus und Baum; S. 106 Anm. Zusatz über die Kloster- säcularisation in Straßburg, Paulus gegen Baum; S. 118 f. ein Zusatz im Text über die Wiedertäufer in Oesterreich; S. 120 Anmerkung über ein die Stellung der sächsischen Theologen zur Gewissensfreiheit beleuchtendes Schriftstück, das früher von Janssen als von Melanchthon allein herrührend angeführt worden war, wie es im „Corpus Reformatorum" mitgetheilt ist; S. 186



Anmerkung über ein den Erklärungen der Augsburger Confession widersprechendes gleichzeitiges protestantisches Schriftstück; S. 187 Anm. 3 Zusatz über Reunionsversuche; S. 189 f. ist der Text über die Entstehung der „Confutation" an einigen Stellen geändert; S. 211 Anm. wird über Melanchthons Unduldsamkeit auf den Aufsatz von Paulus im Katholik 1897 Bd. I hingewiesen, S. 212 über Butzers Fanatismus auf dessen auch sonst benutzte Schrift über die „Straßburger Reformatoren"; S. 232 ein Zusatz im Text zur Königswahl Ferdinands, nach Winckelmann; S. 233 Anmerkung über die politische Lage.

Zum 2. Buch:

S. 242 und weiterhin sind zur Geschichte des Schmalkaldischen Bundes die Publikationen von Winckelmann neu herangezogen, darnach S. 242 auch der Text an einigen Stellen berichtigt; S. 242 f. Anm. 4 über die Haltung Nürnbergs; S. 259 ein Zusatz im Text über den Eindruck der Niederlage von Cappel in Zürich; S. 277 unten im Text ein Zusatz über den bayerischen Kanzler Eck, mit Anmerkung; S. 285 Anm. ein Zusatz zu dessen Charakteristik; S. 299 und 301 Zusätze zu den Anmerkungen über die Eroberung Württembergs 1534; S. 308 Anm. 3 Zusatz über die Behandlung der Frauenklöster in Württemberg; S. 343 Anm. Zusatz über die Neuerung in Lübeck, mit Bezugnahme auf die Arbeiten von Illigens und Lesker; S. 346 f. Anm., Möller-Kawerau und Bezold über die Frage, ob bei den Ereignissen in Lübeck wiedertäuferische Einflüsse mitspielten; S. 357 Anmerkung zur kirchlichen Umwälzung in Pommern; S. 366 Anmerkung zu Butzers Auftreten in Augsburg; S. 377 ein größerer Zusatz im Text über die Bemühungen des Vergerius für das Zustandekommen eines Concils nach den auch weiterhin benutzten Nuntiaturberichten; S. 378 oben Zusatz im Text über die Aufnahme der Absicht des Papstes in Deutschland; S. 379 Anm. 1 über die religiöse Stellung des Kanzlers Eck, nach Riezler; S. 387 Anm. 2 Zusatz über Luthers Schmalkaldische Artikel; S. 431 Anm. 2 über Herzog Heinrich von Sachsen; S. 432 Zusatz im Text über das Testament des Herzogs Georg, nach Brandenburg, dessen Arbeiten



über Herzog Heinrich und Moritz von Sachsen auch weiterhin herangezogen werden, so S. 437, 446 und weiterhin 471, 481 535, 537; S. 439 Anmerkung über die Kirchenordnung Joachims II. von Brandenburg; S. 447 Anm. Einführung des Protestantismus in der Grafschaft Oettingen, nach Grupp; S. 475 und 477 Literatur über die Religionsgespräche von Hagenau und Worms 1540; S. 481 Anmerkung über das Verhalten der protestantischen Fürsten zur Doppelehe Philipps von Hessen, nach Brandenburg; S. 481 f. Anm. 3 werden neuere Urtheile über diese schmutzige Angelegenheit angeführt, S. 484 Anm. protestantische Urtheile über das unwahrhafte Verhalten Luthers in dieser Sache; S. 489 Anmerkung zur theologischen Vertheidigung der Bigamie vom Jahre 1541, nach Koldewey; S. 494 Anmerkung über das Verhältniß des Kaisers Karl zu seiner Gemahlin Isabella; S. 505 und weiterhin ist der 3. Band des von Lenz herausgegebenen Briefwechsels Philipps von Hessen neu benutzt; S. 513 Anm. 3 über Günther von Schwarzburg; S. 516 Anm. Zusatz über die Expedition des Kaisers Karl nach Algier; S. 517 u. ff. wird der 3. Band von Winckelmanns Polit. Correspondenz der Stadt Straßburg neu herangezogen; S. 539 Anmerkung über die Schmähschriften des Herzogs Heinrich von Braunschweig und seiner Gegner, nach Heinemann; S. 542 Zusatz zu Anm. 2 über dessen Verhältniß zu Eva von Trott, nach Heinemann; S. 549 mehrere Zusätze im Text über die bei der Protestantisirung Hildesheims verübten Schandthaten, nach Schlecht, der Hildesheimer Fasching, Röm. Quartalschrift 1896; S. 550 Zusatz zur Anmerkung über Valentin von Teutleben, weitere Literatur über Hildesheim; S. 576 Zusatz zur Anmerkung über Sleidan; über den Reichstag von Speyer 1544 wird S. 576 ff. besonders Winckelmann und die Schrift von de Boor neu herangezogen; nach Letzterem die Zusätze in den Anmerkungen S. 580 und 581; S. 600 f. Zusatz zur Anmerkung über Luthers Lebensende, nach den abschließenden Untersuchungen von Paulus; beigefügt ist S. 601 ein medizinisches Gutachten von Dr. A. Tschermak.

Im 3. Buch, über den Schmalkaldischen Krieg und die folgende innere Zerrüttung:



S. 608 der Text an einigen Stellen geändert, nach den Nuntiaturberichten; S. 621 Zusätze zu den Anmerkungen über den Vertrag des Kaisers mit Bayern, nach Riezler; S. 624 f. Anmerkung über das doppelzüngige Verhalten des Moritz von Sachsen, nach Brandenburg; zur Darstellung des Schmalkaldischen Krieges S. 638 ff. sind die Venetianischen Depeschen, Turba, Verhaftung und Gefangenschaft Philipps von Hessen und Ißleib, die Gefangennahme Philipps von Hessen neben anderer Literatur besonders benutzt; S. 638 sind die Angaben über die Truppenzahl der vereinigten Schmalkaldener berichtigt nach Le Mang; S. 640—641 ein Zusatz im Text mit Anmerkung S. 641 f., über die Stellung Bayerns, nach Riezler (zu S. 613 des früheren Textes; dagegen ist ein Stück des Textes der früheren Auflage S. 615 f. gestrichen, dem Inhalte nach theilweise in die Anmerkung S. 641 verarbeitet); S. 642 ein Zusatz im Text über das Verhalten der Schmalkaldener vor Ingolstadt, nach Riezler; S. 647 der Text theilweise geändert nach Brandenburg; S. 647 f. Anm. 5 und S. 649 Anm. 4 über Philipp von Hessen; S. 660, 661, 665, 668 f. verschiedene Zusätze in den Anmerkungen nach Turba; S. 664 ist nach dessen Forschungen der Text über die Verhandlungen Philipps mit dem Kaiser ganz umgestaltet; S. 679 Anm. ein Zusatz zur Beurtheilung der „kaiserlichen Interimsreligion"; S. 683 f. ist der Text über die Entstehung des Interims an einigen Stellen geändert, nach Paulus; S. 684 Anmerkung zur Beurtheilung des Interims, nach Paulus und Beutel; S. 696 Zusatz im Text über den Erfolg des Interims in Württemberg, nach Bossert; S. 697 f. größerer Zusatz im Text über den Erfolg desselben im obern Deutschland, nach Heide und Bossert; S. 718 Anm. 1 das Urtheil von Bezold über den Reichsverrath des Moritz von Sachsen und der mit ihm verbündeten Fürsten; S. 726 unten der Text nach Egelhaaf berichtigt; S. 727 Anm. die interessante Notiz über die Zusammenstellung der Wappen der fürstlichen Reichsverräther mit dem französischen; S. 730 f. Anm. das Urtheil Ehrenberg's über den Vaterlandsverrath der mit Frankreich verbündeten protestantischen Fürsten; S. 741 Zusätze zum Text und den Anmerkungen über die

Unternehmungen des Moritz von Sachsen im Jahre 1552, Einnahme der Ehrenberger Klause; S. 757 Anm. das Urtheil der Herzogin Elisabeth von Rochlitz über ihren Bruder Philipp von Hessen; S. 766 und 788 ff. verschiedene Zusätze nach dem 4. Bande von Druffel, Briefe und Akten; S. 789 ist der Text nach Druffel durch Entfernung eines früher nach Ranke gegebenen falschen Datums berichtigt, vgl. Anm. 1; S. 799 Anm. 4 über die Augsburger „Nebendeklaration"; S. 800 Anm. 2, der geistliche Vorbehalt, nach Druffel; S. 801 Anm. 2, die Bestimmung des Religionsfriedens über die Reichsstädte, nach Druffel.

In dem Vierten Bande[1]) sind neben der zahlreichen Literatur über specielle Gegenstände besonders Ritters Deutsche Geschichte, Huber's Geschichte Oesterreichs, Braunsberger's Epistolae Canisii, Schwarz, Briefe und Akten zur Geschichte Maximilians II., und G. Wolf, Zur Geschichte der deutschen Protestanten 1555—1559 (Berlin 1888, [dieses Buch besonders in den ersten Kapiteln]) neu benutzt. Im Einzelnen ist von dem Neuen, das die neue Auflage in den Zusätzen bietet, auf folgendes besonders hinzuweisen:

Im 1. Buch:

S. 4 sind im Texte die Ideen Capito's über Religionszwang nach Paulus vollständiger gegeben; S 27 Literatur zum Wormser Religionsgespräch 1557; S. 41 Anm. 2 über die mit der Religionsneuerung zusammenhängenden Gewaltthaten in der Pfalz; S. 46 und 47 Literatur über die Zustände in der Pfalz unter Friedrich III.; S. 47 auch ein Zusatz im Text über die Vertreibung der Juden aus der Pfalz unter Friedrich III.; im 6. Kapitel ist S. 71 ff., 88 f. (auch später S. 139 f., 179, 260) wiederholt auf Heidenhain, Beiträge zur Politik

1) Bd. IV: Allgemeine Zustände des deutschen Volkes seit dem sogenannten Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Concordienformel im Jahre 1580. 15. u. 16. Aufl. Freiburg 1896. XXXV und 560 S. 8° (gegen XXXI und 515 S. der 1.—12. Aufl. 1885).



Philipp's von Hessen und: Die Unionspolitik Philipp's von Hessen verwiesen; S. 78 Anm. Literatur über Wiguleus Hundt; S. 110 Anm. 4. über die verweltlichten Domherren; S. 112 f. ist der Text über Albrecht V. von Bayern vollständig geändert, mit Würdigung der Ansichten von Knöpfler, Riezler, Stieve u. A.; über seine Person ergibt sich daraus auch für die frühere Periode ein günstigeres Urtheil; S. 114 Anmerkung über Pancraz v. Freyberg; S. 117 oben ist das im Text über Ernst von Bayern, Erzbischof von Salzburg, den Janssen zu günstig beurtheilte, Gesagte geändert; S. 124 Anm. 2 über Aachen S. 128 ff. ist die Schrift von W. Voß, Die Verhandlungen; Pius IV. über die Neuberufung des Tridentiner Concils (Leipzig 1887) benutzt; S. 130 oben ist der Text über die kaiserlichen Räthe verändert; S. 157 und 158 Anmerkungen über den Laienkelch; S. 160 wichtige Anmerkung über die sittlichen Zustände im katholischen Clerus, mit Bezugnahme auf die Untersuchungen von H. H. Koch, Die Reformation im Herzogthum Jülich (II, 1888); S. 188, nach Z. 5 ist eine im früheren Text (1. Aufl. S. 178) aus Möhsen angeführte Stelle gestrichen; S. 202 Anm. Literatur über den Heidelberger Katechismus; S. 204 ein Zusatz im Text über die sacrilegische Rohheit Friedrich's III. von der Pfalz; S. 210 f. ist der Text über die religiöse Stellung Maximilian's II. völlig umgestaltet, auch S. 212 unten ein Zusatz beigefügt; in der Anmerkung S. 210 f. ist die neuere Literatur über diesen Punkt vollständig verzeichnet, mit Würdigung der Ansichten von Hopfen und W. Götz; dabei lehnt Pastor mit Recht die von Hopfen u. A. für die zweideutige religiöse Haltung Maximilian's beliebte Bezeichnung „Compromißkatholicismus" ab;[1]) S. 215 und 216

---

1) S. 211: „Der Name ‚Compromißkatholicismus' („derselbe hielt vom Papst nichts und von den Bischöfen wenig, verwarf die Ohrenbeichte, Firmung, letzte Oelung u. s. w.") erscheint sehr wenig glücklich gewählt. Es mag einen Compromißprotestantismus geben, einen Compromißkatholicismus gibt es nicht. Wer auch nur eine Lehre der Kirche verwirft, ist nicht mehr Katholik. Was Hopfen Compromißkatholicismus nennt, ist latenter Protestantismus."

über die Wahl Maximilian's, S. 215 unten auch ein Zusatz im Text; S. 216 f. ein Zusatz im Text über die wesentlich unkatholische Haltung des „in den verschiedensten Farben schillernden, zweideutigen Fürsten" auch nach seiner Königswahl, abweichend von dem Urtheil von Paulus; in der Darstellung der Religionsverhandlungen auf dem Augsburger Reichstag 1566 ist S. 222, 223 u. ff. neuere Literatur benutzt, Hopfen, Schwarz, Ritter u. a.; S. 232 Anmerkung über das zweideutige Verhalten des Kurfürsten August von Sachsen, nach Ritter; S. 233 und 234 kleine Zusätze zum Text nach Ritter — S. 302 ist der Text über Schwendi's religiöse Stellung verändert; dazu die Literatur S. 305; S. 320 der Text über die Türkenkriege in einigen Angaben berichtigt, nach Huber, Oesterreichische Geschichte; weitere Literatur S. 325 f.; S. 341 Anm. 1 ist der 3. Band der Venetianischen Depeschen, herausgegeben von Turba, benutzt; S. 358 Anm. ist ein Irrthum Döllinger's bezüglich der Person des Joh. Silvanus berichtigt, S. 359 Anm. deßgleichen das von Kluckhohn falsch angegebene Datum der Hinrichtung des Silvanus (über den jetzt der Aufsatz von Paulus, Hist.-polit. Blätter Bd. 121, 1898, S. 250—266, zu vergleichen ist); S. 365 f. Anm. wird bei Gelegenheit der Braunschweigischen Kirchenordnung von 1569 Janssen gegen Koldewey vertheidigt; S. 381 Anm. 1 das Urtheil von Wagenmann über die Behandlung Peucer's in seiner Gefangenschaft beigefügt; S. 389 Anm. 3 wird Janssen bezüglich des über die pfälzische Intoleranz gegen die Katholiken Bemerkten gegen Moritz vertheidigt; die betreffende Schrift von Moritz, die Wahl Rudolf's II. (Marburg 1895), ist in der folgenden Darstellung des Regensburger Wahltages von 1575 S. 391 f. neu benutzt, vgl. S. 391 Anm., darnach S. 392, Z. 6 ff. auch der Text verändert.

Im 3. Buch:

In den beiden ersten Kapiteln über das erste Wirken der Jesuiten in Deutschland (S. 397—420) ist besonders Braunsberger und andere neue Jesuiten-Literatur (vgl. S. 399, 401, 409, 416, 418) neu herangezogen; S. 415 Anmerkung über



die Anfänge des Kölner Jesuitencollegs, Auseinandersetzung mit Hansen; S. 437 ist das im Text über die Katechismen von Canisius Gesagte umgearbeitet nach den Forschungen von Braunsberger, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius (Freiburg 1893), vgl. auch S. 439 und 445; S. 446 Anmerkung über die Thätigkeit des päpstlichen Legaten Commendone in Oesterreich; weiterhin ist über die traurigen religiösen Zustände in Oesterreich unter Maximilian II. (S. 446 ff.) neben Huber's Oesterreichischer Geschichte auch andere neue Literatur benutzt, vgl. S. 448, 450, 452, 453, 454; S. 453 ein Zusatz im Text über das rohe Treiben der protestantischen Adeligen in Oesterreich, nach Huber; Literatur zur katholischen Reaktion in Bayern S. 458, 459, 461, 463, 464; S. 467 über die Thätigkeit des Nuntius Felician Ninguarda; S. 481 ff. ist zum Regensburger Reichstag von 1576 besonders die oben erwähnte Schrift von Moritz neu benutzt, darnach S. 485 ein Zusatz im Text über Ferdinand's „Nebendeclaration" von Augsburg 1555; S. 496 Literatur über den Tod Maximilian's.

Im Fünften Bande[1]) sind vor Allem Ritter's Deutsche Geschichte, Huber's Geschichte Oesterreichs Bd. IV, Hirn's Ferdinand II. von Tirol und die Nuntiaturberichte durchgängig herangezogen. Im Einzelnen sind folgende Bereicherungen der neuen Auflage hervorzuheben:

Im 1. Buch:

S. 7 f. ein größerer Zusatz im Text über die Heuchelei und Zweideutigkeit des Gebhard Truchseß von Köln, mit Berücksichtigung Ritter's und der Nuntiaturberichte; S. 29 ein Zusatz im Text über dessen offenen Abfall, nach den Nuntiaturberichten; S. 37 Anm. 3 zur Charakteristik des Ernst von Bayern; S. 70 ein Zusatz im Text über die zweite Heirath

---

1) Bd. V: Vorbereitung des 30jährigen Krieges. 13. und 14. Aufl. Freiburg 1893. XLVI und 754 S. 8° (gegen XLIII und 716 S. der 1.—12. Aufl. von 1886).

des August von Sachsen, nach Ritter, dazu Anm. 3; S. 95 f. Anm. 3 und S. 99 Anm. 2 über den kursächsischen Hofprediger Mirus; S. 110 ist der Text über den Straßburger Bischof Joh. v. Manderscheid und die protestantischen Domherren geändert, nach Lossen und Meister, dazu S. 111 Anm. eine Auseinandersetzung mit Lossen; Zusätze zum Türkenkrieg 1594 ff. in den Anmerkungen S. 123 und 124 f.; S. 128 ist der Text über den Salzburger Erzbischof Wolf Dietrich v. Raittenau geändert; S. 147 f. Anmerkung über Heinrich IV. von Frankreich beim Abschluß des Friedens mit Spanien 1598; S. 148 f. Anm. 6 über die Spanier am Niederrhein; S. 149 und 150 Zusätze im Text über die Bedrängniß des Volkes am Niederrhein durch die fremden Truppen, nach Stieve, Wittelsbacher Briefe; auch S. 153 f. Anm.; S. 173 Anm. 3 über die Geisteskrankheit des Kaisers Rudolf II., nach Stieve.

Die zahlreichsten und eingreifendsten Zusätze erhielt in diesem Bande auch im Texte das 17. Kapitel des 1. Buches, über die katholischen Reformbestrebungen (S. 186—219): S. 188 ff. ist die Publikation von W. E. Schwarz, Zehn Gutachten über die Lage der katholischen Kirche in Deutschland (Paderborn 1891) im Text und Anmerkungen benutzt; S. 191 f. ein größerer Zusatz im Text über die Sendung von Nuntien durch Papst Gregor XIII., nach den Nuntiaturberichten, Schwarz und Unkel; S. 197 Anm. 2 Zusatz über die Jesuiten in Breslau; S. 199 ein größerer Zusatz im Text über das seelsorgerliche Wirken der Jesuiten, nach Hirn; S. 202 und 204 Zusätze zum Text über marianische Congregationen, nach Hirn; S. 205 unten Zusatz im Text über die Unterstützung des deutschen Collegiums in Rom durch Gregor XIII., nach Schwarz; S. 208 Zusatz im Text über die charitative Wirksamkeit der Jesuiten, nach Hirn; S. 211 Anm. 2 über gelehrte Dominikaner; S. 211 f. Zusatz im Text über die Thätigkeit des Dominikaners Felician Ninguarda für die Klosterreform, nach Schlecht; S. 212 Anm. 6 über Wolfg. Sedelius und andere hervorragende Benediktiner; S. 217 ist der Text über die Kapuziner theilweise geändert, in den Anmerkungen Literatur angeführt. Auch das folgende Kapitel über die Zurückführung



einzelner Gebiete zum alten Glauben (S 220—255) ist entsprechend ergänzt: S. 227 Zusätze im Texte über die Wirksamkeit der Jesuiten in Paderborn, nach Richter; S. 228 Zusatz im Text über die Wirksamkeit der alten Orden im Bisthum Würzburg; S. 233 f. Anm. über das Juliusspital in Würzburg und den Bischof Julius; S. 234 ist der Text über die Restauration im Bisthum Fulda theilweise umgearbeitet; S. 238 der Text über Wolf Dietrich von Raittenau stellenweise geändert, dazu Anm. 4; S. 243 ist der Text über die Universität Graz berichtigt, nach Krones; S. 253 Anm. 3 über die katholische Restauration in Kärnthen und Krain; S. 254 Zusatz im Text über die Wirksamkeit der Jesuiten und Kapuziner in Kärnthen und Krain für die Belebung des katholisch-kirchlichen Lebens, nach Lebinger, und ein weiterer Zusatz über die Thätigkeit der Kapuziner nach Huber. In den folgenden Kapiteln über die politischen Verhältnisse: S. 262 ist der Text über das Verhältniß des Kaisers Rudolf zu Matthias geändert; S. 300 Anm., Zusatz über Milensio; S. 310 Anm. 2 zur Charakteristik des Verschwörers Tschernembl; S. 321 Anm. 1, Zusatz zur Beurtheilung des protestantischen Sonderbundes, nach Klopp.

Im 2. Buch, über die confessionelle Polemik: Im 1. Kapitel ist besonders Marx, Von der protestantischen Kanzel, Katholik 1887 Bd. II, neu benutzt, S. 330 in einem Zusatz zum Text über protestantische Schmähpredigten, S. 344 Anm. 1 über den Zweck der Beschimpfung des Papstthums, S. 347 f. und 348 in Zusätzen zum Text über die in der protestantischen Predigt zum Zweck der Beschimpfung der katholischen Kirche verwendeten „Geschichtsfabeln“. S. 373 unten ist der Text über die Aufregung der Protestanten über den Gregorianischen Kalender geändert, S. 374 Anm. Literatur über die Einführung desselben in Oesterreich nachgetragen; S. 382 f. ein größerer Zusatz im Text über den Convertiten Bartholomäus Kleindienst; S. 384 Literatur über Joh. Nas; S. 444 Anm. Zusatz zu Erstenberger's „Traktat von der Autonomie“; S. 465 f Anm. 4 Zusatz über die Billigung der Ketzertödtung durch Melanchthon und Butzer; S. 465, Z. 1 v. u. bis



S. 467, Z. 10 ist im Texte neu hinzugefügt, über die Ketzerbestrafung bei den Protestanten, die grundsätzliche Intoleranz der protestantischen Theologen des 16. Jahrhunderts; kleinere Zusätze über die gegenseitigen Schmähungen der Lutheraner und Calvinisten in den Anmerkungen S. 488, 489, 497; S. 508 Anm. 3, zur Vergewaltigung der Reichsabtei Hersfeld; S. 535 Anm. Zusatz, Goedeke über Fischart; S. 539 Anm. 2, zur Charakteristik des Schandwerks von Hasenmüller gegen die Jesuiten; S. 562 Anm. 4 zur protestantischen Lehre über den Tyrannenmord; S. 564 und 565 Anm. über Languet und Duplessis-Mornay; S. 566 Anm. 4 wird ein Irrthum von Stieve über W. Gifford berichtigt; S. 568 Anm. 3 über den pseudonymen Bonacosa; S. 582 f. Anm., das Urtheil von Krebs über die Schmähschrift von Lonner; S. 583 f. Anm. über die unheilvolle Wirksamkeit der Presse im 16. Jahrhundert.

Im 3. Buch: S. 590 ist der Text über die Verschwörung der calvinischen Landesverräther in Oesterreich mit Christian von Anhalt theilweise umgearbeitet, nach Bernd; S. 643 Anm. sind Proben von Schmähliedern gegen die Jesuiten in Prag neu angeführt; S. 650 ist der Text über den Tod Rudolfs II. geändert, nach Stieve; S. 651 Anm. über die Politik Kursachsens, nach Kohl; S. 653 f. Anm., die Wünsche der geistlichen Kurfürsten bei der Kaiserwahl 1612; wiederholt ist Krebs, die politische Publicistik, benutzt, so außer 643 auch noch 706, 707, 719; S. 726 f. Anm. über die Verhandlungen Christian's von Anhalt mit Savoyen.

Sechster Band.[1]) Hier ist besonders das 1. Buch, Bildende Kunst, Tonkunst und Kirchenlied, in den meisten Kapiteln gründlich überarbeitet.

---

1) Band VI: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch. 13. und 14. Auflage. Freiburg 1893. XXXVI und 546 S. 8°. (gegen XXXI und 522 S. der 1. bis 12. Auflage von 1888).



Zum 1. Kapitel über kunstfeindliche Lehren und Bilderstürmerei der Protestanten sind Zusätze gegeben nach Paulus (in den Anmerkungen S. 22 f. und 27 f. über Zanchi und Vermigli), Lehfeldt (S. 28 Anm. über Luther's Verhältniß zur Kunst, auch S. 35), Janitschek (S. 34 und 35), und nach Oldecop's Chronik (S. 26 über die in Hildesheim verübten Schandthaten). — Im 2. Kapitel, die Kunst im Dienste confessioneller Polemik, sind kleinere Zusätze in den Anmerkungen S. 37, 39, 40, 41, 42, 46 f., 48 beigefügt; dabei ist wiederholt die schon erwähnte Schrift von Lehfeldt benutzt. — Durchaus umgearbeitet ist das folgende Kapitel über die sogen. Renaissance im Allgemeinen (S. 51—64), besonders S. 56 bis 64, wesentlich gekürzt und mit einiger Einschränkung des scharfen Urtheils von Janssen; entsprechend ist auch schon der Uebergang S. 50 und vorher der Schluß des Rückblicks S. 21 ganz verändert (auch der einleitende Absatz S. 65), dagegen S. 18 oben das Urtheil über die von Janssen doch überschätzte Spätgothik modificirt. Zur Baukunst und Bildnerei: S. 75 f. längere Anmerkung über die Entwicklung der Renaissance-Baukunst in der norddeutschen Holzarchitektur; im Folgenden ist der Text an verschiedenen Stellen nach Keppler verbessert und ergänzt, S. 77 über Klosterkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts im Barockstil, S. 78 über protestantische Kirchenbauten, S. 85. Zur Malerei S. 100 Literatur. Zum Kupferstich und Holzschnitt: S. 106 Anm. über die Entartung der Nürnberger Kupferstecherkunst; S. 108 sind im Texte die Angaben über die Holzschnitte von Virgil Solis und Tob. Stimmer zu Luther's Bibel berichtigt, nach A. Meyer. In dem Kapitel über Kleinkünste und Kunsthandwerk ist besonders Falke, das Kunstgewerbe (Geschichte der deutschen Kunst Bd. V) benutzt in Zusätzen zu den Anmerkungen S. 112, 114, 115, 116, 120, 121. In den Anmerkungen S. 124 f. und 127 Zusätze über die Sammlungen Rudolf's II., nach Ilg, Kaiser Rudolf II. als Kunstfreund; S. 126 sonstige Literatur über dieselben. Zum Naturalismus in der Kunst Zusätze zu den Anmerkungen S. 130, 146, 148. — Weniger zahlreich sind die Zusätze zu dem Kapitel über Musik, darunter: S. 154 Anm. über die

Correspondenz des Orlando di Lasso; 155 Hinweis auf Schriften von Liliencron zur Musikgeschichte des 16. Jahrhunderts; 156 Anm. über den Gebrauch der Orgel; 160 Anm. über Melanchthon's Stellung zur Musik; 173 Anm. über das Kirchenlied der böhmischen Brüder; S. 174 Zusatz im Text über das Lied des Michael Weiße.

Im 2. Buch, Volksliteratur: S. 208 Literatur über Hans Sachs; S. 219, 225, 228 zu Murner; S. 231 längerer Zusatz zur Anmerkung über den Charakter der protestantischen Schmähschriften; S. 236 f. Anm. über den literarischen Geschäftsbetrieb von Cammerlander und Vielfeld; S. 256 Anm. zu Fischart's Vertheidigung der Hexenverfolgung; S. 258 Titel einer seltenen Schrift aus der Hexenliteratur (Münchener Staatsbibliothek); S. 261 f. u. 267 Zusätze zur Literatur über das geistliche Schauspiel. In der Besprechung des polemisch-satirischen Schauspiels hat Pastor die von Janssen angeführten bewundernden Urtheile moderner protestantischer Literarhistoriker über die hierher gehörigen protestantischen Leistungen des 16. Jahrhunderts mehrfach durch weitere Citate vermehrt; vgl. S. 295, 327; vgl. auch im folgenden Kapitel S. 403 das Urtheil eines Bewunderers über die Fabeln des Waldis. Es wirft auf die im katholikenfeindlichen Lager angeblich vorhandene „Superiorität" ein höchst bedenkliches Licht, wenn man sieht, wie nicht etwa bloß obscuren Zeitungsschreibern, sondern auch den Verfassern von Schriften, die auf wissenschaftlichen Charakter Anspruch machen, das Schamloseste aus der Literatur einer in Rohheit und Verwilderung versunkenen Zeit, wie die von Schmutz und Gemeinheit triefenden Stücke eines Burchard Waldis oder Th. Kirchmair, gerade das Richtige und der höchsten Bewunderung Würdige ist, insofern es sich ja um Beschimpfung der katholischen Kirche handelt. — Das „Bockspiel Martin Luther's" ist S. 302—309 viel ausführlicher behandelt als in der 1. Auflage (S. 295—297), mit reichlicheren Auszügen, nach dem später erschienenen Aufsatz von Janssen im Katholik 1889, I, 184 ff.; vgl. Anmerkung S. 309 f. (Ueber die Verfasserfrage vgl. übrigens jetzt den Aufsatz von M. Spahn im Katholik 1897, Bd. II, S. 360



bis 368.) S. 312 Zusatz zur Anm. 2, Ansicht von Ph. Strauch über „Daniel von Soest“. S. 315 Zusatz zur Anmerkung über den „Pammachius“ des Th. Kirchmair; auch S. 324 und 327. S. 379 Anm. 1 über Aegidius Albertinus; S. 381 Anm., Mittheilungen aus den Kölner Rathsprotokollen zum Jahr 1615 über den englischen Comödianten John Spencer. S. 395 Zusatz zu Anm. 3 über Joh. Pauli; S. 396 Anm 4 über Jak. Frey; S. 421 Anm. 2 über Briefstil im 16. Jahrhundert. Zum Kapitel über Wunder- und Schauerliteratur sind in den Anmerkungen besonders mehrere Zusätze aus der Chronik des Oldecop beigefügt, S. 426, 443, 447 f, 451 f. S. 459 und 461 Anm. zu Paracelsus, nach Häser, Geschichte der Medicin; S. 511 Zusätze zur Literatur über das älteste Faustbuch.

Diese Uebersicht nur über die wichtigeren Ergänzungen und Verbesserungen zu den sechs Bänden, wobei die zahllosen weiteren Stellen, an denen die Literaturverweise ergänzt sind, und zahlreiche nebensächlichere kurze Notizen außer Betracht bleiben mußten, mag einen ungefähren Begriff geben von der von Pastor mit eisernem Fleiß geleisteten Arbeit; sie wird auch gezeigt haben, wie sehr es wünschenswerth ist, daß sich wissenschaftliche Bibliotheken nicht mit dem Besitze der älteren Auflagen begnügen.

München. Dr. F. Lauchert.



XIX.

Aus der Zeit Ludwig's XIV.

(Briefwechsel der Brüder van der Goes.)

Unter den Aufzeichnungen vergangener Tage haben Privatbriefe stets ein besonderes Interesse erregt. Sind es doch Schriftstücke, die keinen anderen Zweck als den eines unbefangenen vertraulichen Meinungsaustausches hatten, die nur für eine bestimmte Person bestimmt waren, in denen der Verfasser sich also ganz so gab, wie er es auch in familiärer Unterhaltung gethan haben würde. Man wird daher durch die Lektüre solcher zwangloser Mittheilungen gewissermaßen Vertrauter eines intimeren Verhältnisses und wird dem Verfasser um so lieber zuhören, je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß er etwas Besonderes zu erzählen hat.

Mit solchen Gedanken greifen wir zu einer Briefsammlung,[1]) die jüngst von der „Historisch Genootschap" in Utrecht herausgegeben ist und die Correspondenz dreier Holländer aus der Zeit Ludwig's XIV. enthält. Die Veranlassung zu diesem Briefwechsel ist uns bekannt:

Wilhelm van der Goes, ein angesehener Bürger der Stadt Haag, hatte im Jahre 1653 das Unglück, einen holländischen Edelmann im Duell zu erstechen. Er mußte fliehen und ließ sich nach längeren Reisen in Wien nieder. Seine beiden Brüder, Martin und Adrian, suchten ihm die Rückkehr in die Heimat zu erwirken, was ihnen nach zwanzig Jahren endlich gelang. In der Zwischenzeit fand nun ein lebhafter Briefwechsel zwischen den drei Genannten statt, der sich zunächst auf

1) C. J. Gonnet: Briefwisseling tusschen de gebroeders Van der Goes. — Werken uitgegeven door het historisch genootschap, derde serie No. 10 — Amsterdam, Joh. Müller. 1899. XXXIX und 539 S.



die erhoffte Rückkehr des Flüchtlings, außerdem aber auf alles Mögliche, Wetter, Tagesneuigkeiten Familienereignisse, gemeinsame Bekannte, vor Allem aber auf die gleichzeitigen politischen Begebenheiten bezog. Die Briefe waren häufig begleitet von Zeitungen, auch ausländischen — so kommt eine lateinische Zeitung aus Köln vor —, Copien von politischen Schriftstücken, Briefen, Aktenstücken u. dgl. Von diesem Briefwechsel, dessen Originale im bischöflichen Archiv zu Haarlem beruhen, liegt der erste Band vor. Er umfaßt die Briefe der Jahre 1656—1668 und enthält Mittheilungen und Urtheile fast über Alles, was auf der politischen Schaubühne Europas damals vor sich ging.

Wenn wir nach dem Werthe fragen, den diese brieflichen Mittheilungen noch heute für den Historiker haben, so ist zunächst zu bemerken, daß die Briefschreiber an der Politik keinen aktiven Antheil nahmen: Martin war ein Advokat, Adrian ein Gutsbesitzer und Wilhelm ein Rentner. Durch ihre Lebensstellung standen sie also den Vorgängen, über die sie so eifrig correspondiren, nicht näher als andere. Doch wurde dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, daß sie zahlreiche Verwandte und Bekannte hatten, die auf politischem Gebiete thätig waren. So ist im Jahre 1661 ein Vetter von ihnen bei der holländischen Gesandtschaft in Paris, einer ihrer Neffen ist Mitglied der Generalstaaten. Adrian hat Beziehungen zu dem brandenburgischen und kaiserlichen Gesandten im Haag. Den letzteren, Friquet, kennt er so gut, daß er sich das Urtheil über ihn erlaubt: „quandoque bonus dormit“. Auch mit seinem Nachfolger Crambreg verkehrt er näher, erweist ihm manche Gefälligkeiten, verschafft ihm z. B. Sämereien für den botanischen Garten in Wien oder begleitet ihn auf den Salmenfang und die Reiherjagd. Von hochgestellten holländischen Persönlichkeiten, mit denen die Gebrüder van der Goes mehr als oberflächlich verkehrten, ist namentlich Prinz Moritz von Nassau-Siegen zu erwähnen, der als brandenburgischer Statthalter von Cleve diese Stadt durch die noch heute erhaltenen Parkanlagen und Alleen verschönte. Für diese Anlagen erhielt er einen Theil der Sämereien, z. B. Lärchensamen, von unserem Adrian van der Goes. Als dann 1667 die Rede davon ist, daß der Prinz als Gesandter nach Wien gehen soll, schreibt Adrian,

er werde ihm ein Packet Tulpenzwiebeln für Wilhelm mitgeben. Daß Adrian derartige Bekanntschaften gelegentlich dazu benutzte, um in Politicis etwas Neues zu erfahren, sagt er ausdrücklich. So citirt er bei Mittheilung politischer Neuigkeiten mehrmals den kaiserlichen Gesandten im Haag als seine Quelle. Ein anderes Mal schreibt er: „Neulich hatte ich mit dem Mitgliede der Generalstaaten Huygens wegen einer Weide etwas zu besprechen. Nach Erledigung unseres Geschäftes brachte ich die Rede auf die deutschen Angelegenheiten (anno 1664), um zu sondiren, ob von Holland für den Kaiser Unterstützung gegen die Türken zu erwarten sei." — Ebenso fehlte es Wilhelm van der Goes in Wien nicht an einflußreichen Bekannten. So erhielt er 1662 den Auftrag, für den Gouverneur der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold, eine Raritätensammlung zu beschaffen, die auch wirklich durch Adrian in Amsterdam angekauft wurde.

Es ist nach alledem an sich nicht undenkbar, daß die Gebrüder van der Goes durch solche Beziehungen über die politischen Tagesereignisse besser unterrichtet waren, als gewöhnliche Sterbliche. Aber mehr als diese Wahrscheinlichkeit resultirt aus jenen Bekanntschaften noch nicht. Sie zur Gewißheit zu erheben und nachzuweisen, daß in den vorliegenden Briefen wirklich neues, werthvolles Material steckt, wäre in erster Linie Aufgabe des Herausgebers gewesen. Leider schweigt dieser sich hierüber vollständig aus. Nach meinem Dafürhalten ist für die politische Geschichte aus dem vorliegenden Bande allerdings nicht viel zu holen, und zwar deßhalb, weil die Mittheilungen meistens nur kurz sind, sich zwar häufig wiederholen, aber niemals tiefer in's Einzelne gehen.

Bekanntlich haben nun aber Briefe in erster Linie ein culturhistorisches Interesse. In unserem Falle zeigen sie uns angesehene, gebildete Männer der besten Gesellschaft in ihrem intimen, durchaus nicht für die Veröffentlichung bestimmten Verkehre. Man kann sagen, daß die Briefe der Gebrüder van der Goes uns mit den Ansichten und Stimmungen gebildeter Holländer des 17. Jahrhunderts bekannt machen. Und das ist ja allerdings interessant. Wenn wir von ihrem Interesse für Goldmacher, Tulpenzucht, indische Curiositäten, Meerkatzen,



Kakadus und ungarische Enten hören, wenn sie von dem Auftreten deutscher Schauspieler im Haag reden, oder Oeffnung ihrer Briefschaften durch die Post befürchten, wenn sie das Ende der Welt nahe glauben und die Waldstätte in den Schwarzwald verlegen — so ist das ja alles charakteristisch für die Menschen und ihre Zeit. Und so ist es auch bezeichnend für jenes kriegerisch bewegte Jahrhundert, daß diese Bürger des kleinen Holland, Männer, die keinerlei persönlichen Antheil an den Staatsgeschäften haben, doch in ihrer Correspondenz die politischen Vorgänge von ganz Europa regelmäßig und interessirt erörtern. Wie allgemein die Vorliebe für derartige Unterhaltung damals war, zeigt ein Schreiben Adrian's, in dem er seinem Bruder versichert, er habe sich niemals die Mühe verdrießen lassen, für ihn nach politischen Neuigkeiten zu forschen, „da ich wohl weiß, wieviel einem in der Fremde daran gelegen ist, aus Holland und England Nachrichten zu erhalten, durch die man sich bei allen Leuten von Condition angenehm machen kann."

Die Politik war eben damals die Lieblingsunterhaltung der Gebildeten, und daher dürfen auch die Gedanken der Gebrüder van der Goes wohl unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn ihre thatsächlichen Mittheilungen uns auch vielleicht nicht viel Neues lehren können.

Die Grundstimmung der Briefe ist ernst, beinahe gedrückt, hier und da aber durch bittere Satire gewürzt. Ueberall am politischen Horizonte drohen finstere Wolken, und Europa geht einer trüben Zukunft entgegen. „Das Reich des Antichrist scheint nahe," schreibt Adrian. Er soll in Utrecht geboren werden, seine Eltern sind schon bekannt, der Vater ist ein reformirter Domherr. Das Geburtsjahr ist 1666, denn in dieser Jahreszahl ist der „numerus bestiae" 666 aus der Apokalypse (13,18) enthalten. Auch deutet ein „sterren met den staerten", d. h. ein Komet, auf schwere Zeiten. Die Feinde, von denen solches Unheil droht, sind zunächst die Erbfeinde der Christenheit, die Türken. Die berufenen Vertreter der christlichen Welt, Papst und Kaiser, sind ohnmächtig gegen sie. Der eine veranstaltet in Rom Processionen, „om met bidden en almosen den Turk te bevechten, en wilt, dat Gott alles sall

alleen doen." Der andere aber erläßt Edikte gegen die Protestanten, so daß man glaubt, es werden in kurzem darüber neue Unruhen im Reiche entstehen. Man merke daran wohl, daß der Kaiser sich zu viel von den Geistlichen berathen läßt, „durch die das Haus Oestreich mehrmals mißleitet worden ist." Und dann schickt der Kaiser noch gar Gesandte an das protestantische Holland, um hier Beistand gegen die Türken zu erhalten! Aber die Holländer meinen, es sei besser unter türkischer als unter jesuitischer Herrschaft zu leben, und Adrian citirt 1664 die Aeußerung eines Mitgliedes der Generalstaaten, daß Holland den Kaiser nicht unterstützen werde: „Mögen die Jesuiten, die reich genug sind und das Volk angesponnen haben, es auch für ihn abhaspeln." Man sieht, die Jesuiten waren schon damals an Allem schuld.

Näher als die Türkengefahr berühren Holland aber die Eroberungspläne Ludwig's XIV. Sie haben Holland zum Anschlusse an den Kaiser und Spanien gezwungen, und Ludwig XIV. sucht diesen Bund nun wieder zu trennen, um Holland zu isoliren und es dann wehrlos zu überfallen. „Dann möge uns Gott helfen, denn von den Menschen ist nicht viel Hilfe zu erwarten." Die deutschen Fürsten stehen auf Seiten Frankreichs. Sie sind von den Franzosen zwar schon oft belogen worden, werden auch jetzt nicht viel für sich davon bringen, aber sie trauen ihnen doch noch immer. Und wie werden sie behandelt? Der lüneburgische Gesandte in Paris, dessen Herr sich 1667 die Ungnade Ludwig's XIV. zugezogen hatte, wurde von diesem in der Audienz dermaßen angefahren, „daß der gute Mann dastand und bebte. Daran mögen die deutschen Fürsten sehen, wie man sie zu Hofjunkern machen wird, wenn Frankreich einmal die Niederlande hat." Der Kaiser aber thut nichts gegen die französisch gesinnten Fürsten, denn er läßt sich zu sehr von Kurmainz leiten, „die heel franzgesinnt is." Es fehlt ihm an jeder Autorität und Energie. Da sitzt er in Wien, amüsirt sich mit Reiterspielen und Kostümfesten und verschwendet sein Geld, statt dafür einige Regimenter gegen die Franzosen zu werben, die jetzt (1667) ein ganz anderes Spiel spielen und in den Niederlanden eine Stadt nach der anderen erobern. Inzwischen wird die Anmaßung Frankreichs immer größer.



Schon tritt sein Streben nach der römischen Kaiserwürde deutlich hervor. Wie Wilhelm van der Goes schreibt, gilt in Wien als ein bemerkenswerthes Anzeichen dafür die Haltung des Straßburger Bischofs, der 1668 seinen Streit mit der Stadt Straßburg nicht dem Kaiser, sondern dem französischen Könige zur Entscheidung anheimstellt. In dieser Zeit richten sich die Hoffnungen freiheitsliebender Männer auf den jungen Sohn des Kaisers, „qui puer iste erit, die de Fransen sall leeren haer woort t'houden, daervan sy roemen, que leur roi n'est pas esclave."

Ueber die Haltung, die damals der Große Kurfürst einnahm, sind die Gebrüder van der Goes sich nicht klar. Adrian erfährt 1663, daß der Kurfürst von den Franzosen sehr umworben wird, die ihm Geld und hohe Würden für den Beitritt zum rheinischen Bunde bieten. Ebenso werden 1666 zwischen Frankreich und dem Kurfürsten Verhandlungen gepflogen, „om hem contentement te doen," wobei der Kurfürst seine Rechnung wohl nicht finden dürfte. „Man verspricht ihm die Räumung aller klevischen Festungen, die wir von ihm besetzt halten, aber mit dem Halten dieses Versprechens wird es so genau nicht genommen werden." Auch die anderen Staaten suchen Brandenburg auf ihre Seite zu ziehen. „Jetzt sind in Cleve Abgesandte aller Fürsten," schreibt Adrian, „und jeder sucht von Brandenburg etwas für sich zu erlangen. Man sagt, daß der Kurfürst schwanke, und das scheint mir glaublich." Daher traut man in Holland dem Kurfürsten nicht. „De heer Cheurvorst wert hier seer gesuspecteert," schreibt Adrian schon Ende 1665. Doch ändert sich dieses ungünstige Urtheil, und zwei Jahre später meint Wilhelm van der Goes: „Früher konnte man zu Brandenburg kein Vertrauen haben, weil es zu gut französisch war. Aber jetzt scheint man hier (in Wien) eine bessere Meinung von ihm zu haben." Auch Adrian glaubt jetzt, daß Brandenburg am meisten Reichsinteresse habe, und kann 1668 sogar von dem Beitritte des Kurfürsten zur Tripelallianz berichten, „so daß es jetzt ganz im Ernst gegen Frankreich angeht." Aber in Wien ist man inzwischen wieder anderer Ansicht geworden. „Man hat bei euch gemeint, schreibt Wilhelm im März 1668, daß Brandenburg gut österreichisch sei. Daß

er es gewesen, kann sein, aber jetzt versichern mir Leute, die ich nicht nennen darf, genau das Gegentheil sei der Fall, und wie man meint, kommt die Veränderung von dem geringen Eifer her, den man hier bei Hofe entwickelt." In demselben Jahre glaubt Adrian, man werde im Falle eines Krieges mit Frankreich den Kurfürsten zum Generalissimus der Reichsarmee ernennen, was besonders auch auf die Evangelischen einen guten Eindruck machen würde, während Wilhelm von dem ungnädigen Empfange des brandenburgischen Gesandten in Wien berichtet und versichert: „Chur-Brandenburg, daerop Uw sooseer vertrout heeft, sall hem in den kryg niet inlaten, alsoo hem neutral verklaert heeft en gaet trouwen met Mademoiselle Orleans." So schwankt die Beurtheilung des Großen Kurfürsten hin und her, ein interessanter Beleg für die überaus schwierige Lage, in der er sich befand.

Das wäre Einiges aus den politischen Urtheilen der Gebrüder van der Goes. Auf anderes der Art, wie ihre Stellung zum Rathspensionär Jan de Witt, Wilhelm von Oranien, mit dem sie sehr sympathisiren, die Lage der Katholiken in Holland — die Briefschreiber sind nämlich, trotz einiger etwas seltsam anmuthender Aeußerungen, katholisch — hat der Herausgeber in der Einleitung aufmerksam gemacht. Schade nur, daß die Benutzung seiner Ausgabe durch die vielen völlig belanglosen Einzelheiten des Briefwechsels so sehr erschwert wird. Wenn da immer wieder von dem Wetter, dem Stand der Feldfrüchte, von diesem unbekannten Mynheer und jener ebenso obscuren Mefrouw die Rede ist, oder mindestens ein halbes Dutzendmal berichtet wird, „dat de Keyserinne swanger is" — so wird das auf die Dauer doch langweilig. Der Herausgeber hätte derartiges ruhig streichen dürfen. Wird der zweite Band wenigstens ein Register bringen? Die Regesten am Kopfe der einzelnen Briefe sind ja sehr dankenswerth, vermögen ein übersichtliches Register aber nicht zu ersetzen. Auch der Druck hätte auf den bunten Inhalt der Briefe etwas mehr Rücksicht nehmen können. Man sieht es diesen engbedruckten Seiten gar nicht an, über wie viele ganz disparate Gegenstände die Briefschreiber in einem Athem reden können. Um mit einer sprachlichen Kuriosität zu schließen, was heißt (S. 525): „Surdus sibi malum caveat?" Vielleicht holt der Herausgeber im Schlußband das Erwünschte nach.

Berichtigung: In dem Artikel über Dinant im 1. Heft S. 51 Z. 15 v. o ist statt „mit geflügelten Löwen zu Ardennes" zu lesen: „mit geflügeltem Löwen zu Andenne".



XX.

Der Altar im lutherischen Landeskirchenthum.

(Schluß.)

Diesen positiven Grund für die Beibehaltung der Elevation macht also Martin Luther geltend in der öffentlichen Kirchenordnung für Sachsen. Aus späteren Aeußerungen von ihm blickt hervor, daß ein anderer wichtiger Grund für ihn bestand in der Abwehr der Carlstadt'schen Richtung. Hören wir ihn selber in seinem „kurzen Bekenntnisse vom Abendmahl 1544." [1])

„Vor 20 oder 22 Jahren, da ich anfing die Messe zu verdammen und hart wider die Papisten schrieb u. s. w., war ich zur selben Zeit wohl dazu geneigt, die Elevation abzuthun, um der Papisten willen, die es ein Opfer und Werk, von uns Gott geopfert, hielten, wie sie noch thun und über 600 Jahre bisher gethan haben."

„Aber, weil zu der Zeit unsere Lehre neu und **über die Maßen ärgerlich war in der ganzen Welt**" — man wolle diese hier durch den Druck hervorgehobenen Worte recht beachten — „mußte ich säuberlich fahren und um der Schwachen willen viel nachlassen, was ich nachher nicht mehr thät. Ließ also die Elevation bleiben, weil sie doch eine gute Deutung haben könnte." Es folgt dann eine ähnliche Darlegung wie in der Kirchenordnung.

1) Walch XX, 2223.



Diese Worte Luther's bisher beziehen sich auf den Zustand in Wittenberg von 1522 an. Im Jahre 1524 aber hatte er durch die kurfürstliche Regierung den Carlstadt aus Sachsen hinausgedrängt, und dieser dann heftig gegen Luther geschrieben. In Bezug darauf fährt Martin Luther in jener Schrift fort wie folgt:

„Indem ich so denke und bleibe, poltert und rumpelt wider mich herein Hans Unvernunft Dr. Carlstadt mit seinen himmlischen Propheten und läßt wider uns ein Büchlein ausgehen, darin schilt er uns Wittenbergische Christmörder, Christkreuziger, neue Papisten und macht es sehr grob und unesse (sic). Hatte doch keine anderen Ursachen, denn daß wir das Sacrament aufhöben. Solches Aufheben deutet er — geopfert. Weiter, deutet er, geopfert so viel als Christum gekreuzigt, ermordet, geschlachtet, und viel ärger gehandelt weder die Juden je gethan hatten. Nun wußte er sehr und aus der Maßen wohl, daß wir Wittenberger das Sacrament nicht ein Opfer hielten, sondern hatten nun fast bei drei Jahren (also von 1521 bis 1524) wider die Papisten gestritten, daß es nicht ein Opfer sein noch heißen könnte" u. s. w., u. s. w.

„Da ich nun solchen tollen Geist toben sah wider uns, ohne Ursache, daß er uns wollte Sünde machen, und so greuliche Sünde, die doch keine Sünde war, noch sein konnte, fuhr ich zu und behielt die Elevation, demselben Teufel eben zuwider und zu Verdrieß, welche ich doch geneigt war fallen zu lassen wider die Papisten. Denn ich es nicht leiden wollte, auch noch nicht wollte, daß der Teufel mich etwas lehren sollte in unserer Kirche zu ordnen oder setzen" u. s. w., u. s. w.

Welche Gründe für Martin Luther bei der Abfassung der Kirchenordnung von 1526 wirksamer gewesen sind, die positiven der Erbauung, oder die negativen des Kampfes gegen die Carlstadt'sche Richtung, mag dahin gestellt sein: das Ergebniß war die Thatsache, daß die Elevation blieb. Dies hatte eine andere und weitere Consequenz. Die Worte Martin Luther's haben uns gezeigt, daß er auf den Fort-

bestand des Altares an sich nicht einen hohen Werth legte, einen höheren dagegen auf die Beibehaltung der Elevation. Aber diese konnte, für die ganze Kirchengemeinde sichtbar, zweckmäßig nur vom Altare aus geschehen. Darum war die Fortdauer der Elevation ein gewichtiges Moment für die Erhaltung des Altares.

Den sonntäglichen Cultus, wie derselbe nach der Ordnung Luther's sich darstellt, beschreibt er selber mit folgenden Worten:[1]) „Es sind, Gott Lob, unsere Kirchen in den Neutralibus so zugerichtet, daß ein Laie oder Wal oder Spanier, der unsere Predigt nicht verstehen könnte, wenn er sähe unsere Messe, Chor, Orgeln, Glocken, Caseln u. s. w., würde er müssen sagen, es wäre eine rechte päpstische Kirche, und kein Unterschied oder gar wenig gegen die, so sie selbst unter einander haben."

Es mochte das alles für diejenigen, welche sich den kirchlichen Cultus nicht entreißen lassen wollten, äußerlich sehr schön anzusehen sein, nur war es ähnlich einem Baume, dem man die Herzwurzel abgesägt hat: er muß verwelken und verdorren.

Wittenberg war maßgebend, unmittelbar oder mittelbar, für die anderen norddeutschen Länder. Mittelbar namentlich durch die Stadt Braunschweig, wo Bugenhagen, Pfarrer von Wittenberg, im Jahre 1528 im Auftrage des Rathes die Kirchenordnung verfaßte, die dann für die Länder und Städte rund umher zum Muster diente. Demgemäß verblieb überall dort die Elevation und unter dem Schutze derselben der Hauptaltar.

Dies galt für den deutschen Nordwesten, ferner für Schweden, Dänemark, Norwegen; im deutschen Südwesten und namentlich in der Schweiz stand die Sache anders. Martin Luther hatte den Carlstadt erst hinausgedrängt, dann die Bitte um die Rückkehr zugestanden nur gegen

1) De Wette IV, 340. Anfang August 1541.



einen Widerruf, den Martin Luther vorschrieb, sowie gegen das Versprechen des Schweigens fortan.[1]) „So hülfe das gar mächtiglich," schreibt Luther an den Kurfürsten Johannes, „wider Alle, die seinen Irrthum gefasset haben, denselbigen zu dämpfen, daß er allhier nicht fern von uns als unserer Meinung und Gnade gelebte. Doch stelle ich das in Euer Kf. Gn. gnädiges Bedenken." [1]) Der Kurfürst hieß gut, was Luther ihm vorschlug. Die Meinung, daß der durch Noth erzwungene Widerruf des unglücklichen Carlstadt diejenigen dämpfen sollte, die, befähigter als er, nicht durch ihn, sondern aus sich selber, in eine verwandte Geistesrichtung gekommen waren, erwies sich als irrig. Der Kampf zwischen Luther und Zwingli und den Parteigenossen beider über das Sacrament des Abendmahls entbrannte. Er ward geführt, damals und noch lange mit einem Massenaufgebot grober, beleidigender Worte, die in unserer Zeit noch zu lesen einen festen Muth der Geduld erfordert. Zwingli jedoch faßt den Kern des Streites zusammen in die Worte: „Kurz, Du bringest keinen anderen Grund, den der Papst zum Schirme seines Irrthumes nicht als wohl gebracht hat." [2])

Daß in Wahrheit für die Meinung Martin Luther's vom Abendmahl die Lehre der Kirche seine letzte Zuflucht war, ergibt sich aus seiner Warnung an den Herzog Albrecht von Preußen vor den Zwinglianern, im Jahre 1532.[3]) „Dieser Artikel (der realen Gegenwart) ist nicht eine Lehre oder Aufsatz außer der Schrift von Menschen erdichtet, sondern klärlich in Evangelio durch helle, reine, ungezweifelte Worte Christi gestiftet und gegründet, und von Anfang der christlichen Kirche an in aller Welt bis auf diese Stunde einträchtiglich geglaubt und gehalten, wie das

---

1) Walch XX, 409 u. f. Seckendorf II, 28. De Wette III, 28.

2) Walch XX, 1448. Im Jahre 1527.

3) De Wette IV, 354.

ausweisen der lieben Väter Bücher und Schrift, beide griechischer und lateinischer Sprache; dazu der tägliche Brauch und das Werk mit der Erfahrung, bis auf diese Stund, welches Zeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirche — wenn wir schon nichts Anderes hätten — soll uns allein genugsam sein, bei diesem Artikel zu bleiben, und darüber keinen Rottengeist zu hören noch zu leiden. Denn es fährlich ist und erschrecklich, etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugnis, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirche, so von Anfang her nun über fünfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat."

Bei diesen Worten, in denen die katholische Reminiscenz in Luther die reformatorische Tendenz zurückdrängt, hat er wohl kaum daran gedacht, daß auch sein Evangelium der Rechtfertigung allein durch den Glauben völlig neu, der christlichen Kirche bis auf ihn unbekannt, ihm, wie er oft sich ausdrückt, offenbart war. Aehnlich jedoch verhielt es sich mit seiner Meinung vom Abendmahl. Die Tradition der Kirche ist vollgültig beweisend für ihre Lehre, namentlich für diejenige des Opfers durch den von der Kirche geweiheten Priester. — Martin Luther dagegen faßt seine Meinung in die Worte wie folgt: [1])

„Daß Brot und Wein Christi Leib und Blut werden, ist nicht unseres Thuns, Sprechens noch Werkes, viel weniger des Chresems oder der (Priester-) Weihe Schuld, sondern es ist Christi Ordnung, Befehl und Einsetzung Schuld. Derselbe hat befohlen — wie St. Paulus sagt 1. Kor. 11, 23 —: *wenn wir zusammenkommen und seine Worte über Brot und Wein sprechen, so soll es sein Leib und Blut sein*; daß wir hier auch nicht mehr thun denn reichen, und geben Brot und Wein mit seinen Worten, nach seinem Befehle und Einsetzung. Und solch sein Befehl und Einsetzuug

1) Walch XIX, 1549. Vom Jahre 1533. Die durch den Druck hervorgehobenen Worte, ebenso bei Walch.



vermag und schafft, daß wir nicht schlecht Brot und Wein, sondern seinen Leib und Blut darreichen und empfahen, wie seine Worte lauten: das ist mein Leib, das ist mein Blut; daß nicht unser Werk oder Sprechen, sondern der Befehl und die Ordnung Christi das Brot zum Leibe und den Wein zum Blute macht, vom Anfange des ersten Abendmahles bis an der Welt Ende."

Dieser Meinung Martin Luther's stellte sein Zeitgenosse Cochlaeus die Frage entgegen: „Ich wollte gern hören, aus welcher Schrift Luther beweisen möge, daß, wenn ein lutherischer Prediger, der allein getauft und nicht zum Priester geweiht ist, in seiner neuen evangelischen Messe die Worte Christi: das ist mein Leib u. s. w. auf's lauteste singt oder sagt, dadurch Fleisch und Blut Christi in Brot und Wein komme. Wo steht das geschrieben?" —[1]) In minder höflichen Worten, deren nach der Weise der Gegner auch dieser Streiter Cochlaeus sich zu bedienen pflegt, meint er den Lutheranern voraussagen zu können, daß der von ihnen betretene Weg sie in den Zwinglianismus führen werde.

An der Spitze der Richtung, die nach Zwingli den Namen führt, stand in der Stadt Straßburg der ehemalige Dominikaner Martin Bucer. Von Martin Luther später bezeichnet als das Klappermaul, war Bucer in der Wirklichkeit gewandt in Wort und Schrift wie wenige, und an Versatilität von Keinem übertroffen. Auch er begann nicht mit der Zerstörung, sondern ließ zuvor die Predigt ihre Wirkung thun. Nachdem dies geschehen, sagte er Ende 1524: „Wir haben solche (priesterliche) Kleidung von dem an, daß der Herr uns sein Wort kund gethan, nie als nöthig geachtet, noch vermeint damit Gott einen Gefallen zu beweisen, sondern allein um der Unerfahrenen willen getragen, damit wir sie nicht durch die ungewohnte Neuerung vom

1) Cochlaeus, historia Martini Lutheri 592.



Worte abschreckten." [1]) So Martin Bucer und mit ihm die gesammten Prediger in Straßburg, zu Ende 1524. Dann fiel, wie Bucer sich ausdrückt, „die ganze Mummerei der Messe." Es hörte auf als Götzendienst die Elevation und demgemäß die Adoration des Sacramentes. Die Altäre wurden abgethan, der Schmuck der Kirchen zerstört, die Bilder vernichtet.

Wie diese Zwingli'sche Richtung kirchlich eine schärfere Aggression bethätigte als die lutherische, eben so auch politisch. Darum übte sie auf den immer kriegesdurstigen jungen Landgrafen Philipp von Hessen eine stärkere Anziehungskraft, als die kursächsisch-lutherische. Er sann darauf, beide Richtungen zu einigen. Die Neigung dazu bei den Häuptern in Kursachsen war gering. „Die Sache ist fährlich," schrieb Luther an seinen Kurfürsten, „des Landgrafen halben, weil er ein unruhiger Mann ist. Möchte er abermal, wie er jenes Mal thät, etwas anfahen, Stifter und Klöster stürmen ohne unseren Willen, so müßten wir hinnach und mitthun oder mitgethan (haben) alles was er thät." [2])

Es gelang dennoch dem Landgrafen, die Häupter beider Richtungen in Marburg um sich zu sammeln, im Herbste 1529, und unter seinem Vorsitze disputiren zu lassen; nicht jedoch gelang es ihm, eine Einigung zu bewirken. Die kursächsisch-lutherische Richtung hatte die Oberhand. Sie verfaßte im nächsten Jahre die Augsburgische Confession, und richtete in derselben den Artikel über das Abendmahl, den zehnten, so ein, daß in ihm eine Abweichung von der Kirche nicht sichtbar, die anders Lehrenden aber verworfen wurden. — Unter den fünf Fürsten, die unterschrieben und dem Kaiser diese Confession als die Lehre ihrer Landeskirchen überreichten, befand sich auch der Landgraf Philipp.

1) Bei Walch XX, 506.

2) De Wette III, 465. Mai 1529.



Aber er ruhete nicht mit seinem Bemühen um die Einigung der zwei divergenten Richtungen. Er fand für dies Bemühen ein auserlesenes Werkzeug an dem schmiegsamen, aalglatten Bucer in Straßburg. Bucer gab schon 1530 die feierliche Erklärung und rief dafür Gott zum Zeugen an: „daß wir in der Sache vom heiligen Abendmahl bloß den Worten nach von Dr. Luther mißhellig sind.“ [1]) Nach dem Tode des Zwingli und des Oekolampad war Bucer der angesehenste unter den oberländischen Theologen.[2]) Die Partei Martin Luther's jedoch war stärker, weil ihr eigentlicher Mittelpunkt der mächtigste Reichsfürst war, der Kurfürst von Sachsen, an dessen Macht sie nach innen sowie nach außen sich lehnte. Bucer war daher mehr bemüht die Seinen zu Luther zu ziehen, als diesen zu jenen, was unmöglich war. Der neue Kurfürst Johann Friedrich zeigte sich geneigter, als sein Vater Johann gewesen war. Martin Luther kam dahin an die Prediger in Augsburg zu schreiben: „Wenn diese Concordia befestigt ist, will ich mit freudigen Thränen singen: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren.“ [3]) Im Sinne Luther's bestand allerdings die Concordia in der Unterwerfung unter sein Diktat.

Im Mai 1536 erschien Bucer mit seinem theologischen Gefolge in Wittenberg. Die Ueberlegenheit der Position war bei Martin Luther, und er war der Mann, sie auszunützen. Der Bericht des anwesenden Lutheraners Myconius stellt den Verlauf dar, als wären Bucer und Capito vor ihrem Meister erschienen, der nach ihrem Bekenntnisse sie freisprach, jedoch mit nachdrücklicher Ermahnung.[4]) „Und haben Capito und Bucer angefangen zu weinen, und wir

---

1) Walch XVII, 2406.
2) Baum, Bucer und Capito 483.
3) De Wette IV. Vom 20. Juli 1535.
4) Walch XVII, 2541.

haben zu beiden Theilen mit gefaltenen Händen und gottesfürchtigen Geberden Gott dem Herrn gedankt."

Bucer und seine Gefährten machten das „Amt", wie es genannt wurde, mit und wie es, nach der Angabe Martin Luther's (oben S. 235) für einen Fremden von einem katholisch-kirchlichen schwer zu unterscheiden war.[1]) Noch einmal wieder forderte bei der Elevation das Glöcklein auch den Bucer und seine Gefährten auf zur Adoration. Dann gingen sie mit den Lutheranern zur Communion.

Nachher jedoch erhoben sie einige Einwände. „Nach dem Amte," heißt es,[2]) „handelten sie mit dem stattlichen Prediger (Bugenhagen) über die Menge von katholischen Gebräuchen, welche ihnen bei der Kirchenfeierlichkeit aufgefallen waren, und (fragten), warum sie noch Bilder, Meßkleider, Lichter, das Aufheben und knieende Anbeten der Hostie beibehalten, welche vielen unter den Ankömmlingen gar anstößig schienen. Da antwortete der ruhige Mann: den Mißbrauch hätten sie so widerfochten, daß die Papisten sich keinen Behelf daraus machen könnten; Bilder, die angebetet worden, hätten sie abgethan; die Meßkleider, Stola und Manipel hätten sie um der Schwachen willen beibehalten, die noch im Papstthum befangen sind, um sie nicht vom Evangelium abzuschrecken; sie hielten auch das Abendmahl ohne Lichter, Meßkleider und Elevation, um zu zeigen, daß man nicht darauf halte. — Als die Fremden doch ernstlich auf die Aergernisse und Mißbräuche solcher Ceremonien drangen, gab Bugenhagen zu, daß man allerdings die Elevation abschaffen könne, als welche am meisten zu unevangelischem Anstoße und Aergernisse Anlaß gebe."

In dieser Unterredung wird, wie man sieht, die Frage

---

1) Einzelheiten darüber bei Kolde, Analecta S. 216 u. f.

2) Baum, Capito und Butzer 513. Leider nicht die direkte Rede der Betheiligten, sondern in der Auffassung des H. Baum. Vgl. Walch XVII, 2562 den Bericht des Frankfurters Bernard.



der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gegenüber dem getäuschten Volke kaum gestreift.

Für die in Wittenberg vereinbarten Sätze der Concordia fand Bucer bei seiner Partei theils Zustimmung, theils Widerspruch: den letzteren namentlich bei den Schweizern, die erstere besonders bei dem Landgrafen Philipp. Aber die Elevation und demgemäß die Adoration in Wittenberg und den von Wittenberg moralisch abhängigen Orten dauerte fort. Dabei jedoch suchte Martin Luther zu unterscheiden zwischen der Elevation und der Adoration. „Denn im Empfangen des Sacramentes geschieht die Adoration an sich selber dadurch, daß die Communicanten knieend den wahren Leib und das wahre Blut Christi empfangen." [1])

Einige Zeit später kam die Sache lebhaft wieder zur Sprache in Anlaß einer ganz verschiedenen Angelegenheit, nämlich der Bigamie des Landgrafen Philipp. Es ist hier nicht der Ort auf diesen minder ehrenhaften Handel selbst einzugehen. In Anlaß desselben aber ließ der Landgraf zur Vertheidigung eine Schrift unter dem Titel Neobulus abfassen. Sie war das Werk eines Predigees Lening, von Bucer nur durchgesehen und korrigirt; aber Bucer als einer der hauptsächlichen Faktoren in der widerlichen Angelegenheit, wurde vielfach als Verfasser angesehen. Er vernahm von vielen Seiten das Gerücht, daß Martin Luther mit der Absicht umgehe, wider den Neobulus zu schreiben, und bat darum den Landgrafen dies zu verhindern.[2]) Der Landgraf erwiderte sofort: „Ob Etliche wider diese Sache (die Bigamie) schreiben wollen, das müssen wir geschehen lassen. Thäten es aber die, so hievor anders davon geschrieben, gelehrt und Rathschlag gegeben hätten, dann wollen wir gewiß antworten und anzeigen, wie wir ihnen die Sache von erst angebracht, was sie uns darauf geantwortet haben, und

1) De Wette V, 361. Im Mai 1541

2) Lenz, Briefwechsel u. s. w. II, 67, 21. März 1542.



was sie hiefür geschrieben und ausgehen lassen haben, vor Augen stellen, und daneben ihnen ihre Abgötterei, die sie noch mit der Elevation des Sacramentes und (mit) Bildern brauchen, nit unter die Bank stecken." [1])

Die Drohung galt offenbar dem Martin Luther selbst. Zunächst jedoch richtete der Landgraf an Melanchthon die Bitte, Martin Luther vom Schreiben abzuhalten. Dann machte er sich selber auf den Weg nach Wittenberg, um in dem Streite, den der Kurfürst Johann Friedrich wider den Herzog Moritz über die Stadt Wurzen angefangen, zu vermitteln. Nach der Rückkehr meldete der Landgraf von Cassel aus, am 16. Mai dem Bucer: „Wir haben mit Luthero selbst von allen Sachen, auch wie wir zur Publicirung des Dialogs (Neobulus) kommen seien, geredet und allerlei Conversation mit ihm gehabt. Darauf er mit uns zufrieden worden, auch gesagt, mit dem Dagegen-Schreiben inne zu halten" u. s. w. — „Wir haben auch nit unterlassen und mit ihm der Elevation halber geredet, da er uns ziemlich gute Antwort gegeben und gesagt, daß die bei ihnen bis anhero Carlstadt's wegen, welcher in etwas darauf stunde, blieben wäre: er wolle aber davon weiter mit den Pfarrern zu Wittenberg, welche der Zeit eben zum Theil abwesend waren, wann die wiederum anheim kämen, ferner reden. Und wie wir vermerken, so werden sie die Elevation abstellen." [2])

Die Meinung des Landgrafen erwies sich als richtig: die Elevation unterblieb in Wittenberg. Es war Manchem nicht recht. Der Fürst Georg von Anhalt ließ bei Luther seine Meinung darüber aussprechen. Luther antwortete: „Es ist mir angezeigt, wie E. F. Gn. bewogen seien, daß

---

1) A. a. O. 70. Vom 26. Die durch den Druck hervorgehobenen Worte ebenso in der Publikation von L.

2) A. a. O. 83.

wir allhier nachlassen das Sacrament aufzuheben. Wiewohl ich es nicht für mich gethan, sondern Dr. Pommer (Bugenhagen), so habe ich doch darum nicht wollen streiten, und ist mir bisher gleich viel gewest, ob man es aufhebe wie bei uns oder liegen lasse wie anderswo." [1])

Wie hier, so hätte Martin Luther gern nach allen Seiten hin die Elevation oder Nicht-Elevation als indifferent dargestellt. Es gelang ihm nicht, namentlich nicht im Herzogthume Sachsen, über welches erst drei Jahre zuvor das Princip des cujus regio, ejus religio gekommen war. Aber auch nicht daheim. „Täglich," schreibt er im November 1542, „ermüdet man mich mit dieser Frage." [2]) — „Der Pöbel macht keinen Unterschied zwischen Glauben und Ceremonien", ruft er aus.[3]) Es wurden Stimmen laut, daß er sich zum Zwinglianismus neige. Sein Unmuth darüber wuchs empor. Bereits im August 1543 kündigte er den völligen Bruch mit den Schweizern an.[4]) Er vollzog ihn im nächsten Jahre durch die Schrift: „Kurzes Bekenntniß vom Abendmahle." — Indem aber dann dem minder sanftmüthigen Rufe Martin Luther's der Widerhall von der Schweiz her in ähnlicher Tonart entgegenschallte, erweiterte sich der Spalt zu der gähnenden Kluft, über die fortan keine Brücke mehr gefunden wurde.

Das Unterlassen der Elevation in Wittenberg war ohne weitere Verkündigung vorgegangen, und fand daher, weil jedes Landeskirchenthum auf sich selber stand, nicht eine allgemeine Nachfolge. Unter den deutschen Ländern hatte die Mark Brandenburg, wo Joachim II. sich bei der Errichtung seines Landeskirchenthumes nicht nach dem Beispiele Wittenberg's gerichtet hatte, in ihrem Kirchenwesen

1) De Wette V, 478. Vom 26. Juni 1542.
2) A. a. O. 507.
3) A. a. O. 542.
4) A. a. O. 587.

ein auffallend katholisches Gepräge bewahrt. Erst im Jahre 1598 untersagte Joachim Friedrich die Elevation.[1]) Jedoch noch im Jahre 1613 erhob Johann Sigismund, nach seinem Uebertritte zum Calvinismus, die Klage, daß in dem Orte Storkow „die Elevation der consecrirten Hostie, das Läuten dabei und andere päpstische Ceremonien den Leuten zum Aberglauben Ursache geben.“[1]) — Geschichtlich richtiger aufgefaßt, ergibt eine solche Thatsache einen Beweis, wie schwer es gewesen sein mag, dem christlichen Volke den kirchlichen Cultus zu entwinden.

Anderswo bestand die Elevation noch länger. Die Braunschweig-Lüneburgische Kirchenordnung von 1657 brachte die Abschaffung auf's neue in Erinnerung.[2]) In Holstein bestand die Sitte der Elevation sogar bis zum Ende des achzehnten Jahrhunderts.[3])

Und dies führt uns zurück zu der Frage des Altares in den lutherischen Landeskirchen. In der ursprünglichen Lehre Martin Luther's lag für das Fortbestehen eines Altares eben so wenig ein Grund wie in derjenigen Zwingli's, und wir haben von Luther selbst das Wort vernommen, daß der Altar so nicht bleiben könne. Aber, indem die Elevation beibehalten wurde, blieb auch diejenige Stätte, von der aus allein sie zweckmäßig geschehen konnte: der Hochaltar. So in allen denjenigen Ländern, welche von Wittenberg aus unmittelbar oder mittelbar die Anregung der Unterordnung des Kirchenwesens unter die weltliche Gewalt empfingen: in ganz Norddeutschland, in Schweden, in Dänemark, in Norwegen.

In dem Maße wie der Aggressive des Calvinismus gegenüber das lutherische Landeskirchenthum mehr conservativ

---

1) Häberlin-Senkenberg XXI, 481.

1) Der Chur Brandenburg Reformations-Werk u. s. w. 57.

2) Hassenkamp II, 188. Nach Daniel, codex lit eccl. Luth.

3) A. a. O.

wurde, bildete sich sogar die Meinung aus, daß in nicht-katholischen Kirchen der Fortbestand des Altares — denn neue Kirchen baute man im sechszehnten Jahrhundert nicht — spezifisch lutherisch sei. Der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz calvinisirte sein Land und zerbrach die Altäre. Sein Nachfolger Ludwig war lutherisch. „Als die Lutheraner wieder die Oberhand erhielten, 1577, nahmen sie in der Kirche den Tisch hinweg, der den Reformirten gedient hatte, und bauten einen neuen hin, der die Gestalt eines Altares hatte".[1]) — Anders der Landgraf Moritz von Hessen, der sein Land calvinisirte. „An der Stelle der steinernen Altäre soll eine mit schwarzem Leinen ganz behangene hölzerne Tafel stehen, über die beim Nachtmahl ein weißes Tuch gelegt wird. Statt des goldenen Bechers soll ein hölzerner gedreheter Becher gebraucht, jener sammt den alten Glocken nach Hofe geschickt werden".[2])

Derartige Thatsachen ergeben, daß nach und nach das Fortbestehen des Altars als das äußerlich unterscheidende Merkmal des Lutherthumes gegenüber dem Calvinismus angesehen wurde. Als im Januar 1701 der erste preußische König Friedrich in Königsberg verkünden ließ, daß er, nachdem er selber sich die Krone aufs Haupt gesetzt, auch eine Salbung an sich in der bis dahin lutherischen Schloßkirche vornehmen lassen werde, erwuchs bei den Lutheranern dort die Besorgniß, daß er vorher den Altar mit dem Kreuze darauf beseitigen wolle.[3]) Die Besorgniß war nicht begründet: vielmehr schenkte der König neben anderer Zier ein neues silbernes Kreuz.

Wie in den kirchlichen Gebäuden, welche die lutherischen Landeskirchenthümer von den Vorfahren überkommen haben, allgemein der Hauptaltar erhalten ist: so dürfte auch

---

1) Arnold, Kirchen- und Ketzerh. II, 136.

2) Rommel IV. Anm. S. 84.

3) Theatrum Europaeum XVI, 116.

in keiner der lutherischen Kirchen, die später gebaut sind, der Altar fehlen. Die Frage der Berechtigung dazu mag den Betheiligten selbst anheimgestellt bleiben. Uns Anderen erscheint der Altar in einem lutherischen Kirchengebäude als eine Erinnerung zugleich und Mahnung zur Rückkehr zu der Einen und allgemeinen Kirche, von der die Vorfahren sich weniger freiwillig getrennt haben, als getrennt worden sind durch die Bethätigung des paganischen Satzes des cujus regio, ejus religio.

Onno Klopp.

XXI.

Die „Los von Rom“-Bewegung in Oesterreich.

V.

Wir haben schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht und müssen es immer wieder betonen, daß wir es bei der österreichischen Abfallshetze lediglich mit einer politischen Aktion der deutsch-radikalen Partei Oesterreichs zu thun haben. Sie hat die Parole „Los von Rom“ ausgegeben und sie ist es auch, die bis zur Stunde tapfer an der Arbeit ist, die Parole durchzuführen. Die kräftigste Unterstützung fand sie gleich am Anfange bei dem reichsdeutschen „Evangelischen Bunde“ und es gewinnt nachgerade den Anschein, als ob die österreichischen Deutschradikalen von dem „Evangelischen Bunde“ den ersten Impuls zu ihrem Feldzuge gegen die katholische Kirche empfangen hätten. Fest steht, daß gleich beim Beginne des Feldzuges unsere Deutschradikalen und die reichsdeutschen evangelischen Bündler gemeinsame Sache machten. Letztere hatten, das unterliegt



keinem Zweifel, es schon längst auf Oesterreich abgesehen. Nur wollte sich keine Gelegenheit bieten, mit ihrer „evangelischen" Arbeit einzusetzen. Badeni sollte sie ihnen verschaffen. Als dieser seine Sprachverordnungen herausgab und das Nationalbewußtsein der Deutschen sich dagegen aufbäumte, da konnte der „Evangelische Bund" seine Zeit für gekommen halten. Er bandelte mit den radikalen Deutschösterreichern an und versprach ihnen seine thatkräftigste Mitarbeit und Unterstützung. Nun konnte der Tanz gegen die katholische Kirche losgehen.

Unserer deutschradikalen Partei war es indessen gar nicht darum zu thun, die Deutschösterreicher evangelisch zu machen. Ihr lag am „evangelischen" Christenthum blutwenig. Es sei hier nur an den schon citirten Ausspruch des bekannten Reichsrathsabgeordneten Wolf in seiner „Ostdeutschen Rundschau" erinnert: „Wiederholt betonen wir, daß das deutschvölkische Losungswort: ‚Los von Rom' lediglich und ausschließlich politischen Erwägungen entspringt. Zur religiösen Werbung im Sinne irgend eines Bekenntnisses kann sich eine deutschvölkische Partei nie und nimmer hergeben." Nicht das „Hin zu Wittenberg," sondern das „Los von Rom" war ihr die Hauptsache. Es war ihr daher auch ganz gleichgiltig, ob ihre Leute zur evangelischen Kirche, oder zur altkatholischen Sekte, oder zu sonst einer religiösen Genossenschaft abfielen; wenn sie nur abfielen von der katholischen Kirche. Das war das Entscheidende. „Los von Rom" schrieen die Deutschradikalen; die evangelischen Bündler aber schrieen dazu: „Hin zu Wittenberg", und unsere Deutschradikalen stimmten sehr bald mit ein in diesen bündlerischen Ruf, einmal aus Dankbarkeit für die reichlich fließenden Subsidien, dann aber auch deshalb, weil das „Hin zu Wittenberg" seine großen politischen Vortheile hatte.

Die politischen Zwecke unserer radikalen deutschösterreichischen Partei concentriren sich in dem Rufe: ‚Los



von Habsburg!' Sie wollen nicht, daß ein Habsburger über sie herrsche. Sie wollen übrigens auch nicht, daß etwa ein Hohenzoller über sie das Scepter führe. Sie wollen überhaupt keine Herrschaft über sich. Sie wollen selbst herrschen, sie wollen frei sein von jeder Unterthänigkeit, autonom im vollen Sinne des Wortes, Republikaner. Die Principien der französischen Revolution, das sind auch die Principien unserer Deutschradikalen. Wer ihnen zur Durchführung dieser Principien hilfreiche Hand bietet, ist ihnen willkommen und wenn ihnen ein „Gang nach Wittenberg" gute Dienste verspricht, so gehen sie auch nach Wittenberg und huldigen dem „reinen Evangelium." So lange natürlich nur, als die „guten" Dienste anhalten.

Radikale Existenzen, wie sie sich heute in den Reihen der Deutschösterreicher in großer Zahl vorfinden, gibt es übrigens auch bei den anderen Oesterreich bewohnenden Nationen. Die Czechen z. B. haben daran am wenigsten Mangel. Wohl ist das czechische Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl von Haus aus conservativ und kaisertreu gesinnt; aber es geräth, Dank der Wühlarbeit einer liberal-radikalen Presse, immer mehr in eine Strömung hinein, welche mit der deutsch-radikalen parallel läuft. Und bei den radikalen Czechen heißt es wie bei den radikalen Deutschen: „Los von Rom"; aber während die Letzteren dazu sagen: „Hin zu Luther", rufen die ersteren: „Hin zu Hus"![1]) Alles

1) Das Interesse für Hus und den Husitismus war ja beim czechischen Volke nie ganz erloschen; in neuerer Zeit aber regt er sich wieder in ganz bedenklicher Weise. Besonders wird von der jungczechischen Partei dieses Interesse protegirt und propagirt, natürlich weniger um der Religion, als der Nation willen. Es bildete sich ein Comitee zur Errichtung eines Denkmals für den „großen Sohn und Martyrer der böhmischen Nation;" Geldsammlungen wurden veranstaltet zur Gründung eines „Husfonds", und die Stadt Prag erbot sich, alljährlich aus Gemeindemitteln die Summe von 1000 Gulden beizusteuern. Als das Hus-Comitee an die Stadtvertretung das Ansuchen

aber klingt wiederum aus in dem Rufe: ‚Weg von Habsburg‘. Für unsere Radikalen, gleichviel ob deutsche

stellte, für die Aufstellung des projektirten Hus=Denkmals einen würdigen Platz innerhalb der Stadt zu überlassen, resolvirte sich die Stadtvertretung dahin, daß das Denkmal in Prag Aufstellung finden solle, ließ jedoch die Frage offen: Wo? Bezeichnend ist, daß bei den bezüglichen Verhandlungen auf dem Rathhause ein als „ultramontan“ geltender Stadtverordneter auf die Frage, ob er für oder gegen die Aufstellung eines Hus=Denkmals in Prag sei, die Antwort gab: „Als Katholik stimme ich dagegen, als Czeche dafür;“ als ihm aber bedeutet wurde, daß er als Stadtverordneter entweder Ja oder Nein sagen müßte, sagte er sein czechisches Ja. Voriges Jahr nun trat das Hus=Comitee an die Stadtrepräsentanz mit dem Ersuchen heran, für die Aufstellung des Denkmals den „Großen Ring“, den schönsten Platz Prags zu überlassen, und per majora wurde diesem Ersuchen willfahrt. In der Mitte dieses Platzes aber steht eine von der kaiserlichen Familie gestiftete und beim gläubigen Volke in hohem Ansehen stehende Mariensäule. Die liberalen und radikalen Mitglieder der Stadtvertretung stimmten nun für die Entfernung der Mariensäule resp. für eine anderweitige Aufstellung derselben, auf daß der Magister Hus allein den Platz „schmücke“; doch diese Ansicht drang nicht durch. So wird denn eines Tages in der „katholischen“ Stadt Prag die Merkwürdigkeit zu sehen sein, daß die hochgebenedeite Mutter unseres Erlösers und Magister Hus auf ein und demselben Platze verherrlicht werden! — Wer heuer am 6. Juli, dem Sterbetage Hus', durch die Stadt Prag ging, konnte nur staunen über die vielen Husbilder, mit welchen die Schaufenster der meisten czechischen Kunst= und Buchhändler geschmückt waren. An nicht wenigen war sogar Hus auf dem Scheiterhaufen stehend, und Christus in lichter Gestalt zu ihm sich niederbeugend und ihn küssend, zu erblicken! — Vor nicht langer Zeit sind auch die von Hus stammenden „Postillen“ durch eine liberale czechische Buchhandlung von neuem aufgelegt worden, und eine katholische czechische Buchhandlung fand nichts Ungereimtes darin, diese Postillen auch in katholischen Priesterkreisen unterzubringen! Merkwürdige Erscheinungen das! Wieder ein Beweis dafür, daß der Geist des Widerspruches gegen die Kirche, sobald er nur in einem nationalen Mäntelchen auftritt, selbst da sich einzuschmuggeln vermag, wo man es am wenigsten erwarten sollte.



oder czechische, sind katholische Kirche und Habsburger Dynastie gleichwerthige Begriffe; ihre Angriffe auf die Kirche qualificiren sich immer auch als Angriffe auf die Dynastie. Die Schläge, welche sie der Kirche beibringen, gelten im Grunde der Dynastie. So ist es heute und so war es immer in Oesterreich.

Gewiß, so war es immer. Wir erinnern nur an die Geschichte Oesterreich's im ausgehenden 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert. Damals ging eine starke Los von Rom-Bewegung durch Oesterreichs Erblande. Dank den eigenartigen Verhältnissen und Umständen, in welchen die Erblande sich damals befanden, gelang es dem Protestantismus, in dieselben einzudringen und sich sogar eine maßgebende politische Stellung zu erringen. Auch Böhmens Bevölkerung ging zum größten Theile der Kirche verloren. Die damaligen radikalen Los von Rom-Schreier feierten Triumphe auf Triumphe. 1618 fühlten sie sich stark genug, der Habsburgischen Dynastie den Handschuh hinzuwerfen: sie stürzten die kaiserlichen Statthalter Martinic und Slawata zum Fenster hinaus, rissen die böhmische Königskrone vom Haupte der Habsburger und übertrugen sie auf den damals hervorragendsten protestantischen deutschen Fürsten, den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz.[1])

---

1) Komisch wirkt es, wenn Protestanten die böhmische Revolution noch vertheidigen. In einer der letzten Broschüren des „Evangelischen Bundes", betitelt: „Die evangelische Bewegung in Oesterreich" und verfaßt von einem „süddeutschen Pfarrer", heißt es S. 18: „Böhmen war zu 9/10 evangelisch, die Glaubensfreiheit garantirt, aber die Fürsten waren Schwächlinge, die Jesuiten wühlten und wütheten, die mit heiligen Eiden beschworene, durch Kaiserwort zugesicherte Freiheit wurde auf's schnödeste verletzt. Wem sollten die Bürger des Staates noch vertrauen, wenn die Gesetze von den ersten Räthen der Krone, von den höchsten Würdenträgern gewissenlos gebrochen werden und der Träger der obersten Gewalt Ja und Amen dazu sagt? Damals wurden im Namen des Katholicismus

Dieses gewaltthätige hochverrätherische Beginnen der böhmischen Radikalen blieb indessen nicht ohne die verdiente Sühnung. Auf Habsburgs Thron saß in jener schweren Zeit ein Mann, der klaren Blickes die Verhältnisse durch- und überschaute, der die Zeichen der Zeit verstand und Kraft und Entschlossenheit genug besaß, das Erbe seiner Väter zu retten. Unterstützt von dem katholischen Fürstenbunde in Deutschland, der sogenannten „Liga", warf er die böhmische Revolution nieder. Die Schlacht auf dem Weißen Berg bei Prag, am 8. November 1620, vernichtete das Heer der Rebellen, zwang den Kronenräuber Friedrich von der Pfalz, den bekannten Winterkönig, zur eiligen Flucht und brachte das Land an seinen rechtmäßigen Besitzer zurück. Nun galt es das unerhörte Majestätsverbrechen zu rächen und die Wiederkehr einer Revolution im Keime zu ersticken. Die Hauptmissethäter, 28 an der Zahl, wurden deßhalb dem Blutgerichte überliefert (21. Juni 1621) und Ferdinand verfügte die Bändigung und Ausrottung des Protestantismus im ganzen Lande. Daß er zur Beseitigung der lutherischen Reformation in Böhmen, wie auch in seinen übrigen Erblanden, berechtigt war, unterliegt keinem Zweifel, angesichts des damals innerhalb des deutschen Reichsgebietes herrschenden Staatsgrundgesetzes: Cujus regio, ejus religio, d. i., der Landesherr bestimmt die Religion seiner Unterthanen. Dieses

---

Verbrechen aufgehäuft, die auch eine Lammesnatur rasend machen mußten. Auf diesem Wege wurden die Böhmen zur Revolution gezwungen." Gesetzt, die in den Vordersätzen aufgezählten „Verbrechen im Namen des Katholicismus" seien wahr, was folgt daraus? Revolution machen? Wie ein Mann vom „reinen Evangelium" einen solchen Schluß machen kann, ist wirklich — komisch. Er lese gefälligst den Brief des hl. Paulus an die Römer, Kap. 13, nach. Uebrigens sind die Vordersätze keine „Geschichte", sondern protestantische „Phantasie"! Siehe Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 5. Bd., 3. Buch.



Recht nahm Ferdinand auch für sich in Anspruch. Dasselbe konnte ihm am wenigsten von protestantischer Seite bestritten werden, da gerade die protestantischen Fürsten es zuerst in der ausgiebigsten Weise für sich ausgenützt haben. Sie waren es ja, welche auf dem Reichstage zu Speyer (1529) Kaiser Karl V. die Anerkennung dieses Rechtes abtrotzten, um für sich die Freiheit zu gewinnen, in ihren Gebieten nach Herzenslust zu „reformiren." Und wenn später auch katholische Fürsten dieses Recht für sich reklamirten, zum Vortheile des Katholicismus und zum Nachtheile des Protestantismus, wie z. B. eben Ferdinand oder der Erzbischof von Salzburg, der die protestantisirenden Bauern seines Gebietes des Landes verwies, so haben am allerwenigsten die Protestanten Grund, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen.

Aber nicht bloß berechtigt war Ferdinand II. zu seinem scharfen Vorgehen gegen den Protestantismus, sondern auch verpflichtet. Der Weiterbestand seiner Dynastie, das ruhige und friedliche Gedeihen seiner Erblande forderten von ihm gebieterisch, daß er alle dynastiefeindlichen, den religiösen Frieden störenden, die Ruhe im staatlichen und politischen Leben gefährdenden Elemente unmöglich mache. Dieser Forderung konnte und durfte er sich nicht entziehen. Dafür war er Regent und der verantwortliche Träger der Souveränitätsrechte. Und wenn er der Ueberzeugung war, daß die gefährliche Krisis, welche die Habsburgischen Lande nur mit großer Mühe überwinden konnten, im Protestantismus ihren eigentlichen Ursprung hatte, so war diese Ueberzeugung gewiß nicht grundlos. Wo eine Thatsache von solchem Gewichte wie die böhmische Revolution redet, da hören alle Einbildungen auf. Ferdinand II. als einen „grausamen Wütherich" und „fanatischen Protestantenverfolger" hinstellen und vernadern, wie es in protestantischen Geschichtsbüchern und Flugschriften Sitte ist, ist eine Ungerechtigkeit, die auf das entschiedenste zurückgewiesen

werden muß.[1]) Daß die Protestanten für Ferdinand keine Sympathie haben, begreift sich, wird auch von ihnen gar nicht erwartet; aber das muß verlangt werden, daß sie sich bei der Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen nicht vom Gefühle, sondern von der Gerechtigkeit leiten lassen.

Mehr denn je hat sich seit den Tagen Ferdinands II. in Oesterreich, bei Dynastie wie Bevölkerung, der Gedanke festgesetzt, daß die Erhaltung und die Wohlfahrt des Reiches nur in dem innigsten Anschlusse an die katholische Kirche gesichert ist. Der österreichische Staatsgedanke ist ein wesentlich katholischer. Und wie die Rettung Oesterreichs durch Ferdinand nur dadurch zu erreichen war, daß der Protestantismus aus dem Lande verwiesen und die Glaubenseinheit im katholischen Bekenntnisse wieder hergestellt wurde, so werden ganz gewiß auch die jetzigen Wirren, in welche das Reich verstrickt ist, nicht dadurch ihre Lösung finden, daß der Protestantismus in's Land gerufen wird, sondern gewiß nur dadurch, daß die Kirche in die Lage versetzt wird, ihre reichen moralischen Kräfte allseitig zu entfalten, daß sie sich in vollster Uneigennützigkeit in den Dienst des Volkes stellt, und ihren beruhigenden, ausgleichenden, versöhnenden Einfluß voll und ganz allüberall zur Geltung bringt. Dazu gehört freilich ein großes Maß von Freiheit für die Kirche. Eine von der staatlichen Bureaukratie am Gängelbande geführte, ihres berechtigten Einflusses auf das höhere wie niedere Schulwesen beraubte, der Verfolgungssucht einer charakterlosen ungläubigen Presse fast schutzlos preisgegebene Kirche kann unmöglich das leisten, was sie leisten sollte und könnte. „In deinem Lager ist Oesterreich", ruft Inspektor J. Diefenbach in seiner Broschüre: „Die

1) Vergl. „Geschichte Ferdinands II." von Fr. v. Hurter. Schaffhausen 1864. 4 Bde. Besonders beachtenswerth die Charakterisirung Ferdinands im letzten Buche des 4. Bds.



Wahrheit über die Los von Rom-Bewegung in Oesterreich" dem österreichischen Klerus zu. Wir aber möchten lieber, was hier dem Klerus allein zugerufen wird, der ganzen Kirche zurufen: „In deinem Lager ist Oesterreich." Gewiß im Lager der Kirche ist Oesterreich; mit der Kirche steht und fällt es. Dieser Satz soll aus den Annalen der Geschichte noch weitere Beleuchtung finden.

Nehmen wir die von vielen so hochgepriesene, von den wahren Freunden Oesterreichs aber nicht genug zu bedauernde Zeit Josephs II. Wir wollen die Absichten dieses Kaisers bei seinen merkwürdigen Maßnahmen gegen die Kirche auf die ihnen zu Grunde liegende Gesinnung nicht näher untersuchen; aber offenkundige Thatsache ist, daß bei seinem Tode (1790) das ganze österreichische Staatsgefüge gewaltige Risse zeigte. Joseph führte Culturkampf gegen die Kirche, schlimmer als es die Preußen in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts gethan haben. Er hob eine Menge Klöster und kirchliche Institute auf und confiscirte deren Vermögen; reglementirte bis in das Innerste des Heiligthums hinein; errichtete die berüchtigten Generalseminare, in denen der angehende Klerus an Geist und Herz verkümmerte und bestenfalls zu einer Schaar religiöser Polizeileute im Dienste des Staates ausgebildet wurde. Was hat, fragen wir, dieser Josephinische Culturkampf dem österreichischen Staatswesen genützt? Nichts genützt hat er ihm, nur geschadet; er hat ihm Wunden beigebracht, an denen es heute noch laborirt. Joseph starb frühe, aber nicht zu frühe, um noch zu sehen, wie verderblich seine Kirchenpolitik gewesen. Als er die Regierung antrat, freute sich sein Land der Ruhe und des Friedens, das Werk seiner Mutter, der großen Kaiserin Theresia; als er aber die Augen schloß, war alles in Gährung. Ein Glück für das Reich war es noch, daß nun bald die unsagbar schweren Zeiten der Napoleon'schen Gewaltherrschaft eintraten; denn diese zwangen die Völker Oesterreichs, sich enger an einander und



an die Dynastie anzuschließen und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Abwehr der gemeinsamen Gefahr hinzurichten, worüber sie denn der Mißhandlung durch Kaiser Joseph vergaßen. Was Joseph that, war auch ein „Los von Rom", nur einige Nummern tiefer, als das heutige; zum Heile Oesterreichs war es aber nicht.

Eine weitere unerfreuliche Periode der österreichischen Geschichte liegt nicht gar weit hinter uns. Es ist die Zeit der Herrschaft des deutschen Liberalismus im Wiener Parlamente in den 60er und 70er Jahren. Damals war die Gesetzmacherei gegen die Kirche an der Tagesordnung. Regierung wie „Volksvertretung" überboten sich in Verunglimpfungen der Kirche im Namen der modernen Staatsidee. Das Concordat wurde über den Haufen geworfen, die interconfessionellen Gesetze wurden erlassen, das ganze Schulwesen wurde säkularisirt. Die katholische Kirche wurde, einer minimalen Minorität Andersgläubiger zulieb, ihrer tausendjährigen Vorzugsstellung im Staate beraubt und Oesterreich, das alte katholische Oesterreich, um seinen traditionellen katholischen Charakter gebracht. Und die Folge? Das „modern" gewordene Oesterreich steht heute am Rande des Verderbens. Alle Nationen sind in Aufruhr und in grimmiger Kampfesstellung gegen einander; keine ist zufrieden; die Gesetzgebungsmaschine steht stille; das schöne Parlamentsgebäude in Wien ist zum Tummelplatze wilder Leidenschaften geworden; des Staates Kraft ist bis in's Mark gelähmt, die Großmachtstellung erschüttert, Oesterreichs Stimme zählt kaum mehr auf dem Gebiete der großen Weltpolitik. Was hat ihm nun die Kirchenpolitik des verjudeten deutschen Liberalismus genützt? Diese Kirchenpolitik ist in einer Weise ad absurdum geführt, wie es eclatanter nicht sein kann.

Neben der gemeinsamen Dynastie ist die katholische Kirche der natürliche Mittel- und Einigungspunkt für die verschiedenen Oesterreich bewohnenden Nationen. Sollen



diese einig bleiben und staatlich zusammengehen, darf das einigende Band um keinen Preis gelockert werden. Und dieses einigende Band sind und bleiben die Anhänglichkeit an die Dynastie und die Liebe zur katholischen Kirche. Beides muß geschont, geweckt, gepflegt und gefördert werden. Sie alle, die Deutschen, die Czechen, die Polen, die Slovenen u. s. w. müssen in gleich pietätsvoller Weise aufschauen zu ihrem gemeinsamen Landesvater und zu ihrer gemeinsamen geistigen Mutter, der katholischen Kirche. Hier müssen sie sich zusammenfinden. Dynastie und Kirche: eine andere Grundlage für das österreichische Staatswesen gibt es nicht. Die „Los von Rom"-Rufer der 60er und 70er Jahre glaubten ein besseres Fundament legen zu können, als Oesterreichs große Regenten des 16. und 17. Jahrhunderts gelegt haben und für dessen Güte die Geschichte zeugt. Die kirchenstürmenden Deutschliberalen haben die Staatsgesetzgebung „entkatholisirt", haben die Kirche degradirt, deren Einfluß auf das öffentliche Leben „gesetzlich" beseitigt, ihre erhabene Mission unter staatliche Controle gestellt, wähnend, daß es so für des Reiches Wohlfahrt dienlich wäre. Aber ein Wahn nur war es. Tieferblickende sagten es voraus, daß, wenn das Einigende der verschiedenen Nationen vernachlässigt oder gar bekämpft wird, das Trennende dann um so stärker hervortreten und sich geltend machen werde. So kam es. Der kirchliche und damit auch der dynastische Geist war zurückgedrängt, der nationale trat dafür jetzt in den Vordergrund, Oesterreich in so viele Lager scheidend, als es Nationen hat. Man täusche sich nicht, die Nationalitätenkämpfe sind nicht von gestern; sie werden auch nicht eher verschwinden, als bis die verfehlte Kirchenpolitik der deutschliberalen Partei eine gründliche Correktur gefunden hat.

Oesterreich ist kein Nationalstaat, wie etwa Frankreich oder Spanien, welche es nur mit einer Nation zu thun haben; darum kann Oesterreich als Staat auch keine

nationale Politik treiben. Würde es die Politik der Czechen z. B. zur Politik des Staates machen, müßte dies nothwendig den Unmuth nicht nur der Deutschen, sondern auch der anderen Nationen herausfordern; umgekehrt müßte es sich den Zorn der Slaven auf sich laden, wenn es auch nur versuchen wollte, die Macht des Staates den speciellen Interessen der Deutschen dienstbar zu machen. Nationale Politik ist in Oesterreich unmöglich und die Regierungskunst der österreichischen Staatsmänner kann nur darin bestehen, allen nationalen Sonderbestrebungen der einzelnen Nationen gegenüber sich ablehnend zu verhalten, dagegen den specifischen österreichischen Staatsgedanken mit allen Mitteln zu wecken, zu pflegen, zu entwickeln und zu befestigen. Dieser specifisch österreichische Staatsgedanke aber concentrirt sich, wie gesagt, in der Liebe zur Habsburgischen Dynastie und zur katholischen Kirche. An diesem Staatsgedanken hat sich die deutsche liberale Partei in ihrer Herrschsucht und Kirchenfeindlichkeit schwer versündigt. Die Nemesis vollzieht sich schon unter unseren Augen. Möchte es den patriotischen Elementen aus allen Nationen gelingen, sich zu sammeln und in gemeinsamer Arbeit den gründlich verfahrenen österreichischen Staatswagen wieder flott zu machen.

Der österreichische Staatsgedanke ist der von Schönerer und Wolf geführten deutsch-radikalen Partei in der Seele verhaßt. Ihre ganze Agitation richtet sich gegen ihn. Im Schatten der Badeni'schen Sprachenverordnungen konnte diese Agitation in der deutschen Bevölkerung weithin Boden gewinnen; nun aber die Sprachenverordnungen nicht mehr existiren, hat auch die deutsch-radikale Agitation ihre Werbekraft eingebüßt. Mit der Los von Rom-Bewegung stockt's. Beweis ist z. B. ein Circular, welches Ende Mai von Innsbruck aus an viele Zeitungsredaktionen versandt wurde. Dasselbe hat folgenden Wortlaut:

Vertraulich! Unentbehrlich für die Los von Rom-



Bewegung. Innsbruck, 20 Mai 1900. Verehrliche Schriftleitung. Zur Förderung der Los von Rom-Bewegung, die eines der wirksamsten Mittel im Kampfe um unser Volksthum ist, werden ab 1. Juni d. J. in unserem Verlage wöchentliche „Mittheilungen an die deutsche Tagespresse zur Förderung der Los von Rom-Bewegung" erscheinen. Die Mittheilungen sind als willkommener Behelf für die verehrlichen Schriftleitungen gedacht, denen die rasch wechselnden politischen Geschehnisse im krankenden Oesterreich oftmals keine Zeit lassen, an eigene kirchliche Aufsätze auch nur zu denken. Darunter leidet die Bewegung, die nur dann steten Fortgang nehmen kann, wenn die Tagespresse ununterbrochen neue Beweise gegen Rom häuft. Insbesondere der kirchlichen Presse im Deutschen Reiche und der Schweiz werden die Mittheilungen sehr willkommen sein. Wir zeichnen mit treuem Handschlag und Heilruf: Der „Scherer"-Verlag.

Mit seinen hier angekündigten und bereits auch schon gelieferten „Mittheilungen" wird der Innsbrucker Radikale nicht viel erreichen, höchstens, daß er sich — blamirt, wogegen wir nichts einzuwenden haben.

Daß ein bedeutender Procentsatz unserer akademischen Jugend im deutsch-radikalen Fahrwasser segelt, ist in den Histor.-polit. Bl. schon wiederholt hervorgehoben worden. War es doch gerade eine Studentenversammlung (zu Wien am 10. und 11. Dezember 1897), in welcher die Parole: „Los von Rom" ausgegeben wurde. Von Zeit zu Zeit fühlt die deutsch-nationale Studentenschaft das Bedürfniß, durch ungezogene Bübereien gegen katholische Professoren (z. B. Dr. Hirn in Wien, Herbst 1899) oder durch Raufereien mit Mitgliedern katholischer Studentenverbindungen sich bemerkbar zu machen. Derartige „Heldenthaten" aber wirken nichts weniger als empfehlend für „Los von Rom"; und wenn Wolf mit Hinweis auf seine unreife akademische Gefolgschaft sich brüstet, die deutsche „Intelligenz" auf seiner Seite zu haben, so ist das die Prahlerei eines Irren.



Die deutsch-radikale Presse, welche in Folge des Sprachenrummels, und Dank den aus Reichsdeutschland reichlich zufließenden Geldsubsidien, in letzter Zeit eine nicht unbedeutende Ausdehnung gewonnen hat, arbeitet im Schweiße ihres Angesichtes weiter an der „Aufklärung" des deutsch-österreichischen Volkes und an der Werbung für den Protestantismus. Indessen ist diese Arbeit zu schmutzig, daß es für den Protestantismus keine Ehre ist, auf diese Weise befördert zu werden. Vor uns liegen Nummern der „Egerer Nachrichten",[1]) der in Saaz erscheinenden „Nationalen

---

1) In ihrer Nummer vom 19. Wonnemonds, d. h. Mai, (bekanntlich verabscheuen die Deutschradikalen die herkömmliche Bezeichnung der Monate und bedienen sich „altdeutscher" Benennungen!) fallen die „Egerer Nachrichten" in einem langen Artikel, betitelt: „Ein Benediktinermönch" über P. Alban Schachleiter von Prag her. Derselbe hielt im Mai eine Woche hindurch in der Egerer Decanalkirche einen Cyklus von Predigten gerade über jene Wahrheiten, welche in der „Los von Rom"-Bewegung am meisten angegriffen, entstellt und verketzert wurden und werden. Der Erfolg war, wie öffentliche Blätter alsbald zu berichten wußten, ein unerwarteter. Eine mit jedem Tage sich mehrende, nach Tausenden zählende Zuhörerschaft aus Stadt und Land umstand die Kanzel des Predigers und lauschte den einfachen, überzeugenden, mit großer Wärme gesprochenen Worten eines nur im Dienste der Kirche arbeitenden Mönches. Die Glaubenden wurden gläubiger, die Schwankenden fanden wieder Halt und Stärke, die aus Neugierde gekommenen Un- oder Andersgläubigen wurden zum Nachdenken gezwungen. Dieser Erfolg in Eger, der „Hochburg" der Schönerer-Partei, war natürlich dem „Los von Rom"-Organ gewaltig gegen den Strich. Unter Anderem perorirte es: „Der römische Hetzkaplan steht inmitten einer unangemeldeten Versammlung und kannegießert darauf los, ohne daß einer von den Zuhörern das Recht hätte, seine eigene bescheidene Gegenmeinung zu äußern." Apologetische Predigten halten, wird hier „kannegießern" genannt, und der Gottesdienst in der Kirche, bei welchem diese Predigten zum Vortrage kamen, heißt in der Sprache der Deutschradikalen „unangemeldete Versammlung." Und für solche „unangemeldete



Zeitung" und der von der deutsch-nationalen Zeitungsgenossenschaft für Töplitz-Schönau-Turn herausgegebenen „Deutschen Volkswacht." Vernünftige Erörterungen sind in diesen Blättern wenig zu finden. Blöde Schimpfereien über mißliebige politische Persönlichkeiten, Geschichtsverdrehungen, fades Geschwätz über Kirche und Klerus, Verleumdungen von geistlichen Personen und Instituten: das ist größtentheils der Inhalt dieser deutschradikalen Zeitungen. Daß derartige Geistesnahrung auf die Dauer vorhalten werde, ist selbst für Nordböhmen nicht gut denkbar. Und das will etwas sagen für ein Gebiet, das im Rufe steht, an der Spitze des „Freisinns" zu marschiren.

Für den 16. Juli hatte Schönerer seine Getreuen aus dem Egerlande zu einer „alldeutschen Tagung" nach Eger berufen. An die 4000 sollen zur Stelle gewesen sein, der Mehrzahl nach offenbar Protestanten aus dem nahen Asch und dessen Bezirk. Daß auch die „Los von Rom"-Frage zur Besprechung kommen würde, war selbstverständlich und der bekannte K. Wolf hatte sich selbst dieses Thema reservirt. Einem Zeitungsberichte zufolge sagte er u. A.:

„Mit den Slaven würden wir leicht fertig werden! Sie würden auch nicht so fanatisch sein, wenn sie nicht die Deutschklerikalen an ihrer Seite hätten. Der Klerikalismus ist des Deutschthums Hasser, der Feind jeder Entwickelung, darum verbindet er sich mit den Slaven, diesem ausgesprochenen Heerdenvolke. Immer, wenn unser Volk auf

Versammlungen" verlangen die neumodischen Freiheitshelden — polizeiliche Controle. Denn in dem Artikel heißt es gegen Schluß: „Wir verlangen, daß die Gesetzgebung schleunigst daran gehe, hierin Wandel zu schaffen, damit der ultramontanen Anarchie der sicherste Schlupfwinkel genommen werde." Also „Kanzel"-Paragraph für die ihrer Kirche treuen Geistlichen auch im katholischen Oesterreich! Und zwar „schleunigst", als ob die Abfallsbewegung schon in den letzten Zügen läge.

der Höhe der Situation stand, kam jene böse Gewalt über die Alpen und griff mit ihrer knöchernen Hand in unser Leben ein."

Nach dieser Probe kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie die Rede Wolf's ausgefallen ist. Eine Brandrede wildester Art war sie, wie sie auch von einem Apostaten nicht anders zu erwarten stand. Sein schließlicher Appell an die Frauen, in den Ruf: „Los von Rom!" kräftig miteinzustimmen und darnach zu handeln, scheint indessen nicht viel genützt zu haben. Ueberhaupt sprechen alle Anzeichen dafür, daß es mit der Herrschaft der Deutschradikalen im Egerlande, so weit es katholisch ist, zu Ende geht. Das Städtchen Wildstein hat schon officiell, durch das Bürgermeisteramt, die Parole: „Los von Schönerer" ausgegeben;[1]) andere Orte werden nachfolgen.

In letzter Zeit sind wiederholt reichsdeutsche protestantische Prediger wegen ihres Eingreifens in die antiösterreichische „Los von Rom"-Bewegung aus Oesterreich ausgewiesen worden, so der bekannte Pfarrer Lic. Bräunlich von Wetzdorf im Thüringischen, der Anfangs Juli in Brünn sprechen

1) In Wildstein sollte Anfangs Juni ein Gauturnfest stattfinden und hatten sich die Geschäftsleute, besonders die Wirthe, darauf eingerichtet. Durch die Quertreibereien der Schönerianer, die den Wildsteinern wegen einer geringfügigen Sache gram waren, aber kam es, daß viele Turnvereine ausblieben und das Fest theilweise Fiasko machte. Wildstein hatte sonst immer zur deutsch-radikalen Fahne gehalten, den Schönerianer Hofer in den Landtag gewählt; nun aber materiell geschädigt, kam es zur Einsicht, daß die Schönerer-Partei Land und Leuten zum Verderben gereiche. Am Schlusse der vom Bürgermeisteramte selbst ausgehenden Absage heißt es: „Zum Schlusse sei noch gesagt, daß für Proselytenmacherei in Wildstein kein Platz ist. Das Losungswort der Bevölkerung von Wildstein ist von nun an: Los von Schönerer, los von Hofer." Dafür wurde auf der „alldeutschen Tagung" in Eger Wildstein in Acht und Bann gethan!



wollte, und am 13. Juli die beiden sächsischen Pfarrer O. Sommer von Bärenwalde und Curt Becker von Dörenthal, welche zu Neundorf in Böhmen in einer „Los von Rom"-Versammlung gesprochen haben. Diese Ausweisungen, zu denen die österreichische Regierung vollauf berechtigt und verpflichtet war, hat nun den Zorn der deutschradikalen Partei gewaltig gereizt. Sie beschloß, beim nächsten Zusammentritte des Reichsrathes mit Hilfe eines Dringlichkeitsantrages den Ministerpräsidenten von Körber wegen der Ausweisungen zur Rede zu stellen und Rache an ihm zu nehmen. Hoffentlich werden diese deutschradikalen Drohungen dem Ministerpräsidenten den Schlaf nicht rauben. Auch wurde von Dresden aus die Meldung verbreitet, die Führer der national-liberalen Partei Sachsens beabsichtigten, beim Wiederzusammentritte des Reichstages die Reichsregierung über die Ausweisung evangelischer Pastoren aus Oesterreich zu interpelliren. Also Interpellationen hüben und drüben, alles um einiger zudringlicher Sendlinge des „Evangelischen Bundes" willen, die wahrlich besser thäten, sie blieben, wo sie sind, und ließen uns Oesterreicher in Ruhe.

Aus Böhmen. ***



XXII.

Friedrich Wilhelm Weber.

Von Dr. Eduard Arens M.-Gladbach.

1. Als im Jahre 1878 die „Dreizehnlinden" ans Licht traten, war der Name Friedrich Wilhelm Weber in weiten Kreisen noch so gut wie unbekannt. Emanuel Geibel, dem nach der ersten Lektüre des Epos die hohe Bedeutung des Dichters und seiner Schöpfung sofort klar war, fragte im April 1879 bei seinem Sanggenossen Emil Rittershaus telegraphisch an: „Wer ist dein Landsmann Weber, der Verfasser von ‚Dreizehnlinden'?" Aber der Freund mußte zurückdepeschiren: „Buch und Autor sind nicht aufzutreiben", worauf Geibel ihm sein eigenes Exemplar zusandte. Rittershaus hat kurz darauf, unter dem frischen Eindruck der schönen Dichtung, Weber und sein Werk in begeisterten Worten gepriesen und im frommen Wupperthale erstlich bekannt gemacht.

Aber ähnlich wie ihm ist es gewiß den meisten literarisch Gebildeten damals ergangen; und nur im engsten Zirkel seiner Freunde war der vielbeschäftigte Arzt auch als Dichter schon seit langen Jahren bekannt und geschätzt. Hatte er doch schon eine ganze Reihe von Uebersetzungen veröffentlicht, denen die Kritik das verdiente Lob nicht vorenthielt. Aber wie erst „Dreizehnlinden" ihn mit einem Schlage berühmt machte, so erinnerten sich auch erst jetzt



ältere Freunde und Bekannte, die des Lebens Wellen an andere Ufer getragen und Neigung oder Schicksal in fremde Bahnen gelenkt hatte, des Genossen wieder, der schon als Student durch sein tüchtiges Streben, seine lautere Gesinnung und auch durch der Musen Gunst ihnen als Muster und Vorbild gegolten. Gustav Freytag ist hierfür klassischer Zeuge. „Mir erschien Weber, so heißt es in den ‚Lebenserinnerungen‘, als das Ideal eines Dichters . . und ich sah mit großer Hochachtung auf ihn“.

An „Dreizehnlinden“ knüpften sich auch alle Versuche an, die über Webers Lebensgeschichte Auskunft geben. Denn als man erkannt hatte, daß hier ein außergewöhnliches Talent aufgetaucht war, regte sich natürlich auch alsbald das Verlangen, vom Leben des hervorragenden schlichten Mannes Näheres zu erfahren. Diesem Interesse kam — wenn wir von einer Anzahl in Zeitschriften verstreuter Aufsätze absehen — zuerst Heinrich Keiter entgegen. Zehn Jahre später (1894), kurz vor des Dichters Tode schilderte dann Karl Hoeber, Oberlehrer am bischöflichen Gymnasium zu Straßburg, in einer längeren biographischen Studie[2]) unseren Dichter, worin er nicht bloß über „Dreizehnlinden“ hinaus auch die übrigen Schöpfungen eingehender würdigte, sondern auch die Hauptthatsachen des einfachen Lebens festzustellen sich bemühte. Die frisch geschriebene Darstellung sichert ihr ebenso wie dem Keiter'schen Schriftchen auch für die Zukunft einen gewissen Werth.

Was aber beide Darstellungen vermissen ließen, war, daß des Dichters literarische Entwickelung allzusehr im Dunkeln blieb. Ganz jüngst nun ist jene monu-

1) Heinrich Keiter, F. W. Weber, der Dichter von Dreizehnlinden. Paderborn 1884; 5. Aufl. 1897.

2) Karl Hoeber, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. Paderborn 1894; 2. Aufl. 1899.

mentale Weber-Biographie erschienen,[1]) die diese Lücke ausgefüllt und uns eine Schilderung des ganzen Menschen gibt, wie wir sie schon vor Jahren an dieser Stelle (Band 117, [1896] S. 344) als wünschenswerth bezeichnet haben. Julius Schwering war der berufenste Biograph; einem Besseren hätte der Dichter selbst die Aufgabe nicht anvertrauen können. Wenn Goethes Wort immer Geltung behält:

> Willst den Dichter du verstehen,
> Mußt in Dichters Lande gehen,

so wird gewiß doch nur der in „Dichters Landen" das Rechte sehen, der selbst mit frischer Empfindung und tiefem Gefühle den Garten der Poesie betritt. Also dürfte, wenn nicht immer, so doch gewiß oft, der Dichter des Dichters berufenster Interpret sein. Tritt aber zur poetischen Befähigung noch die strenge Zucht der Wissenschaft, die historische Schulung, so sind wir sicher, daß das Urtheil nicht von bloßer Begeisterung eingegeben, sondern vom Verstande begründet, geklärt und vertieft ist, und werden uns gerne einem solchen Führer anvertrauen. Julius Schwering hat schon durch seine „Lieder und Bilder" (1887) ein ungewöhnliches, viel versprechendes poetisches Talent bewiesen, und anderseits auf literarhistorischem Gebiete sich mit Ehren eingeführt; ich brauche hier bloß an seine Arbeit über Grillparzer zu erinnern.[2]) Feinsinniges Urtheil und große Belesenheit zeichnen auch sein neues Werk aus. Aber was das Allerwichtigste und Werthvollste für uns ist: ihm stand auch der gesammte Nachlaß des Dichters zu Gebote, auf dem naturgemäß eine Schilderung seines Lebens sich auf-

1) Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Dr. Julius Schwering, Privatdozenten an der K. Akademie zu Münster. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, F. Schöningh. 424 S. (M. 8,00).

2) Franz Grillparzers hellenische Dramen. 1891.



bauen muß. Schon in den letzten Jahren dem Dichter und seinem Hause nahegetreten (S. 371 ff.), blieb der junge Gelehrte auch in der Folge Freund der Weber'schen Familie und durfte in Muße das ganze Quellenmaterial sammeln und sichten. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sein kundiger Rath auch die Tochter des Verstorbenen bei der Herausgabe der „Herbstblätter" (1895) unterstützt hat.

In Folge des Zusammentreffens all der erwähnten günstigen Umstände durften wir erwarten, in Schwerings Biographie eine im wesentlichen abschließende Leistung zu erhalten. Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. In Einzelnheiten mag noch manches berichtigt und erweitert werden können — obwohl wir auch darin uns werden bescheiden müssen, — im großen und ganzen steht des Dichters Leben und sein Lebenswerk jetzt für alle Zeit fest. Es ist daher wohl am Platze, hier eine zusammenfassende Würdigung der Ergebnisse zu versuchen.

2. Werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Quellen, die dem Biographen zu Gebote standen. Die wichtigste Quelle fließt natürlich in des Dichters Werken, von denen noch weiter unten die Rede sein wird. Auch ist eine ganze Reihe von Aufzeichnungen Weber's vorhanden, zum Theil (was besonders zu begrüßen) aus der Studienzeit, so u. a. Tagebücher über die Reise nach Italien und Frankreich. Sodann kommt der große Briefwechsel in Betracht, natürlich in seinen einzelnen Theilen von ganz unterschiedlicher Bedeutung, je nach Verfassern und Anlaß des Schreibens. Für die älteste Zeit geben eine Reihe von Briefen eines Studiengenossen, Wilhelm Danneil (der später Arzt in Calbe an der Milde war), an seinen Vater über den Studenten Weber die ausführlichste und lebendigste Darstellung. Webers eigene Briefe — die an den genannten Danneil sind leider, abgesehen von einem Bruchstücke, verschollen (S. 400) — werden manchen enttäuschen; aber

wir dürfen nicht vergessen, daß der unermüdlich Thätige seine Zeit zu besseren Dingen nöthig hatte als zum Briefschreiben. So stimmen auch seine Briefe ganz zu seinem innersten Wesen. Wenn er aber zu bestimmten Zwecken seine Feder ansetzt, wie klar, wie wahr fließen da seine Gedanken! Niemand wird ohne Rührung die Briefe lesen, die er an seinen Sohn gerichtet, als dieser großjährig wird (S. 350), und kurz vor seinem Tode (S. 382). Oder wer sollte sich nicht an den Briefen erfreuen, die der junge Arzt an seine Braut geschrieben (S. 144 ff.), „keine Ergüsse eines jugendlich überspannten Schwärmers, sondern die schönsten Töne echter und wahrer Mannesliebe“. - Zu diesen direkten Quellen eröffneten sich zahlreiche indirekte. So hat Frl. Elisabeth Weber uns manche werthvolle Notiz aufgezeichnet, u. a. die Vorlage zum „Goliath“, auf die wir noch zurückkommen müssen. Friedrich Platte, Vikar in Böckenförde, der als Kaplan in Nieheim namentlich wegen seiner germanistischen Kenntnisse dem Dichter nahestand, hat „Erinnerungen an Fr. W. Weber“ verfaßt und dem Biographen zur Verfügung gestellt. Ebenso hat Schwering seine eigenen Aufzeichnungen über den persönlichen Verkehr mit Weber (seit 1893) benutzt. Außerdem sind eine Unzahl von Skizzen und Aufsätzen in den verschiedensten Zeitschriften vorhanden; sofern sie auf näherer Bekanntschaft mit dem Sanitätsrath beruhen, liefern einige davon, wenn auch wie natürlich das Hauptgewicht auf der Würdigung der Werke liegt, hübsche Züge zur Vervollständigung des ganzen Bildes, die man nur ungern entbehren würde. Fügen wir schließlich noch hinzu, daß auch die mündlichen Aufschlüsse der nächsten Freunde, unter deren großer Zahl der 1899 verstorbene Landgerichtsrath Alfred Hüffer in Paderborn und für die letzten Lebensjahre der Abgeordnete Heinrich Wattendorff in Ibbenbüren wohl am meisten hervorragen, sorgfältig benutzt sind, so werden wir gestehen, daß für das Fundament, auf dem das Gebäude ruht, alles von



Seiten Schwerings herbeigeschafft ist, was man billiger Weise verlangen kann.

3. Auf Grund dieser reichhaltigen Quellen konnte der Verfasser ein lebenswahres, mit vielen anziehenden Einzelzügen lebendig ausgestattetes Bild entwerfen, auf dem unser Auge mit Befriedigung weilt. Zwar einfacher kann nicht gut ein Menschen- und Dichterleben verlaufen, wie das unseres Friedrich Wilhelm Weber. Und doch ist es in Schwerings Darstellung nicht eintönig. Nicht auf den Rahmen kommt es ja an, sondern auf das, was er umschließt. Der äußere Umriß war längst bekannt,[1]) aber Schwering hat einen kräftigen Hintergrund gezeichnet, auf dem sich die literarische Entwicklung des Dichters hell und klar abhebt. Die sanften Höhen des Eggegebirges, die Fluren, auf denen der Knabe sich getummelt, das einfache Elternhaus stehen vor unseren Blicken. Wir können es dem jungen Burschen nachempfinden, wie er sich mit Gewalt von der Heimat losreißen muß, als er auf dem altehrwürdigen Gymnasium

1) Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Schwering auch zahllose einzelne Punkte berichtigt und urkundlich festlegt, die in den bisherigen Werken falsch stehen und daraus auch in bekannte Nachschlagewerke (z. B. Brümmer's Lexikon deutscher Dichter des 19. Jahrhs. oder Wienstein's Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Hamm 1899) übergegangen sind. So ist der Geburtstag der 25. (nicht 26.) Dezember 1813 (S. 397). Den Winter 1833 brachte Weber in seiner Heimat zu; in Breslau hat er nur ein Semester studirt; die Promotion fällt in den Februar 1839 (nicht Dezember 1838); die italienisch-französische Reise schließt sich erst an das Staatsexamen und erfolgt von der Heimat (nicht von Greifswald) aus. Weber war in Driburg niemals Badearzt; 1841 (nicht 1842) ließ er sich hier nieder; die Stellung als Brunnenarzt in Lippspringe gab er 1865 (nicht 1867) auf, u. s. w. Ich erspare mir weitere Einzelheiten, um als das Werthvollste hinzustellen, daß bei Schwering aus dem Chaos von unverbundenen Thatsachen die zusammenschließende Kette eines wirklichen Lebenslaufes geworden ist.

der Paderstadt (Herbst 1826—33) sich auf das Studium vorbereiten soll. Dann begleiten wir den jungen Studenten, wie er auf die Hochschulen wandert: nach Greifswald und Breslau (Ostern 1834—1839), wie er anfangs zwischen Sprachen- und dem ärztlichen Studium schwankt, bis die Medizin den Sieg davon trägt. Nachdem er mit Erfolg das Rigorosum und (20. Mai 1840) in Berlin die große Staatsprüfung bestanden hat, zieht er, wehmüthig schon mit Walther ausrufend Owê war sind verswunden alliu mîniu jâr, ins Land der Philister. Aber ehe er sich dauernd in der Heimat niederläßt, unternimmt er noch, der Einladung eines Freundes folgend, die große Südlandsfahrt, die ihn im Fluge durch Italien und Frankreich führt (2. September — 23. Dezember 1840). Wie diese Eindrücke auf ihn gewirkt haben, legt uns Schwering eingehend dar; ich erwähne noch, daß der junge Student schon früher Land und Leute in Schweden aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte. Dann ziehen die Jahre friedlicher Thätigkeit an unseren Augen vorüber, anfangs im schönen Driburg (1841—67), dann auf der „Siedelei am Wasserschlosse“ in Thienhausen (1867—87), endlich im eigenen Heime in dem anmuthig gelegenen Städtchen Nieheim. Nicht nur im Worte, sondern auch im Bilde werden diese Stätten uns vorgeführt, was der Schilderung größere Anschaulichkeit verleiht. Von großer Wichtigkeit für des Dichters geistiges Fortschreiten und die Conception dichterischer Gestalten und Ideen ist besonders die Thätigkeit, die er als Brunnenarzt in Lippspringe ein Jahrzehent lang (1856—65) die Sommermonate über ausübt, und die Wahl zum Landboten, die ihn fast ununterbrochen über 30 Jahre lang (1862—93) für kürzere oder längere Zeit aus fast ländlicher Stille ins Getriebe der großen Welt führt. Aber Glanz und Farbe würde dem Dichterleben fehlen, wenn wir nicht nachdrücklich auf die schönste Seite im Leben unseres Dichters hinweisen wollten, auf seine überaus glückliche Ehe und sein schönes



Familienleben. Als er mitten in den politischen Wirren, die auch ihn eine Zeitlang in ihren Strudel zogen, seine Braut kennen lernte, war er schon ein gereifter junger Mann, kein schwärmerischer Jüngling mehr. Wie Rückert, durfte er seine Neigung bezeichnen nicht als „wilde, schwärmende Sinnesübermeistrung", sondern als „milde, wärmende, haltende Begeistrung," die sein ganzes Leben lang bis zu seinem Tode (5. April 1894) ihn erfüllt hat. „Fast alle Freunde, die ich je gewann, sagt Gustav Freytag,[1]) besaßen solch stillen Reichthum des Familienlebens, bis der Tod dem zurückgebliebenen Theile die Krone seines Daseins raubte". Das gilt auch für seinen Freund Fr. W. Weber.

So viel von den äußeren Verhältnissen, die wir unseren Lesern kurz in's Gedächtnis rufen mußten.

4. Wichtiger ist für uns des Dichters literarische Entwickelung, über die wir durch Schwerings genaue Forschungen und Feststellungen oft ganz neue Aufschlüsse erhalten haben. Eine große Zahl bisher unbekannter und ungedruckter Gedichte und Bruchstücke sind dem fortlaufenden Gange der Erzählung eingeflochten; daß darunter auch recht viele Jugendgedichte sind, dafür sind wir besonders dankbar. Denn wenn auch der gereifte Dichter diese frühen Kinder seiner Muse später verwarf und wenn sie auch oft ästhetisch oder technisch nicht vollkommen sind, für des Künstlers Werdegang sind es die klarsten, oft die einzigen Zeugnisse. Andererseits hat Schwering mit Recht darauf verzichtet, jeden Lappen und Fetzen hervorzusuchen, und sich auf das Bedeutsame und Werthvolle beschränkt. Auch in den „Herbstblättern" hatten schon Jugendschöpfungen in ziemlicher Menge Aufnahme gefunden. Doch erst jetzt, wo wir so ziemlich das ganze Material überschauen und sehr oft

1) Lebenserinnerungen 1887. S. 340.



urkundenmäßig über Jahr und Tag der Entstehung einzelner Stücke unterrichtet sind, können wir das Geschaffene voll würdigen. Daß Weber schon auf dem Gymnasium den Musen diente, war nicht mehr unbekannt. Seine Begabung fand Anerkennung bei Mitschülern und bei Lehrern. Als Primaner hatte er einst auf Geheiß seines Lehrers Ahlemeyer vor versammelter Prima eine allegorische Dichtung „Thuiskona's Klage" vorzutragen, worin er den Genius unseres Vaterlandes, Thuiskona, trauernd über die Verödung und Versumpfung des deutschen Bardenhaines, der großen Sänger gedenken läßt, die ihr einst mit Harfe und Schwert dienten. Ein paar daraus mitgetheilte Strophen (S. 36) über Klopstock, Goethe und Schiller, geben schon einen vollgültigen Beweis für des Schülers poetische Befähigung. Natürlich zeigen die damaligen Verse nur selten eine Eigenart, sondern sind bloße formelle Uebungen des Talentes, das bei den Klassikern, und bei der Sentimentalität eines Hölty und Salis, die ja den schwärmerischen Jünglingsjahren besonders congenial erscheinen muß, später bei der Romantik Anleihen aufnimmt. Die Jahre auf der Hochschule klären den gährenden Most auffallend schnell. Eine große Zahl von Schöpfungen gelingt dem Jünger der Kunst, dessen kein Meister sich zu schämen brauchte. Mit überschäumender Begeisterung berichtet sein Freund Danneil, der, wie viele der Studiengenossen, verehrend zu Weber aufschaut, von den Dichtungen nach Hause: „Er macht selten Gedichte und nur, wenn er von seinen Gefühlen ganz hingerissen wird, und auch dann nur kurze, aber gehaltvolle" (S. 50). Charakteristisch ist, was wir (S. 54) über das Lied „Heut' ist Sonntag" (1834, Herbstblätter S. 50) erfahren. „So sang Weber, berichtet Danneil drei Jahre später zu einer Abschrift des Gedichtes, als er an einem schönen Sonntagmorgen zu mir kam; er dachte an seine Heimat, wie von Dörflein zu Dörflein, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal der feierliche Ruf sich erhebt,



und er weinte vor Heimweh. . . Es ist so wundervoll andächtig und rein, daß es mich jedes Mal rührt."

In Greifswald und in Breslau, wo Weber nur den Winter 1836/37 zubrachte, wird auch der feste Grund gelegt zu den Kenntnissen in den altdeutschen Studien, die der Dichter zeitlebens gepflegt hat, wie alle seine Werke bezeugen. Die meisten der damaligen poetischen Schöpfungen gehören der reinen Lyrik an; doch zeigt sich auch schon jene satirische Ader, aus der in der späteren Zeit die Lieder des „Uhu" und so viele gepfefferte Sprüche geflossen sind. Proben aus dem Liederkranze auf Heine und die heinisirenden Berliner Poeten — nebenbei gesagt waren dies die Erstlinge Weber'scher Poesie, die in einem verschollenen Journale 1837 das Licht der Welt erblickten — sind köstlich und rechtfertigen den großen Beifall, den Gustav Freytag ihnen damals spendete. Wie vortrefflich ist der Schluß dieser Parodie:

„Schon lag sie in meinen Armen,
Schon lag sie an Brust und Mund;
Da sah ich den Himmel offen — —
Und — starb zu derselbigen Stund'."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in gleich ausführlicher Weise die folgenden Jahre besprechen; dafür müssen wir auf die Biographie selbst verweisen. Der Born poetischen Schaffens versiegte dem Dichter nie; die Reisen, die ärztliche Thätigkeit, die demokratische Bewegung der vierziger Jahre, die aus dem „schwarzen" Weber der Studentenzeit den „rothen" Weber machte, bis ihn die selige Zeit junger Liebe der Politik entzog, dann die glücklichen Jahre seiner Ehe und sein eifriges unermüdliches Schaffen im Dienste der Kranken und Armen, der anregende Verkehr, den er in den Sommermonaten als Brunnenarzt in Lippspringe pflegte, alles das ließ gelegentlich kleinere oder größere Werke entstehen. Aber eigenthümlich, fast alles blieb, vielleicht nicht zum Schaden für uns, ungedruckt im



Schreine liegen; vieles verflatterte in alle Winde und ist uns verloren. Aber fruchtbarer als in eigenen Hervorbringungen war Weber in den fünfziger und sechziger Jahren im Uebersetzen. „Für den Entwickelungsgang unseres westfälischen Epikers ist es höchst charakteristisch, daß er sich zu größeren selbständigen Schöpfungen durch eine Reihe von Uebertragungen vorbereitete, während andere junge Talente in der Regel, ihre Kraft überschätzend, mit umfassenden eigenen Produktionen beginnen und dann erst, durch das Mißlingen darauf hingewiesen, sich zu beschränken, allmählich den Weg einschlagen, der zum Gipfel führt. Das Uebersetzen betrachtete unser Dichter als ein vortreffliches Mittel zur Ausbildung seiner poetischen Kunst und metrischen Gewandtheit, und in allen Lebensperioden fühlte er sich getrieben, an größeren und kleineren Dichtungen des Auslandes das Amt des poetischen Dolmetschers auszuüben." (S. 164.) Die nordische Literatur und später die englische — die Sprache erlernte Weber noch im Alter von über 50 Jahren (S. 190) — zogen ihn besonders an; ihnen sind deßhalb auch die meisten seiner meisterhaften Verdeutschungen entlehnt: Tegnér und der Finne Runeberg (S. 167) und namentlich Tennyson sind, neben vielen anderen, seine auserkorenen Lieblinge. Tegnér's „Axel" hat er schon 1849 seiner Braut gewidmet; aber erst viele Jahre später wurde es in den „Gedichten" gedruckt. 1866 entstand Tennyson's „Enoch Arden", 1868 „Aylmers Field", 1873 „Maud", 1871 die „Schwedischen Lieder mit ihren Singweisen." Aber es bedurfte erst dringenden Zuredens der Freunde, ehe Weber sich entschloß, mit „Enoch Arden" 1868 den ersten Schritt in die große Oeffentlichkeit zu wagen; was bisher von ihm erschienen, war in obskuren Taschenbüchern so gut wie verloren und drang nicht in die große literarische Welt. Auch an Walther von der Vogelweide und die Minnesinger, an Freidank's „Bescheidenheit" — von jeher seine Lieblingsdichter — hat er sich gemacht.



In manchen Gedichten merkt man den Einfluß knapper und eigenartiger Walther'schen Strophen, in vielen Sprüchen Freidank's Vorbild; in ersterer Hinsicht ist eine gewisse Uebereinstimmung mit des kürzlich verstorbenen Johannes Schrott formvollendeten Strophen nicht zu verkennen.

Diese gründliche Schulung trug für die eigene Produktion Weber's die schönsten Früchte; nicht zum wenigsten für sein Lebenswerk, denn das ist und bleibt „Dreizehnlinden", wie aus den eingehenden Erörterungen Schwerings wieder mit aller nur wünschenswerthen Klarheit hervorgeht. Ich erwähne dies besonders, weil mehrere Beurtheiler das Epos hinter den kernigen „Gedichten" und den Epiker Weber hinter dem Lyriker zurücktreten lassen möchten. Gerade dieser ausführlichste Theil der Biographie (S. 255 bis 320) verdient das Prädikat vorzüglich, und geht an Bedeutung über alles weit hinaus, was bisher von Berufenen und Unberufenen über „Dreizehnlinden" gesagt und geschrieben worden ist. Die Entstehung liegt aufgehellt vor unseren Blicken; das Verhältniß zu den Quellen, zu den Vorgängern und Vorbildern liegt offen zu Tage, die Zusammenhänge zwischen Dichtung und Heimat des Dichters können nicht schöner dargelegt werden. Fast noch bedeutender möchte ich den zweiten Theil der Betrachtung nennen, der zeigt, „wie das Werk in der Gestalt, in welcher es vorliegt, auf uns wirkt, was es künstlerisch bedeutet." In lichtvoller, schöner Diktion verbreitet unser Autor sich über Inhalt und Form, Aufbau und Charakter. Es war nicht zu umgehen, auf schwebende Fragen zu antworten; Vorwürfe, die man dem Dichter gemacht hat, Einwendungen von Seiten der Aesthetik, zu untersuchen und womöglich zu entkräften: und wir gestehen, Schwering's Erörterungen haben uns durchweg davon überzeugt, daß der Dichter auch in kleinen Dingen mit überlegtem Plane und größter Sorgfalt vorging und zumeist das Rechte getroffen hat. Auch die Stellung Weber's innerhalb der literarischen Gruppen ist jetzt klarer

geworden. So wird man z. B. künftig wohl davon abstehen müssen, Weber immer wieder unter die Nachahmer Scheffel's zu zählen, wogegen der Dichter selbst sich schon energisch gewehrt hat (S. 263). Wie feinsinnig sind Schwering's Bemerkungen über den Rhythmus und die Werthung trochäischer Verse! (S. 313 ff.) Leider müssen wir auch hierbei uns beschränken, da wir nur des Dichters Fortschreiten erörtern wollten. Der Plan eines epischen Gedichtes, worin der weltgeschichtliche Kampf zwischen absterbendem Heidenthum und frisch erblühendem Christenthum auf heimischem Boden geschildert werden sollte, hat lange in des Dichters Brust nach Gestaltung gerungen, ehe er die vollendete Gestalt annahm, die wir bewundern. Schon der Student versuchte 1834 einen Cyklus „Lieder von der Teutoburg", von denen wir durch Schwering zum ersten Mal Ausführliches hören (S. 64—68). Aber die Bilder, die uns in die Römerzeit, wie auch zu Karl dem Großen führen, entbehren der Einheit und zerfließen schließlich dem Dichter unter den Händen in nichts. Auch der Plan „Klosterruinen" (S. 192) scheint mir einen wenn auch entfernten Zusammenhang mit unserem Stoffe zu haben. Nach Jahrzehnten näherte sich Weber wieder ernstlich dem Probleme seiner Jugend. „Ich war, erzählt er selbst, da ich Dreizehnlinden zu schreiben anfing, kein junger Mensch ohne Gedanken, da war ich 57 Jahre alt .... Ich hatte schon einige Jahre lang, ehe ich einen Buchstaben niederschrieb, mich mit der Idee getragen, die Zeit des Ueberganges unseres engeren Vaterlandes zum Christenthum, ich will sagen, die Christianisirung unseres Landes irgendwie dichterisch darzustellen; einen bestimmten Plan hatte ich noch gar nicht, aber ich studirte doch fleißig die Vorzeit unseres Volkes ... Ich hatte auch von meinem Vorhaben meinem Freunde Hüffer erzählt, der den Gedanken mit Freuden aufnahm und mich festhielt. Nun waren wir in Berlin ... Hüffer sagte zu mir: ‚Weber, wir werden beide alt, wenn

du dein Vorhaben ausführen willst, so gib dich dran, ehe es zu spät wird; hast du schon einen Plan fertig?' Nun hatte mir die Sache selbst immer im Kopfe gelegen; ich sagte, ich wollte anfangen, und ich fing an."

Man erlaube uns mit Schwerings Worten anzufügen, in welcher Hinsicht denn der ursprüngliche Plan sich zu seinem Vortheile geändert hatte. Der Leser hat darin zugleich eine charakteristische Probe des glänzenden Stiles, der die ganze Biographie auszeichnet. „Weber faßte das dichterische Thema — so führt Schwering S. 248 f. aus — ganz anders auf, als man nach der gewissermaßen im Stoffe vorgezeichneten Schablone erwarten sollte. Nicht den eigentlichen Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum im Sachsenlande, sondern den Schlußakt dieses weltgeschichtlichen Dramas, den endgültigen Sieg des Kreuzes über heidnischen Wahnglauben machte er zum Vorwurfe seines Werkes. Ein Epiker der alten Schule hätte bei einer poetischen Verarbeitung des gleichen Stoffes die Erzählung in die Zeit der Sachsenkriege verlegt und uns die Thaten des Schwertes in farbenreichen Schlachtgemälden geschildert. Nicht so der moderne Dichter, dessen höchste Aufgabe die Enthüllung des inneren Menschen ist, der die ewigen Gewissensfragen, die Conflikte in der Tiefe des Gemüthslebens sucht und die über den Druck dieser Conflikte hinaushebenden Ideen. Ihn fesselt vor allem das geistige Moment des weltgeschichtlichen Kampfes, das nicht in der sturmvollen Epoche des großen Karl, sondern erst unter der Regierung seines Nachfolgers rein und erhebend in die Erscheinung trat. Weber setzte daher mit der epischen Handlung erst dort ein, wo dem Waffenwerke die friedliche und versöhnende Arbeit des christlichen Bekehrers folgt. Wohl bot ihm diese Epoche keine großen Vorgänge, keine spannenden äußeren Ereignisse sie besitzt aber wie jede Uebergangszeit eine eigenthümliche Anziehungskraft, sie zeigt ein interessantes Doppelbild des Werdens und Vergehens,

auf der einen Seite das freudige Emporblühen christlicher Cultur auf der mit Blut gedüngten Sachsenerde, und auf der anderen das Versinken der altheimischen Götterwelt und ihrer tiefsinnigen Sagen. Das gibt einen starken, die Phantasie herausfordernden Gegensatz, und für den Dichter, den Seelenmaler, der überall das psychologische Problem im Wandel der Erscheinungen beobachtet, bietet sich eine Fülle dankbarer Motive."

Während des Sommers 1874 entwarf der Dichter die beiden ersten Gesänge; nach längeren und kürzeren Stockungen fällt dann die eigentliche Ausgestaltung des Epos in die Jahre 1876 und 77, und zwar entstand der größte Theil in Berlin, mitten zwischen dem Lärme der Landtagsverhandlungen. Als Curiosum sei erwähnt, daß das Ganze auf die Rückseite von Landtagsakten geschrieben ist. „Als ich (1877) in die Weihnachtsferien ging, legte ich meiner Tochter das säuberlich geschriebene Manuskript unter den Christbaum. Wie das alles entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen. Mir kam es vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam." Wie großen Dank wir Freund Hüffer für sein stetiges Drängen, seine hülfreiche und belebende Theilnahme schulden, wird erst aus den Veröffentlichungen unserer Biographie recht klar. Endlich, im September 1878 erschien die Dichtung; mit welchem Erfolge ist allbekannt. Dem bescheidenen Dichter kam die begeisterte Aufnahme ganz überraschend. Wie Lord Byron konnte er von sich sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand, daß ich berühmt war" (S. 315).

Dieser Erfolg veranlaßte den Dichter, eine Sammlung seiner zerstreuten, zum Theil überhaupt noch nicht gedruckten kleineren lyrischen, epischen, didaktischen Sachen vorzunehmen. Zu Weihnachten 1881 lagen die „Gedichte" vor, die Weber's Talent von neuer Seite in schönstem Lichte zeigen. „Die reine Lyrik, das schlanke Lied, das leicht und ungehemmt



aus der Brust emporsteigt und mit wenigen dürftigen, verzitternden Klängen einen Chor von ahnungsvollen Stimmen in unserem Gemüthe wachruft, ist nicht sein eigenstes Gebiet. Weber's Stärke beruht in der betrachtenden Lyrik, die bei ihm aber immer aus dem quellenreichen Strome tiefer Empfindung schöpft, ferner in der Ballade, der Romanze, dem erzählenden und schildernden Gedichte. Auf diesem Grenzgebiete der Lyrik und Epik schaltet und waltet sein Talent gestaltungsmächtig und unnachahmlich." Der erworbene Ruhm konnte den Dichter nicht verführen, seine Dichtungen in Bausch und Bogen darzubieten; vielmehr machte er sich die strengste Sichtung zur Pflicht, und so ist unter allem, was er selbst herausgegeben, kein werthloses Gedicht, ja kaum ein Vers, der zu beanstanden wäre. In dieser Strenge der Selbstkritik dürfen nur wenige unserer Sänger sich ihm an die Seite stellen; auch in dieser Beziehung sind er und Annette von Droste verwandte Naturen.

Von dem Siebenzigjährigen erwartete man wohl kaum neue Schöpfungen mehr; und doch hat er bis zum letzten Tage noch gesagt und gesungen und diejenigen Lügen gestraft, die dem Greisenalter schöpferische Kraft absprechen.

Die kleineren Gedichte, deren Sammlung er im letzten Lebensjahre noch selbst vorbereitete, sind als Opus posthumum 1895 erschienen, die „Herbstblätter."[1]) Ein großer Wurf aber gelang dem greisen Dichter noch im „Goliath" 1892, dem hohen Liede auf das vierte Gebot. Zum ersten Mal werden uns die Andeutungen, die im Eingange Weber selbst dunkel gibt, aufgeklärt; ja uns ist sogar die Erzählung, auf die das Idyll zurückgeht, erhalten geblieben. Wir erinnern uns, daß der Eingang des „Goliath" uns das Mahl schildert, bei dem sein Freund, der schwedische Maler

1) Man vergleiche hierzu unsere Ausführungen Bd. 117 [1896], S. 330—44.



Magnus von Bagge, die tieftraurige Geschichte von Goliath und Margit erzählt. Als Elisabeth Weber im Frühjahr 1877 bei ihrem Vater in Berlin weilte, waren sie eines Tages im Marcard'schen Hause zu Tische geladen, wo sie auch den Norweger trafen. Auf ihre Bitten erzählte er seine Begegnung mit Goliath noch einmal. Seine Geschichte machte auch auf Weber's Tochter einen solchen Eindruck, daß sie diese im Gedächtnisse behielt und zu Anfang der achtziger Jahre niederschrieb. Lange ruhte dieser Entwurf im Schreibtische, bis der Zufall den Dichter im Frühjahr 1888 wieder in Fühlung mit dem Stoffe brachte. Ausgearbeitet ist die Dichtung im Laufe des Jahres 1890. Daher sind wir hier in der glücklichen Lage, nachzuprüfen, was der Dichter aus dem einfachen Stoffe gemacht hat. So zu sagen, alles. „Weber faßte seine Vorlage ganz selbständig auf und führte sie ganz selbständig aus, nur die Umrisse der Handlung und die wesentlichsten Charakterzüge der Hauptpersonen beibehaltend" (S. 363). Der Nachweis ist im einzelnen von Schwering ebenso glänzend erbracht, wie an anderer Stelle (S. 235 ff.) hinsichtlich des „Twardowski" und anderer Schöpfungen.

5. So haben wir dem geneigten Leser in möglichster Kürze einen Ueberblick gegeben über des Dichters Hauptwerke. Es ist eine reiche Ernte, die wir geborgen haben. Und doch, wie bescheiden beurtheilte Weber selbst sein Dichten! Die Poesie ist ihm Schmuck und Zierde des Lebens, aber als eigentlicher Lebensinhalt gilt ihm die Arbeit als Arzt. „Die ärztliche Pflicht blieb ihm zeitlebens die erste und höchste, der all' seine Interessen und Liebhabereien sich unterordnen mußten wie ihrer rechtmäßigen Herrscherin" (S. 113). Wie hoch er seinen Beruf stellte, zeigt so recht ein schönes Wort von ihm. Drei Klassen von Aerzten pflegte er zu unterscheiden: „Diejenigen, welche die Medizin als ein Handwerk, als eine Art Gewerbe betreiben, sind gänzlich unbrauchbar. Andere üben ihren Beruf wie eine edle



Kunst; sie sind besser, aber sie sind kalt. Der rechte Arzt betrachtet sein Amt als ein Priesterthum, er thut Tempeldienst, wenn er sich um seine leidenden Brüder müht" (S. 113). Neben seiner ärztlichen Thätigkeit muß die dichterische zurückstehen. Ohne Frau und Tochter und ohne die Freunde wäre kaum ein größeres Erzeugniß an's Licht gekommen. Nichts liegt Weber ferner als bloß literarische Bethätigung. Und doch sind seine Kenntnisse auf dem weiten Gebiete des Schriftthums, dem gelehrten wie dem schöngeistigen, staunenswerth ausgebreitet, sein Urtheil in literarischen Dingen und über alte wie neue Bücher treffend und gesund. Alles an diesem herrlichen Manne athmet äußerliche und innerliche, kernige Gesundheit. Klar über sich selbst und sein ganzes Wesen, hat er auch die Grenzen seines Könnens wohl erkannt und nie überschritten. In Prosa mochte er nicht gerne schreiben (S. 390); im Roman und im Drama hat er sich nie versucht. Seine Poesie trägt den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirne. „Alles, was ich gedichtet — äußert er einmal (S. 232) — ist wahr, innerlich und oft auch äußerlich erlebt."

Zwischen dem liebenswürdigen Dichter und dem edlen Menschen klafft keine Lücke. Beide ruhen auf dem gefestigten Grunde christlicher Weltanschauung. Auch den Menschen Weber hat Schwering uns durch seine eingehende Schilderung näher gebracht. So verlockend es auch wäre, mich hier über Weber's Stellung zu Religion und Politik auszulassen, so viel auch über seine kernhafte Frömmigkeit ohne Frömmelei, seine humane Bildung, seine echt deutsche Gesinnung, über Weber als Gatten und Vater, über seine Beziehungen zu seinen Freunden noch zu sagen wäre: ich verzichte darauf. Möge ein jeder unserer Leser in Schwerings unentbehrlichem Werke, von dessen reichem Gehalte und formvollendeter Darstellung ich nur eine unvollkommene Idee erwecken konnte, alles das selbst lesen und genießen!

Einen Wunsch legt schließlich die Weber-Biographie noch nahe. Möchte ihr bald eine Gesammtausgabe des Dichters nachfolgen. „Dreizehnlinden" geht, wie wir dem Buche entnehmen, der hundertsten Auflage entgegen; die erste Sammlung der „Gedichte" hat es auf 23, der „Goliath" auf 20 Auflagen gebracht, wahrlich ein Erfolg, der den Verleger mahnen sollte, die Werke insgesammt noch tiefer in unser Volk dringen zu lassen. Welche Einrichtung einer solchen Ausgabe zu geben sei, haben wir hier nicht zu erörtern. Natürlich müßten die beiden Epen zusammen erscheinen. In der wohldurchdachten Anordnung der „Gedichte" und der „Herbstblätter" etwas zu ändern, würde sich kaum empfehlen. Die Uebersetzungen, zu denen aus den „Gedichten" auch ‚Axel' treten dürfte, würden einen Band füllen. Die bisher nicht oder jetzt erst veröffentlichten Stücke, soweit sie eine Herausgabe verdienen, bildeten gewiß auch eine stattliche Nachlese. Kurz, man hätte des Dichters Lebensarbeit im Zusammenhange vor sich, zumal wenn einige Noten uns das Verständniß erschlössen. Jedenfalls würde unseres Erachtens die Zeit zu einem solchen Unternehmen gut gewählt sein.



XXIII.

Zur Frage des Rastatter Gesandtenmordes.

Wenige Ereignisse des 18. Jahrhunderts haben zur Zeit ihres Geschehens so ungemeines Aufsehen erregt und nachher so andauernd die geschichtliche Forschung und Untersuchung beschäftigt, als jene Blutthat vor dem Rheinauer Thore zu Rastatt, welche in der Nacht vom 28. April 1799 an den drei französischen Vertretern bei dem Rastatter Congreß verübt worden war. Die Thatsache ist wohl bekannt und darum sei hier nur kurz bemerkt, daß bei diesem nächtlichen Attentat die beiden Gesandten Bonnier und Roberjot getödtet, der dritte, Jean Debry, verwundet wurde. Wer waren die Urheber, wer die Thäter dieses blutigen Ueberfalles? Welchen Motiven entsprang der Mordanschlag? Welche Absichten wollte man mit diesem Attentat erreichen?

Diese Fragen tauchten sofort nach dem Geschehniß auf und werden auch heute, hundert Jahre später, erhoben, ohne eine völlig genügende Antwort zu erhalten. Den Vorfall deckte von Anbeginn her und später so tiefes Dunkel, daß noch im Jahre 1874 ein hervorragender Specialforscher sagen konnte: „Die Frage des Rastatter Gesandtenmordes befindet sich in gewissem Sinne noch heute in demselben Stadium wie vor 75 Jahren, da sie zum ersten Mal die Gemüther bewegte: wir meinen die so weit als möglich auseinandergehende Verschiedenheit der Muthmaßungen über Ursache und Urheberschaft dieses Gewaltaktes" . . .[1])

1) Vgl. Frhr. von Helfert, Der Rastatter Gesandtenmord. Wien, 1874.



Seitdem ist es auf dem Gebiete der Forschung und der Aufklärung durch neues Aktenmaterial allerdings in manchen Punkten besser geworden, aber die neueren Daten brachten noch lange nicht die Lösung des Räthsels, sondern trugen in ihrer Lückenhaftigkeit und Parteilichkeit in vieler Hinsicht nur zur stärkeren Verwirrung der Anschauungen bei. Der Rastatter Gesandtenmord ist auch dadurch nahezu ein Unicum historischer Vorkommnisse, daß er trotz seiner zeitlichen und räumlichen Nähe den Zeitgenossen unablässig zu den gewagtesten und widerspruchvollsten Combinationen, zu ganz willkürlichen und übelwollenden Ausdeutungen die Veranlassung geboten und den Beweis geliefert hat, wie Parteisucht, Nationalhaß, politisches und persönliches Interesse, Mißgunst und vorgefaßte Meinung selbst sonst klar denkende und scharf urtheilende Köpfe auf Abwege verleiten, zu Ungerechtigkeiten in Auffassung und Urtheil verführen können.

Würde in dieser Frage bei den Forschern und Historikern ruhige Objektivität und Unparteilichkeit gewaltet haben, dann wäre die Angelegenheit schon vor zwei Dezennien in das richtige Fahrwasser gelangt, die Lösung des Räthsels erheblich näher gebracht worden. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die im Jahre 1869 erschienene Schrift: „Der Rastatter Gesandtenmord. Mit Benützung handschriftlichen Materials aus den Archiven von Wien und Karlsruhe“ von Professor Karl Mendelssohn-Bartholdy, der in der Schuldfrage den richtigen Weg zur Enthüllung der dunklen That betreten hatte.

Die Gesandtenmordfrage hat sich nämlich gleich von Beginn an verschärft durch den Gegensatz der von der Bevölkerung weit den Rhein hinab und hinauf, ja von den Geretteten selbst gehegten Meinung, welche Franzosen als die Thäter bezeichneten, zu der von österreich-feindlicher Seite ausgesprengten und mit verbissener Zähigkeit festgehaltenen Beschuldigung der k. k. Armee, in deren Schoße der Plan jener Gewaltthat zur Reife gekommen sei.

Es bleibt nun das unvergängliche Verdienst Mendelssohn-Bartholdy's, in der oben erwähnten Schrift den Erweis über-



nommen zu haben, daß die That ein Racheakt französischer Emigranten gewesen sei. Die folgenden Historiker folgten leider den Spuren dieses Geschichtsforschers nicht, sondern gaben sich weit lieber excessiven Muthmaßungen und willkürlichen Annahmen hin. Eine rühmliche Ausnahme machte der österreichische Geschichtsschreiber Frhr. A. v. Helfert, der im Jahre 1874 in seiner umfangreichen, sehr werthvollen „Studie": „Der Rastatter Gesandtenmord" (Wien, 1874, gr. 8o, XI und 351 S.), das bis dahin beigebrachte neue Geschichtsmaterial, sowie die Masse von Behauptungen, von Berufungen auf amtliche Zeugnisse und Thatsachen, von Vermuthungen endlich, zu denen der unerklärte Vorfall Stoff wie nicht bald ein anderer gegeben, einer eingehenden und gründlichen Sichtung und Prüfung unterzog.

Man darf wohl mit Recht annehmen, daß diese auch vortrefflich geschriebene „Studie" zur Klärung des Materials und der Ansichten Vieles beigetragen hat. Die abenteuerlichen Combinationen und Räthsellösungen verschwanden oder fanden doch keinen Glauben; aber die Lösung selbst kam über eine gewisse Grenze der Wahrscheinlichkeit nicht hinaus. Der Hauptgrund dieses sehr bedauerlichen Umstandes lag wesentlich in der Schuld der österreichischen Regierung, resp. der österreichischen Kriegsverwaltung, welche die Schätze der Staatsarchive lange Zeit streng verschlossen gehalten.

Baron Helfert beklagt dies in seiner Studie unter dem Hinweis, daß nach Verlauf eines Dreiviertel-Jahrhunderts „die Akten der Villinger Militär-Untersuchungs-Commission ebensowenig bekannt seien, als jene Papiere, die Graf Ludwig Cobenzl im Jahre 1801 an den Kabinetsminister Grafen Colloredo gesandt hatte und von denen er meinte, es wäre nicht gut, wenn „tout de gens" davon Einsicht nehmen könnten. Ja es ist sehr die Frage, bemerkt Baron Helfert, ob jene Akten und diese Papiere überhaupt noch existiren, etwa in irgend einem Aktenwinkel vergraben liegen."

Nun diese Frage wurde in neuester Zeit mindestens in einem Theil in bejahendem Sinne beantwortet, und



diese Antwort bestätigt die frühere Behauptung, daß die Belastung der österreichischen Armee mit der Blutschuld schon längst weggefallen wäre, wenn man die Scheu vor der Publicirung des amtlichen Aktenmaterials früher aufgegeben hätte. Das ist nun erst vor einigen Jahren geschehen und man verdankt den „Mittheilungen des k. u. k. Kriegsarchivs" in Wien bereits eine Reihe höchst werthvoller Gaben aus den reichen handschriftlichen Schätzen, welche hier aufgespeichert sind. Der elfte Band der „Neuen Folge dieser Mittheilungen", die gegenwärtig unter der ausgezeichneten Oberleitung des FML. L. v. Wetzer stehen, bringt nämlich „Beiträge zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes 28. April 1799 von Hauptmann Oskar Criste." [1]) Der stattliche Band enthält werthvolle kritische Untersuchungen über die viel erörterte Frage und es muß diese Publikation „als das Hauptwerk über diesen durch so lange Zeit viel umstrittenen Gegenstand" bezeichnet werden.

Der Band bringt außer zahlreichen einzelnen Urkunden und Aktenstücken das lang vermißte, ja verloren geglaubte „Villinger Untersuchungs-Protokoll" und durch diese Veröffentlichung wird auf eine der wichtigsten Seiten der Gesandtenmord-Frage ein volles Licht geworfen, so daß in diesem Punkte kein weiterer Zweifel obwalten kann.

Nach verübter Mordthat vor dem Rheinauer Thore in Rastatt fanden sich trotz der stürmischen, regnerischen Nacht alsbald viele Leute ein, die auf die Schauerkunde aus Neugierde hierher geeilt waren. Diese und auch die angelangte Polizeiwache trafen am Schauplatze der That k. k. Szekler-Hußaren, und es stieg sofort der Verdacht auf, daß diese Ungarnsöhne die Thäter sein müßten, um so mehr, als auch die Begleitung der ermordeten Gesandten erzählte, die Mörder und Plünderer seien Soldaten in Hußarenuniform gewesen, die nach der That unter dem

1) Wien, 1899, Seidel und Sohn, gr. 8°, X und 440 S. mit acht Tafeln.



Schutze des nächtlichen Dunkels sich in den nahen Wald geflüchtet hätten. Die Annahme von der Schuld der Szekler war so allgemein, daß selbst ihr Rittmeister, Burkhard, daran glaubte und im Schrecken über die That seinen Bericht an seine Oberen in diesem Sinne abfaßte. Und diese Meinung erhielt sich fast bis auf unsere Tage, obgleich ihr Baron Helfert, wie erwähnt, schon vor einem Vierteljahrhundert und Mendelssohn-Bartholdy noch früher mit guten Gründen entgegengetreten waren. Auch im Hauptquartier des k. k. Generalissimus, des Erzherzogs Karl zu Stockach, wurde diese Meldung nicht für unmöglich gehalten und es erging schon am 1. Mai der Befehl an den commandirenden General, FML. v. Kospoth, „die Sache auf das strengste untersuchen und durch eine Commission unter dem Präsidio des Herrn FML. Grafen Sporck nach den Kriegsgesetzen behandeln zu lassen". Der Szekler Hußarenoberst Barbaczy und der Rittmeister Burkhard, „von deren Mannschaft die Mordthaten verübt worden sein sollen," seien allsogleich in Verhaft zu nehmen und „unter hinlänglicher Wache" nach Villingen zu bringen, „wo die Commission allsogleich ihren Anfang nehmen wird."

Die Untersuchung war bald in vollem Gange und wurde „nichts versäumt, was nur irgend den Umständen nach geeignet schien, der Wahrheit auf die Spur zu kommen." Ueber den Gang der Untersuchung wurde regelmäßig an den Generalissimus Erzherzog Karl nach Stockach berichtet, da „der höchste Werth darauf zu legen war, die Schuldigen sobald als möglich herauszufinden und der von der Gerechtigkeit geforderten Strafe entgegenzuführen."

Die Untersuchungsprotokolle sandte man partienweise nach Wien und alle Welt war gespannt, die Ergebnisse einer mit so eingehender Genauigkeit gepflogenen Untersuchung zu erfahren, was aber bekanntlich nicht und nie erfolgte. Von den Untersuchungsakten wurde eine völlig genaue Abschrift angefertigt und diese im k. k Staatsarchiv zur Aufbewahrung hinterlegt. Hier geriethen sie in Vergessenheit und es ist, wie bereits erwähnt, das große Verdienst des gegenwärtigen Chefs



des Wiener Kriegsarchivs, FML. Leander von Wetzer, diese hochwichtigen Schriftstücke entdeckt und unter seiner Leitung für die Wissenschaft verwerthet zu haben. Hauptmann Criste, der unter dieser Leitung die Herausgabe der Untersuchungsakten in entsprechender Weise besorgte, befreite dadurch die österreichische Armee und einen braven Volksstamm von einem Makel oder doch Verdacht, der durch ein volles Jahrhundert auf ihnen lastete.

Indem wir hinsichtlich der Einzelheiten der Untersuchung und deren Ergebnisse auf die werthvolle Publikation von Hauptmann Criste verweisen, theilen wir hier nur eine zusammengefaßte Darstellung der Endresultate mit, wie sie in ebenso präciser als klarer Weise Frhr. v. Helfert in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Zur Lösung der Rastatter Gesandtenmord-Frage“[1] veröffentlicht hat. Diese Schrift enthält einige ältere, in verschiedenen Zeitschriften bereits früher erschienene Aufsätze über die in Rede stehende Frage, deren Wiederabdruck sowohl durch den sachlichen Werth als auch als Beiträge zur Geschichte der literarischen Entwickelung dieser Frage vollkommen gerechtfertigt war. Im letzten Kapitel zieht Baron Helfert als genauer Kenner der Frage das „Schlußergebniß“ und kommt dabei zuletzt auch auf die „Villinger Protokolle“ zu sprechen.

Aus dem Inhalt dieser Protokolle ergibt sich nun nach einer Seite hin die ausreichende Lösung des jahrhundertalten Räthsels, nämlich nach der negativen Seite hin, wer es nicht war und nicht gewesen sein konnte, von dem die zwei Morde und der eine (scheinbare) Mordversuch gegen die französische Congreßgesandtschaft ausgegangen war. Denn klarer als das Sonnenlicht beweisen diese Protokolle:

Erstens, daß es nicht sechzig Szeklerhußaren waren, die sich, wie die Aussagen der Angegriffenen lauteten, mit den anfangs wenigen Angreifern oder an deren Stelle auf dem

1) Gesammelte Aufsätze von Frhr. v. Helfert, Stuttgart und Wien 1900, gr. 8°, VIII und 158 S.

Thatorte zeigten, eine Ueberschätzung, die ja in der nach Erlöschung der Fackeln stockfinsteren Nacht, in der betäubenden Verwirrung des Vorfalles, endlich in der Todesangst der Bedrohten, ihre ausreichende Erklärung findet; sondern es waren, genau gezählt, zwei Unteroffiziere mit je fünfzehn Mann, also zusammen 32 Köpfe.

Zweitens, daß die beiden von ihrem Rekognoscirungsritte in ihre Station zurückkehrenden Szekler-Patrouillen fast zu gleicher Zeit, aber von verschiedener Seite auf der Straße vor dem Rheinauer Thore von Rastatt erschienen und zwar erschienen, nachdem die Blutthat begangen war und nachdem die Bluttäter sich durch eilige Flucht in den nahen Wald unauffindbar zu machen gewußt hatten.

Drittens, daß die 32 Szekler-Hußaren vom ersten Augenblick ihres Erscheinens bis zum Schlusse die strengste Mannszucht beobachteten, daher wahrhaftig als die Retter der am Leben gebliebenen Franzosen erschienen, als was sie mit vollem Recht ihr Rittmeister vor der Untersuchungskommission bezeichnete und wofür ihnen und ihren Kameraden der gerettete Jean Debry und die Witwe des ermordeten Roberjot vor ihrem Abgang nach Frankreich gerührten Dank darbrachten.

Viertens, daß auch von den bei oder nach der Gewaltthat mit unterlaufenen Entwendungen nicht das Geringste den Szekler-Hußaren zur Last zu legen ist.

Fünftens. Doch was war es mit dem geheimen Befehl aus dem Corpsquartier des FML. Kospoth? Daß im Laufe der Villinger Untersuchung davon keine Rede war, beweist für sich allein nichts; allein im Zusammenhange mit dem thatsächlichen Verlaufe der Begebnisse vor dem Rheinauer Thore beweist es sehr viel. Man nimmt nämlich an, daß jener Befehl sich auf die Papiere der abziehenden französischen Gesandten und deren Entwendung resp. gewaltsame Wegnahme bezogen habe. Davon findet sich in den Untersuchungsprotokollen keine Spur. Die beiden Szekler-Patrouillen kamen von ihrem Streifzug in die Nähe von Rastatt zurück; sie hören einen wirren Lärm, der sich fort und fort verstärkt;



sie beschleunigen ihren Anritt, sie gewahren Leute, die sich eilig aus dem Staube machen, ohne Frage die Thäter; sie finden auf der Straße eine wehklagende Reisegesellschaft — Franzosen; denn alles, was sie vernommen haben und vernehmen, sind Laute und eine Sprache, die sie nicht verstehen. Die beiden Patrouillenführer kennen sich nicht aus, sie wissen nicht, was sie zu thun haben, sie haben also unverkennbar keine Instruktion für eine derartige Begegnung. Der befehlhabende Wachtmeister beschließt daher, unverweilte Meldung an seinen Rittmeister zu erstatten, der aber gleichfalls nichts weiß, überrascht und verblüfft ist.

Die spät wiedergefundenen Villinger Untersuchungsprotokolle beantworten also deutlich und unzweifelhaft die negative Frage, wer die Urheber und Thäter des Gesandtenmordes nicht gewesen sein können. Nach der andern, der positiven Seite der Frage hin: von wem der Plan der Mordthat ausgegangen und wer die Vollstrecker desselben gewesen sein? bleibt allerdings noch heute das Rastatter Räthsel ungelöst, aber es ist doch auf ein engbegrenztes Gebiet eingeengt. Denn außer Frage ist, bemerkt Baron Helfert, daß die Thäter Franzosen waren, und die Frage der Urheberschaft bewegt sich sohin einzig in der Alternative: ob sie das Pariser Direktorium trifft oder ob sie in Emigrantenkreisen ausgebrütet worden sei.

Baron Helfert erörtert die Umstände, welche für die Beschuldigung des Direktoriums sprechen, findet aber, daß diese Umstände die Belastung nicht ausreichend rechtfertigen; weit erschwerendere Umstände ließen sich anführen, daß die Urheberschaft der Rastatter Blutthat in den Kreisen der französischen Emigranten gesucht werden müsse. Baron Helfert verweist in dieser Beziehung vorerst auf die schon von Mendelssohn-Bartholdy mit ebensoviel Sachkenntniß als Geschick ins Treffen geführten Gründe, erinnert dann an die vom Gesandten Bonnier wiederholt geäußerte Befürchtung, er werde nicht lebend über den Rhein kommen, und bezieht diese Aeußerung auf die in der Nähe weilenden Emigranten, die gegen Bonnier und seine Genossen mit dem glühendsten Hasse



erfüllt waren; deutet endlich auf die hierher gehörige Anspielung des Grafen Lehrbach hin und fährt hierauf fort:

„Die öffentliche Stimme in Rastatt selbst, die unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Mordanfalles denselben als einen Racheakt auffaßte und auf die Emigranten als die Thäter rieth". Nach dieser Begebenheit, sagte Lieutenant Nikolaus v. Dravetzky in seinem Verhör aus, „wurde öffentlich in Rastatt gesprochen, daß der Mord von Emigranten unternommen und ausgeführt worden sein müßte".

„Was aber mit weit schwererem Gewichte als alles vorerwähnte gegen die Emigranten in die Wagschale fällt, ist der folgende Umstand. Nordöstlich von Rastatt, etwa auf anderthalb Stunden Entfernung, in Ettenheim und Umgebung, lag das Dragoner-Regiment Latour, zu welchem zwei Eskadrons Saxe-Hußaren und zwei Eskadrons Berecsényi-Hußaren, alle vier aus der Emigranten-Armee des Prinzen Condé herübergenommen, gehörten; die erstern hatten grüne, die andern blaue Dolmans, Pelze und Hosen gleich den Szeklern, so daß also eine Verwechslung mit den letztern, namentlich in der Dunkelheit der Nacht, nahelag. Die Straße von Ettenheim nach Rastatt war von der Szekler-Patrouille nicht bestrichen, der Weg war also frei. Erwägt man ferner, daß der verhängnißvolle Trotz der französischen Gesandten, nicht die vom Obersten Barbaczy ihnen gewährte Frist von 24 Stunden, wo sie folglich noch am hellen Tage mit Sicherheit abreisen konnten, zu benützen, sondern an dem von ihnen selbst ausgesprochenen Entschluß, in drei Tagen abfahren zu wollen, d. h. einen Zeitraum, der mit dem Abend des 28. April ablief, festzuhalten, durch einen Vertrauten bei Zeiten nach Ettenheim signalisirt werden konnte, so wäre der Schlüssel zu dem rechtzeitigen Zusammentreffen der Wagenreihe vor dem Rheinauer Thore mit dem Hinterhalt des mörderischen Angriffes gefunden".

„Ausschlaggebend", sagt Baron Helfert, „scheint aber folgendes Moment zu sein. Am frühen Morgen des 28. April erschien im Dorfe Rheinau eine Hußaren-Patrouille, die den nicht zu Tode getroffenen Jean Debry suchte. Die Patrouille, die nicht vom Szekler-Rittmeister



Burkhard ausgeschickt war, noch zu seiner Mannschaft gehörte, hinterließ im Orte die Weisung: wenn man den Jean Debry fände und ergriffe, solle er nicht nach Rastatt, sondern nach Muggensturm gebracht werden. Was war Muggensturm dem Direktorium und dessen Agenten? Wohl aber war es den Gesinnungsgenossen Danican's im Regiment Latour von Werth! Denn Muggensturm, sowie das westlich davon gelegene Rheinau, lag und liegt noch heute nächst der von Rastatt nach Ettenheim führenden Straße" . . .

„Ließe man," so schließt Frhr. v. Helfert seine scharfsinnigen Ausführungen über die Rastatter Gesandtenmordfrage, — „ließe man diese Folgerungen gelten, dann wäre das Rastatter Gesandtenmord-Räthsel nicht bloß nach der negativen, sondern auch nach der positiven Seite gelöst und wäre Mendelssohn-Bartholdy's vor mehr als 30 Jahren ausgesprochene und mit Gründen belegte Vermuthung bestätigt."

Dr. Sch.

XXIV.

Zeitläufe.

Ueber die Erhebung des Nationalismus in China.

Den 8. August 1900.

Als der russisch-chinesische Geheimvertrag, durch welchen sich Japan mit französisch-deutscher Hülfe um die Früchte seiner Siege geprellt sah, in Kraft trat, und dann durch das nothgedrungene Abkommen zwischen England und Rußland vom 29. April v. Js. seinen Segen erhielt, schien nicht nur dem europäischen Capitalismus „das größte Problem unseres Zeitalters" der Lösung nahegebracht. Von ihrem Stand-



punkte aus schrieb auch die russische Presse, daß jetzt eine neue Aera in Ostasien beginnen werde. „Bis jetzt sei Europa in Asien als Unterdrücker und Ausbeuter erschienen; es sei daher nicht zu verwundern, daß der Name der Europäer in Asien verhaßt sei. Rußland sei der Träger einer anderen Auffassung. Nicht mit Gewalt breche es in das Leben der asiatischen Völker ein, und nicht zur Ausbeutung und Knechtung, sondern als Mitarbeiter auf dem Felde friedlicher Arbeit.“ Das Blatt des Fürsten Uchtomski, des bekannten Freundes des Czaren, behandelte den faulen Westen geradezu als eine Art Gesindel, „dessen Raubabsichten Rußland nunmehr mit aller Kraft entgegentreten müsse.“ [1])

Die Schreckensnachrichten, mit welchen das uralte „Reich der Mitte“ das moderne Europa seit Wochen erschreckend überschwemmt hat, berühren aber Rußland nicht am wenigsten. Der „heilige Krieg“ der Boxer unter der Fahne „China für die Chinesen“ ist auch in der Mandschurei ausgebrochen, und die mit ungeheuren Kosten durch Sibirien erbaute Bahn der „fremden Teufel“ wurde weithin zerstört. Gerade in Rußland hatte sich anfänglich die kühlste Auffassung der Lage geltend gemacht. Man hatte sich dort sogar mit dem Gedanken geschmeichelt, den Russen werde von den Chinesen nichts zu Leide geschehen, und wenn den anderen Inhabern der famosen „Einflußsphären“ die Lust daran etwas verdorben werde, so schade das den Russen nicht. Allerdings haben auch die anderen betheiligten Mächte sich unbegreiflichen Täuschungen hingegeben. Noch in dem verflossenen Monat Mai hatte die europäisch-amerikanische Diplomatie an den sogenannten „Kampf zweier Welten“ nicht entfernt gedacht. Die Ueberraschung über die unterirdisch vorbereitete Bewegung war allgemein, obwohl es an Warnungen lokal erfahrener Stimmen nicht gefehlt hatte.

1) „Zeitläufe“ der Histor.-polit. Blätter. 1899. Band 123. S. 749 ff. und S. 832 ff.: „Europa in China und die Zukunft des ‚Himmlischen Reichs?‘ S. 844.



In England hätten die Erfahrungen unvergessen bleiben sollen, die der Major Gordon in China machte, als er 1863 der dortigen Regierung zur Instruktion der chinesischen Armee überlassen wurde. Es war zu der Zeit, als die Dynastie der Mandschu den letzten Kampf gegen den furchtbaren Thaiping-Aufruhr zu überstehen hatte. General Gordon übernahm nachher das Commando in Aegypten in dem Kriege gegen die Mahdisten und wurde von denselben 1884 in Chartum getödtet. Nach seiner Rückkehr aus China äußerte er zu einem Freunde:

„Was für uns Europäer hauptsächlich in Betracht kommt, und was die größten Gefahren für uns in sich birgt, sind die fürchterlichen Consequenzen einer allgemeinen fremdenfeindlichen Bewegung, die eintreten kann, wenn wir sie absolut nicht erwarten, und die die Hunderte von Millionen des chinesischen Reiches derartig in Aufruhr versetzen wird, daß sie sich Mann für Mann auf die ‚fremden Teufel' stürzen werden, die sie wie Gift hassen. Die Gefahr eines solchen Ausbruches wird mit jedem Jahre größer, da die Chinesen fortwährend von den anderen Großmächten entweder in gerechter Sache oder leider auch häufig in sehr frivoler Weise mit Compensationen und Conzessionen gequält und fast zur Verzweiflung getrieben werden. Die kaiserliche Regierung in Peking ist schlau und vernünftig genug, um einsehen zu können, daß es für sie nur Ein Mittel gibt, derartigen weitgehenden Anmaßungen fremder Völker in gebührender Weise zu begegnen, und zwar einzig und allein an der Hand einer wohlorganisirten Armee mit modernen Waffen. Sie können sich darauf verlassen, daß die Chinesen Kanonen, Gewehre und Schiffe en masse kaufen werden und daß sie mit Hülfe der Europäer, die immer bereit sind, Instrukteure und Drillmeister zu liefern, eines schönen Tages eine mächtige Armee in's Feld stellen können, die den Ausländern viel zu schaffen machen wird. Die Tage, an denen man in geschlossener Colonne auf chinesische Truppen in Position losmarschiren und sie wie Fliegen wegfegen konnte, sind vorüber, und es wird keine militärischen Spaziergänge mehr geben, auf denen ein paar Hundert britische und fran-



zösische Soldaten Tausende von Chinesen in deren eigenem Lande vor sich hertreiben können. Man sollte niemals irgend einem der großen oder kleinen Mandarine trauen, und ich versichere Sie, daß ich herzlich froh war, als ich den chinesischen Dienst verlassen konnte. Wir Engländer befinden uns leicht in dem Irrthum, daß wir glauben, wir sind überall willkommen, wohin wir gehen. Ich bin fest überzeugt, daß in 15 oder 20 Jahren wir bereit seyn müssen, in China das gerade Gegentheil zu erfahren„.[1])

Zwanzig Jahre später hat sich in Paris der chinesische Militär-Attaché, ein Schüler und Vertrauter des vielgenannten Vicekönigs Li-Hung-Tschang, in einer öffentlichen Rede in gleichem Sinne ausgesprochen. Was er da, am 10. Juni 1886, den Franzosen sagte, hat sich jetzt wie eine prophetische Drohung erfüllt.

„Sie kennen China nicht! Es ist zu groß; wir selber, wir Chinesen, kennen es nicht ganz. Europa, das nicht Alles weiß, das besonders das Chinesische schlecht kennt, hat Unrecht, so leichtfertig von dem Reiche der Mitte zu sprechen und es aus der Ferne als eine ‚quantité négligeable' zu behandeln. China ist ein großes Reservoir von verborgenen und noch schlummernden Kräften. Die Chinesen sind ein conservatives, friedliches, ackerbautreibendes Volk. Der Europäer behandelt sie, als ob sie geistig zurückgeblieben wären, und doch haben sie das Pulver erfunden, und sie betrachten ihrerseits die Europäer als Barbaren und Eindringlinge. Seit Jahrhunderten sind sie nicht mehr kriegerisch gesinnt, sie denken nicht an den Krieg und würden sich nicht gern schlagen. Aber wer weiß? Man wird vielleicht in der nächsten Zukunft seltsame Dinge erleben, die gelbe Race hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. An dem Tage, an dem sie ein wenig ihren Con-Fu-Tse, den Sie Confucius nennen, vernachlässigen wird, um gleich Ihnen die Theorie des Kriegführens zu studiren,

---

1) Aus der Londoner „Army Gazette" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Juli d. Js.



an dem Tage, an dem sie sich Instruktoren in der europäischen Art holen wird, an dem sie, ihre Mittel erlauben es ihr, für Opium und Thee schnellfeuernde Gewehre, Krupp'sche Kanonen, Panzer und Torpedos kaufen, an dem sie alle ihre Streitkräfte bewaffnen und in den Kampf schicken wird — an dem Tage wird man mit ihr rechnen müssen, und die Rechnung wird jedenfalls schwer abzuschließen seyn. Qui vivra, verra!"[1])

Der bekannte österreichische Seereisende von Scherzer hatte bei seiner Mission zu den ostasiatischen Höfen auch die Bekanntschaft des jetzt vielgenannten chinesischen Generalinspektors der Seezölle Sir Robert Hart gemacht, und sich von demselben sagen lassen: „Fortschritt muß bei den Chinesen freiwillig und spotan seyn, er darf ihnen nicht als das Resultat von Druck und Zwang erscheinen. Die westlichen Nationen verlangen bei ihrer Unkenntniß der chinesischen Verhältnisse zu viel auf einmal. Die Chinesen werden sicher nachholen, was sie seit Jahrhunderten versäumt haben, aber man muß ihnen Zeit dazu gönnen. Sie sind eifersüchtig auf die Fremden, und wollen überall selbst die Initiative ergreifen. Sie werden ihre reichen Kohlen- und Erzlager ausbeuten und Eisenbahnen bauen; aber mit eigenen Mitteln und eigenen physischen Kräften; sie fürchten fremdes Capital und fremde Mithülfe".[2])

Herr von Scherzer hat sich auch auf den damaligen britischen Gesandten in Peking berufen, welcher zugestanden habe, daß „die Europäer den Chinesen bisher weit mehr Schaden zugefügt, als Nutzen gebracht hätten." Damals, unmittelbar nach dem Kriege mit Japan, gab es in England eine starke Partei, welche für das Bündniß zwischen China und Japan eintrat. Ihr Führer Lord Beresford sagte:

1) Aus dem „Journal des Débats" s. Wiener „Neue freie Presse" vom 13. Juli d. Js.

2) Herr von Scherzer in der Wiener „Neuen freien Presse" vom 19. Juli d. Js.



„England darf niemals vergessen, daß es mit Asiaten zu thun hat, deren Handwerk die Intrigue ist, legen wir uns auf Intriguen, so werden wir sicher geschlagen. Wir können wohl Japan als neue Großmacht anerkennen und zugleich auf diplomatischem Wege dafür sorgen, daß unsere Interessen nicht geschädigt werden. Japan hat in den letzten 40 Jahren alle Verwaltungs-Phasen durchgemacht, wozu England 800 und Rom 600 Jahre gebraucht hat. In Japan scheint Alles möglich zu seyn." [1]) Aber die Absicht, die zwei ostasiatischen Mächte zu vereinigen, paßte nicht in den Rahmen der russischen Politik, und seitdem stürzte sich China nach dem sogenannten Frieden von Simonoseki in ein Rüstungsfieber, das nun die Mächte selbst und nicht am wenigsten Rußland zu büßen haben.

„Die Chinesen haben sich die Erfahrung ihres Krieges mit Japan zunutze gemacht und mit aller Macht die Reform ihres Heerwesens betrieben. Die europäischen Waffenfabriken lieferten ihnen Geschütze, Gewehre und Munition, die Werften Panzerschiffe, ihre jungen Officiere besuchten europäische Kriegsschulen und erlernten den praktischen Dienst in den Armeen Europa's, und Militär Instruktoren aus aller Herren Länder drillten die chinesischen Kulis und machten aus ihnen tüchtige Artilleristen und gute Schützen. Da die Chinesen überdies von Haus aus alle Eigenschaften für gute Soldaten besitzen, wie große, an Gleichgiltigkeit, streifende Kaltblütigkeit, Ausdauer, Gehorsam, große Körperstärke, Genügsamkeit u. s. w., so war es wohl nicht schwer, aus ihnen tüchtige Kämpfer zu machen. Die europäischen Regierungen sowohl, als auch einzelne Individuen haben sich gegenseitig im Eifer überboten, aus den Chinesen ein kriegstüchtiges Volk zu machen. Das Experiment ist ihnen gelungen, und zwar in überraschend kurzer Zeit. Europa ist um eine traurige Erfahrung reicher, leider auf Kosten seiner eigenen Kinder". [2])

---

1) Aus London s. „Kölnische Volkszeitung" v. 22. April 1895.

2) Wiener „Neue freie Presse" vom 17. Juli d. Js.

Nach dem Friedensschluß zwischen China und Japan erhob sich allerdings die Einbildung, daß der Beginn einer Weltmachts-Umwälzung bevorstehe, von der durch Ostasien die europäisch-amerikanische Industrie-Entwicklung bedroht werde.[1]) Bezüglich China's insbesondere äußerte sich der bis dahin in chinesischen Diensten gestandene preußische Hauptmann von Hanneken: „China ist das financiell reichste Land der Welt, und es ist eine Dummheit, daß es jetzt eine russische Anleihe aufnimmt und sich dadurch in die Hände Rußlands gibt. China ist morgen eine Großmacht, wenn es will. Aber der Chinese hat einen eigenthümlichen Charakter. Noch hofft er, von dem Verkehr mit den anderen Ländern der Welt unbehelligt bleiben zu können. Jedoch in den intelligenten Kreisen beginnt sich die Ueberzeugung langsam Bahn zu brechen, daß dieser Zustand der Abgeschlossenheit nicht so bleiben wird, und als Erfolg dieser Ueberzeugung ist das Bestreben Li-Hung-Tschangs zu betrachten, eine Flotte zu schaffen, nachdem die alte bei Wei-hai-wei in so jämmerlicher Weise zu Grunde gegangen ist.“[2]) Wie aber die Verhältnisse des Reichs der Mitte ein paar Jahre später im offenen Auge des Chinesen immer trostloser wurden, darüber schüttete sich ein hochgestellter Chinese auf europäischem Boden aus:

„In einigen Jahren wird das jetzige China gar nicht mehr existiren. Mit ihm wird genau derselbe Vorgang sich abspielen, der zur Zeit in Afrika vor sich geht. China ist eine Beute, in die die europäischen Mächte sich theilen werden. Es gibt keine ‚gelbe Gefahr‘, sondern nur einen gelben kranken Mann. Mit diesem wird es nicht mehr lange dauern. An verschiedenen Punkten ist er bereits angezapft, an anderen wird er es demnächst werden. Der Bazillus der Fäulniß steckt in ihm, besonders seit dem chinesisch-japanischen Krieg,

1) Aus Berlin s. „Kölnische Volkszeitung“ v. 22. April 1895.

2) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 1. August 1895.



der den Zugang zu dem großen Körper endgültig geöffnet hat. Seit diesem Krieg ist Europa bei uns installirt. Es baut unsere Eisenbahnen, hält unsere Häfen im Stande, bereitet den Betrieb unserer Bergwerke vor, erneuert die Werkzeuge unserer Industrie und liefert uns Schiffe, Flinten und Kanonen. Von Eisenbahnen errichtet Frankreich die zwischen Tongking und Kuang-si, die eine große Handelsbedeutung erlangen wird, ferner die von Chan-Si zum Betrieb wichtiger Kohlenbergwerke. Rußland hat seine mandschurische Eisenbahn, die die Ergänzung der transsibirischen bildet; die Deutschen werden in Schan-tung, wo sie sich eingenistet haben, die von Kiao-tschau nach Tsinan-Fu und I-Tschau-Fu bauen, die dazu bestimmt ist, weite und mächtige Kohlenbezirke zu erschließen; die Belgier bauen die Bahn von Han-Kaeon nach Peking, während die Engländer von Birma her in das Yünnan-Gebiet eindringen. Von Bergwerken haben die Russen die nördlichen der Mandschurei, in denen sich viele Kohlen und kleine Goldadern finden, die Deutschen ihre reichen Kohlengruben von Schan-tung; Frankreich hat das wunderbare Bergwerksbecken der Südprovinzen, Kuangsi, Yünnan und Kweitschau vor sich, in denen sich Kohlen, Silber, Zink, Zinn und Quecksilber finden. In Shanghai, Tientsin, Hongkong, Wuchang und anderen Orten haben sich die Ausländer festgesetzt, Spinnereien gegründet und durch die modernen Mechanismen unsere alten Seiden- und Baumwollspinnerei-Industrien revolutionirt. Die Franzosen, Engländer und Holländer bauen die Häfen der drei erstgenannten Städte aus. Unser Arsenal von Futschau wird seit 1½ Jahren unter der Aufsicht einer Mission französischer Ingenieure reorganisirt. Die Engländer durch das Haus Armstrong und die Deutschen durch die Stettiner Gesellschaft Vulkan bauen unsere Kriegsschiffe. Frankreich und Rußland verkaufen uns ihre Gewehre, das deutsche Haus Krupp seine Kanonen. Französische Ingenieure errichten bei uns Pulver- und Dynamitfabriken. Schließlich soll auch in Zukunft unser Geld nach europäischem Muster ausgeprägt werden. Andererseits bereitet sich auch schon die zweite Operation, die Zerstückelung des Reichskörpers vor. Drei europäische Mächte vorzüglich

sind im Zuge, daran zu arbeiten. Im Norden ist es Rußland, das Port Arthur verlangt und auf dem Punkte ist, es zu erhalten; die Form der Pachtung ist, wie Jedermann weiß, nur eine verkappte Annexion. In Wirklichkeit ist die Annexion der ganzen Mandschurei bereits nahe daran, eine vollendete Thatsache zu sein. Wenn Rußland die heilige Stadt Mukden besitzen wird, dann wird es in den Augen der Chinesen selbst Herr China's seyn. Die Franzosen sind im Süden, wie die Russen im Norden, in starker Stellung und haben Tongking zur Operationsbasis. Sie brauchen nur zuzugreifen. Was sie auch verlangen werden, wird ihnen eingeräumt werden, und der Weg nach Canton wird ihnen nicht allzulang seyn. Wenn es sich nur um die drei, Russen, Franzosen und Deutsche, handelte, würde die Sache im Handumdrehen erledigt seyn. Aber da ist noch England, diesmal ein wenig im Rückstand, und der britische Leopard, der gewohnt ist, an allen Küsten als Gebieter majestätisch hinzuschreiten, stößt ein wüthendes Gebrüll aus, das er sich bemüht, durch ganz Europa hallen zu lassen, damit sein Echo auch am Pekinger Hofe vernommen werde. Meiner Ansicht nach ist das viel Lärm um nichts. England wird nie die Gefahr eines solchen Abenteuers laufen. Die Stimme, die am stärksten in Peking ist, ist die Rußlands, weil sie aus der Nähe kommt. Rußland wird das letzte Wort behalten."[1])

Jetzt will China beweisen, daß es noch existirt. In Folge des japanisch-chinesischen Krieges trat zu der Begünstigung der „offenen Thüren" an den Vertragshäfen die Ausgestaltung der Politik der sogenannten „Interessensphären" hinzu. In den Vertragshäfen zählte man bald an fremden Firmen 401 britische, 195 japanische, 115 deutsche, 76 französische, 70 amerikanische und 19 russische mit ihren zahlreichen Nationalen. Die im Jahre 1897 durch Deutschland erfolgte „Pachtung" von Kiautschou gab den Anlaß dazu, daß eine ganze Reihe anderer Nationen sich mehr oder minder

1) Aus dem Pariser „Gaulois" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. März 1898.



große Gebietstheile als sogenannte Interessensphären von der chinesischen Regierung einräumen ließen. Die deutsche Interessensphäre würde sich über die ganze Provinz Schantung erstrecken können, über ein Gebiet mit vierzig Millionen Einwohner. Hauptsächlich diese Preisgebung von Kiautschou hat in ganz China verstimmt und den „Boxern" in die Hände gearbeitet. Als daher Italien im vorigen Jahre die ähnliche Pachtung der Sanmun-Bai in der Provinz Tschekiang von dem Hofe in Peking verlangte, erfolgte für Italien eine barsche Abweisung.[1])

Obwohl, durch die trüben Erfahrungen im Jahre 1894 aufgerüttelt, China seitdem aus dem Schlummer erwacht war und man ihm nur Zeit zu lassen brauchte, machte der begehrliche Capitalismus der alten Welt sich die Gelegenheit zu Nutzen, und überschwemmte durch seinen Handel das alte Reich der Mitte immer mehr mit den Produkten seiner Industrie. Vor Allem mit modernen Waffen und Munition aller Art. Als übrigens vor Kurzem die verbündeten Truppen das Arsenal von Tientsin eroberten, machten sie die Erfahrung, daß die einheimische Artillerie der europäischen an Güte überlegen sei. Eisenbahnen wurden über Hals und Kopf gebaut, der neue Soldatendrill verwirrte das ganze alte Volksleben, und mit der Unterwühlung der hergebrachten nationalen Wirthschaft wurden Tausende brotlos. Selbst dem conservativen Hauptblatt in Berlin wurde es mitunter schwül, und es vertrat sogar die Idee eines Congresses, der vor Allem „das Princip der offenen Thür mit dem der Einflußsphären" zu vereinigen hätte:

„Man sehe sich einmal die Karte China's an: In Tonking sitzen die Franzosen bis zur Ostecke des Golfes, ihre Straßen führen nach Jünnan und nach Kwangsi; dann folgt die englische Niederlassung in Hongkong, sie beherrscht die Provinz Kwangtung; danach das japanische Formosa mit dem Vorrecht auf die

1) Näheres s. „Augsburger Postzeitung" vom 19. März d. Js.

gegenüberliegende Provinz Fokian. Hier schließt sich nun das von Italien beanspruchte Sanmun an mit der Einflußsphäre in der Provinz Tschekiang und der weiteren Forderung einer Eisenbahnconzession bis zum See von Jang-hu. Das sind in der Luftlinie über 500 Kilometer und würde Italien in die Provinz Kiangsi führen. Nun folgt das für englische Einflußsphäre erklärte Gebiet des Jantschekiang, darauf unser Gebiet in Schantung, und endlich die von England und Rußland umworbenen Küsten des gelben Meeres. Nehmen wir noch hinzu, daß an der ganzen Nord- und Westgrenze China's russische Niederlassungen und zum Theil recht beträchtliche russische Truppenkörper stehen, so ergibt sich als Gesammtresultat eine wahrhaft erdrückende Umklammerung. Daß die Seeprovinzen China's in nicht ferner Zukunft zu europäischen Vasallenstaaten oder Schutzgebieten werden, kann wohl mit Sicherheit angenommen werden. Für China selbst, das den Begriff einer nationalen Ehre nicht kennt, wäre es im Vergleich zu den jetzt herrschenden Zuständen nur als ein Gewinn zu bezeichnen. Die europäische Cultur bringt, selbst wo sie von Rußland ausgeht, das eben jetzt sehr ungenirt und einigermaßen brutal vorgeht, die Beseitigung einer Summe überlebter Mißbräuche und eine gerechte Verwaltung. Die Gefahr liegt im Rassenhaß und im Fanatismus der Sekten. Beides wird allen europäischen Positionen noch sehr viel zu schaffen machen, und wir werden entschieden gut thun, in Kiautschu das ‚toujours en vedette‘ nicht zu vergessen“.[1])

Die Gefahr war damals schon von der europäischen Diplomatie mit Händen zu greifen, aber erst im Mai hatten die Gesandten in Peking angefangen, daran zu glauben, so meisterhaft hatte es die chinesische Regierung verstanden, die Aufmerksamkeit der Mächte bis zum Ausbruche des Aufstandes einzuschläfern. Vergeblich hatte der apostolische Vikar in Peking, Msgr. Favier, den französischen Gesandten auf die bereits in der Nähe der Hauptstadt aufgetauchten Mißhandlungen der Christen hingewiesen: „Die religiöse Ver-

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 8. März d. Js.



folgung sei bloß ein Vorhang. Der Hauptzweck ist die Ausrottung der Europäer, ein Zweck, der deutlich auf den Standarten der Boxer geschrieben ist. Ihre Anhänger erwarten sie in Peking; man wird mit dem Angriff auf Kirchen beginnen und mit einem solchen auf die Gesandtschaften schließen".[1]) Uebrigens hatte schon am 27. Februar ein in preußischem Dienste stehender Professor von Broen in seine Heimath geschrieben:

„Solange ich in China bin, war stets Aufruhr im Lande, Missionarmorde und dergl. an der Tagesordnung — jetzt stehen wir unmittelbar vor dem großen Kladderadatsch! Ich begreife nur nicht die Kurzsichtigkeit der fremden Regierungen und ihrer hiesigen Vertretungen. Gestern waren allerdings vier Gesandte (der deutsche, der englische, der amerikanische und der französische) im Tsungli-Yamen und haben Radau gemacht, und doch bin ich überzeugt, daß sie sich wieder mit leeren Versprechungen werden abspeisen lassen — bis es zu spät ist! Ich bin kein Politiker, dazu habe ich keine Zeit; ich stehe aber mitten im Leben drin und halte Fühlung mit den Chinesen, so daß ich die Situation vielleicht besser überschauen kann, wie mancher andere, der ausschließlich zu diesem Zwecke hier ist. Es würde zu weit führen, dies alles auseinanderzusetzen, nur so viel: Wenn die Mächte nicht schleunigst energisch eingreifen, wird China in Kürze ein großes Leichenfeld seyn. Das tausendjährige morsche Reich liegt in den letzten Zügen, durch einen Gewaltstreich hofft es noch, sein Leben zu verlängern. Aber es wird zusammenbrechen; und wenn Tausende von Leben und Existenzen dabei zu Grunde gehen, und wenn wir Kiautschou nochmals erwerben müssen (aber diesmal blutiger), um es zu besitzen, so haben wir dies alles der Sorglosigkeit, um nicht zu sagen dem Leichtsinn, der hiesigen Diplomaten zu verdanken. Gerade heute Nachmittag habe ich die Bestätigung meiner Auffassung erhalten, und augenblicklich schwanke ich noch, ob ich nicht der kaiserlichen Gesandtschaft, die ja zwar immer ‚alles besser weiß', Mit-

1) Wiener „Reichspost" vom 26. Juli d. Js.

theilung machen soll. Die Revolutionäre stehen 80 Kilometer von Peking entfernt, auf ihre Fahnen haben sie ‚Tod allen Ausländern' geschrieben".[1])

Es ist Jeder zu beklagen, der die Nachrichten über den grenzenlosen Wirrwarr verfolgen muß, welche die Presse über China und wegen China überschwemmen. Daß die Berichte aus chinesischen Quellen eine Fundgrube von Hinterhaltigkeit und Verlogenheit sind, darüber herrscht nur Eine Meinung. Sogar von einer Regierung in Peking zu sprechen, ist bedenklich. Was und wer soll diese Regierung seyn? Ende Juli hat sich eine „chinesische Regierung", wie früher an Rußland, worüber nichts Näheres bekannt ist, an Japan um Hülfe, und an Deutschland und Nordamerika um Vermittlung gewendet, besonders dringend auch an Frankreich (am 19. Juli) mit der Bemerkung: „China habe sich den Zorn der ganzen Welt zugezogen". Unterzeichnet sind die Zuschriften von „Kwang-sy" als chinesischer Kaiser. Später sind Befehle des „Kaisers der Tatsin-Dynastie" an das Volk bekannt geworden. Aber wer ist da gemeint: der genannte Kwang-sy, oder seine Adoptivmutter, welche denselben als regierungsunfähig erklärt und sich selber auf den Thron gesetzt hatte, oder der Prinz Tuan, der eigentliche Vertheidiger der Mandschu-Dynastie, gegenüber einem Prinzen Tsching, welcher von der Kaiserin durch den Prinzen Tuan im Vorsitz des Tsungli-Yamen, des höchsten Staatsraths in China, ersetzt worden war. Der Erstere hat die eingesperrten Gesandtschaften beschützt, der Letztere hat sie beschießen lassen. Was soll man glauben?

Wenn schließlich nicht auch noch die ungeheueren Ausdehnungen der drei südlichen Provinzen mit ihren Vicekönigen dem Aufruhr in die Arme fallen sollen, so wird dieß nur der geschlossenen Eintracht der Mächte zu verdanken seyn. Was läßt sich in dieser Hauptfrage erwarten? „Das Concert

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 24. Juli d. Js.



der Mächte ist schon aus dem Takte gerathen. Nordamerika geht seine eigenen Wege und verspricht zum großen Verdruß der übrigen Mächte den Chinesen, entweder zu vermitteln oder wenn dies nicht gelinge, zu verhindern, daß die Interessen der Vereinigten Staaten, die denkbarste Milde gegen China gebieten, ‚durch irgend eine derjenigen Mächte verletzt werden, die es für gut befinden, in Unversöhnlichkeit zu verharren'. Ferner haben nach einer Meldung der ‚Times' aus Tientsin der britische und der amerikanische Admiral ihren Protest zu Protokoll gegeben, als die Versammlung der Admirale in Taku mit Stimmenmehrheit beschloß, den Russen die Controle über die Bahnlinie Tongku-Tientsin zu übertragen. Das sind lauter recht bedenkliche Symptome, die auf alles Andere eher deuten, als auf einträchtiges Zusammenwirken der Mächte im weiteren Verlauf der chinesischen Aktion. Man wird gut thun, sich jeder Weissagung in Bezug auf deren Ende zu enthalten. Unverbesserliche Optimisten könnten denn doch zu grausam Lügen gestraft werden".[1])

XXV.

Eine neuentdeckte altchristliche Schrift.[2])

Im Jahre 1897 lernte Msg. Ignatius Ephräm II Rahmani, syrischer Patriarch von Antiochien, der sich in jener Zeit mit Studien über die altchristliche Liturgik der Kirche beschäftigte, in einem syrischen Codex der Mossuler Metropolitanbibliothek eine alte Kirchenordnung in acht Büchern kennen, welche er

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 27. Juli d. Js.

2) Testamentum Domini Nostri Jesu Christi nunc primum edidit, latine reddidit et illustravit Ignatius Ephraem II Rahmani Patriarcha Antiochenus Syrorum. Moguntiae, Sumptibus Francisci Kirchheim 1899. Preis 25 M.

anfangs für identisch mit den apostolischen Constitutionen hielt. Allein ein näherer Vergleich brachte ihn bald zu der Ueberzeugung, daß die 6 letzten Bücher zwar schon Bekanntes enthielten, die zwei ersten Bücher dagegen ein in seinem Ganzen neues Werk darstellten. Sie tragen den gemeinsamen Titel: Das Testament unsers Herrn. Europäische Gelehrte, an welche sich der Entdecker wandte, so Franz Xaver v. Funk in Tübingen, G. Bickell in Wien und L. Duchesne in Rom gaben ihm den dringenden Rath, den neuen Fund zu veröffentlichen. So ließ denn Msg. Rahmani im Oktober 1899 in der Verlagshandlung von Kirchheim sein mit ausführlichen Prolegomena und gelehrten Dissertationen ausgestattetes Werk erscheinen. Der syrische Text ist von einer lateinischen Uebersetzung begleitet. Ist es erlaubt, aus den Stellen, welche wir zur Vergleichung heranzogen, einen allgemeinen Rückschluß zu machen, so ist die Uebertragung in das Lateinische ziemlich wortgetreu. Die lateinische Sprache handhabt der Verfasser im Ganzen in correkter und gewandter Weise. Die Drucklegung des Werkes erfolgte in der durch die Schönheit und Genauigkeit ihrer orientalischen Schriftwerke bekannten Offizin von W. Drugulin zu Leipzig. Papier und die ganze Ausstattung sind vortrefflich.

Der Codex, dem das Testament entnommen ist, befindet sich in der syrisch-katholischen Metropolitanbibliothek zu Mossul. Er besteht aus 354 Blättern. Die ersten 338 enthalten die proto- und deuterokanonischen Bücher des Alten und Neuen Testamentes theils nach der Pshittâ-Uebersetzung, theils nach der syrischen Uebertragung der Septuaginta. Daran schließen sich in acht Büchern die Διαταξεις Apostolorum oder der sogenannte Oktateuch. Buch I und II machen das Testament aus. Buch III entspricht den Canones ecclesiastici sanctorum apostolorum (edirt von G. Bickell in hist. jur. eccl. tom. I pp. 107—132 und von Cardinal Pitra in Juris ecclesiastici Graecorum historia et monumenta. Tom. I pp. 77—86). Die Bücher IV, V, VI, VII entsprechen dem achten Buche der Apostolischen Constitutionen, Buch VIII endlich den Canones Apostolorum (Pitra op. c. pp. 13—36).

Die syrische Uebersetzung des Testamentes entstand im Jahre 687; das zeigt das Schriftstück selber am Schlusse an,

wo es heißt: Hier endet das zweite Buch des Klemens. Es übertrug dasselbe aus der griechischen Sprache in die syrische der demüthige Jakob im Jahre der Griechen 998 (d. i. 686/687 u. Z.) Der erwähnte Jakob ist zweifellos der wegen seiner großen Kenntnisse in der griechischen und syrischen Sprache bekannte Bischof von Edessa, welcher zur genannten Zeit nach der Kirchenchronik des Bar-Hebräus im syrischen Kloster zu Eusebona die hl. Schrift erklärte und Lehrer der griechischen Sprache war. Das dem Werke von Msg. Rahmani zu Grunde gelegte Manuskript stammt aus dem Jahre 1651/52. Einige Fragmente des Testamentes enthält der bereits im Jahre 1856 durch Lagarde in den Reliquiae juris eccl. antiq. veröffentlichte Pariser Codex 38 Sangermanensis, der dem achten Jahrhundert angehört.

Einige Bruchstücke des ersten Buches des Testamentes, die sich in einem Trierer Codex des achten Jahrhunderts in lateinischer Uebersetzung finden, machte M. R. James in den Apocrypha Anecdota, Cambridge 1893, bekannt. Das britische Museum besitzt zwei äthiopische Uebersetzungen der fraglichen Schrift unter den Nummern CCCLXI, 1 und CCCLXII, 1. Einige andere Handschriften konnte der Verfasser noch selbst in Rom einsehen und zu einem Vergleich heranziehen: ein syrisches Manuskript, das ebenfalls die Διατάξεις umfaßt, sowie eine arabische Uebersetzung des Testamentes, welche nach einer aus dem Jahre 643 der Martyrerära stammenden koptischen Vorlage angefertigt wurde; beide Schriften birgt das Museum Borgianum der Congregatio der Propaganda. Wie der Verfasser weiß, befindet sich das Testament noch in mehreren syrischen Bibliotheken. Es wäre dringend zu wünschen, daß bei einer zweiten Auflage oder in einer Sonderausgabe des Textes diese verschiedenen Handschriften mit einander verglichen würden. Eine solche Collation würde vielleicht über manche dunkle Frage Licht verbreiten können.

Das Testament stellt sich in seinem größeren Theile dar als eine Summe von Vorschriften und Anordnungen über Liturgie, Ritus, Disciplin der alten Kirche, welche der Herr vor seiner Auffahrt zum Himmel den Aposteln hinterläßt. Es führt die Ueberschrift: „Testament oder Worte, welche unser

Herr nach seiner Auferstehung von den Todten zu seinen heil. Aposteln sprach und welche durch Klemens von Rom, den Schüler des Petrus, in acht Büchern aufgezeichnet sind." Die letztere Bemerkung will nichts weiteres besagen, als daß Klemens, welchem die Anordnug des Oktateuchus überhaupt zugeschrieben wird, auch jenes Testament mit eingefügt habe; denn am Schlusse des zweiten Buches wird die Abfassung desselben auf die Apostel Johannes, Petrus und Matthäus ausdrücklich zurückgeführt.

Die Einleitung des Ganzen trägt den Charakter einer Apokalypse an sich. Als der Herr, von den Todten auferstanden, seinen Aposteln erschien und von Thomas, Matthäus und Johannes betastet worden, fallen sie auf ihr Angesicht und preisen den Vater, der durch Christus das Heil gesandt. Der Erlöser richtet die Jünger, die, von Furcht und Staunen befangen, vor ihm liegen, auf, und tröstet sie mit dem Hinweis auf die Hilfe des hl. Geistes. Ihrer Bitte folgend, unterrichtet der Herr sie über das Wirken des zu sendenden Trösters, der bis zum Ende der „bösen Tage" unter ihnen weilen wird. Hier nehmen Petrus und Johannes Veranlassung, den Herrn um Auskunft über die Vorzeichen des Weltendes zu bitten. Der Heiland willfährt ihrem Drängen und zeichnet in einer längeren Rede (c. 3—14) die Anzeichen des kommenden Unterganges der Welt. Hunger, Pest, Unruhen unter den Völkern werden sich einfinden, sowie er es schon früher vorherverkündet hat. Dann erheben sich verderbte Fürsten[1]), Liebhaber

1) Da die apokalyptische Einleitung nach mehreren Anzeichen aus dem dritten Jahrhundert zu stammen scheint, so wäre es nicht unmöglich, daß der Verfasser bei der Schilderung dieser verderbten Fürsten an M. Aurelius Antoninus [Caracalla] gedacht hat, der seinen Namen durch Brudermord (Dio 77, 2, 2—6. Herod 4, 4, 2—5. Aurel. Vict. Caes. 20. 32. Zon. 12. 12) schändete, durch seine Kriegslust bekannt ist, einen Aufstand in Aegypten durch blutige Bestrafung Alexandriens rächte (Dio 77, 22. 23. Herod. 4, 8; 9) und auch in Syrien selbst mehrfach anwesend war. Edessa machte er zur römischen Colonie (Dio 77, 12); die Münzen Edessas zu Ehren Caracallas sind zahlreich (H. Schiller, Geschichte der Röm. Kaiserzeit, I, 748).

des Geldes, Feinde der Wahrheit, Brudermörder, Lügner, Prahler; ihre Heere werden Bedrängniß und Blutvergießen verbreiten.

Im Westen steht ein gottloser König auf,[1]) voll List und Geldgier, ein Feind und Verfolger der Gläubigen. Die Völker werden unter seiner Herrschaft und Mordlust seufzen. Am Himmel zeigen sich auch bereits die Vorboten des Gerichtes: ein Bogen erscheint, ein Horn und Lichtgestalten; die Luft läßt Stimmen ertönen, das Meer ein Tosen, die Erde ein Brüllen. Mißgeburten werden nicht selten sein. Drachen und Thiere werden von Menschen geboren; neugeborene Kinder mit greisem Haar werden reden, die Zukunft voraussagen und um ihren Tod bitten. In der Kirche selbst werden Hirten voll Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit und Laster erstehen und die Gerechten verachten. Alle Reiche, ja die ganze Erde wird in Verwirrung und Noth gerathen. Glücklich werden sein, die nicht leben und diejenigen, welche zwar leben, aber ausharren. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo der Antichrist erscheint, der Sohn des Verderbens. In poetischem Gemälde wird das unter ihm hereinbrechende Unglück der Landschaften Kleinasiens geschildert. Diese Ausführungen sowie manche andere Anzeichen weisen darauf hin, daß die Heimat des Verfassers Syrien gewesen. Die Gestalt des Antichristen wird genau gekennzeichnet: sein Haupt ist wie eine leuchtende Flamme, sein rechtes Auge mit Blut unterlaufen, sein linkes besitzt eine blaue Farbe, es hat zwei Pupillen; seine Augenlider sind weiß, seine Unterlippe groß; die rechte Hüfte ist schmal, die Füße breit, der Daumen platt und lang. Er ist die Sichel der Verwüstung. Die Ankunft des Richters selber wird ein Zeichen den Gerechten kund thun. Sie werden wachen und beten, so daß sie gerüstet sind. Eine Aufforderung an die Apostel, für die ihnen an-

---

1) Der rex alienigena ist nach der Trierer Handschrift Dexius (Decius). Ebenso will Harnack in „Sitzungsberichte der Berliner Akademie" XLIX, 30. November 1899, in dem König Decius erkennen, andere sehen darin den Kaiser C. Valerius Maximinus Daia.

vertrauten Seelen zu sorgen, bildet den Beschluß der Einleitung, welche mit ihren ernsten und eindringlichen Wahrheiten wohl den Untergrund schaffen soll, auf dem sich die Summe der nunmehr folgenden Vorschriften und Anordnungen mit Erfolg aufbauen kann. Wenn der Herr selbst die letzten Dinge beschreibt, so ist es nicht nöthig, an eine fromme Täuschung und einen beabsichtigten Betrug der Leser zu denken. Solche Einleitungen und Einkleidungen wurden wohl von den phantasievollen und erzählungslustigen Orientalen bei der Menge ähnlicher Schriften kaum mißverstanden.

Die Apostel bitten jetzt den Erlöser, er möchte ihnen die Eigenschaften des Vorstehers der Kirche mittheilen, sowie sie über die Einrichtung des Gotteshauses unterrichten (c. 15). Ihre Bitte wird erfüllt. In langer Folge (c. 19—47) reihen sich die Anordnungen und Vorschriften aneinander über die Einrichtung der kirchlichen Gebäude, der Eigenschaften des zu wählenden Bischofs, seine Weihe, seine Obliegenheiten und Pflichten, die Feier der hl. Messe, die Consecration des Krankenöls und des Wassers, das Morgengebet, die heiligen Lesungen, die mystagogische Anrede, sodann über die Wahl, Weihe und Pflichten des Priesters, fernerhin ähnliche Weisungen über den Stand der Diakone, der Bekenner, der Witwen, der Subdiakone, der Lektoren, der Asketen, sowie der durch Gnadengaben Ausgezeichneten.

Das zweite Buch, dessen Umfang fast um zwei Drittel dem des ersten nachsteht, führt den Titel: Vorschriften, Canones und Verordnungen, welche unser Herr Jesus Christus für den Stand derjenigen gegeben hat, welche getauft werden sollen. Es enthält in Wirklichkeit eine große Menge von Vorschriften und Räthen, welche das ganze Leben des Christen umspannen: von der Aufnahme in die Kirche bis zum Abschluß der irdischen Laufbahn. Die Anordnungen beziehen sich zunächst auf diejenigen, welche sich zum Katechumenat melden, sodann auf jene, welche zu demselben zugelassen sind; hieran reihen sich Verfügungen über die Stufe des Katechumenates, über die feierliche Taufe, die Communion der Getauften, das Oster- und Pfingstfest, das Liebesmahl, über die Erstlinge, das



Almosen, die Segnung der Früchte, Theilnahme an Gastmählern, über Krankheit, Tod und Begräbniß, über Gebetsstunden und Psalmengesang.

Ein ernster Geist durchwehte das Leben der ersten Christen: das bringt uns jede Seite dieser Summe von Geboten und Räthen zum Bewußtsein. Diejenigen, welche sich zur Aufnahme in das Katechumenat melden, sollen zu den Lehrern des Wortes geführt werden, damit diese durch genaue Erkundigung erfahren, welcher Grund und welche Absicht die Ankömmlinge hergeführt hat. Auch soll man sich über ihr Leben und ihre Gewohnheiten vergewissern, auf daß nur solche Aufnahme finden, die guten Willens sind. Der Bischof soll die Candidaten gar sehr aufmerksam machen auf die große Reinheit, welche das christliche Leben fordert. Will einer der Angenommenen heirathen, so lege der Bischof dem kein Hinderniß in den Weg, aber er sorge dafür, daß der Neuling eine Ehe mit einem christlichen Weibe eingehe, damit diese auch ihren Mann im Glauben zu erhalten vermöge. Die Sklaven frage man, ob ihr Herr gläubig sei oder nicht. Im letztern Falle sollen sie erst dessen Erlaubniß nachsuchen; wenn aber diese verweigert wird, sollen sie aufgenommen werden. Meldet sich ein Sklave nur aus Haß gegen seinen Herrn, so weise man ihn zurück. Ferner sind alle diejenigen von der Aufnahme auszuschließen, welche dem Laster ergeben sind oder deren Stand sich nicht mit dem Christenthum verträgt, so die Astrologen, Traumdeuter, Wahrsager, Magier, die Schauspieler, sowie jene, welche in den öffentlichen Kämpfen und Spielen auftreten. Selbst dem Lehrer der profanen Wissenschaften (offenbar für heidnische Schulen) wird der Rath ertheilt, sein Amt zu verlassen, es sei denn, daß ihn die Noth daran hindere. Für diejenigen, welche Kriegsdienste leisten oder ein obrigkeitliches Amt bekleiden, ist die Verzichtleistung die Bedingung zur Aufnahme in das Katechumenat. Dieses umfaßt für alle einen Zeitraum von drei Jahren, doch dürfen solche, welche darum bitten und dessen würdig sind, schon früher die Taufe empfangen; denn man solle nicht so sehr auf die Dauer der Zeit, als auf den Willen der Einzelnen schauen. Die Taufe findet in der Osternacht statt. Während derselben

wird dem Neophyten in der Form von Frage und Antwort das Glaubensbekenntniß abgenommen, das dem Wesen nach mit dem römischen apostolischen Glaubensbekenntniß übereinstimmt, die Artikel aber von der Vergebung der Sünde und der Auferstehung des Fleisches nicht umfaßt. Das Bekenntniß des erstern Artikels war schon in der Annahme und im Empfange der Taufe eingeschlossen; das Geheimniß der Auferstehung dagegen wurde den Neugetauften erst nach der hl. Communion mitgetheilt; vorher durften sie nichts davon wissen. Es wurde, wie das Kreuzzeichen, als arcanum betrachtet. An der Osterfeier nimmt die ganze Gemeinde Theil, selbst die Kinder, und die Diakone sollen mit den Lektoren und Subdiakonen darauf achten, daß diese nicht schlafen oder sich unartig benehmen; denn es ist jene Nacht ein Bild des Himmelreiches. Das ganze Leben der Gläubigen soll geheiligt sein durch häufiges Gebet, durch öfteres Fasten, reichliche Almosen, durch gegenseitige Erbauung und Belehrung, vor allem aber durch die wechselseitige Liebe. Diese wenigen Proben mögen genügen, um uns einen Begriff von den Anforderungen zu machen, welche das christliche Bekenntniß in den ersten Zeiten auch an die einfachen Gläubigen stellte.

(Schluß folgt.)

XXVI.

Ein Fürst im Exil.

Die vertriebenen italienischen Fürsten sind vielen Deutschen ausnahmslos als Leute erschienen, an deren Regiment recht wenig verloren gewesen sein mochte, die auch ohne Zweifel die Hoffnung auf Wiedereinsetzung keineswegs aufgegeben hatten und denen nur Alliirte fehlten, um, wie Anno 1814 „die legitimen Herren des französischen Bodens", beim Schalle fremder Trommeln und Pfeifen ihre Schlösser von neuem zu beziehen. Prätendenten, so faßte man es auf, waren sie sammt und sonders, grollende, auf neue Erschütterungen Europas harrende Leute . . .

Es ist nunmehr seit jenem 59er Sturm genug Wasser in's Meer geflossen, daß wir auch nachgerade die Frage aufwerfen können: Hat einer oder der andere jener Entthronten nicht etwa als Regent Verdienstliches geleistet, sodaß man seinen Namen drüben noch mit Liebe und Ehrfurcht nennt, und war er nicht möglicher Weise deutschen Stammes, sodaß, was er leistete, eigentlich von uns nicht über die Achsel angesehen zu werden brauchte? und endlich: Sind wir mit unserer Ansicht, er arbeitete im Geheimen an einem Sturz des italienischen Einheitsstaates, nicht möglicherweise auf ganz falscher Fährte? In der That, es wäre wahrscheinlich nicht schwer, nachzuweisen, daß die Sehnsucht nach dem Glanze einer Krone zumeist mehr in der landläufigen Vorstellung des Volkes lebt, als in den



Köpfen der zur Anwartschaft auf eine Krone Berechtigten. „Muß uns das auch noch passiren!“ so lautete der Stoßseufzer einer Prinzessin, deren Gatte[1]) vor einigen Jahrzehnten unerwartet aus seinen gelehrten Studien und aus dem idyllischen Frieden eines reichen Kinderkreises herausgerissen wurde, damit er den durch den jähen Tod seines Bruders über Nacht verwaisten Thron besteige.

„Viele haben gewünscht zu regieren, — ich nie“, schrieb der Erbprinz Leopold von Toscana an seine Jugendfreundin Prinzessin Amalie von Sachsen, als der Tod seines Vaters, des Großherzogs Ferdinand, ihn im 27. Lebensjahre plötzlich mit der Wucht der Regierungssorgen belastet hatte.

Die Memoiren der Prinzessin Amalie sind vom Jahre 1819 an nach der Seite des Florentiner Hoflebens von besonderer Reichhaltigkeit, und es sei gestattet, hier daraus einige Züge mitzutheilen, welche, durch Rückblicke auf die vorausgegangene Napoleonische Periode ergänzt, über die damaligen Florentiner Zustände Licht verbreiten. Denn vor Allem stand Prinzessin Amalien's Sinn immer nach Florenz, wo ihre Schwester Nany (Anna) seit 1818 die Gattin des hier in Rede stehenden Erbprinzen, späteren Großherzogs Leopold, war und an seiner Seite dem von so vielen schweren Prüfungen heimgesucht gewesenen Hofe von Toscana wieder Heiterkeit und Lebensfreudigkeit gegeben hatte. Es sei hier daran erinnert, daß der damalige, im Jahre 1769 geborene und im Alter von 21 Jahren seinem Vater in der Regierung gefolgte Großherzog Ferdinand, der Vater des Exgroßherzogs Leopold des Exilirten, nachdem er neun Jahre lang sich inmitten der allseitigen französischen Vergewaltigung Italiens glücklich behauptet hatte, im Jahre 1801 auf Toscana hatte Verzicht leisten müssen. Ein Jahr darauf starb ihm in Wien seine Gattin

1) Es war der Prinz Johann von Sachsen.

Luise, die Tochter des Königs Ferdinand I. von Neapel. Zuerst war ihm durch die Umgestaltung der europäischen Länderkarte das 1802 neu geschaffene Kurfürstenthum Salzburg zugefallen; dann ging durch den Preßburger Frieden 1805 Salzburg an Bayern und Oesterreich über und Würzburg wurde ihm zu Theil. Erst die Schlacht von Leipzig bahnte ihm wieder den Weg über die Alpen und in sein Geburtsland, dessen Regierung ihm dann durch den ersten Pariser Frieden zurückgegeben wurde, und aus dessen Residenz ihn seitdem nur der im Jahre 1815 von Murat unternommene, rasch mißlungene Kriegszug auf kurze Zeit vertrieben hatte. Seitdem waren bis zu dem Datum jener Memoiren-Aufzeichnungen, Anno 1819, vier Jahre friedlich geordneter Zustände gefolgt. Napoleon saß in weiter Ferne auf St. Helena. Es grollte wohl hier und da noch eine Gewitterwolke. Die geheime Verbindung der Carbonari zählte nach Hunderttausenden und hielt die Vertreibung der Franzosen nur erst für eine Abschlagszahlung, welcher weiteres zu folgen habe. In Florenz war die Stimmung aber eine freudig gehobene und von diesem Gefühl war auch der Palazzo Pitti erfüllt, als im Jahre 1819 Prinzessin Amalie zum ersten Male Florenz besuchte, damals nur auf kurze Zeit, denn ihre mit ihr reisenden Pflegeeltern, Prinz Anton und dessen Gattin, hingen in ihren Reisedispositionen von denjenigen des Kaisers Franz ab, welcher mit Gattin und Tochter ebenfalls eine sich bis auf den Vesuv ausdehnende Reise nach Italien machte.

Aber schon 1821 ist Prinzessin Amalie wiederum in Florenz, diesmal mit ihrem Vater dem Prinzen Max und ihrer jüngeren Schwester Prinzessin Marie. Da die Zeit des Laibacher Monarchencongresses war, hatte auch König Ferdinand von Neapel sich auf der Rückreise von jenem für seine weitere Existenz so wichtigen Congreß in Florenz eingefunden. „Ich sah dort die Gräfin Floridia," schreibt

die Prinzessin Amalie, welche über diese von dem Könige vergötterte, sehr verschieden beurtheilte Nachfolgerin seiner ersten Gattin schon bei früherer Gelegenheit (S. 129 u. ff. der Memoiren) Ausführlicheres berichtet hatte, „auch ihre Tochter Marianne, die sich seit zwei Jahren sehr verschönert hat, und ihre Enkelin Lucia, Tochter des Gesandten Partanna. Der König hatte aus Laibach zwei junge Bären mitgebracht, die einen abscheulichen Lärm machten . . .“ Als ob es in dem immer lauten und jetzt inmitten der politischen Wirren jedenfalls besonders lauten Neapel — so mochte man am Florentiner Hofe dieses Bestiengefolge auffassen — noch weiterer Lärmmacher bedürfe! Aber der alte König war mit dem neapolitanischen Volke am besten fertig geworden, so lange er den kindlichen Seiten desselben Beschäftigung gegeben hatte, und so führte er auch die beiden Bären wohl in der Hoffnung mit sich, Vielen dadurch eine Freude zu bereiten. Minder zuversichtlich sah man die Auskunftsmittel des Laibacher Congresses und die allgemeine Weltlage in Florenz an. „Die Unruhe,“ schreibt die Prinzessin an einer anderen Stelle, „begann von Neuem. Die Nachrichten von Turin und Mailand waren nichts weniger als befriedigend.“ In der That weiß auch die Prinzessin von Mordplänen der Ultras zu erzählen, und über die von den Carbonari „zum Tode Verurtheilten“ erfährt sie mit Schrecken durch den ebenfalls nach Florenz gekommenen Prinzen Leopold von Neapel, daß dieser auf der betreffenden Liste schon den siebenten Platz einnehmen soll.

Inzwischen waren österreichische Truppen in großer Zahl dem Süden zugezogen und hatten zum Theil Florenz berührt. „Mir wurde das Herz schwer,“ schreibt die Prinzessin, „als ich diese Durchzüge sah, denn sie erinnerten mich an das unglückliche Jahr der Dresdener Schlacht.“

Florenz, dessen Bevölkerung von der allgemeinen politischen Erregung jener Zeit ja verhältnißmäßig nur



schwach berührt worden ist, wird dagegen während des Carnevals 1821 durch eine plötzliche schwere Erkrankung des Großherzogs Ferdinand in Bestürzung versetzt, und zwar in um so größere, als auch der Kronprinz Leopold die Folgen eines langen schleichenden Fiebers noch nicht verwunden hat. „Ich kann den Schrecken nicht beschreiben, der die ganze Stadt ergriff," schreibt die Prinzessin; „in einem Augenblick waren alle Masken verschwunden, an deren Stelle man Soldaten sah, und im Hause schwamm alles in Thränen. In allen Kirchen wurden Gebete gehalten." Dann als der Großherzog außer Gefahr ist, verwandelt sich die allgemeine Trauer in Freude und die Kirchen bringen Dankfeste ohne Zahl.

Um in dieser Schilderung nicht eine bloß der Prinzessin und dem Palazzo Pitti gehörige Auffassung zu finden, wird man sich erinnern müssen, daß Toscana in der That für das bestregierte und glücklichste Land des noch nicht geeinigten Italien galt und gelten durfte. Sein Regenerator war bekanntlich Großherzog Leopold gewesen, wie erwähnt der spätere deutsche Kaiser, der zwar in letzterer Stellung viele Einrichtungen seines verstorbenen Bruders, Kaiser Josefs II., mäßigen oder auch ganz außer Wirksamkeit setzen mußte, seine frühere toscanische Regierung aber auf einer so soliden Grundlage basirt hatte, daß sein im Jahre 1790 zur Regierung gelangter Sohn Ferdinand III., in dem menschenfreundlichen Geiste seines Vaters fortarbeitend, des unbezweifelten Glückes genoß, inmitten der übrigen chaotischen Zustände der italienischen Halbinsel ein zufriedenes Volk zu regieren. Den Einheitspatrioten des übrigen Italien konnte und durfte damit freilich nicht gedient sein, und es fehlte nicht an Stimmen, welche im Jahre 1799 die endliche Zertrümmerung dieser verhältnißmäßig idyllischen Zustände bejubelten, obschon weder das Königreich Etrurien, zu welchem Toscana geschlagen wurde, noch im Jahre 1807 das Aufgehen Toscanas in Frankreich als französische



Provinz den Hoffnungen jener Patrioten entsprachen. Auch ward der Pariser Friede, welcher dem Großherzoge die Rückkehr in sein geliebtes Toscana nach fünfzehnjährigem Wanderleben wieder ermöglichte, wenigstens von Toscana's Bevölkerung laut als der Abschluß einer traurigen Zeit der Vergewaltigungen und Beraubungen begrüßt.

Somit wird die Prinzessin wohl nur das Richtige gesagt haben, wenn sie von der lebhaften und allseitigen Freude berichtet, welche im Jahre 1821 die Genesung des Großherzogs erregte.

Man hatte allerdings, was diese Stimmung noch beeinflussen mußte, erst kurz zuvor den Großherzog im Begriff gesehen — da die Thronfolge immer nur erst auf zwei Augen stand —, seinem seit fast zwanzig Jahren verwitweten Hauswesen eine neue Herrin zu geben. Einige Details werden hier, um den ganzen Zuschnitt des deutsch-italienischen Hofs anschaulich zu machen, am Platze sein. Das Tagebuch berichtet über jenes Vorhaben: Etwa 14 Tage nach dem neuen Jahre, also einen Monat vor seiner Erkrankung, sei der Großherzog eines Tages plötzlich nach Pisa gereist, vorgeblich, um zu jagen; „indeß ahnte ich ein Geheimniß," fährt die Prinzessin fort, „und betrog mich nicht, denn Tags darauf bekam Papa einen Brief vom Großherzog, in welchem dieser förmlich um die Hand von Marie anhielt. Vierundzwanzig Stunden später gab Marie ihr Jawort, das sogleich nach Pisa geschickt wurde. Nach drei Tagen Abwesenheit kam der Großherzog zurück." Er war damals 52 Jahre alt, seine Braut 25.

Während nun, nachdem er völlig wieder genesen, die Vorbereitungen zu der Vermählung getroffen werden, rückt die Osterzeit heran, für welche Prinz Max mit seinen Töchtern Amalie und Marie und dem Erbgroßherzog sich in Rom angemeldet hat.

Am 26. April trifft Prinz Max mit seinen beiden Töchtern wieder in Florenz ein. Am 5. Mai unterschreibt



die Prinzessin Braut die üblichen Entsagungsakte. Die Trauung soll Tags darauf stattfinden, doch stand der Heirath, wie Prinzessin Amalie es humoristisch ausdrückt, noch ein Hinderniß entgegen: das Brautkleid war nicht da. Man hatte geglaubt, es in Paris anfertigen lassen zu müssen, und der Pariser Lieferant hatte nicht Wort gehalten. Was war zu thun? Ein Florentiner Kleid aus drap d'argent mit Goldfranzen konnte ja zur Noth auch für standesgemäß gelten. In einem solchen wurde Prinzessin Marie also getraut. „Ich habe Marie nie so schön gesehen, als in ihrem Brautstaate," schreibt in herzlicher Selbstvergessenheit die Schwester. Diesmal scheint sie aber, gegen ihre Gewohnheit, vermuthlich durch das Ceremoniell von Florenz daran behindert, nicht als Brautjungfer fungirt zu haben. Die „Renaud", so meldet das Tagebuch, „steht am Altar hinter der Prinzessin. Als die letztere das Jawort ausgesprochen hat, tritt an die Stelle jener sächsischen Hofbediensteten die nunmehrige Oberhofmeisterin Fürstin Rospigliosi und nimmt der jungen Großherzogin Schleier und Handschuhe ab". — Hernach ist in drei Zimmern des Palast Pitti großer Cercle, wobei Prinzessin Amalie, wie sie erwähnt, sich unversehens unter der Menge vollständig verliert und endlich erst durch eine Bekannte zu den Ihrigen zurückgebracht wird. Ein großes Ceremoniensouper beschließt den anstrengenden Tag. „Wir waren alle so müde," klagt die Prinzessin, „daß wir uns nicht regen konnten".

Am folgenden Tage großes Diner, wobei ganz kleine Knaben, welche die Schüsseln kaum heben konnten, als Pagen bedienen und die Prinzessin in Sorge setzen, sie werde mit begossenem Kleide heimkommen. Die darauf folgende Galavorstellung zeichnet sich durch den Umstand aus, daß, wie das Pariser Brautkleid, so auch die bestellte Hochzeitsoper nicht fertig geworden ist. Man gibt also eine alte Oper von Paer, Griselda, freilich ein etwas ominöses Sujet für die festliche Veranlassung.



Schöner gestaltet sich das Abendfest, welches die Stadt Florenz am 1. Mai für die Bevölkerung der Stadt wie der Umgebung arrangirt hat. Die Leute aus dem Volke und die Bauern in ihrem besten Putze haben den ganzen Platz vor der Akademie zu ihrer Verfügung. Die weiten Räume der Akademie dagegen, auf's Schönste geschmückt und beleuchtet, dienen den übrigen Klassen der Gesellschaft zum Tummelplatz. Es wird drinnen wie draußen viel getanzt, und man sieht auch Masken, trotzdem kein Carneval ist. Bis 2 Uhr Morgens wird Prinzessin Amalie des bunten Treibens nicht müde.

Inzwischen ist ein Brief des Königs Friedrich August eingetroffen; dieser Brief enthält eine Mahnung zu schleuniger Heimkehr und so muß schon am 13. Mai geschieden werden. Prinzessin Amalie bittet ihre beiden zurückbleibenden Schwestern, es mit dem Abschied am Abend vor der Abreise genug sein zu lassen, „denn es ist so traurig, Personen, die man liebt, neben dem Wagen stehen zu sehen, der uns fortführt;“ sie fügen sich auch der schwesterlichen Bitte. Aber wenigstens den Vater noch in sein Quartier (den Palazzo Vecchio) zu begleiten, läßt sich Prinzessin Anna, die Gattin des Erbprinzen Leopold, nicht nehmen, und als Prinz Max dort, von Rührung überwältigt, ein Ende machen will, kniet sie vor ihm nieder und er gibt ihr noch seinen Segen. „Ich war von diesen Gemüthsbewegungen ganz erschöpft“, schreibt Prinzessin Amalie.

In den Spätsommer des Jahres 1824, also drei Jahre später, fallen die Vorbereitungen zu einer Reise nach Spanien, auf welcher Prinzessin Amalie ihren Vater begleiten und mit ihm auf dem Hinwege wieder eine Weile in Florenz rasten wird Eine kleine spanische Bibliothek verdankt sie seit längerem der Güte ihrer Schwester, der Königin von Spanien Josepha. Dann hat sie auch beim Professor Fromm in Dresden spanischen Unterricht genommen,



Studien, die durch Prinzessin Amaliens Fertigkeit im Französischen und Italienischen sehr erleichtert worden sind.

Am 2. Oktober 1824 wird aufgebrochen. Die Reise geht über München, Verona, Parma zunächst wieder nach Florenz, wo bis zum 3. November die drei Schwestern Amalie, Marie und Anna und Prinz Max mit dem Gatten der jüngeren Schwester in Erinnerung an den Großherzog Ferdinand, seinen wenige Monate früher verstorbenen Vater, wehmüthige Stunden genießen. Hier mag als ein Beitrag zur Charakteristik des „Exilirten" der ganze auf den Tod des Großherzogs Ferdinand bezügliche Brief eingeschaltet werden, aus dem vorhin eine bezeichnende Stelle mitgetheilt wurde. Daß der Briefschreiber je die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen Lust und Geschick haben würde, bedarf nach Ton und Inhalt des Briefes wohl für Niemand einer Widerlegung.

„Beste Amalie, Du theilest meinen Schmerz; ich wollte Dir schreiben, konnte nicht; die ersten Tage war es unmöglich, ich war gänzlich abgespannt. Glaube nicht, ich habe Dich vergessen, nicht getraut, Du würdest an mich denken. Ich bin sehr zu bedauern. Viele haben gewünscht zu regieren, ich nie. Die Art, wie ich dazu kam, ist die traurigste. Mein Vater geht mir zwar mit einem großen Beispiel voran; aber welche Last auf einem jungen Manne von 27 Jahren, wo nicht Eifer aber Klugheit nöthig. Marie, die arme Marie (die junge Wittwe des Verstorbenen) wird in mir stets einen Sohn finden, der ihre Tugenden schätzt, sich in ihre Umstände denkt und immer die wenigen Mittel aufbieten wird, ihr Unglück zu mildern."

Man sieht, das Familienverhältniß war hier ein nicht minder inniges, wie in dem Hause des Prinzen Max; man sieht aber auch, wie bescheiden Großherzog Leopold seine Fähigkeiten auffaßte.

Es mögen nun, da hier von seiner politischen Thätigkeit abzusehen ist, aus dem Herbst 1829 einige Notizen folgen.



welche manche Einblicke in das übrige, den Forderungen steifer Etiquette durchaus fremde Leben am Florentiner Hofe gewähren, indem sie gleichzeitig die höchst originelle Stellung des großherzoglichen privaten Theaterpersonals charakterisiren. Dasselbe besteht fast ganz aus Nachkommen von Hofbediensteten. Am 1. Oktober fährt der Hof nach Poggia a Cajano und am 3. ist daselbst ein Fest im Park zu Ehren des Großherzogs, wobei die verwitwete Großherzogin Ferdinand als Flora und ihre Schwester, die Gattin des regierenden Großherzogs Leopold, als Priesterin sammt ihren beiden Kindern mitwirken, unterstützt von zwei weiblichen Mitgliedern des Privattheaters, von vielen als kleine Liebesgötter kostümirten Bauernknaben, von dem Singechor, der Musikkapelle und von Schloßleuten, welche Bauerntänze aufführen. „Um 6 Uhr war Diner, dann ein kleiner Ball, bei welchem die Kammerleute und Officianten auch figurirten,“ — d. h. sich mit vergnügten.

Am 4. spielt man Il Colonello und l'Impressario Faluppa. „Die Acteurs waren Leute aus dem Hause: Gambacorti und seine Tochter, die Fiorani, und Louise Boiti. Letztere und ihre Schwester Anina tanzten ein Ballet la Pianella perduta.“ Gambacorti ist ein — Hofkoch; welchem Beruf die genannten Damen, wenn sie nicht im Dienste Thalias oder Terpsichores beschäftigt waren, obzuliegen hatten, verschweigt leider das Tagebuch. — Am 6. Aufführung der Oper Inganna felice, wobei zwei Söhne des Kammerdieners Novelli die Partie des Buffo und des Herzogs singen. Am 7. Abends „Ball mit den Kammerleuten und Officianten, aus welchen auch das Orchester bestand. Bei der Monterina zog das Orchester voraus und wir tanzten so in's andere Zimmer.“ — Am 14. fährt der Hof mit einigen Gästen abermals nach Cajano. Abends singt der Koch Gambacorti als Magnifico in Rossini's Cenerentola. Aber auch im Orchester scheint er verwendbar zu sein, denn am 16. ist Ball, „auf welchem



zuletzt die Mutter Boiti und Gambacorti, den man aus dem Orchester holte, mittanzen mußten." Am 18. fungirt der Tausendkünstler wieder in Goldoni's Vedova scaltra als Arlecchino. Am 19. Oktober gibt der Großherzog „sämmtlichen Acteurs" ein großes Frühstück in Cajano auf dem sogenannten Parchetto. „Wir selbst frühstückten im Schweizerhäuschen," schreibt die Prinzessin, „und auf beiden Seiten desselben standen große Tische, einer für die, welche in Oper und Ballet, der andere für die, welche im Schauspiel mitgewirkt hatten. Man war in 14 Wagen heraufgefahren. Nach dem Frühstück fuhr man in Gondeln auf dem Canal. In einer derselben saß das Gesangspersonal und sang hübsche Chöre."

Acht Tage später heißt es: „Fasanenjagd. Alle Jäger waren auf einem Schiffe, und wir mit den Nichtjägern auf einem anderen. Dann folgten zwei Schiffe mit dem Theaterpersonal, welches aus Dankbarkeit zu allen diesen Festen eingeladen wurde."

Daß es bei solchen Vergünstigungen mit dem Standesunterschiede nicht streng genommen werden konnte, ist selbstverständlich. Vor allem ein Tänzchen muß für unverfänglich gegolten haben. So heißt es denn auch wieder am 28.: „Abends wurde getanzt und im Großvatertanz holten wir die Musikanten aus dem Orchester und tanzten zuletzt die Notenpulte über den Haufen." — Man wird hierbei freilich nicht vergessen dürfen, daß jenseits der Alpen zwischen Hoch und Niedrig, und vor allem zwischen Herrn und Diener, der Verkehr weit zutraulicher ist, als diesseits der Alpen. Somit sind die gesellschaftlichen Formen in Italien oben und unten denn auch weniger unterschieden, wobei offenbar auf beiden Seiten mehr Gewinn als Einbuße ist. Ueber die Fortsetzung jener fröhlichen Cajano-Tage braucht hier nur noch gesagt zu werden, daß, nachdem noch ein gemeinsamer Ausflug nach Pietra marina, dem höchsten Berge der Gegend, gemacht worden ist, „wobei alles ritt," die

theatralischen Vorstellungen am 29. mit Cenerentola ihr Ende erreichen. Die Mariotti soll dann herausgerufen werden. Aber als der Vorhang wieder aufgeht, steht das ganze Theaterpersonal im Costüm um ein L gruppirt, den Anfangsbuchstaben des großherzoglichen Namens. Nun ist als Gegenleistung noch eine Nachfeier nöthig, nämlich Tags darauf ein Frühstück, bei welchem von der Truppe ein Chor zu Ehren des Direktors derselben gesungen wird. Die Verse dazu hat Prinzessin Amalie gedichtet. Ebenso ist ein Gast des Großherzogs auf den Pegasus gestiegen und sein gedrucktes Sonett wird in vielen Exemplaren, „während wir auf des Direktors Gesundheit trinken", umhergestreut. Abends ist Tombola für die ganze in Cajano vergnügt beisammen gewesene Gesellschaft, in welcher „die Herren und Damen" (vom Hofe und die Gäste) Spielsachen gewinnen, die Acteurs aber Beutel mit Geld und die Actricen Bracelets, Ketten oder Kleider. Zuguterletzt wieder Tanz. — Vor jener Schlußoper Cenerentola sind noch andere Dilettanten bei dem Kunstprogramm des Hofes betheiligt worden: die Handwerker aus Prato. „Es ist die Erholung dieser Leute, des Sonntags Musikstücke einzuüben," schreibt die Prinzessin. Eine Anzahl ernster Gesangsstücke dieser Art haben sie denn auch bei jener Gelegenheit zu Gehör gebracht.

Es ist aus dem Tagebuche nicht ersichtlich, ob das vornehmlich aus den Hofbediensteten und deren Kindern rekrutirte Theater- und Orchesterpersonal auch in der Residenz in dieser Eigenschaft verwendet wurde, oder ob es einzig in den kleinen Theatern der Lustschlösser seine Kunstleistungen producirte. Im Zusammenhange mit den Aufführungen in den Theatern Alfieri, Cocomero, Nuovo und Pergola kommen die Namen Gambacorti, Boiti 2c. nicht vor. Hier erwähnt das Tagebuch die Qualität der dargebotenen Kunstgenüsse auch zumeist in wärmeren Betonungen; „herrlich gespielt", „superb gesungen", sind oft



vorkommende Belobungen, mit denen Vestris, Coselli, Giulia Grisi und andere ausgezeichnet werden.

Einige Male lautet die Censur freilich auch nicht beifällig. In dem Ballet Eufemio springt ein Tänzer im Augenblicke des Sterbens „wie ein Karpfen in die Höhe, sodaß, als er endlich todt war, ein Ah! der Zufriedenheit durch den Saal ging."

Die Rückreise wird am 23. Mai 1830 angetreten, und zwar hat Prinzessin Amalie die Freude, von ihren beiden Schwestern, der Großherzogin und der Großherzogin-Wittwe, ganz bis in die Heimat begleitet zu werden. Am 9. Juni erreichen die drei Schwestern Dresden.

Prinzessin Amalie ist seitdem noch sechsmal in Florenz gewesen, 1831, 1836/37, 1839, 1841/42, 1846, 1851/52.

Vieles hatte sich inzwischen verändert. Vor Allem hatte der Tod ihrer Schwester, der Großherzogin Anna (Nany) — sie starb 1832 — den Räumen des Palazzo Pitti ihre freundlichste Beleuchtung genommen. Aber die in ihre Stelle gerückte zweite Gattin des Großherzogs Leopold that alles Mögliche, um der Prinzessin Amalie, wie deren Schwester, der verwitweten Großherzogin Marie, Ersatz zu bieten für die durch den Tod Abgerufene. Jene Wiederverheirathung, die zu einer sehr glücklichen und reich mit Kindern gesegneten Ehe führte, hatte der Großherzog aus Rücksichten auf die Thronfolge nicht lange hinausschieben dürfen. An Prinzessin Amalie, seine langjährige Vertraute, sind die nachstehenden Zeilen gerichtet, durch die er sie nach dem zu Endegehen des Trauerjahres von seinem Vorhaben benachrichtigt. „Es wurde entschieden," schreibt er, „daß ich die Prinzessin Antoinette von Neapel heirathen werde, nach allem, was ich weiß, eine gute Wahl . . . Pflicht war es und ich hoffe mit Vertrauen auf eine ruhige Zukunft." Im Hinblick auf seine verstorbene Gattin fügt er hinzu: „Viele Thränen sind noch geflossen der Erinnerung einer treuen Freundin, die die schöne Zeit der Jugendjahre



mit mir theilte und das Herz erwärmte und den Geist belebte und das Wenige schuf, was ich jetzt bin. Meine Seele ist ihr dankbar und das Andenken der Guten wird ewig bleiben.“ Ein Jahr später, als die Entbindung der Großherzogin Antoinette bevorstand, schreibt er: „Möge Gott uns einen Sohn schenken zur Befriedigung vieler Wünsche und mir den Muth stärken, in meiner Laufbahn rascher fortzugehen . . . Gott stärke mich, meine Pflicht zu thun und meine wenigen Fähigkeiten für das Land anzuwenden.“ Die Hoffnung, daß gleich das erste Kind ein Sohn sein werde, erwies sich als eitel, es kam eine Tochter. Aber schon im Jahre darauf konnte der Großherzog seiner Freundin melden: „Gott schenkte mir einen Sohn,“ bei den damaligen zerfahrenen Zuständen Italiens für die gerade in Toscana so zahlreichen Gegner radikaler politischer Umgestaltungen jedenfalls ein Ereigniß sehr beruhigender Art, wie der Großherzog denn auch im Sinne dieser Anschauung hinzufügt: „Erschrecklich traurig war bis dahin die ungewisse Zukunft meines geliebten Landes,“ und gleichzeitig schildert er die Mutter des Kindes, die Großherzogin Antoinette, als „ein recht gutes, natürliches, liebendes Wesen.“ — Als im Jahre 1838 Prinz Johann bei ihm zu Besuch gewesen ist, schließt der Großherzog einen darüber handelnden Brief an Prinzessin Amalie mit den Worten: „Gott schenke ihm Glück und Zufriedenheit in seinem Kreise, mir seine Gnade zu dem schweren Amte, das mir obliegt.“ Im Jahre 1840 hat die Nachkommenschaft die Zahl sieben erreicht, darunter ein zweiter Sohn. „Jetzt haben wir sieben Kinder,“ schreibt der Großherzog, „Gott erhalte sie und gebe uns Mittel, sie gut zu erziehen.“ Ein Jahr später sind die Reihen schon wieder beträchtlich durch den Tod gelichtet und er klagt, in St. Lorenzo ruhen bereits „vier geliebte Leichen, die liebend um mich waren.“

Das hier Mitgetheilte mag noch durch einige Auszüge aus den späteren, an Prinzessin Amalie gerichteten Briefen



des Großherzogs Leopold ergänzt werden, da der Ton dieser Briefe, besser fast, als es Briefe der Prinzessin selbst vermöchten, die Fassung und Ergebung in das Unvermeidliche charakterisirt, welche, je länger desto mehr, auch der Prinzessin eigen geworden waren. Daß die Heiterkeit dabei in ihrer Natur lag, mochte der zur Melancholie neigenden Gemüthsart des Großherzogs im Verkehr mit seiner alternden Jugendfreundin besonders wohl thun. So kommen in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1842, wo Prinzessin Amalie in Florenz geweilt hatte, die Worte vor, „Du brachtest Trost und der kleinen neapolitanischen Colonie einen wahren Lebensgeist, deren sie bedürfen." Seiner Schwester Therese (der Königin von Sardinien), die im Jahre 1855 aus dem Leben schied, gedenkt der Großherzog mit den Worten: „Sie war nicht bloß eine gute, herzlich liebende Schwester, sie war auch eine gute, zarte und einsichtsvolle Mutter und eine gutmüthige, edle und wohlthätige Königin." — „Anna" (die jugendliche Gattin des Erbprinzen, die vierte Tochter des Prinzen Johann), heißt es in einem anderen Briefe von 1855, „hat das Herz meines Sohnes ganz gewonnen," und im Jahre 1858 schreibt er, „alle lieben Anna wegen ihrer Herzensgüte." Man weiß, daß dieser glückliche Bund schon im Februar des nächsten Jahres (1859) durch den Tod der jungen Erbprinzessin gelöst wurde.

Im selben Jahr brachen über den jetzt 62 jährigen Großherzog die Heimsuchungen herein, welche der österreichische Krieg gegen das mit Frankreich alliirte Sardinien, vor allem über das Haus Toscana bringen mußte. Nachdem der Großherzog zu Gunsten seines Sohnes einer Stellung entsagt hatte, in welcher er seit langem nur durch das Bewußtsein übernommener Pflichten festgehalten worden war, — die übrigens durch jene Abdication ja für den Erbprinzen nicht gerettet wurde, — schreibt er aus Schlackenwerth an Prinzessin Amalie: „Es ist mir nicht unsertwegen, aber (wegen) des Landes, welchem ich mein Leben, all'

meine Liebe und Thatkraft gewidmet habe und welches jetzt so schwer mitgenommen ist. Mein Gebet ist, für mich zu vertrauen auf Gottes Beistand, und nicht zu sündigen für die anderen, die mir Uebles gethan . . . Jetzt bin ich ruhig auf diesem meinem Gute unter guten, ruhigen, anhänglichen und folgsamen Leuten.“ Noch einmal kommt er Ende des Jahres auf den mit ihm und den Seinen vorgegangenen Umschwung zurück. „Verbannt“, schreibt er, „vertrieben ohne Schuld; aber Gott weiß warum, und unsere Loose sind in den Händen eines weisen und gütigen Vaters.“ Und unter dem beschwichtigenden Zureden der Prinzessin Amalie söhnt sich der entthronte Fürst schon in kurzer Zeit so vollkommen mit der bürgerlichen Schlichtheit seines neuen Daheims aus, daß er im September 1860 auch von seiner „neapolitanischen Colonie“ Günstiges berichten kann; „meine Frau,“ versichert er, „findet sich sehr gut in deutsche Sitten und erkennt das viele Gute, was doch in diesen Ländern gediegener und häuslicher sich bewährt. Man muß die Deutschen näher kennen lernen, um sie zu schätzen. Meine Kinder“, setzt er hinzu, „reden jetzt ziemlich gut deutsch“. —

„Das Politische überlasse ich der Vorsehung,“ heißt es in einem Briefe vom Jahre 1861, und er freut sich, von seinen Eltern zur Arbeit angehalten worden zu sein; in Unthätigkeit müßte er verkümmern. „Ich muß“, schreibt er Anno 1864, „aus vielen Gründen Gott danken, daß er väterlich für mich gesorgt hat. Er hat mich einer schweren, gefahrvollen Verantwortung enthoben, welche ich nicht mehr die Kraft hatte, zu tragen.“ Wie sich's von selbst versteht, hielt Prinzessin Amalie darauf, ihrem Freunde auch hin und wieder ein Liebeszeichen zu senden, das nicht bloß in Worten bestand. So erfreut sie auf seinen Vorschlag ihn mit Karoline Pichlers seiner Zeit berühmt und auch damals dem jungen Erbprinzen lieb gewesenen Roman Agathokles, in welchem er „Erinnerung an gute und schöne Jahre“ zu finden hofft; ebenso mit Herder's Cid. Vor allem aber



scheint sie sich das Recht erobert zu haben, ihm alle Weihnacht einen warmen Schlafrock zu spenden. Der Dank ist dann immer die Herzlichkeit selbst. „Die gute Freundin,“ schreibt er aus Brandeis am zweiten Weihnachtstag Anno 1866, „hat meiner weißen Haare und der rauhen böhmischen Winter gedacht, als sie mir den weichen, warmen Schlafrock aussuchte. Jeden Tag, wenn ich früh oder Abends dessen Wohlthat fühle, denke ich an die Gute, die ich in früher Jugend gekannt, und die unverändert durch Zeit und Prüfungen dieselbe blieb.“ Und auch gegen die zuweilen an ihn herankommenden Anwandlungen, weniger wohl der Sehnsucht nach der Pracht des Florentiner Hoflebens, als des Mißmuths über das kurze Gedächtniß der Menschen, für die er gearbeitet und die Last der Regierung gewissenhaft getragen hat, auch gegen solche Stimmungen und Verstimmungen kämpft der greise Fürst redlich an. „Ich war“, schreibt er um die Weihnachtszeit 1867, „in den besten Jugend- und Mannesjahren so glücklich, wie kaum einer nur sein kann; so kann ich mich nicht beschweren, wenn mich Unglück betroffen.“ Heimweh nach dem blauen Himmel Italiens hat sich dann ohne Zweifel dem Herzensbedürfnisse gesellt, als guter Katholik vor seinem Scheiden aus dieser Welt noch einmal am Grabe des heiligen Petrus zu beten. Im Dezember 1869 — wenige Wochen vor seinem Ableben — sendet er der alten Freundin aus Rom in sehr gehobener Stimmung ein letztes Schreiben. Wie viele Erinnerungen mochten auf dem Wege dahin durch seine Seele gezogen sein! „Von weitem“, heißt es in dem Briefe, „hatte ich die Küste der Inseln Toscana's gesehen . . . .“

Dresden. Robert Waldmüller.



XXVII.

Das Civilehrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches.

1. Es ist verständlich, daß man in kirchlichen Kreisen verhältnißmäßig spät anfing, sich mit dem kirchenrechtlichen Gehalt des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches zu beschäftigen. Man wollte wohl warten, bis man festen Boden unter den Füßen hätte. Allein da alsbaldige Erörterungen von Wichtigkeit sein konnten de lege ferenda, so begann man doch allmählich auch auf dieser Seite, in die von den Juristen so emsig und mit so gutem Erfolge betriebene Kritik der Entwürfe zum großen Werk einzutreten. So hat der katholische Juristenverein in zwei Heften Beiträge zur Kritik des Entwurfes erster Lesung geliefert. Und L. v. Hammerstein, S. J., schrieb: Das Eherecht im Entwurfe eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, St. a. M.-Laach, 1888, I, 493 ff.; Vorschläge zur Regelung des ehelichen Personenrechts für Deutschland, ebds. 1888, II, 1 ff.; Nochmals das Eherecht im Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, ebds. 1890, II, 459 ff. Es ist aber doch eine Frage, ob diese Arbeiten, denen nicht mehr viele beigefügt werden könnten — etwa noch ein paar einschlägige Seiten aus dem Archiv für katholisches Kirchenrecht, 1888, LX, 126 ff. —, der Wichtigkeit der Sache und den auf dem Spiel stehenden Interessen der Kirche voll entsprechen.



Es ließ sich daher, als der Entwurf zur zweiten Lesung am 18. Januar 1896 wieder unter den Akten des Reichstages sich befand, eine regere Theilnahme von Seiten der Canonisten und katholischen Juristen an der Debatte erwarten. Aber auch diesmal war der Concurs nicht gar groß. Zu erwähnen ist meines Wissens nur, aber das in rühmlicher Weise, L. Bendix, Die deutsche Rechtseinheit und das zukünftige Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich 1896 (zuerst in Form von Artikeln im Katholik). Dazu kommt: Die Kehrseite des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches in Histor.-polit. Blätter, 1896, Bd. 117, S. 345 ff., 389 ff. und ebds.: Dies und das zum Bürgerlichen Gesetzbuch S. 726 ff. Letzteren Orts wurde namentlich für die fakultative Civilehe als das minus malum plädirt. Das zu erreichen, war auch das Bestreben des Centrums zugleich mit der conservativen Partei, die den entsprechenden Antrag einbrachte. Aber man weiß, daß, als am 1. Juli 1896 der Reichstag das Bürgerliche Gesetzbuch annahm, die obligatorische Civilehe in ihm stand und jetzt in ihm steht. Auch das Centrum hatte zugestimmt, freilich unter dem Protest und Vorbehalt, daß „man in keiner Weise etwas von dem aufgebe, was man in Bezug auf die Ehefrage bisher grundsätzlich vertheidigt habe und immer verlangen werde."

Wo nun die Dinge so liegen, bleibt katholischerseits nichts anderes übrig, als sich des Inhaltes des Bürgerlichen Gesetzbuches im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen entsprechend der Hochfluth juristischer Commentare zu bemächtigen. Wir können denn auch bereits nach der einen und nach der anderen Seite hin zwei treffliche Arbeiten unser eigen nennen, die eine aus der Hand des rühmlichst bekannten Moralisten A. Lehmkuhl, S. J.[1]), die andere

1) Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz. Unter Bezugnahme auf das natürliche und göttliche Recht, insbesondere für den Gebrauch des Seelsorgers und Beichtvaters. Freiburg 1899. 4. und 5. Auflage 1900.

aus der Feder des gewandten Professors des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am bischöflichen Lyceum in Eichstätt, J. Hollweck[1]).

Es soll hier nun keine Detailkritik der beiden Bücher gegeben werden. Ueber die kirchenrechtlichen Partien in dem Werk von Lehmkuhl habe ich mich bereits in der Lit. Rundschau, 1899, Nr. 10, Sp. 303 f. näher ausgesprochen. Anfügen möchte ich hier noch, daß L., wo immer er einen logischen Schnitzer oder sachlichen Widerspruch in den Bestimmungen entdeckt, denselben unnachsichtlich aufdeckt. Ebenso Hollweck. Auch dessen Arbeit erweist sich als die eines wohlbewanderten Juristen, aufgeführt auf den neuesten und besten Commentaren zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Aufgefallen ist mir nur, daß H. die Uebelstände, die mit den clandestinen Ehen vor dem Tridentinum verbunden waren, fast ganz in Abrede zieht und schreiben kann: „Einer künstlichen, von französischer Seite aus hervorgerufenen Agitation, die ein ganz anderes Ziel anstrebte, gelang es auf dem Concil von Trient gegen den Widerspruch einer starken Minorität eine bestimmte Förmlichkeit bei der Eheschließung als wesentliches Erforderniß durchzusetzen" S. 137 f. Die mit den clandestinen Ehen verbundenen Mißstände waren im Gegentheil sehr groß, allgemein anerkannt, und allgemein wurde Abhilfe gefordert, nicht etwa blos nur von Frankreich aus, um die Ehe in die staatliche Gewalt zu bekommen vermittelst der Nothwendigkeit des elterlichen Consenses. Wäre die Noth nicht so groß gewesen, könnte man die schweren Debatten des Sommers 1563 auf der Synode von Trient gar nicht verstehen. Das Tridentinum weist doch selbst breit auf diese Mißstände hin, Sess. XXIV de ref. mat. c. 1. S. 182 etwa vermisse ich auch den Hinweis auf die Pflicht

1) Das Civileherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs, dargestellt im Lichte des kanonischen Eherechts. Mainz 1900.



der Frau, das Domizil mit dem Manne zu theilen, und auf allenfallsige Ausnahmen, § 10 des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

2. Doch ich will, jeder weiteren Detailkritik über H. mich entschlagend, besonders hervorheben den großen Unterschied, der zwischen L. und H. besteht in der principiellen Auffassung der Civilehe des BGB's. Schon früher hat Lehmkuhl, Das neue BGB. des Deutschen Reiches und seine bürgerliche Eheschließung, St. a. M.-Laach, 1896, II, 125 ff., hingewiesen auf den § 1588 desselben, der sagt: „Die kirchlichen Verpflichtungen in Ansehung der Ehe werden durch die Vorschriften dieses Abschnittes nicht berührt", und auf die Ueberschrift des 1. Abschnittes des 4. Buches des BGB's: „Bürgerliche Ehe". Er hat dann daraus gefolgert, daß man danach berechtigt sei, die bürgerliche Ehe im Sinne des Gesetzes als die „bürgerliche Seite der Ehe", oder den „bürgerlichen Rechtsschutz der Ehe" zu verstehen. Eine bürgerliche Ehe schließen kann dann nur mehr den Sinn haben: der ehelichen Verbindung, die vollzogen ist, oder vollzogen werden soll, den bürgerlichen Rechtschutz zu sichern. Zum Beleg für die Berechtigung dieser Auffassung citirt L. die Worte des Bevollmächtigten zum Bundesrath, des Wirkl. Geh. Raths Nieberding in den Sitzungen des Reichstags vom 24. Juni 1896: „Wenn wir die Bestimmung in das Gesetzbuch einfügen wollten, daß man die Ehe schließen könne mit gleicher Wirkung entweder vor dem Standesbeamten oder vor dem Geistlichen, dann würden wir erklären, daß die Eheschließung vor dem Standesbeamten und die vor der Kirche in den Augen des Staates vollständig gleichwerthige Akte seien. Meine Herren! Das wollen wir nicht aus Achtung vor der hohen Idee, die der kirchlichen Trauung zu Grunde liegt und aus Schonung für das religiöse Gewissen des Volkes. Wir wollen nicht, daß der rechtsgeschäftliche Akt, der im bürgerlichen Leben die Ehe darstellt, unbedingt und in einer

das religiöse und Rechtsgefühl der Bevölkerung verwirrenden Weise vermischt und gleichgestellt werde mit dem Akt der Trauung, der der evangelischen Bevölkerung ein Akt hoher religiöser Weihe und der katholischen Bevölkerung ein Akt von sakramentaler Bedeutung ist. Wir erkennen die hohe Stellung, die im kirchlichen Leben dieser Akt hat, an und weil wir das anerkennen, wollen wir ihn nicht vermischen mit einem anderen Akt rechtsgeschäftlicher Auseinandersetzung. Ich glaube, wir würden damit gerade dem kirchlichen Gewissen zu nahe treten." Unter dieser Voraussetzung also, daß der Ausdruck „bürgerliche Eheschließung" für die christlichen oder wenigstens für die katholischen Ehen nur den oben angegebenen Sinn der Zusicherung staatlichen Rechtsschutzes habe, habe die bürgerliche Ehe des BGB's die Zustimmung der katholischen Abgeordneten gefunden, sei also nur insofern als von der Majorität des Reichstags beschlossen, vom Bundesrath angenommen und formelles Gesetz geworden. Wenn dann in späteren Abschnitten des Gesetzbuches Bestimmungen getroffen wurden, welche dem einmal festgelegten Sinn nicht folgerichtig treu blieben, dann werde darum jener nicht als unberechtigt aufgehoben, sondern es wären vielmehr die nachfolgenden Paragraphen zu modificiren oder zu verwerfen gewesen. Nachdem das aber nicht geschehen, seien sie auch nach der Annahme jenem Sinn gemäß zu interpretiren. Man bleibe noch innerhalb der Grenzen des Gesetzes, wenn man seine Einzelbestimmungen nicht in gleicher Weise auf die christlichen, wie auf die nichtchristlichen Ehen anwende. „Für die christlichen Ehen sind die kirchlichen Vorschriften nicht zwar gesetzlich geschützt, aber doch gesetzlich anerkannt; für nichtchristliche Ehen gibt es kirchliche Vorschriften nicht; es kann also auch für diese keinen durch kirchliche Vorschriften beschränkten Sinn eines Gesetzesparagraphen geben" [1]).

1) A. a. O. S. 130 f.



L. zieht nun auch praktische Folgerungen aus dieser seiner Auffassung. Werde vor einen katholischen Richter die Klage auf Ehescheidung gebracht, so sei es ihm nach katholischen Grundsätzen absolut unmöglich, die Scheidung anders aussprechen zu wollen und auszusprechen, als in dem Sinne von „Entziehung des staatlichen Rechtsschutzes bezüglich des ehelichen Verhältnisses der klagenden Eheleute." Zu etwas anderem könne ihn auch keine kirchliche Autorität ermächtigen, da es sich in der Unterstellung um eine wirkliche vor Gott giltige und vor Gott und dem Gewissen unauflösliche Verbindung handle. Verbinde nun das Gesetz selber mit dem Ausdruck „bürgerliche Ehe" nur eben diesen Rechtsschutz, oder sei dieser Sinn gesetzlich zulässig, dann könne der Richter ohne Mühe in diesem Sinne die Scheidung nicht nur wollen, sondern auch aussprechen; sonst könne das sehr schwer, ja nach Umständen unmöglich werden. Freilich verhehlt sich L. nicht, daß in dieser Ehescheidung nach dem BGB. noch etwas ganz anderes liegt, als der bloße Entzug des staatlichen Rechtsschutzes bezüglich des ehelichen Verhältnisses der klagenden Eheleute. Darum fährt er fort:

„Das ‚Recht' auf Wiederverheirathung, welches das Gesetz jener Scheidung beilegt, gibt den Getrauten kein Recht im Gewissen; dem katholischen Richter ist es auch nur eine Straffreiheit. Eine solche Straffreiheit aufzustellen, mag nach katholischen Begriffen ein Unrecht seitens der gesetzgebenden Faktoren sein; sie auszusprechen, ist nicht etwas so absolut Unerlaubtes, daß es dem Richter in allen Fällen gewissenshalber müßte verwehrt bleiben. Gleichwohl kann er nie ohne recht wichtige Gründe dazu berechtigt sein, weil er durch solchen Spruch den Betroffenen Anlaß und Möglichkeit gibt zu einem Akte, dem der Wiederverheirathung, zu schreiten, welcher nach der Ueberzeugung des katholischen Richters absolut unerlaubt ist; dazu auch nur Anlaß und Möglichkeit zu bieten, ist ohne recht wichtigen Grund unstatthaft."

„Wir haben das Beispiel gewählt, um klar zu machen,



daß jene ‚gekünstelte‘, aber aus sich nicht unmögliche Auffassung der bürgerlichen Ehe denn doch nicht so werthlos ist, und daß die absichtlich gewählte Bezeichnung ‚bürgerliche Ehe‘ nebst dem Zusatzparagraphen 1588 und die wenigstens offiziösen Aeußerungen des Bevollmächtigten zum Bundesrath jene Auffassung und Erklärung gesetzlich berechtigt gemacht haben, ist erst recht vieler Mühe werth“.[1])

In der ganz gleichen Richtung bewegen sich die Ausführungen von L. in seinem Commentar zum BGB.[2])

Gegen diese und gleichlautende Aeußerungen wendet sich nun H. S. 19 ff. mit großer Vehemenz. Er vertritt dabei Gedanken, die Bendix dereinst seinem Buch noch hatte beigeben können, als die Transaktionen sich vollzogen, in welchen das Centrum gegen gewisse Zugeständnisse bezüglich der juristischen Persönlichkeit an kirchliche Vereine und der Ehe, so namentlich gegen Einstellung des bekannten Kaiserparagraphen, § 82, aus dem Gesetz über Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875 als § 1588 auch in das BGB. zur Annahme des ganzen Entwurfes sich verstand. Bendix hat damals S. 222 gesagt, daß in unserer Zeit der Principienlosigkeit diese Milderungen theuer erkauft seien durch die Zustimmung zu einem Gesetz, dessen Princip man durchaus verwerfen müsse, und daß man sollte lieber das ganze bürgerliche Gesetz scheitern lassen. Indessen ist das BGB. Thatsache geworden. Nun fragt H: „Ist die Civilehe des Gesetzes vom 6. Februar 1875 dieselbe wie die des BGB's und erschöpft letztere den vollen Begriff der Civilehe?[3]) Und er antwortet sofort auf die Frage ungefähr Folgendes:

1) A. a. O. S. 137 ff.

2) S. 337 ff., 416 ff. (4., 5. Auflage).

3) A. a. O. S. 24.



Wenn das Wort „bürgerlich“ in der Ueberschrift des Familienrechts des BGB's den Sinn hatte, nur eine Seite an der Ehe zu ordnen, nämlich die rechtliche, die bürgerliche, dann hätte sich der Gesetzgeber zum mindesten höchst unklar und unvollständig ausgedrückt. Er hätte dann sagen müssen: nicht „die bürgerliche Ehe“, sondern „die Ehe in bürgerlicher Hinsicht“. Es wolle gemäß der Ueberschrift sicher eine Ehe eingerichtet werden und zwar eine bürgerliche, d. h. eine vom Staate geordnete, nicht aber wolle an der Ehe schlechthin nur eine Seite, die sogenannte rechtliche, staatsgesetzlich festgestellt werden. Daß eine Ehe eingerichtet werden wollte, ergebe sich auch aus dem Inhalt des BGB's.

„Es wurden im neuen Gesetz nicht bloß die Form der Eheschließung, die Ehehindernisse, die sonstigen Voraussetzungen einer Ehe geordnet, sondern auch das Verlöbniß, die Nichtigkeits- und Anfechtbarkeitsgründe, die Wiederverheirathung im Falle der Todeserklärung, die Wirkung der Ehe und die rechtliche Stellung der Gatten zu einander, der Kinder, die Scheidung der Ehe. Wenn also das alte Gesetz trotz seiner Lückenhaftigkeit gleichwohl nach allgemeiner Uebereinstimmung die Civilehe enthält, wie viel mehr dann das *neue* Gesetz! Es ist doch der Umsturz aller Logik, wenn man wegen der Ueberschrift des Gesetzes ohne Rücksicht auf dessen Inhalt die neue Civilehe nur eine Verdünnung der alten sein lassen will, einen Schritt vorwärts zum principiell Richtigen. Nein! Die Merkmale des Begriffs Civilehe sind im BGB. bis zum letzten Tüpfelchen gegeben . . . . Wenn die Ehe des BGB's nicht volle Civilehe ist, dann gibt es eine solche überhaupt nicht, oder man sage doch, wie die wahre und volle Civilehe beschaffen sein muß . . . . Es läßt sich also nicht leugnen, die Civilehe des BGB's ist *principiell* identisch mit der des Gesetzes vom 6. Februar 1875; in ihr ist der Begriff erst zur Vollendung gekommen und alle Anklagen gegen das ältere Gesetz gelten gegen das neue erst recht. Es wird in seinen Wirkungen noch viel trauriger werden als jenes. Damit ist auch klar, daß sie



kein neues Princip bedeutet, sondern das alte in verschärfter Form".[1])

Wenn dann der Staatssekretär Nieberding oder Prof. Dr. Planck behaupteten, daß das BGB. „grundsätzlich nur die rechtliche Seite der Ehe, die bürgerliche ordne," so trennten sie eben Ehevertrag und Ehesakrament. Das könne man einem theologisch nicht gebildeten Katholiken wie Nieberding, oder einem Protestanten wie Planck nicht sehr verübeln. Aber wundern müsse man sich, daß wohl unterrichtete Katholiken diese Betheuerungen, es werde nur „die rechtliche, die bürgerliche" Seite der Ehe geordnet, so ohne weiteres hinnähmen, ja sie sogar benützten, um Einwendungen gegen das neue Eherecht zurückzuweisen, um darzuthun, dasselbe entspreche zwar nicht ganz den kirchichen Principien, sei aber auf dem besten Wege dazu.

„Muß das nicht Verwirrung stiften? Wird man z. B. in den juristischen Hörsälen sich nicht darauf berufen, daß jetzt auch katholischerseits zugegeben werde, das BGB. ordne nur die rechtliche und bürgerliche Seite der Ehe, wenn auch nicht in ganz befriedigender Weise? Es darf dann nur auf die thatsächlichen Bestimmungen des BGB's hingewiesen werden, um Jedermann klar zu machen, daß die katholische Kirche auch ‚anders könne' und daß der Widerstand gegen die Civilehe nur Heuchelei war oder Anmaßung, die dem Staat nicht ließ, was sein ist, im günstigsten Fall Unverstand, der nicht begriff, daß ja nur die rechtliche und bürgerliche Seite der Ehe geordnet werde und die naturrechtliche, kirchenrechtliche, religiöse davon unberührt bleibe".[2])

H. wendet sich weiterhin der von L. gemachten Unterscheidung zu, daß für die Christen im BGB. die Ehe nur nach der rechtlichen, der bürgerlichen Seite hin geordnet sei, für die anderen schlechthin, also auch für die naturrechtliche Seite. Er sagt, daß es juristisch unzulässig sei, ein Gesetz,

1) A. a. O. S. 27 f.
2) A. a. O. S. 29 ff.

das für alle Staatsbürger ganz gleich laute, für die eine Klasse so, für die andere anders zu interpretiren. Das Gesetz wolle für Alle das Gleiche, wie es für Alle gleich laute, und es widerstreite allen Regeln der Interpretation, eine Unterscheidung hineinzutragen, die der Gesetzgeber offenbar nicht wolle und nie anerkenne.

„Ubi legislator non distinguit nec nos distinguere debemus. Man denke sich nur die Dinge konkret. Zwei christliche Brautleute erklären vor dem Standesbeamten genau in denselben Worten und mit derselben bürgerlichen Wirkung den ehelichen Consens, wie zwei jüdische; für die einen soll damit die Ehe nur hinsichtlich der ‚rechtlichen, bürgerlichen Seite' nach dem *Willen des Gesetzgebers* geordnet werden, für die anderen die Ehe schlechthin. Es ist nicht die leiseste Andeutung irgendwo enthalten, daß der Gesetzgeber hier einen Unterschied machen will. Aber das ‚bürgerlich' in der Ueberschrift! Gilt die Ueberschrift bloß für Christen und nicht auch für Juden? Man ist also durch die Regeln einer wissenschaftlichen Grundsätzen entsprechenden Interpretation förmlich gezwungen, jene Unterscheidung auszuschließen".[1])

Zum Abschluß der Streitfrage schreibt endlich H.:

„Die der ganzen Deduktion zu Grunde liegende Unterscheidung der rechtlichen Seite der Ehe, der ‚bürgerlichen Ehe' und ‚der Ehe vor Gott und dem Gewissen', hat in der Anwendung auf das BGB. etwas Verfängliches und Irreleitendes. Es wird der Anschein erweckt, als sei die Ehe im ‚Rechtsbereich' Sache des Staates, im ‚Gewissensbereich' Sache der Kirche. Das ist unrichtig. Die Kirche hat einen Rechtsbereich (forum externum) und einen Gewissensbereich (forum internum). Die Ehe unter Christen gehört dem kirchlichen Rechtsbereich (forum externum) an; sie wird durch das kirchliche Gesetz, das auf dem hieher bezüglichen göttlichen weiterbaut, geordnet und darnach in ihrer Rechtsgiltigkeit, *die eine solche vor Gott und den Menschen ist*, beurtheilt. Der sogenannte

1) A. a. O. S. 34 f.



Gewissensbereich (forum internum) kommt für die Ehe nur ausnahmsweise in Betracht, nur dann, wenn ein thatsächlich vorhandenes Ehehinderniß im Rechtsbereich zufällig nicht bekannt ist. Es kann das nur für wenige Ehehindernisse zutreffen, eigentlich nur für geheime illegitime Schwägerschaft und für geheime Verbrechen (Ehebruch mit Eheversprechen oder Machination). Nur in diesen Fällen kann eine Ehe im kirchlichen äußeren Rechtsbereich giltig, im Gewissensbereich ungiltig sein, weil nur für diesen das Ehehinderniß durch die Beicht bekannt ist. Es wird dann auch für diesen Gewissensbereich durch Dispens geheilt, so daß die Ehe in utroque foro als giltig betrachtet werden muß. Dem staatlichen Rechtsbereich gehört die Ehe nur hinsichtlich der vermögensrechtlichen Verhältnisse an. Daß das BGB. bloß diese rechtliche Seite der Ehe ordne, wird, wie oben bewiesen, durch den Inhalt des Gesetzes schlagend widerlegt. Man müßte eine Reihe von Titeln daraus völlig streichen, wenn das Gegentheil aufrecht erhalten werden wollte. Dies bezüglich der Beurtheilung des Eherechts des BGB's. Deutschland hatte seit 1875 die veritable Civilehe und hat sie vom Jahre 1900 ab; daran zu rütteln ist vergebens".[1])

3. Ich war in den Auszügen etwas ausführlich, um den Streitpunkt genau anzugeben und auf Grund davon Stellung zu nehmen. Man wird nun sagen müssen, daß H. den strikten Beweis erbracht hat, daß die „bürgerliche Ehe" des BGB's Civilehe im vollsten Sinne des Wortes ist, daß es sich da um den Ehevertrag im eigentlichsten Sinne, um jenes Rechtsgeschäft, das die Ehe und eben damit auch das Sakrament der Ehe unter Christen existent macht, handelt.

„Weil dieser Vertrag, wegen des Rechtsverhältnisses, das er zwischen den Contrahenten setzt, Sinnbild der innigen Vereinigung Christi mit der Kirche ist (signum significativum) und von Christus zur Quelle der Gnade für die an diesem Verhältniß Betheiligten gemacht wurde (signum operativum),

1) A. a. O. S. 38 f. Vgl. noch S. 184 ff.



ist Vertrag und Sakrament zwar unterscheidbar, aber nicht trennbar; denn der Vertrag macht das Sakrament durch die Hervorbringung des Rechtsverhältnisses existent und dieses selbst ist das Sakrament der Ehe. Also der Ehevertrag unter Christen kann, weil er wesentlich Sakrament ist, nie unter staatlicher, sondern allein unter kirchlicher Jurisdiktion stehen und wenn der Staat diesen zu ordnen unternimmt, dann greift er über seine Befugnisse hinaus. Wer sagt, daß der Staat dabei nur die rechtliche bürgerliche Seite der Ehe ordnet, der will die Dinge nicht sehen, wie sie sind".[1])

Ein weiteres Verdienst von H. ist es, wiederum auf das Gefährliche der Civilehe nach allen Seiten hin aufmerksam gemacht zu haben. Sie bedeutet eine völlige Trennung von Kirche und Staat auf eherechtlichem Gebiet (S. 46 ff.). Sie erniedrigt die Ehe (S. 48 ff.). Sie profanirt die Familie (S. 55 ff.). Sie fördert die Ehescheidungen (S. 57 ff.). Sie gefährdet die Religion (S. 63 ff.). Sie verletzt die Parität (S. 65 ff.). Sie verletzt die Gewissensfreiheit (S. 68 ff.). Sie verletzt endlich die katholische Kirche dadurch, daß der Staat in der Civilehe in ihr Gebiet eindringt, ihre Jurisdiktion in Ehesachen zum Theil geradezu lahmlegt, zum Theil erschwert und sie in der Gewährung von Dispensen auf's Aeußerste drängt (S. 71 ff.). „Wer sagt, die katholische Kirche habe durch die Civilehegesetzgebung keinen merklichen Schaden genommen, der beweist damit nur seine Unkenntniß der Dinge und eine große Oberflächlichkeit des Urtheils".[2])

So ist es nur eine nothwendige Consequenz, wenn H. auf zwei Gefahren aufmerksam macht. Einmal werde das Volk durch die Civilehe in seinen Anschauungen völlig irre gemacht. Die Ehe als etwas wesentlich Sittlich-Religiöses, als etwas Heiliges entschwinde seinem Auge immer mehr.

1) A. a. O. S. 32 f.
2) A. a. O. S. 76.



Es lerne die Ehe bald als Vertrag, als in sich etwas Profanes, rein Rechtsgeschäftliches auffassen und werde es darnach behandeln. Wenn sich das bis jetzt noch nicht so bestimmt zeige, so komme das vom zähen Festhalten desselben am Traditionellen. „Lasse man den Fond christlicher Gedanken nur noch etwas schwinden, warte man nur die Wirkung des großen und imponirenden Beispiels des Staates ab, lasse man etwa Zeiten kommen, in welchen die religiöse Auktorität weniger energisch der Abwärtsbewegung sich zu widersetzen vermag, Zeiten, in welchen die antireligiösen Strömungen lebhafter und umfassender die Gesammtheit ergreifen, dann wird jene hohe im Volke jetzt noch lebendige Auffassung der Ehe verschwinden, oder nur mehr in Kreisen besonders regen religiösen Lebens herrschen, aber diese werden dann die Minorität sein. Annoch halten 95 % der Bevölkerung die Civilehe nicht für eine Ehe, aber wie viele Prozente werden es in fünfzig oder hundert Jahren sein?“ [1])

Sodann wendet sich H. mit Entschiedenheit gegen Stimmen aus den gebildeten und gelehrten Kreisen, welche sich mit dem Status quo als dem besten ganz zufrieden erklären. So gegen eine Aeußerung der Kölnischen Volkszeitung 1896, Nr. 477. „Danach verzichtet die Civilehe in der im BGB. vorliegenden Gestaltung darauf, der kirchlichen Ehe irgendwie (!) feindlich gegenüberzutreten. Sie regelt nur die bürgerliche Seite der Ehe und läßt die religiöse völlig unberührt. Sie will nur derjenige Akt sein, welcher die bürgerlichen Wirkungen der Ehe in Vollzug setzt, also die vermögensrechtlichen Folgen, die erbrechtlichen Folgen, die Folgen in Bezug auf die staatlich geregelte elterliche Gewalt u. s. w. Die religiöse Seite der Ehe erkennt sie daneben als vollberechtigt an und will sie nicht antasten. Durch diese Neugestaltung sei ein schiedlich-

1) A. a. O. S. 54 f.



friedliches Nebeneinandergehen beider Mächte erreicht, das im Verhältniß zwischen der *bestehenden* principiell religionsfeindlichen Civilehe und der principiell richtigen Ordnung in der Mitte liegt".[1])

H. hätte auch noch auf jene anderen Stimmen aufmerksam machen können, die dahin gehen, es möge bei der bestehenden Sachlage, die eine so baldige Aenderung nicht erfahren werde, die tridentinische Eheschließungsform dahin abgeändert werden, daß die Brautleute ihren kirchlich giltigen Consens abgeben können entweder vor ihrem Pfarrer, oder vor dem zuständigen Standesbeamten. Das sei ein kirchlich weder unmöglicher, noch unzulässiger Weg. Auch so würde immer noch mehr verlangt, als was die Kirche zur Giltigkeit der Ehe fünfzehnhundert Jahre hindurch für genügend erachtet habe, und die Absicht des Trienter Concils, geheime Ehen zu verhüten, könnte auch hiedurch erreicht werden.[2]) Meines Erachtens aber ist das ein ungangbarer Pfad. Das wäre der erste und zugleich auch entscheidende Schritt dazu, daß die Kirche das Eherecht ganz aus der Hand gäbe. Dann wäre es um die Existenz des kirchlichen Eherechts geschehen. Und erst die Verschiedenheit der staatlichen Gesetzgebungen in Ehesachen! Auch ist die historische Entwickelung doch gerade die, daß die Kirche auf die Form des Eheabschlusses immer mehr Einfluß nahm und nehmen mußte, je mehr der Staat ihn an sich zu reißen suchte und je weniger derselbe auf die Kirche hierin Rücksicht nahm, nimmt und Rücksicht nehmen wird. Gegenüber dem wechselnden, principienlosen und rücksichtslosen Standpunkt der Staaten in Ehesachen, ist es Aufgabe der Kirche, ihr Eherecht immer mehr zu verselbständigen und auszubauen. Diese Stimmen sind aber auch ganz vereinzelte.[3]) Auf dem

1) A. a. O. S. 20 f. Der Context des letzten Satzes ist offenbar corrupt.

2) J. *Schnitzer*, Katholisches Eherecht. 1898. 84.

3) Ebendas. S. 84, A. 1.

Vatikanum beantragten die Väter in Rücksicht auf die bestehende Civilehe Verschiedenes, so namentlich die Reduktion der Ehehindernisse und Umgestaltung des Dispenswesens[1]). Aber den Antrag auf Gleichstellung der Trauung vor dem Pfarrer und zwei Zeugen mit der vor dem Standesbeamten und zwei Zeugen haben sie nicht gestellt. Angezogen nur ist die Sache in den „Desideria" des Cardinals Schwarzenberg: „In quaestione de matrimonii impedimento clandestinitatis a Tridentina synodo inducto diversae apud nos sunt opiniones. Alii hoc impedimentum etiam in futuro retineri optant, imo in genere ad totum orbem catholicum extendi, ne singulares exceptiones legem infirment, et ut impiis civilibus matrimoniis obex ubivis idem obiciatur. Alii contra salubrius fore exsistimant, si propter magna detrimenta et tristissimas sequelas, quas ex mere civili atque invalido coniugio oriuntur, ad valorem matrimonii praesentia non ipsius parochi, sed trium saltem in genere testium necessaria declaretur, qua lege matrimonia stricte clandestina satis arcerentur et matrimonium in foro externo probari posset. Severissimam ceterum legem praeceptivam addendam volunt, ut matrimonium in facie ecclesiae contrahatur, ita ut contravenientes non tantum sacramentali absolutione indigni censeantur, sed aliis quoque poenis ecclesiasticis multentur. Utramque opinionem sapienti patrum Concilii iudicio proponimus, etsi rationes pro conservando decreto Tridentino potiores esse videantur".[2]) Also der einzige Vorschlag, der dahin geht, erkennt die Minderwerthigkeit der Sache selbst an. Man soll nun zwar nie „niemals" sagen. Aber wenn je in einem Fall, glaube ich, darf man es in diesem sagen. Der Vorschlag wird nie reussiren.

---

1) H. Lämmer, Zur Codification des kanonischen Rechts. 1899. S. 135 ff.

2) Lämmer a. a. O. S. 142.



So fehlt es den Ausführungen von H. nicht an Principienfestigkeit und Consequenz. Allein die Stichhaltigkeit derselben ist im einzelnen Fall doch an der Wirklichkeit zu erproben. So hat L. seine Ausführungen gerade hierauf abgestellt und von hier aus sind sie zu beurtheilen und zwar milder als es H. thut, wie wir bald zeigen werden. Auch H. muß bei praktischen Fragen vielfach milder entscheiden. So behaupten einige Autoren, wie Santi, Gasparri und Schnitzer, entgegen drei anders lautenden römischen Entscheidungen, daß der Standesbeamte auch assistiren könne, wenn die Civilehe nicht bloß nichtig, sondern auch unsanirbar sei. Und H. meint dann, daß die Ansicht dieser Autoren in der Praxis tuta conscientia befolgt werden könne. Ganz besonders tritt die Milde bei H. hervor in dem auch von L. speciell behandelten Casus, ob nämlich ein katholischer Richter die Ehescheidung im Sinne des BGB's aussprechen könne. Unter Berufung auf römische Entscheidungen vom 26. Juni 1885, 27. Mai 1886 und 21. November 1891 hierin heißt es: „Ebenso ist es katholischen Richtern an sich unerlaubt, die Scheidung einer kirchlich giltigen Ehe auszusprechen, auch dann nicht, wenn sie damit lediglich die ‚bürgerliche' Ehe, also die Ehe nach ihren bürgerlichen Folgen, nicht aber nach ihrem vor Gott, der Kirche und dem Gewissen giltigen Bande zu trennen beabsichtigen und dies ausdrücklich erklären".[1]) In der alsbald folgenden Anmerkung 1, S. 85, erklärt dann aber H. doch, daß die Frage trotz der römischen Entscheidungen noch nicht völlig erledigt sei. „Diese Entscheidungen besagen nur, was an sich rechtens ist und sind ein Beweis dafür, daß die Phrase, die Civilehe bedeute nur die ‚rechtliche Seite der Ehe', in den Augen der Kirche eben Phrase ist, und daß deswegen auch nicht die Thätigkeit des Richters und Anwalts bei der civilen Ehescheidung principiell

1) A. a. O. S. 84.

damit gerechtfertigt werden kann, es werde die Ehe ja nur ‚nach der rechtlichen Seite' gelöst, dabei werde nicht das Eheband angetastet. Würde die Frage so gestellt: ‚Ist es nach der Lage der Dinge, um größere Uebel zu vermeiden, um es dem Katholiken nicht unmöglich zu machen, ein Richteramt oder eine Advokatur zu bekleiden, erlaubt, bei civilen Ehescheidungen mitzuwirken?' — so dürfte die Antwort wohl lauten: Non sunt inquietandi iudices catholici. Der Advokat kann es in der Regel ablehnen, eine Partei zu vertreten, welche eine kirchlich giltige Ehe angreift."

Nun denke ich mir, ist ein Boden gewonnen, um die Ausführungen von L. richtiger zu verstehen und milder zu beurtheilen. L. ist doch auch weit entfernt sich zu verhehlen, daß es sich bei der Ehescheidung durch den Richter nicht nur um Entziehung des staatlichen Rechtsschutzes bezüglich des ehelichen Verhältnisses der klagenden Eheleute handle. Er sagt ausdrücklich, daß das Gesetz der Scheidung das Recht auf Wiederverheirathung beilege.[1]) Und wieder: „Der Titel des BGB's spricht nun förmlich nur von der ‚bürgerlichen Ehe', der Lösung all' der bürgerlichen Rechtsverhältnisse, welche mit dem ‚Bande vor Gott und dem Gewissen' verknüpft sind. Allein es würde eine verständnißvolle Auffassung der Gesetzesparagraphen fehlen, wenn dieselben nicht auch die Lösung des eigentlichen Bandes vor Gott und dem Gewissen unterstellten, d. h. mehr unterstellten, als ‚bürgerliche Ehe' besagt. Deßhalb eben können jene Paragraphen den Katholiken nicht sympathisch sein und sie müssen die gesetzliche Erlaubniß, nach geschehener Scheidung zur zweiten Ehe überzugehen, als gesetzliche Straflosigkeit derjenigen Handlung ansehen, welche sie für eine unerlaubte Verbindung zu halten verpflichtet sind".[2]) Wenn dann aber L. trotzdem den

1) St. a. M.-Laach. 1896, II, 138.

2) Das BGB. (4., 5. Aufl.) 415 f.



katholischen Richter zu einem Spruch von solchem unzweifelhaft, wenn auch nicht absolut unerlaubtem Inhalt auf wichtige Gründe hin für berechtigt erklärt und zwar schließlich aus dem einzig haltbaren Grunde, weil dadurch „Tausende von Männern aus einer höchst peinlichen Zwangslage befreit werden",[1]) so ist H. von L. in dieser Frage gar nicht so weit, ja thatsächlich gar nicht entfernt. Denn auch H. meint: rebus sic stantibus non sunt inquietandi iudices catholici.

Wenn dann L. von seinen Ausführungen, daß die bürgerliche Ehe im Sinne des Gesetzes als die „bürgerliche Seite der Ehe" zu verstehen sei, oder als der „bürgerliche Rechtsschutz der Ehe", selber wiederholt zugesteht, daß solche Unterscheidung und Beschränkung des Sinnes im Ausdruck „bürgerliche Ehe" einigen zu spitzfindig gekünstelt und unbegründet erscheine,[2]) so verkennt er doch auch selbst gar nicht, daß manche Bestimmungen sich damit durchaus nicht decken. „Wenn dann in späteren Abschnitten des Gesetzbuches Bestimmungen getroffen werden, welche dem einmal festgelegten Sinn nicht folgerichtig treu bleiben, dann wird darum jener nicht als unberechtigt aufgehoben, sondern es wären vielmehr die nachfolgenden Paragraphen zu modificiren oder zu verwerfen gewesen. Nachdem das aber nicht geschehen, sind sie auch nach der Annahme jenem Sinne gemäß zu interpretiren".[3]) Fügen wir bei: soweit als solche Interpretation noch möglich ist. Und wieder: „Falls also gesetzlich festgelegt ist, daß man unter Civilehe nicht für alle Fälle, d. h. nicht für die Fälle, wo bei den christlichen Ehen die kirchlichen Vorschriften im Wege stehen, die vor Gott und dem Gewissen giltige Verbindung verstehen will, sondern nur die gegenseitige Verbindung, insofern ihr Rechtsschutz zugesichert ist, abgesehen von der vor Gott und dem

1) St. a. M.-Laach. 1896, II, 139.

2) St. a. M.-Laach. 1896, II, 137, 138, 139.

3) Ebendas. S. 131.

Gewissen bestehenden Giltigkeit oder Ungiltigkeit: so ist damit der wesentlichste Punkt des diesbezüglichen Gegensatzes zwischen Kirche und Staat und der eigentliche Gegenstand jener Verurtheilung beseitigt. Die Kirche und alle Katholiken beklagen es, daß alsdann der eheliche Rechtsschutz und die vor Gott und dem Gewissen giltige eheliche Verbindung sich nicht immer decken. Sie empfinden das eventuell als ein großes Unrecht, würden die freiwillige Aufrechthaltung eines solchen Unrechts von Seiten katholischer Regierungen oder katholischer Abgeordneter als eine arge Pflichtverletzung verurtheilen, können aber ein solches Unrecht über sich ergehen lassen, unter Umständen größeren Uebeln noch vorziehen".[1]) L. unterscheidet dementsprechend immer scharf zwischen den Paragraphen des BGB's, bei welchen seine mildernde Interpretation noch angängig und jenen, wo dieselbe nach dem gesetzlichen Wortlaut unzulässig ist. Man vergleiche z. B. nur, was er bei den §§ 1348—1352 über die Wiederverheirathung im Falle der Todeserklärung bemerkt.[2]) Das kommt in der Polemik von H. nicht genügend zur Geltung und so ist sie bisweilen nicht bloß zu scharf, sondern auch unbillig. Jedermann wird vollends dem Schlußwort von L. zustimmen müssen: „Eine Gesetzgebung, welche das Wohl der Familie dauernd sicherstellen will, wird vor allem daran denken müssen, den religiösen Charakter, die Heiligkeit und die Unauflöslichkeit der Ehe klarer, entschiedener und uneingeschränkter zu behaupten, als dieses unter den obwaltenden Umständen in dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch hat geschehen können. Und da verkennen wir gewiß nicht, wie viel noch zu thun bleibt, um die Bestimmungen des neuen ‚Familienrechts' mit den Grundsätzen und den Lehren der katholischen Kirche in Einklang zu bringen".[3])

1) Ebendas. S. 132 f.

2) Das BGB. (4., 5. Aufl.) 362 f.

3) St. a. M.-Laach. 1896, II, 139 f.



So glaube ich denn, daß beide Autoren unseren Dank verdienen, sowohl H., der in dem klippenreichen Meer der kirchlich-staatlichen Gesetzgebung über die Ehe, diese Klippen bestimmt umrissen aufzeigt, als auch L., der in eingehender Würdigung der Sachlage lehrt, wie man bei der bestehenden Zwangslage ohne äußersten Schaden, oder gar sittlichen Untergang wenigstens um einige derselben herumkommen kann.

Tübingen. Sägmüller.

XXVIII.

Rußland und der heilige Stuhl in den letzten Jahrhunderten.

Die wichtigen und folgenreichen Ereignisse des vorigen Jahrhunderts, welche Rußland dem Westen Europas mehr nahe brachten und dem Reiche des Ostens einen ungeahnten Aufschwung verliehen, haben auch die Beziehungen des Czarenreiches zum heiligen Stuhle in Rom mannigfach umgestaltet und ihnen eine ganz andere Bedeutung gegeben. Aber welche Wandlungen auch stattgefunden haben mögen, die alten Anschauungen und die geschichtlichen Erinnerungen haben noch niemals aufgehört, den Gang der Geschäfte und Verhandlungen der russischen Politik zu beeinflussen; niemand kann sich daher der Hoffnung hingeben, die gegenwärtige Lage vollkommen zu verstehen, so lange er nicht die russische Vergangenheit mit in den Kreis seiner Beobachtungen zieht. Zur Erleichterung dieser Arbeit, hat P. Pierling in Paris ein auf weitausgedehnter Archivforschung beruhendes Werk erscheinen lassen, das sich hauptsächlich mit den Beziehungen Rußlands zum heiligen Stuhle in den letzten vier Jahrhunderten befaßt.



Bisher sind zwei Bände davon erschienen unter dem Titel: „Le P. Pierling S. J., La Russie et le Saint-Siège, études diplomatiques“ (Paris 1896/1897.) Nicht allein die Archive in Paris, Rom und Italien, sondern auch die Archive von Oesterreich, Polen, Rußland und Dänemark haben reichliche Beisteuer geliefert, und es ist dem Verfasser gelungen, über die schwierigsten und verworrensten Fragen, welche bis heute aller Forschung zu trotzen schienen, Licht zu verbreiten. Pierling ist daher ein sicherer Führer auf diesem bisher noch wenig bearbeiteten Gebiete. Im ersten Bande behandelt er die Russen auf dem Concile von Florenz, die Hochzeitsfeier eines Czaren im Vatikan, die Päpste aus dem Hause der Medici und Vassilij III., die trügerischen Verheißungen und Vorspiegelungen deutscher und italienischer Diplomaten, welche in Rußland eine Zeit lang großen Einfluß ausübten, und die Versuche des heiligen Stuhles unter Gregor XIII. und anderen Päpsten, mit Rußland durch Gesandte in Beziehungen zu treten. Der zweite Band setzt ein mit dem Jahre 1680, in welchem Rußland durch Bathory arg bedrängt den heiligen Vater in Rom um seine Vermittlung bat, und schließt mit den Beziehungen des Czaren Feodor zu Papst Clemens.

Solange Konstantinopel noch nicht in den Händen der Türken war, blieb Rußland in kirchlicher Beziehung innig mit der griechischen Kirche vereinigt. Ihre Geschichte der Beziehungen zu Rom ist daher auch die Geschichte der Kirche von Kiew, und die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen auf dem Concile von Florenz sollte auch eine Vereinigung der russischen Kirche mit Rom werden. Die Unionsfreunde hofften dieses durch den Metropoliten von Kiew zu erreichen. Der Patriarch von Byzanz suchte daher einen unionsfreundlichen Candidaten auf jenen Stuhl zu bringen. Dazu bot sich Gelegenheit, als nach dem Tode des Photius im Jahre 1431 ein russischer und ein lithauischer Candidat um jene Stelle stritten. Der russische Candidat war der Bischof von Riazan, Jonas, der lithauische hieß Gerasimus. Gerasimus kam seinem Nebenbuhler zuvor und erlangte die Bestätigung des Patriarchen von Konstantinopel, starb aber schon nach kurzer Amtsführung im Jahre 1435. Nun hoffte



Jonas sicher, sein Nachfolger werden zu können. Allein der griechische Patriarch hatte bereits den Hegoumenos vom Kloster S. Demetrius, Isidor, für jenen Posten ausersehen und Jonas hatte die Ehre, den Griechen feierlich in sein Amt einzuführen. Isidor war ein gerader und fester Charakter, voll Feuer und Unternehmungsgeist; sobald er einmal von der Wahrheit der Union überzeugt war, suchte er mit aller Kraft sie durchzusetzen sowohl in Konstantinopel als in Moskau, aber es fehlten ihm jene Kenntnisse der russischen Verhältnisse, welche zum Erfolge des Unternehmens unbedingt nothwendig waren. Sein Vorgehen war zu rasch und zu entschlossen, als daß dadurch ein wenig unterrichtetes und den Lateinern abgeneigtes Volk dauernd hätte gewonnen werden können. Bald nach seinem Einzug in Kiew im Jahre 1437 gelang es ihm zwar, den Großfürsten für eine Beschickung des Concils zu gewinnen, aber nur unter der Bedingung, daß er zurückkehre mit der ursprünglichen, ersprießlichen Union und mit der ehrwürdigen Lehre der Väter. In Begleitung weniger Bischöfe reiste er über Deutschland nach Florenz. Dort trat er weniger als öffentlicher Redner hervor, als vielmehr als stiller Unterhändler und that außerordentlich viel zur Beruhigung der erregten Gemüther. Um den Widerstand zu besiegen, erklärte er sich offen für die Union, hielt den Kaiser von seiner geplanten Abreise nach Konstantinopel zurück und vermochte viele angesehene Griechen zur Unterzeichnung des Unionsdekretes. Nach der Veröffentlichung desselben am 6. Juli 1439 blieb er noch längere Zeit in Florenz und wurde am 17. August zum Legatus a latere für Lithauen, Livland und ganz Rußland ernannt. Auf der Reise nach Rußland erhielt er in Venedig die Nachricht von seiner Ernennung zum Cardinal der römischen Kirche. In den polnischen Städten, welche dem Metropoliten von Kiew unterstanden, fand der Legat eine sehr geneigte Aufnahme und konnte die Union ohne Hinderniß verkünden. Selbst in Kiew und im südlichen Rußland feierte er Triumphe; aber die Entscheidung lag bei dem Großfürsten in Moskau. Am 19. März 1441 kam er dort an. Von den Beschlüssen des Concils war noch nichts bekannt. Man empfing den Metropoliten mit der seinem Range gebührenden Ehrfurcht.



Von seinen Begleitern waren einige in Ferrara der Pest erlegen, und so befand sich unter denselben nur mehr der Bischof Avrami, den Isidor, wie man sich erzählte, zur Unterzeichnung der Bulle genöthigt haben soll, und der Pope Simeon von Sousdal, einer der heftigsten Gegner des Metropoliten und seines Werkes. Entschlossen begann der Metropolit sofort mit der Veröffentlichung der Union. Das reizte den Fürsten. Er klagte den Cardinal der Häresie an und ließ ihn zur Buße in ein Kloster verweisen; ein vom Fürsten berufenes Concil sollte über Isidor richten. Von fünfzehn russischen Bischöfen nahmen an demselben nur sechs theil und darunter der Rivale des Metropoliten Jonas und sein ärgster Feind Simeon. Das ganze Concil war daher nichts als eine Verdeckung der ungerechten Behandlung des Metropoliten. Durch eine Fügung Gottes entkam dieser jedoch rechtzeitig seiner Haft und floh nach Italien, wo er als Mitglied des heiligen Collegiums sein Leben lang für die Rettung der Griechen und Russen thätig blieb. Der Erfolg entsprach keineswegs seinen Erwartungen.

In Rußland wuchs die Abneigung gegen Rom und die Lateiner Jahr für Jahr. Nachdem Konstantinopel von den Türken erobert worden war und über der Hagia Sophia der Halbmond thronte, fingen die Russen an, sich als die eigentlichen und einzigen Vertreter der Orthodoxie zu betrachten und sich als die allein maßgebenden Richter in Sachen des Glaubens zu betragen. Diese Idee wurde um so verhängnißvoller, je mehr die russische Kirche von Jahr zu Jahr vom Staate abhängig wurde und so langsam zu einer Staatsinstitution herabsank. Selbst die Vorstellung von einer Kirche verdunkelte sich immer mehr und mehr, und der Czar ernannte bald nicht nur die Bischöfe des Landes, sondern berief auch die Synoden, leitete deren Verhandlungen, machte Vorschläge und empfahl deren Annahme. Alle Beziehungen mit Rom wurden abgebrochen und der Verkehr mit dem Auslande beinahe unmöglich gemacht. Rußland war eins und alles, eine andere Welt wollte man nicht anerkennen.

Die Päpste vergaßen aber Rußland niemals. Anlaß zum Verkehre und zu Unterhandlungen mit den Fürsten boten



die Türken, welche die volle Trennung mit Konstantinopel herbeigeführt hatten. Die Päpste suchten Bundesgenossen gegen diese Feinde der christlichen Cultur, und auch selbst die Hülfe des aufstrebenden schismatischen Staates war ihnen willkommen. Leider fanden sie dabei die katholischen Staaten, namentlich aber Polen nicht immer auf ihrer Seite. Politische Erwägungen und Vergrößerungspläne drängten sehr oft die Vorschriften und das Wohl der Religion in den Hintergrund. Die Russen ihrerseits waren zwar niemals gleichgiltig gegen die Fortschritte der italienischen Renaissance, aber gegen die abendländische Kirche blieben sie stets kalt ablehnend. Trotzdem behauptete sich über ein Jahrhundert hindurch in Westeuropa die Meinung, daß Rußland leicht für die römische Kirche zu gewinnen sein werde, sobald man nur von Rom aus die hiezu geeigneten Schritte thue.

Der erste Urheber dieses Truges war nach P. Pierling der Bürger von Vicenza, Gian-Battista Volpe. Zu Rom lebte damals auf Kosten des Papstes die aus Konstantinopel vertriebene Prinzessin Zoë. Der Großfürst von Moskau, Iwan III., bestrickt von dem Ruhme der Paleologen, hätte sie gerne als Braut nach Rußland geführt. Er bediente sich also der Vermittlung des gewandten Italieners, und sandte ihn als Unterhändler an den päpstlichen Hof. Volpe verstand es, ein katholisches Rußland und einen eifrig der wahren Religion dienenden Czaren als glückliche Folgen dieser Verbindung in Aussicht zu stellen. Mit Hülfe einiger blanken Thaler begeisterte er sowohl in Venedig als in Rom maßgebende Personen für ein Bündniß mit den Russen gegen die Türken. Der Czar wurde als rettender Engel begrüßt und konnte die byzantinische Kaisertochter im Vatikan selbst sich antrauen lassen. Pierling bringt zum ersten Male über dieses Ereigniß ausführliche Einzelheiten. Das Erscheinen der byzantinischen Fürstentochter in Moskau fällt in eine Zeit, die auch sonst bedeutungsvoll für das Land geworden ist. Die Griechen und Italiener, welche in ihrer Begleitung kamen, versäumten nicht den Gesichtskreis der herrschenden Klassen zu erweitern und so die Brücke zu schlagen für einen innigeren Verkehr mit dem weiter vorgeschrittenen Westen. Die Re-



naissance blieb nicht ohne Einfluß auf das eben erst vom Joche der Tartaren befreite Rußland. Der Aufschwung des nationalen Lebens unter Jwan III., die Regierungsweise dieses Fürsten, die schon viel vom Absolutismus der Byzantiner an sich trägt, sein Streben nach politischer Größe und Führung scheinen dem Verfasser so bedeutend, daß er mit ihm eine neue Periode russischer Geschichte beginnen möchte.

Die Ideen Volpe's breiteten sich im Laufe des folgenden Jahrhunderts nicht allein in Italien sondern auch in Deutschland immer weiter aus und gewannen unter der Pflege oft sehr zweifelhafter Agenten, welche dem heiligen Stuhle feierliche Gesandtschaften und einen nahen Uebertritt der Russen zur katholischen Kirche in Aussicht stellten, immer mehr an Boden. Unter der Regierung des Papstes Leo X. wagte es Dietrich Schönberg, ein Rath des Großmeisters des Deutschen Ordens, der von den Plänen Volpe's einige unsichere Kenntnisse erlangt hatte, diesen trügerischen Traum von einem Bunde eines katholischen Rußland gegen die Türken wieder zu beleben. Er ging sogar noch weiter und sprach von einem katholischen Könige und einem Patriarchen in Moskau. Durch solche Versprechungen hoffte er die Russen seiner Sache geneigt zu machen. Dreimal erschien er im Kreml, umgeben von allen Geheimnissen eines außerordentlichen Gesandten und sprach dem Herrscher aller Reussen von seinen mehr kindlichen als genialen Entwürfen. Man hat diesen abenteuerlichen Diplomaten oft für den Dominicaner Nikolaus Schönberg gehalten, der zwar auch sich mit ähnlichen Entwürfen beschäftigt hat, aber niemals in Rußland gewesen ist. Pierling hat diesen Irrthum hoffentlich für immer beseitigt.

Eine ähnliche Rolle wie Schönberg, aber unter anderen Verhältnissen, spielte unter den Päpsten Leo X. und Clemens VII. Paleotto Centurione. Er erschien in Rußland als ein Militär von Rang und als Gesandter des Papstes, war aber nichts weiter als ein reisender Kaufmann. Seine zwei Reisen nach Moskau unternahm er wesentlich seines Geschäftes halber; er wollte einen neuen Weg nach Indien entdecken und so den Handel der Portugiesen vernichten. Aber für derartige Pläne hatten damals die Russen noch kein Verständniß. Ihre



Abneigung gegen die Fremden war noch so groß, daß Centurione weder den Lauf der Flüsse erforschen, noch die Lage der angrenzenden Meere bestimmen konnte, noch viel weniger aber eine Handelsgesellschaft zu bilden vermochte. Nachdem so sein Unternehmen gescheitert war, begann er sich mit theologischen Fragen zu beschäftigen. Er gewann viele treffliche Kräfte für seinen Plan und veranstaltete nun in Gegenwart der in Moskau befindlichen Ausländer Religionsgespräche mit den Schismatikern. Nach seiner Versicherung gewann er durch diese Gespräche derartig das Vertrauen der herrschenden russischen Kreise, daß man ihm Geheimnisse anvertraute, welche er nur dem Papste mitzutheilen sich für berechtigt hielt. Nur mit Mühe verstand er sich dazu, auch dem Könige von Dänemark eine Andeutung davon zu machen. Mag auch in den Worten des Kaufmannes eine große Uebertreibung liegen, es ist doch interessant zu beobachten, daß schon im sechszehnten Jahrhundert die katholische Propaganda in Rußland nicht ohne Erfolg geblieben ist. Jedenfalls gelang es Centurione, obwohl er kein officieller Gesandter war, den Verkehr zwischen Vassilij III. und dem Papste zu erneuern. Von Seiten des Papstes erhielt er ein Schreiben für den Großfürsten, und der Großfürst hinwiderum hielt es für angemessen, ihm bei seiner Rückreise einen Bevollmächtigten mit Namen Guerasimow als Begleiter beizugeben. In Rom hatten Beide oftmalige Unterredungen mit Paolo Giovio, Bischof von Nocera. Ihre Mittheilungen wurden für ihn die Grundlage für seine Berichte über Vassilij III. und Moskau.

Mit Guerasimow sandte der Papst den berühmten Franziskanerbischof von Skara nach Moskau, um dem Großfürsten den Frieden mit Polen zu bringen. Unter Mitwirkung des Kaisers gelang es ihm, zwischen den beiden streitenden Parteien einen Waffenstillstand zu vermitteln. Derselbe war nicht ohne Bedeutung; aber die Wirren in Westeuropa und die Kriege zwischen dem Kaiser und Franz I. von Frankreich drängten dieses Ereigniß in den Hintergrund. Zugleich unterbrach auch Rom seine Beziehungen zu Rußland für viele Jahre. Rußland schien in Italien und überhaupt im Westen



vergessen, als ein Gesandter Iwans IV., Hans Schlitte, angeregt durch die Ausführungen Giovios über Moskau und Vassilij III., die alten Pläne eines Volpe und Dietrich von Schönberg wieder aufnahm. Seine Vorschläge gipfelten in den zwei Fragen: Einigung der Kirchen und Krönung des Czaren zum Könige durch den Papst. Diese zwei Fragen brachten ganz Europa in Bewegung. Karl V. ordnete Gesandtschaften ab, der Papst nahm dieselben freundlich auf; Polen schien gewonnen. Das Ganze war aber nichts anderes als eine trügerische Vorspiegelung, die später in unseren Tagen sehr verschiedene Beurtheilung fand. Der Oesterreicher Fiedler macht in seinem Werke: „Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche im sechzehnten Jahrhundert" (Wien, Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften XL. 1862) die Polen für das Mißlingen des Planes verantwortlich. Der Pole M. Zakrzewski dagegen erklärt Schlitte für einen Abenteurer, dem es mehr um Gewinn als um die Vereinigung der Kirchen zu thun war. Nach den neuen Dokumenten, die Forsten in Königsberg und Kopenhagen entdeckt und in St. Petersburg veröffentlicht hat, ist kaum mehr daran zu zweifeln, daß die Gesandtschaft Schlitte's ohne Wissen Iwan's IV. und zwar zu eigennützigen Zwecken erfolgt ist.

Von 1561 an gewinnt der Verkehr der Päpste mit Iwan dem Schrecklichen etwas mehr an Gehalt und Bedeutung. Viele Jahre hindurch waren die Päpste bemüht, bald den Czaren zu einer Beschickung des Concils von Trient zu bewegen, bald ihn für einen gemeinsamen Krieg gegen den Halbmond zu gewinnen. Allein niemals gelang es ihren Gesandten bis nach Moskau vorzudringen, da die mächtigen Nachbaren, Sigismund August, Maximilian II. und Bathory jede unmittelbare Verhandlung des heiligen Stuhles mit Rußland zu verhindern suchten. Pierling ergänzt in dieser Frage in wesentlichen Punkten den D. M. Zakrzewski.

Der zweite Band des Verfassers ist eine Neubearbeitung schon vor Jahren veröffentlichter Werke. Dem Inhalte nach schließt er sich unmittelbar an den ersten an. Seit dem Jahre 1579 hatte der König von Polen Bathory drei Kriegs-



züge gegen Moskau unternommen. Im Laufe des dritten kam Iwan IV. in solche Bedrängniß, daß er die Vermittlung des Papstes Gregor XIII. anzurufen beschloß. Stephan Bathory dagegen, stolz auf seine Erfolge, wollte anfangs sich keiner anderen Entscheidung fügen, als der des Schwertes, aber bald verließ ihn das Glück und nun war auch er froh, einen unparteiischen Schiedsrichter und Vermittler gefunden zu haben. Am 15. Jänner 1582, mitten im strengsten Winter, kamen die Abgesandten beider Mächte in einem verlorenen Winkel des Reiches zusammen und schlossen da unter Vermittlung des päpstlichen Gesandten P. Possevino einen Waffenstillstand auf zehn Jahre. Man hat diesen Waffenstillstand gar oft heftig getadelt, als ob derselbe das Aufstreben des russischen Kaiserreiches ermöglicht und so den schließlichen Untergang Polens befördert hätte. Wahr ist an der Sache nur dieses, daß beide Theile des Krieges müde, einen Frieden herbeiwünschten, aber sich über die Bedingungen nicht einigen konnten. Es war daher dem Papste überlassen, die richtige Mitte zu finden und beide Theile zu befriedigen. Eine Begünstigung Rußlands von Seiten der Kirche ist nicht nachweisbar.

Nach dem Abschlusse des Friedens kehrte P. Possevino nach Rom zurück, um dem Papste über den Erfolg seiner Gesandtschaft Bericht zu erstatten, wurde aber bald wieder nach Polen gesandt, um die nordischen Priesterseminare zu ordnen. Bathory bediente sich von da an öfters seines Rathes, um die Königsmacht im Reiche zu heben, Polen zu kräftigen und gegen die auswärtigen Feinde widerstandsfähiger zu machen. Nach dem Tode Iwan's IV. war für Rußland kein geeigneter Thronfolger mehr da. Das Kaiserhaus Habsburg wünschte die Krone für einen Erzherzog zu gewinnen. Bathory glaubte nun die Zeit gekommen, um Rußland mit Polen zu vereinigen, und suchte auch den Papst für seine Idee zu gewinnen. Von dem Gange dieser Verhandlungen sind uns leider nur sehr schwache Spuren erhalten, da die Betheiligten streng das Geheimniß zu wahren suchten. Nur das Wesentliche läßt sich aus den erhaltenen Schriften noch erkennen. Seitdem Bathory den Thron der Jagellonen bestiegen hatte, war die

Eroberung Moskaus sein Lieblingsziel. Er sah darin den ersten Schritt zu einem kräftigen Vorstoß gegen den Osten, die Morgenröthe einer neuen Gestaltung der Dinge. Zur Verwirklichung seiner Pläne fehlte ihm nichts als das Geld; denn die Polen hielten ihre Börsen fest verschlossen und sein Haus war arm. Der Papst allein gab Hoffnung, diesem Uebelstande abzuhelfen und eine friedliche Vereinigung zwischen Polen und Rußland anzubahnen. Aber das Ziel der Päpste war ein ganz anderes, sie bekämpften die Türken, aber nicht die Christen in Moskau. Man hatte in Rom keinen Sinn für eine Einverleibung eines slavischen Staates in einen anderen, besonders wenn es nur mit Krieg und Blutvergießen geschehen konnte. Das war aber mit Rußland der Fall. Die Thronbewerbung Bathory's wurde mit jedem Tage aussichtsloser, ein siegreicher Krieg schien das einzige Mittel, um Moskau zu gewinnen. Bathory wußte Rath, er ließ dem Papste vorstellen, daß der Weg nach Konstantinopel für ihn nur über Moskau führe, und betonte sein Recht auf einige Provinzen des russischen Reiches, das in Polen so feststehe, wie der Besitz des eigenen Landes. Possevino, der Vertrauensmann des heiligen Stuhles, sollte die Verhandlung führen. Possevino war für Stephan sehr eingenommen, und nahm die Sendung an; nicht so sein Oberer Aquaviva, der diese Einmischung in rein politische Angelegenheiten mit stillem Widerspruche bekämpfte. Sobald daher Possevino nach Rom kam, verschwindet er bald nach dem Willen des Generals in der Verbannung irgend eines abgelegenen Collegs von Italien, bald erscheint er wieder auf Befehl des Papstes im Vatikan, um den König von Polen zu vertreten. Allein Gregor XIII., schon seinem Ende nahe, gab ihm nur unsichere und unentschiedene Antworten und sehr bedingte Versprechungen, während sein Nachfolger, Sixtus V., sich nicht von einem anderen seine Politik vorschreiben lassen wollte. Nur gegen die sichere Zusage eines Kreuzzuges wider die Türken willigte der Papst in das Unternehmen gegen Moskau. Da verhinderte der unerwartete Tod Bathory's ein Unternehmen, welches wahrscheinlich die Zukunft der slavischen Welt ganz anders gestaltet hätte, als wir sie heute beobachten.



Von da an schlug die Politik der Päpste gegenüber Moskau wieder die herkömmlichen Pfade und Wege ein. In den Jahren 1595—1597 sandte Clemens VIII. den Erzpriester von S. Girolamo, Alexander Komulovic, in die nordischen Reiche, um einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Alexander erschien in Siebenbürgen, in Polen und kam schließlich auch nach Moskau, nachdem er früher mit den Kosaken am Dnieper verhandelt hatte. Seine Briefe aus Moskau, das er zwei Mal besuchte, sind leider verloren gegangen, und die Nachrichten von seiner Gesandtschaft in Polen vermögen den Verlust nur unvollkommen zu ersetzen. Seine Erfolge im Kreml waren jedenfalls sehr gering, wenn man überhaupt von einem Erfolge sprechen darf. Die Gesandtschaften, welche Boris von Gouzonow im Namen Feodors an den Vatikan richtete, deren Akten vor Kurzem in Ragusa gefunden worden sind, hatten nichts zu berichten, als leere Versicherungen der Freundschaft zu geben. Erst mit dem Auftreten des falschen Demetrius wurden die Beziehungen zwischen Rom und Moskau wieder lebhafter. Damit schließt der zweite Band P. Pierling's. Die folgenden Bände werden nicht allzulange auf sich warten lassen.

XXIX.

Eine neuentdeckte altchristliche Schrift.

(Schluß.)

Welches ist denn nun die Bedeutung der uns durch Msg. Rahmani zugänglich gemachten Gabe? Abgesehen von dem literarhistorischen und sprachlichen Interesse, welches uns die Schrift bietet, gibt sie genaue und wichtige Aufschlüsse über Fragen des alten Kirchenrechts und der alten Kirchenordnung, vor allem auch über das hohe Alter und die Einheit so mancher Gebräuche der katholischen Kirche. Mehrfach Neues enthalten die Erörterungen über die hierarchische Ordnung. Bislang hielt man nicht immer die Klassen der Witwen, der Diakonissen, der Presbyterä, der Jungfrauen auseinander. Aus dem Testament folgt aber mit Klarheit, daß die verschiedenen Berufe durchaus von einander getrennt waren. Der Stand der Witwen umfaßt nur diejenigen Witwen, welche schon lange Zeit sich bewährt und trotz wiederholten Drängens auf eine neue Heirath aus einem Beweggrunde des Glaubens verzichtet haben. Sie werden in den ihnen eigenthümlichen Stand durch eine besondere, durch den Bischof zu ertheilende Weihe aufgenommen. Zu den Vorrechten ihrer Klasse gehört, daß sie wie der Bischof, die Priester und Diakonen im Vorhof der Kirche ihre eigene Wohnung haben, daß ihr Platz während der Feier im Gotteshause hinter den Priestern zu deren Linken sich befindet, daß sie die Communion unmittelbar nach dem Diakon, vor Lektor und Subdiakon empfangen. Die Diakonissen scheinen keine besondere Weihe gehabt zu haben. Ihr Aufentshaltsort in der Kirche befindet sich hinter Lektoren und



Subdiakonen. Die Communion wird ihnen nach den Männern, aber vor den Frauen aus dem Laienstande ertheilt. Ihr Amt besteht darin, den kranken Frauen die Eucharistie zu bringen. In späterer Zeit müssen die Amtsverrichtungen der Witwen auf die Diakonissen übertragen worden sein (vgl. Didascalia c. 16.; Constit. apost. II 10; II 26, 51; III 19). Zweimal finden im Testament die Presbyterä Erwähnung, einmal in der Diakonallitanei, wo für sie vor den Subdiakonen und Lektoren gebetet wird, sodann bei der Beschreibung der nächtlichen Osterfeier, wo angeordnet ist, die Presbyterä sollten nach Vollendung der Feier in Gebet und Ruhe bis zum Morgen mit dem Bischof im Gotteshause verweilen. Ob sie ein besonderes Amt bekleideten, ist nicht ersichtlich. Canon 11 des Concils von Laodicäa nennt die Presbyterä praesidentes, wodurch offenbar angedeutet ist, daß sie bei der kirchlichen Feier den ersten Platz unter den Frauen des Laienstandes einnahmen (vgl. Rahmani p. 166). Vielleicht waren die Presbyterä nur die durch die Ehrwürdigkeit ihres Alters hervorragenden Frauen. Zur Klasse der Jungfrauen oder, besser gesagt, der Asketen zählten jene Personen beider Geschlechter, welche Gott Jungfräulichkeit gelobten. Es geschah das ohne besondere Feierlichkeit und Weihe, meist beim Empfange der Taufe. Sie zogen sich nicht in die Einsamkeit zurück, sondern verblieben im Kreise der Ihrigen, wo sie durch Beispiel und Lehre zu wirken suchten. Auffällig ist es, daß der Lektor meist vor dem Subdiakon genannt wird und ihm immer der Vorzug vor diesem eingeräumt ist. Es wird keine andere Obliegenheit des Subdiakons erwähnt, als daß er, wie der Lektor, den Diakon bei seinem Rundgange durch die Kirche begleite, um während des Gottesdienstes die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Ohne Zweifel das kostbarste und werthvollste Zeugniß, welches uns das Testament aufbewahrt hat, sind die Abschnitte über die Liturgie der alten Kirche. Sie enthalten nicht nur das eucharistische Gebet, welches die Liturgie im eigentlichen Sinne des Wortes ausmacht, sondern auch den Theil der Messe, welchen man die Katechumenenmesse nennt, sodann die mystagogische Anrede, welche den Gläubigen die Glaubens-



geheimnisse erklärt, ferner die Diakonalgebete, welche während der Messe recitirt werden, und die Ceremonien bei der Feier der hl. Communion.

Von nicht geringer Bedeutung sind auch die Ausführungen über die Einrichtung des Gotteshauses. Die Kirche habe drei Eingänge zur Erinnerung an die Dreifaltigkeit. Rechts vom rechten Eingange sei ein Diakonikon, damit man die eucharistischen Brote und Opfergaben, die dargebracht werden, sehen könne. Das Diakonikon habe einen Vorhof; dieser selbst sei von einem Säulengange umschlossen. Innerhalb des Vorhofes befinde sich das Baptisterium mit einer Länge von 21 Ellen zum Andenken an die Zahl der Propheten und mit einer Breite von 12 Ellen zur Erinnerung an die Apostel. Das Baptisterium habe einen Zugang und drei Ausgänge. Die Kirche besitze eine Kapelle für die Katechumenen. Von ihr aus soll man die Lektionen und Gesänge hören können. Gegen Osten erhebe sich der Thron des Bischofs, zu seinen beiden Seiten die Sitze für die Priester und zwar rechts für die hervorragenderen unter ihnen und für jene, welche den Bischof in der Verkündigung des Wortes Gottes unterstützen, links dagegen für die jüngeren Priester. Der Thron des Bischofs sei um drei Stufen erhöht, da hier auch der Altar seine Stelle haben soll. Auf jeder Seite der Kirche befinde sich ein Säulengang, einer für die Männer, einer für die Frauen. Das ganze Gotteshaus sei erhellt sowohl „wegen der vorbildlichen Bedeutung als auch wegen der Lesung". Ein Vorhang aus Byssus verhülle den Altar, in ähnlicher Weise sei das Baptisterium durch einen Vorhang abgeschlossen. Man erbaue einen Platz, wo der Priester sitze und mit dem Archidiakon sowie den Lektoren die Namen sowohl derjenigen aufschreibe, welche selbst ihre Gabe darbringen als auch jener, für welche dieselben dargebracht werden, damit einer der Lektoren oder der Archidiakon sie bei der Commemoration der Priester und des Volkes erwähnen könne. Den Ort, wo die Priester in der Nähe des Altars sitzen, verhülle ein Vorhang. Chorbanus und Schatzkammer sollen sich in der Nähe des Diakonikons befinden, der Ort zum Vorlesen der Lektion nahe beim Altar. Die Wohnung des Bischofs sowie



die der Witwen sei in der Nähe des Vorhofes; die Priester und Diakone sollen hinter der Taufkapelle wohnen. Endlich besitze die Kirche in nächster Umgebung ein Hospiz zur Aufnahme der Fremden. Es ließe sich noch vieles aus dem reichen Material des Werkes anführen, das für die Geschichte der Kirchenordnung von Wichtigkeit wäre, allein diejenigen, welche sich näher für die Sache interessiren, mögen das Buch selbst in die Hand nehmen.

Der Werth des Testamentes kann erst dann seine volle Würdigung finden, wenn die Zeit der Entstehung klar ist und keinen Zweifel mehr übrig läßt. Msg. Rahmani selber glaubte das Werk in das 2. Jahrhundert versetzen zu können. Seine Ansicht fand lebhaften Widerspruch, so besonders bei Ad. Harnack (vgl. Sitzungsberichte der Berl. Ak. XLIX, 30. Nov. 1899) und Franz X. v. Funk (vgl. Katholik I 1900, S. 1 ff.). Rahmani hat viele Beweisgründe auf seiner Seite, doch die Zeugnisse, die er aus dem Alterthum für den frühen Ursprung seiner Schrift anführt, bieten nur eine Wahrscheinlichkeit. Ohne zwingenden Grund will er die Stelle aus Pseudo-Cyprian ‚De aleatoribus: ‚Alia Scriptura dicit: Si quis frater delinquit in ecclesia et non paret legi, hic non colligatur, donec poenitentiam agat, et non recipiatur, ne inquinetur et impediatur oratio vestra' (opp. Cypr. ed. Hartel III 96), sowie die Stelle aus Pseudo-Irenäus: ‚Illi qui ultimas Apostolorum Constitutiones assecuti sunt, noscunt Dominum instituisse novum sacrificium, juxta dictum Malachiae prophetae' (ed. Stieren I 854) dem Testament entnommen wissen. Allein bei dem Citat aus Pseudo-Cyprian schreibt er wohl aus einem Mißverständniß Alia Scriptura dicit, während sowohl Migne P. L. tom. 4 p. 830 als auch Hartel a. a. O. ausdrücklich die Lesart Et in doctrinis Apostolorum haben. Es wäre also die Stelle, wie bisher angenommen wurde, eher der Διδαχή oder Doctrina apostolorum (XIV, 2; XV 3) zuzuweisen. Die Stelle aus Pseudo-Irenäus kann mit demselben Rechte, zumal die Bezeichnung namentlich angeführt wird, den Constitutiones Apostolorum zugeschrieben werden Größere Wahrscheinlichkeit würde das Zeugniß des syrischen Patriarchen Severus (5. bis

6. Jhdt.), der nach der Angabe des Pariser Codex Sangermanensis in einem seiner Briefe Verschiedenes aus dem Testament entlehnt hat, vielleicht bieten können, falls der fragliche Brief nur aufgefunden würde.

Schwerer wiegen die inneren Gründe, welche Rahmani's These begünstigen. Aus vielen mögen einige hervorgehoben werden. Das Heidenthum ist die herrschende Macht. Buch I, c. 35 wird für das Reich gebetet, ut Dominus ipsi pacem concedat, für die Fürsten, ut Dominus det eis intellegentiam et timorem sui. Den Katechumenen wird vor der Aufnahme befohlen, dem Kriegsdienst und den obrigkeitlichen Aemtern zu entsagen. Die Gläubigen, welche in Fesseln und unter Martern den Namen Gottes bekennen, werden im Gebete empfohlen. Es ist die Rede von Katechumenen, welche vor dem Empfang der Taufe um des Glaubens willen den Tod finden und so die Bluttaufe erhalten. All' diese Andeutungen drängen darauf hin, das Schriftwerk in die vorkonstantinische Zeit zu versetzen. In unserm Buche erscheinen ferner die Büßenden noch nicht als eine eigene Klasse. Gregor von Neo-Cäsarea (233—270) hingegen erwähnt in seinem kanonischen Briefe die Klasse der Büßenden, die ihren Platz vor der Kirchenthüre haben. Ebenso zeugen die oben erwähnten Ausführungen über den Stand der Witwen für ein hohes Alter der Schrift. In dem Briefe, den Papst Cornelius 251 an Fabius von Antiochien richtete und in welchem er ein Verzeichniß des römischen Klerus gibt, führt er 46 Priester, 7 Diakone, 7 Subdiakone, 42 Akolythen, 52 Exorcisten, Lektoren und Ostiarier an (Eus. Kirchengeschichte VI, 93). Während hier also die Subdiakone den Vorrang vor den Lektoren haben, ist beim Testament gerade das Gegentheil der Fall. Die Untertauchung in das Wasser soll bei der Taufe in fließendes Wasser geschehen. Die Vorschriften für Bischof und Priester sind gar streng und mahnen sehr an den Ernst der allerersten christlichen Zeiten. Bischof und Priester sollen unverheiratet oder wenigstens Witwer sein. Der Bischof muß den Anfang der Nacht, die Mitternacht, die Morgenröthe, die dritte, sechste, neunte, zwölfte Tagesstunde und auch die hora lucernae durch sein Gebet heiligen; „und wenn er zu jeder Stunde ohne Unterlaß für



sich und das Volk betet, so thut er gut.“ Jede Woche muß er drei Fasttage halten, nach seiner Weihe gar drei Wochen fasten und zwar so, daß er nur am Abend Brot zu sich nimmt. Der Genuß von Fleisch ist ihm untersagt; Wein genießt er höchstens in der Krankheit. Das Weihnachtsfest, das erst im vierten Jahrhundert Aufnahme fand, wird nicht erwähnt. Wenn nun auch diese und manche anderen Züge dem Satze Msg. Rahmani's überaus günstig sind, so scheinen andere Stellen demselben geradezu zu widersprechen. Fast mit Nothwendigkeit führt die Ausführung über den Kirchenbau auf die nach-konstantinische Zeit, wenngleich man andererseits auch wieder bedenken muß, daß der Friede, den die syrische Kirche um die Mitte des dritten Jahrhunderts genoß, manches sonst Unmögliche hier möglich machte. Ebenso würden manche Stellen, wo die Trinitas Erwähnung findet, z. B. I 22 p. 43, p. 47, I 31 p. 29, besonders aber Stellen wie: I c. 28 p. 61: filium non creatum und I c. 41 p. 99: Deus Pater tibique gloria, Unigenito Filio tuo Domino nostro Jesu Christo et Spiritui sancto, benefico, adorando, vivificatori tibique consubstantiali eine leichtere Erklärung finden, wenn die dogmatischen Streitigkeiten des 4. Jahrhunderts der Abfassung der Schrift vorausgingen. Rahmani selbst fühlte besonders die Schwierigkeit des consubstantialis und will dieses Wort als ein Einschiebsel von fremder Hand ansehen. Der Ausdruck ὁμοούσιος, consubstantialis wurde freilich Gott dem Sohne erst auf dem Concil von Nicäa 325 endgültig beigelegt und der syrische Text (wörtlich: aequalis [in] substantia) gebraucht sogar das griechische Wort Usie. Allein es ist nicht nöthig, daß die syrische Sprache erst im Anschluß an das Concil diesen Ausdruck einführte, da sie auch schon vorher eine große Anzahl griechischer Wörter in ihren Schatz aufgenommen hat; was sodann die Bezeichnung ὁμοούσιος, consubstantialis betrifft, so berichtet schon Eusebius von Cäsarea, der selbst am Concile theilnahm, in einem Briefe, den er gleich nach dem Concil an seine Gläubigen richtete: Nam nonnullos veteres episcopos scriptores, viros sane disertos et illustres in Patris et Filii divinitate explicanda, hoc verbo consubstantiali usos fuisse cognovimus (Alex. Natalis. Hist.



eccl. saec. IV diss. 14; vgl. den griechischen Text bei Migne P. G. tom. 20 p. 1542).[1]) Uebrigens lehrt schon Papst Dionysius († 268) in seinem Brief I (adversus Sabellianos) in nicht mißzuverstehender Weise die consubstantialitas Verbi und sein increatum esse (s. Migne P. L. tom. 5 p. 109 sq). Der Ausdruck Trinitas findet sich aber bereits im zweiten Jahrhundert in einem Briefe des Theophilus von Antiochien an Autolykus. Nichtsdestoweniger halten wir dafür, daß die jetzige Fassung des Testamentes nicht vor das vierte Jahrhundert gesetzt werden darf, glauben aber andererseits, daß die ursprüngliche Vorlage, vielleicht eine alte Liturgik, ohne Bedenken in das zweite Jahrhundert gelegt werden kann. Schon jetzt das Original aus seinen Umhüllungen herausschälen zu wollen, würde ein verfrühtes Bemühen sein.

Dem gelehrten Herausgeber wünschen wir zu seiner verdienstvollen und dankenswerthen Arbeit alles Glück und hoffen, daß er uns noch mit mehr als einer Gabe aus den verborgenen Schätzen seines Heimatlandes erfreuen wird.

A. F.

---

1) Hanc Eusebii epist. describit Theodoret. lib. I Hist. Eccl. c. 12 et 13 subjungit: Quod autem vox consubstantiale non sit nova neque a PP. id temporis Nicaeae congregatis inventa, sed antiquitus a majoribus ad posteros deducta, Eusebius locuples testis est. Natalis a. a. O. vgl. Migne P. G. t. 82 p. 946, 947.

XXX.

Zeitläufe.

Die Mächte in Peking und die Frage des Friedens.

Den 24. August 1900.

Der „gelbe Schrecken" hält die Welt in Athem, so daß selbst das neueste Auftreten des rothen Schreckens in dem alternden Europa in den Hintergrund gedrängt ist. Peking ist von verbündeten Truppen, Japanern und Russen, Engländern und Amerikanern, besetzt, also von Mächten aus drei Welttheilen. Die Deutschen insbesondere sind zu spät gekommen. Indessen wird der auf Wunsch Rußlands zum „Generalissimus" für die vereinigten Mächte ernannte deutsche Graf Waldersee immer noch recht kommen, wenn es auch nicht endlich zum erklärten Kriege mit einer Regierung in China, sondern zu einer „Friedensverhandlung" mit allen ihren gewohnten Ränken, Falschheiten und Doppelspielen gelangen wird. Man braucht sich nur an die Erfahrungen zu erinnern, welche die Anglo-Franzosen im September 1860 mit der Ermordung ihrer diplomatischen Unterhändler zu machen hatten, und an dieses Vorkommniß reihte sich im Jahre 1870 auch das Erlebniß Frankreichs in Tientsin an.



Es ist allerdings immer greifbarer geworden, daß die scheinbare Erhebung des gesammten China gegen die Fremden in einem Widerstreit zweier Parteien ausmündete, von denen die Eine die Wiederherstellung besserer Beziehungen zu den Mächten wünschte. Aber über die Ränke dieser Partei haben sich die Mächte arger Täuschung hingegeben, was auch aus dem bekannten Rundschreiben des preußischen Ministers Grafen Bülow vom 11. Juli herauszulesen ist. „Unser Ziel", sagte der Erlaß, „ist die Wiederherstellung und Sicherstellung geregelter Zustände unter einer geordneten chinesischen Regierung und die Sicherung und Genugthuung für die verübten Unthaten. Wir wünschen keine Auftheilung China's, wir erstreben keine Sondervortheile." Es ist sehr zu wünschen, daß es in Berlin bei dieser Versprechung fest bleibt. Die Darlegung des Grafen fand auch allgemeinen Beifall. Nur hätte man wissen mögen, wie die „geordnete chinesische Regierung" zu verstehen sei Die Londoner „Times" sagten gerade heraus: „Das bisherige Regiment der Kaiserin und der Mandschu-Partei biete das Material zu einer solchen Regierung nicht".[1]) Um dieselbe Zeit wurde über die Aussagen eines französischen Diplomaten in gleichem Sinne berichtet:

„Uebereinstimmend wird in officiellen Kreisen versichert, daß nach den aus China kommenden Berichten die Centralregierung von Peking die Situation beherrscht und in der Lage wäre, der Bewegung in den Provinzen ein Ende zu machen, wenn sie ernstlich wollte. Es ist eine Fabel, daß die Macht der Vicekönige sich der Autorität der Regierung entgegenstellt. Diese Meinung wird auch in den Kreisen der japanischen Diplomatie getheilt. Japan verfolgt dieselben Zwecke gegenüber China, wie die europäischen Staaten. Es

---

1) Aus London s. Berliner „Kreuzzeitung" v. 14. Juli d. Js.



will die Ordnung herstellen helfen, um sich verdient zu machen, und später einmal die günstige Stimmung für sich auszunützen. Japan will keinen Krieg und keine Eroberung. Was die europäischen Mächte betrifft, so sind alle darin einig, daß der einzige Zweck der gemeinsamen Aktion der ist, in China eine geordnete Regierung einzusetzen, welche das chinesische Reich, für welches alle Staaten vorläufig in erster Linie ein wirthschaftliches Interesse haben, in Zukunft vor Krisen sicher stellt. Es sind Unsummen von europäischem Capital in China investirt, welches überdies ein großes Absatzgebiet für die Produkte Europa's darstellt Diese wirthschaftlichen Interessen stehen im Vordergrunde. Alle Mächte sind darin einig, daß die politische Frage jetzt nicht reif sei und noch lange Zeit ruhen müsse. Es ist daher von einem Theilungsplan mit Bezug auf China nicht die Rede. Die Theilung des chinesischen Reiches liegt nicht in der Absicht irgend einer europäischen Großmacht. Rußland denkt nicht daran, Frankreichs Diplomaten und Staatsmänner weisen den Gedanken entschieden zurück, England und Deutschland beobachten die gleiche Politik. Man wisse insbesondere in Frankreich die Schwierigkeiten zu würdigen, welche aus der Theilung China's entstehen würden. Aus dieser Erkenntniß, welche allen europäischen Mächten gemeinsam ist, hat sich die Einigkeit der Mächte ergeben, welche bis an das Ende der Aktion fortdauern wird, weil keine Macht, wenigstens jetzt und in absehbarer Zeit, einen politischen Hintergedanken hat. Nur einen einzigen Zweck verfolgen die Mächte in China. Dieser wird mit aller Energie angestrebt. Das ist die Herstellung geordneter dauernder Zustände. Um diesen Zweck zu erreichen, gibt es nur Ein Mittel: die Entfernung der Kaiserin, welche die Macht usurpirt hat, und die Einsetzung des Kaisers, wenn er noch lebt, in seine legitime Macht. Sollte der Kaiser todt seyn, was man nicht weiß, dann müßte ihm ein Nachfolger gegeben werden. Die Absetzung der Mandarinen, welche das Land aufhetzen und ausbeuten, und die Entfernung der kaiserlichen Prinzen, welche nur Werkzeuge der Kaiserin sind, wäre die Consequenz der Entfernung der Kaiserin. Die Mächte haben keine andere



Wahl, wenn sie das chinesische Reich erhalten und ihm die Ordnung wiedergeben wollen".[1])

Gleichzeitig mit der Nachricht von der Besitznahme Pekings durch die Mächte wurde berichtet, daß die Kaiserin mit ihren mandschurischen Hofjunkern und Tataren-Generalen sich nach Süden geflüchtet habe und zwar nach Sian-fu, wo eine neue Residenz hergestellt werden soll. Was von dieser räthselhaften kaiserlichen Person zu halten ist, hält schwer zu sagen. Zweierlei charakterisirt sie: erstens der Haß gegen die Reformpartei und zweitens die Fremdenfeindlichkeit. Schon vor Monaten ist behauptet worden, daß die Sekte der „Großen Messergesellschaft", von den Engländern zuerst „Boxer" genannt, durch das Zurschautragen fremdenfeindlicher Gesinnung von oben großgezogen worden sei. Noch am 25. Juni, mitten im Wüthen des Aufruhrs, erließ die Kaiserin ein Dekret an die Vicekönige des Südens, worin sie in Frage stellte, ob „die Regierung, da China es nicht war, das den Krieg erklärte, nicht ruhig zusehen solle." So glaubte man, auch die Vicekönige des Südens mit dem ihnen unbeliebten Mandschu-Joch auszusöhnen.[2]) Während die Truppen der Kaiserin im Bunde mit den Boxern gegen die Fremden wütheten, wurde in der Umgegend von Tientsin folgender Aufruf der Aufrührer verbreitet:

„Das chinesische Reich hat sich von jeher hervorgethan durch seine heiligen Lehren, die den Willen des Himmels kundthun und den Menschen ihre Pflichten predigen. Der sittigende Einfluß dieser Lehren breitete sich in früheren Tagen wie ein Strahlenglanz über Berge und Ströme.

---

1) Aus Paris s. Wiener „Neue freie Presse" vom 22. Juni d. Js.

2) Aus England s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 14. Juli d. Js.

Aber alles dies ist anders geworden, und wir wissen wohl, wie es gekommen ist. Während der letzten fünf oder sechs Generationen haben schlechte Beamte die Gewalt in den Händen gehabt. Verkaufsstellen sind eröffnet worden für das Feilhalten von Aemtern, und nur diejenigen, die sich ihre Stellung erkaufen konnten, durften eine solche in der Regierung einnehmen. Die Prüfung der Gelehrten ist nutzlos geworden, und die Mitglieder der Haulin-Hochschule und solche, die ihre Prüfung mit den höchsten Ehren bestanden hatten, verbringen ihre Tage nutzlos daheim. Ein öffentliches Amt kann nur mit Silber erkauft werden. Den Kaiser gelüstet es nach den Reichthümern seiner Minister, und diese erpressen Geld von den unteren Klassen des Beamtenthums. Die niederen Mandarinen wiederum müssen das Volk aussaugen. Die ganze Bevölkerung liegt in tiefem Elend. Der Zustand der Yamens (Gerichte) ist unbeschreiblich. Auf keinem Marktplatz kann ein Geschäft abgeschlossen werden ohne Bestechung. Das unwissende und hilflose Volk steht allein und verlassen. Das Recht ist aus der Welt verschwunden. Nichts als Uneinigkeit und Erpressung! Es ist nutzlos, vor den Yamens mit einer gerechten Sache zu erscheinen — kannst du nicht zahlen, so verlierst du den Rechtshandel. Da ist Niemand, an den die Unrecht Leidenden sich wenden könnten. Die einfachen Leute erliegen unter dem Drucke, und ihr Schrei steigt zum Himmel empor, und Gott hat ihn gehört. Nun senden die himmlischen Mächte in ihrem Zorn Heerschaaren von Geistern zur Erde hernieder, um aller Herzen zu prüfen, hoch und niedrig. Der Kaiser selbst, der Erzsünder, ist seiner Nachkommenschaft beraubt und kinderlos. Noch größeres Elend hat das Reich befallen. Fremde Teufel sind mit ihrer Christenlehre gekommen. Viele von uns haben den Glauben der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche angenommen. Die fremden Teufel entbehren aller gesunden Grundsätze und sind voller List. Sie üben Erpressung und Bestechung, so daß selbst die guten Beamten nach den Reichthümern der Ausländer Verlangen tragen und deren Sklaven werden. Eisenbahnen und Telegraphen sind errichtet worden; Kanonen und



Flinten werden verfertigt; Dampfwagen und elektrische Lampen sind das Ergötzen der fremden Teufel. Sitzen sie gleich in Sänften, die ihrem Rang nicht zukommen, so betrachtet sie China doch immer als Barbaren, die dem Himmel mißfallen; und um sie zu vernichten, werden nun himmlische Geister und Gewalten zur Erde gesendet. Die erste dieser Gewalten ist die ‚Rothe Laterne', die ‚Geeinte Faust'. Durch sie werden die Fremden ausgerottet werden; ihre Häuser werden verbrannt und die Tempel wieder aufgerichtet werden. Fremdes Eigenthum jeder Art wird vernichtet werden; denn der Wille des Himmels steht fest, die Tenne zu fegen. Alles dies wird sich vollziehen innerhalb dreier Jahre, und der Böse wird dem Netz seines Verderbens nicht entrinnen. Niemand enthülle leichtfertig die heiligen Geheimnisse. Die Tage des Friedens liegen noch in weiter Ferne. Das Yen Mao-Jahr muß kommen, ehe die Tage eines ruhigen, langen Lebens wiederkehren. Unser Lied ist zu Ende. Niemand halte dies für eine leere Drohung".[1])

China ist das Brutnest der Geheimbünde der verschiedensten Benennungen, und es ist kein Zweifel, daß in ihnen die Ueberreste der Taiping-Rebellion Unterkunft gefunden haben, welche von 1852 bis 1864 China verwüstete und 20 Millionen Menschen das Leben gekostet haben soll. Dieselbe hatte politisch den Umsturz der Mandschu-Herrschaft zum Ziele, sie hatte aber auch einen idealen Kern.[2]) Der Stifter der Sekte, die so großartig anwuchs, war ein armer Dorfschullehrer in der Gegend von Kanton, der auch mit der Bibel bekannt war. Hung, so hieß er ursprünglich, hielt sich für von Gott berufen, um

1) Londoner „Times" vom 27. Juni s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 9. August d. Js.

2) „Histor.-polit. Blätter". 1899. Band 123. S. 834 ff.: „Europa in China und die Zukunft des ‚Himmlischen Reichs'?"

„die Götzen und ihre Diener zu vernichten und die Religion der Wahrheit über das Himmlische Reich zu verbreiten". Mit ihrem Endziel, die Dynastie der Mandschuren auszutreiben, vertrug es sich auch, daß sie dem Christenthum und den Fremden sich freundlich gegenüberstellten.[1]) Wie immer sich der Zusammenhang gestaltet haben mag, die Hinwendung des bisherigen Kabinets zu den Boxern war auch ein Manöver gegen die chinesische „Reformpartei". Unmittelbar vor dem Ausbruch des Aufruhrs der Boxer hatte die Partei der Reformer ein Manifest erlassen, in dem es hieß:

„Eine große Revolution gegen die Usurpation der Mandschu's braut sich in China zusammen. Die Saat der Rebellion ist weithin ausgestreut und trägt bereits Früchte. Von allen Provinzen fast und fast von allen fremden Ländern, in denen unsere Brüder wohnen, haben wir günstige Antworten erhalten. Das Jahr 1900 und die folgenden Jahre werden einen großen Wechsel in China erleben, einen Wechsel, der, so hoffen wir, den fremden Mächten willkommen und dem ausgedehnten Osten von wohltätigen Folgen seyn wird. Wir sind Menschen, und wir wissen, daß das Werk schwer ist und daß Mühe und Enttäuschung der Anfang ist. Aber wir sind eine Nation von 400 Millionen Menschen, vielleicht noch roh, aber auch aus dem Eisenerz erst wird der polirte Stahl. Unsre Führer sind im Ausland erzogen und geschult, und zahlreiche einflußreiche Freunde in England, Japan und Amerika unterstützen uns. Seit der Usurpation der Mandschu's ist das Volk tiefer und tiefer in Corruption versunken. Um ihren kindischen Einfällen zu genügen, hat die unwissende und arrogante Kaiserin-Wittwe unser uraltes Reich an den Rand des Abgrundes gebracht, und die Absetzung Kwang-su's ist der letzte Ausdruck des schlimmen Einflusses dieser schlechten

---

1) „Kölnische Volkszeitung" über die Schrift des Legationsraths Rudolf Lindau: „China und Japan" (Berlin 1896).

Frau. Ist es gerecht, daß das Kaiserreich von einer Frau beherrscht wird, die persönlich und politisch in jeder Beziehung schlecht ist, oder sollte das Reich sich nicht entschließen, endlich aus dem Schlamm herauszukommen, in der der Körper Politik jetzt steckt? Wohl 250 Jahre haben wir gewartet und uns organisirt; wir gaben dem jungen Kaiser eine Gelegenheit, aber der Himmel hat uns durch die Thaten der Kaiserin-Wittwe gezeigt, daß die Mandschu's vertilgt werden müssen. So haben wir uns entschlossen, dem Ruf des Himmels Folge zu leisten und das verruchte Geschlecht bis auf die Wurzel auszurotten, um endlich der Freiheit, Gleichheit und Reform den Weg zu bahnen". [1])

Im Uebrigen hat man von den Reformfreunden nicht viel gehört. Selbst in den Südprovinzen sind sie nicht sicher gewesen, deren Vicekönige treulos und doppelzüngig sind, wie diese ganze Beamtenschaft. Aus Honkong las man in den letzten Monaten vor dem Kriege wiederholt von der Aechtung reformfreundlicher Chinesen, die sich in den Schutz fremder Mächte begaben, aber auch hier nicht einmal vor den fanatischen Nachstellungen des Altchinesenthums sicher waren. In Kanton war in der letzten Zeit noch der Aufruhr zu befürchten. Indeß wurde von dort berichtet: „Der Zündstoff ist seit Jahren aufgehäuft. Bei einem Aufstande in Kanton würde eine große Rolle die chinesische Reformpartei spielen, das heißt Kangyuwei und seine Anhänger, welche vor zwei Jahren den jungen Kaiser zum Beginne seines Reformwerkes bewogen haben und welche durch den Staatsstreich der Kaiserin-Wittwe gestürzt wurden. Kangyuwei und seine Anhänger stammen alle aus Kanton. Nachdem sie durch die Verfolgungen der alten Kaiserin aus China vertrieben worden waren, haben sie in Honolulu

1) Aus der Londoner „Daily Preß" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 27. März d. Js.



(Sandwichinseln) ein Comitee niedergesetzt. Dieses Comitee hat von Honolulu aus eine ständige revolutionäre Agitation in Süd-China, insbesondere in Kanton, unterhalten. Auch Kangyuwei dürfte sich gegenwärtig in Honolulu befinden.“ [1]) Der Führer der Reformer, „Literat“ Kang-yu-wei, entkam damals aus Peking, während die anderen Vertrauten desselben hingerichtet wurden.

Nach dem Fall Pekings verlautete, der Kaiser sei ermordet, nachher hieß es, die Kaiserin, der Kaiser und Prinz Tuan seien geflohen. Was Näheres verlauten wird, ist nicht abzusehen. Li-Hung-Tschang anwortete einem deutschen Besucher vom 5. Juli auf die Frage, wer das Haupt der Centralregierung sei: „Prinz Tuan im Namen des Kaisers.“ [2]) Dieser Prinz Tuan, der Großvater des neuernannten Thronfolgers, war in Peking der persönliche Leiter der Boxer und der zu ihnen übergegangenen kaiserlichen Truppen. Jedenfalls scheinen diese drei Persönlichkeiten sich dem Einfluß der Eroberer von Peking entzogen zu haben.

Augenblicklich steht ohne Zweifel der schon von seinen europäischen Reisen her bekannte Li-Hung-Tschang, bis jetzt Vicekönig von Kanton, im Vordergrund des Interesses. Ein hoher Siebenzigjähriger, ist er bei allen Parteien als Meister der Doppelzüngigkeit in hohem Ansehen. Von der bisherigen Regierung wiederholt zur Berathung nach Peking berufen, ist er nicht gegangen, er wußte wohl, warum er auswich. Jetzt steht er sogar in dem Geruch, als halte er seine Zeit für gekommen, um sich selbst zum Herrscher aller Chinesen zu machen. Man nimmt an, daß er seine Be-

1) Aus Berlin s. Wiener „Neue freie Presse“ vom 18. Juli d. Js

2) Correspondenz aus Berlin s. Wiener „Neue freie Presse“ vom 7. August d. Js.

ziehungen zu den Mandschu endgültig von sich geworfen und den offenen Kampf begonnen habe. Als das geschrieben wurde, hatte sich die Voraussicht noch nicht erfüllt: „Die Kaiserin-Wittwe und ihre Rathgeber werden aus der Hauptstadt fliehen, ehe die Alliirten ihren Einzug halten. Damit ist Li's Zeit gekommen: er wird sich an die Spitze der Regierung stellen und seine Landsleute auffordern, die Mandschu's zu vertreiben. Li hat den mächtigen Einfluß der angesehenen alten chinesischen Familien, die alle die Mandschu's als Eindringlinge hassen, hinter sich, und auch die Vicekönige des Südens stehen auf seiner Seite. Da sie augenblicklich die besten Hülfsmittel des Landes, Geld und Soldaten, großen Theils zur Verfügung haben, ist ihre Beihülfe von unschätzbarem Werth für Li." [1])

Was die Beziehungen Li's zu den auswärtigen Mächten betrifft, so gilt er vor Allem als Freund Rußlands, wo er längere Zeit im diplomatischen Dienste lebte. Im Anfange des Boxerkrieges gedachten die chinesischen Reformer sich an Rußland um Hülfe gegen die Mandschu-Partei zu wenden.[2]) Li dürfte gegen Concessionen für diese russische Hülfe den ganzen Amur zu bewilligen bereit seyn; in Bezug auf das Deutsche Reich ist er weniger bereitwillig. In oben angeführter Besprechung vom 5. Juli äußerte er sein Bedauern über die Ueberschwemmung Chinas mit den fremden Missionären und fuhr dann fort:

„Wenn auch die besseren Classen der Bevölkerung von den Boxers nicht viel wissen wollten, so sei doch eine steigende Erbitterung gegen die Fremden durch die Mächte selbst hervorgerufen worden. Ich nenne als Beispiel die Erwerbung

---

1) Londoner Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" vom 11. August d. Js.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 3. Juni d. Js.



Kiaotschau's durch Deutschland. Ein paar Missionäre waren ermordet worden. Die chinesische Regierung hat, als Genugthuung gefordert wurde, die Verbrecher und auch die verantwortlichen Beamten hart bestraft. Sie hat eine sehr große Geldbuße angeboten, aber das Alles hat nicht genügt. Deutschland hat auf seiner Forderung, Land in China zu erwerben, bestanden und hat seinen Willen durchgesetzt. Das war eine übermäßige Buße für ein paar Missionäre. Aber Kiaotschau ist nur Ein Beispiel, andere Mächte sind gefolgt, und dieses Vorgehen hat in weiten Kreisen der Bevölkerung, auch bei sonst fremdenfreundlichen Chinesen, Erbitterung hervorgerufen. China darf unter keinen Umständen weiteres Land abtreten".

Vielleicht denken außer den Chinesen auch andere Leute, daß es gesunder und wohlfeiler gewesen wäre, wenn die „gepanzerte Faust" da draußen geblieben wäre.



XXXI.

Römische Jubiläumserinnerungen 1900.

Das Jubiläumsjahr — 1300.

Wohl verschiedene der werthen Leser sind am Vorabend des vergangenen Weihnachtsfestes selbst in der Vorhalle von St. Peter gestanden und haben an der Porta santa den sinnvollen Ceremonien beigewohnt, wie die unvergeßliche Gestalt des greisen Stellvertreters Christi, Papst Leo XIII. mit dem goldenen Hammer unter Antiphonen und Responsorien dreimal an die Mauerfüllung schlug, diese dann von ihrer Stelle wich und hierauf nach dem Psalm Jubilate Deo omnis terra, nach verschiedenen Gebeten und dem Beginn des Te Deum, der hl. Vater mit brennender Kerze als Erster, dann die kirchlichen Würdenträger, Klerus und gläubiges Volk durch die Jubiläumspforte in das grandiose Gotteshaus einzogen und damit das Anno santo, das große Jubiläumsjahr eröffneten.[1]) Es war Bonifaz VIII, welcher vor 600 Jahren diese großartige, bis jetzt 22 Mal wiederholte Jubiläumsfeier am 22. Februar 1300 für die christliche Welt einführte,[2]) und wenn wir die Blätter der

1) Die Ceremonien finden sich zusammengestellt u. a. in: Le Cerimonie della Apertura della Porta santa. Roma, Desclée, Lefebure e Ci.

2) Es wird übrigens berichtet, daß dieselbe schon früher in irgend einer Weise bestanden habe und Bonifaz habe sie nur in ver-

Geschichte gerade hinsichtlich dieser Jubiläumsfeier durchblättern, so müssen wir uns sagen, daß dieselben für die Kirche von der größten Bedeutung und eine eminente Manifestation ihrer vier Kennzeichen: ihrer Einheit, ihrer Heiligkeit, ihrer Katholicität und ihrer Apostolicität geworden sind.

a) Schon beim ersten, geschichtlich bekannten Jubiläum i. J. 1300 finden wir einen enormen Zusammenlauf von Pilgern aus allen Ländern der christlichen Welt. Bonifaz VIII. schreibt ein großes Jubiläum aus und verkündet den Ablaß für die Rompilger. Es sind nur ideale Güter, die er zu bieten hat und diese müssen erst erworben werden durch unsägliche Mühen und Anstrengungen, durch eine lange, oft lebensgefährliche Reise, durch Ertragung von Hitze und Kälte, von Hunger und Durst und sonstigen verschiedenen Entbehrungen, durch Kämpfe mit Krankheiten, mit Betrügern, Räubern und dgl. Man weiß das voraus, und dennoch rührt es sich und wird lebendig in aller Herren Ländern und von überall her bedecken sich die Straßen und Wege haufenweise mit Pilgern und zu Tausenden, zu Hunderttausenden ziehen sie in die ewige Roma ein. „Es war, so berichtet als Augenzeuge der Historiker Giov. Villani, der wunderbarste Anblick: fortwährend gegen 200,000 Pilger in der Stadt, ohne die kommenden und gehenden," und der Chronist von Asti erzählt: „Die Menge von Männern und

---

änderter Form auf die Bitten alter Leute erneuert (in seguito alle preghiere di vecchi del suo tempo). Unter diesen alten Leuten habe sich ein edler Savoyarde von 107 Jahren befunden, der behauptete, er erinnere sich noch, daß sein Vater vor 100 Jahren daran Theil genommen und daß dieser sein Vater sterbend ihm an's Herz gelegt habe, bei der nächsten Jahrhundertfeier ja die Gelegenheit zur Gewinnung der so großen Gnadenschätze nicht unbenützt zu lassen. (G. Tomassi, il Giubileo, Rom 1899.)

Frauen war staunenerregend; ich bin dessen Zeuge, indem ich 14 Tage dort verweilte. Als ich am Weihnachtsabend von Rom auszog, sah ich eine unzählbare Menge, und unter den Römern ging die Sage, es seien mehr als zwei Millionen männlichen und weiblichen Geschlechts anwesend gewesen. So Männer wie Frauen sah ich im Gedränge wiederholt niedertreten und ich selbst entging solcher Gefahr mehrmals mit Noth". — Papst Clemens VI. kürzte den anfangs auf 100 Jahr bestimmten Zwischenraum für die Jubiläumsfeiern auf 50 Jahre ab und feierte 1350 das zweite große Jubiläum und obwohl die Zeiten unruhiger und für Pilgerzüge ungünstiger waren, war der Zusammenlauf doch noch größer als beim ersten. Von Weihnachten bis Ostern sollen stets 1,200,000 Menschen in Rom gewesen sein, zwischen Ostern und Pfingsten 800,000, die übrige Zeit nie weniger als 200,000 und gegen Ende des Jahres wieder viel mehr. „Männer und Frauen jeden Standes, erzählt der gleichzeitige Matteo Villani, strömten von nah und fern in wunderbarer Menge zusammen. Sie vollbrachten ihre Pilgerfahrt in solcher Andacht und Entsagung, daß sie die Beschwerden der Reise mit großer Geduld ertrugen. Die Kälte war ungewöhnlich; Eis, Schnee und Wasserfluthen verdarben die Straßen, die Wirthshäuser reichten nicht für Menschen und Pferde. Die Deutschen und Ungarn, welche in großen Schaaren kamen, brachten die Nacht auf dem Felde zu, der Kälte wegen dicht gedrängt, ringsum von großen Feuern umgeben. . . . Ungeachtet der Menschenmenge gab es unterwegs keinen Lärm. Jeder half dem Andern mit Geduld und Ausdauer . . . (Vgl. Virg. Prinzivalli, Gli Anni santi, Roma 1900 S. 20 f. und Reumont, Geschichte der Stadt Rom II. Bd. S. 648 und S. 884.) Obwohl die großen Jubiläen sich später rascher folgten, übten sie doch großartige Anziehungskraft. Unter Nikolaus V. war der Zuzug der Pilger „immenso", noch

größer als zu Zeiten Bonifaz VIII. und IX.; Alexander VI. feierte ein glänzendes Jubiläum; ein frommer Camaldulenser war beim Anblick der zahlreichen Pilgerschaaren hoch erfreut, daß es bei dem großen Sittenverfall noch Tausende gab, die in Sodoma nicht untergingen. „Gelobt sei Gott, rief er aus, der so viele Zeugen des Glaubens herbeibringt.“ Beim Jubiläum von 1575 war ein solches Gedränge, daß Viele verunglückten, i. J. 1600, das zu den großartigsten Jubiläumsjahren gehört, wird die Zahl der Pilger auf 3 Millionen geschätzt. Fünfundzwanzig Jahre darauf 1625 zog unter Urban VIII. das Verlangen, den Ablaß zu gewinnen, wiederum eine unbeschreibliche Zahl von Pilgern nach Rom; die Pilgerbruderschaft von S. Trinità allein beherbergte in diesem Jahre mehr als eine halbe Million; die Erzbruderschaft von Gonfalone circa 300,000; dann wer zählt, wie viel noch die verschiedenen anderen Hospize, Herbergen und Privathäuser bargen. Vom Jahre 1650 sagt Principalli (gli anni santi S. 121), daß man glauben sollte, die Pilger wären damals wegen des Krieges zwischen Frankreich und Spanien sehr spärlich gewesen: aber gerade das Gegentheil war der Fall. Die Trinità allein weist wiederum in ihrem Diarium 226,711 männliche und 81,762 weibliche Pilger auf, die durch sie Verpflegung fanden. Clemens X. sah 1675 bei 1,400,000 Pilger und auch die folgenden Jubiläumsjahre brachten gewaltige Pilgerschaaren nach Rom und belebten ungezählte Christen in der Einheit des Glaubens, so daß beispielsweise 1750 Voltaire grimmig ausrief: „Noch ein solches Jubiläum — und es ist um die Philosophie geschehen“, und d'Alembert sich bitter beklagt, daß das Jubiläum von 1775 die Revolution um zwanzig Jahre verzögert habe. Und wenn wir uns im heurigen Jahre umschauen, so finden wir wieder, daß es wohl kein Dörfchen auf der katholischen Welt gibt, in dem nicht eifrig berathschlagt wird, ob man sich denn nicht eine



Romreise möglich machen könnte. Was ist, so frage ich, die treibende Kraft dieser gewaltigen Erscheinung, was hat diese merkwürdigen Jubiläumsvölkerwanderungen in den verschiedenen Jahrhunderten hervorgerufen? Es ist die Zugehörigkeit zum gemeinsamen Vater, dem Oberhaupt der Kirche, es ist die unversiegbare Macht der wunderbaren Einheit des Glaubens, deren herrliche Manifestation die Jubiläen bilden.

b) Die Jubiläen manifestiren auch die Heiligkeit der Kirche. Man muß nur die Geschichte dieser kirchlichen Feierlichkeiten ausführlicher durchgehen und man wird staunen, welch' kostbare Früchte von Buße und Bekehrung, von Anhänglichkeit an Gott und Kirche, von Opfern und Entsagungen, von Friede und Versöhnung, von Nächstenliebe und aufmunterndem Beispiele am Baume der Jubiläen gezeitigt sind. Als Heilige bewunderte und im Laufe der Zeit wirklich heilig gesprochene Männer und Frauen, wie Brigada und Katharina von Schweden (1350), Johann Kapistran und Katharina von Bologna (1450), Franz Borgias und Ignatius von Lojola (1550), Philipp Neri, Karl Borromeo und Felix von Cantalizio (1575), Leonhard von Porto Maurizio (1750) wußten neben Anderen das wahrhaft christliche Leben zu erneuern durch unwiderstehliches Beispiel und hinreißende Predigten; Päpste legten das fürstliche Gepränge ab, zogen baarfuß und in einfachem Gewande mit den Pilgerprocessionen zu den vorgeschriebenen Basiliken, erstiegen auf den Knieen die Scala santa, hörten selbst Beichte, besuchten die armen Pilger, besonders im Hospiz von St. Trinità, um denselben die Füße zu waschen und zu küssen und sie mit den reichsten Gaben zu beschenken. Fürsten und hoher Adel und die ungezählten Volksmassen schlossen sich solchen Beispielen an. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und seine Gemahlin Maria von Bayern kamen zu Fuße aus Deutschland und wohnten mitten unter



den Pilgern; die berühmte Tochter des Schwedenkönigs Gustav Adolf, Christina, bewirthete die Pilger und schenkte dem Hospiz von Trinitat 6000 Thaler. Erzherzog Leopold von Oesterreich nahm an den Processionen im Gewande eines Jesuiten Theil, erstieg mit entblößten Knieen die Scala santa und begab sich mit einem rauhen Sacke bekleidet in's Pilgerhospiz, 30 Armen die Füße zu waschen und jeden zu beschenken; auch Herzog Wilhelm von Bayern erschien in einfachem Pilgergewande, die Prinzessinen Margaretha und Maria, Infantinen von Savoyen mit ihrem Gefolge nahmen Theil im Gewande des III. Ordens; ein französischer Edelmann sprach als Armer gekleidet im Pilgerhospiz vor und nahm am gemeinsamen Mahle Theil; darnach schenkte er jedem anwesenden Armen einen Goldthaler; eine spanische Adelige fuhr an San Jacopo degli Incurabli vorbei und wurde um eine Gabe für die Anstalt angesprochen; sie fand, daß sie schon Alles hergeschenkt habe, stieg darum aus der Carosse, schenkte dieselbe sammt den 2 Pferden dem Hospital, damit man das Ganze verkaufe und den Erlös für die Kranken verwende; der so beliebte Carneval fiel aus, dafür wurde das sonst dazu verwendete Geld an die Armen vertheilt; die Damen der römischen Aristokratie bildeten Comitees und gingen von Haus zu Haus betteln, um mittellosen Pilgern den Rombesuch und die Gewinnung des Ablasses zu ermöglichen; Todfeinde umarmten und küßten sich in Kirchen, wie auf Straßen und öffentlichen Plätzen und hielten Friedensmahl zusammen. Das sind wohl nur wenige Züge von jenen, welche uns die Chronisten aus den Jubiläumsjahren aufbewahrt haben, aber sie deuten doch schon an, daß ein gewaltiger Fond von heiligender Kraft in den Jubiläen niedergelegt erscheint und daß es darum nicht wunderbar ist, daß auch Andersgläubige, die bisher weitabseits der Kirche waren und, wie Prinzivalli sich ausdrückt, dieselbe



in ihrer Heimat nur als Antichristenthum und verkommenes Babel verschreien hörten, bei solchen Gelegenheiten zahlreich zum Glauben ihrer Väter zurückkehrten und daß selbst Juden und Mohamedaner so ergriffen wurden, daß sie sich taufen ließen. Sagt doch Bellarmin vom Jubiläum unter Clemens VIII.: „Dieses Jubiläumsjahr bringt so große Früchte der Buße, so wunderbare Bekehrungen, so zahlreiche und herrliche Werke der Frömmigkeit hervor, daß man es mit vollem Rechte das heilige, das Gott angenehme, das ergiebige und fruchtbare Jahre nennen kann". Und Cardinal Wiseman sagt als Augenzeuge über das Jubiläum von 1825: „Ich wünschte, ihr hättet gesehen, wie von jenen Volksschaaren, die zum heiligen Tische drängten, die Beichtstühle umlagert und die Altäre umringt waren. Ich wünschte, ihr wäret Zeugen gewesen, wie fremdes Gut zurückerstattet wurde, und verstockte Sünder sich bekehrten, dann würdet ihr begreifen, warum Männer und Weiber diese beschwerliche Wallfahrt unternehmen; dann würdet ihr urtheilen können, ob das Wesen einer solchen Einrichtung Nachsicht gegen das Verbrechen und ein Freibrief für die Sünde sei". (Die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Regensburg 1847. 12. Conferenz.)

c) An den Jubiläen manifestirt die Kirche ihre Katholicität. Es sollten einmal die verschiedenen Religionsgenossenschaften der Welt es probiren und ähnliche Feiern ausschreiben, die eigentlich nur ideale Beweggründe zum Inhalt haben, und zu deren Antheilnahme oft die größten Opfer und Mühen erfordert werden: würde es wohl Einen Menschen geben, der bei den Vergleichungen zweifeln könnte, wo die katholische, die allgemeine Kirche zu suchen sei! Ohne Zweifel müßte jeder auf Rom hindeuten und es gestehen: Nur die Kirche, die hier ihren Mittelpunkt hat, kann die wahrhaft allgemeine, die katholische sein. Der ganze Verlauf der Jubiläen, wie ihn die Geschichte schildert, beweist uns



das; denn aus allen Ländern strömten die Pilgerschaaren herbei und machten Rom zu einem internationalen Sammelplatz, wie es sonst nirgends zu finden, und mag in unserer Zeit vorzüglich in Folge der Thätigkeit der Jtalia una so Manches wegfallen, was sonst mit dazu beitrug, die Jubiläen so glänzend und so segensreich zu gestalten, so müssen doch selbst die erbittertsten Gegner der Kirche gerade diesen weltumspannenden, katholischen Charakter auch im gegenwärtigen Jahre zugeben, und trotz aller Anfeindungen und Gegenströmungen finden sich die Schaaren der Pilger aus der alten und neuen Welt zahlreich in der ewigen Stadt ein. Freilich dehnte sich in den früheren Jubiläumsjahren nicht nur auf die Völker und deren kirchlichen Vorsteher, sondern auch auf deren weltliche Lenker, auf Herrscher und Fürsten diese Manifestation katholischen Lebens aus und die Chroniken führen zahlreiche Vertreter von Regentenhäusern auf. Unter Anderen finden wir z. B. als Theilnehmer i. J. 1300 Karl von Valois mit seiner Gemahlin und König Karl Martell von Ungarn, i. J. 1350 den König Ludwig von Ungarn, König Eduard von England mit seinem Sohn, König Hugo von Cypern, i. J. 1450 den Bruder des Kaisers Friedrich III., Prinz Albert von Oesterreich, den Landgrafen Ludwig von Hessen; i. J. 1475 den König Christian I. von Dänemark und Norwegen; Herzog Johann von Sachsen; den König der Walachei; 1575 den Herzog Ernst von Bayern; den Fürsten von Cleve; den Vicekönig von Neapel; 1600 den Herzog Wilhelm von Bayern, den Herzog Friedrich von Württemberg, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und seine Schwester Maria von Bayern; 1625 den Erzherzog Leopold von Oestereich; den König Ladislaus von Polen; den Markgrafen von Baden; 1650 die Großherzoge Matth. u. Leop. von Toskana; die Infantinen Margaretha und Maria von Savoyen; 1675 die Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel



und Baden; die Königin Christina von Schweden; 1700 des berühmten Polenkönigs Johann Sobieski Witwe Maria Casimira; Großherzog Cosimo III. von Toskana; 1725 den Kurfürsten Karl Albert von Bayern mit seinem Bruder Ferdinand; den König von England mit seiner Gemahlin; 1775 den Kurfürsten Karl Theodor von Bayern, den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, den Bruder des Königs von England Herzog von Glocester, den Markgrafen von Ansbach und Baireuth, den Herog von Urach; i. J. 1825 Carolina Pia, die nachmalige Kaiserin von Oesterreich, den König beider Sicilien Franz I. u. A. Auch schickten Fürsten, welche nicht selbst aus ihren Häusern Vertreter senden konnten, Gesandtschaften dafür ab, und stellten eigens Summen zur Verfügung, um die Jubiläumspilgerfahrten zu fördern. Haben im gegenwärtigen Jahre in Folge der unhaltbaren Stellung der ewigen Stadt die Katholiken auch nicht die Freude, wie ehedem Mitglieder ihrer Regentenhäuser auf ihren Pilgerfahrten in jubelnder Begeisterung begrüßen zu dürfen, so haben sie doch die Freude, daß ihre Fürstenhäuser wenigstens der Gesinnung nach sich anschließen und auch heute noch die Sache der Jubiläumsfeier mit edler Begeisterung fördern.[1]) Wo die

1) So liest man, daß „Ihre Kgl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern" an das Comitee des III. Ordens-Pilgerzuges ein huldvolles Handschreiben richtete, des Inhalts, höchstdieselbe wolle den Rompilgern des III. Ordens eine Fahne spenden, „welche Ihre Kgl. Hoheit gemeinsam mit den ehrw. Franziskanerinen des Marianums verfertigte". In einem „la diplomazia e i pellegrini in Roma" überschriebenen Artikel berichtet das römische Wochenblatt La Vera Roma unterm 6. Mai l. Js. bezüglich der distinguirten Persönlichkeiten des österreich.-ungarischen Pilgerzuges: „S. Excellenz Graf Revertera-Salandra, Botschafter Sr Apost. Maj. beim hl. Stuhl, hatte die Ehre, diese Notabeln Sr. Heiligkeit vorzustellen und Abends empfing er dieselben zu einer glänzenden und animirten Soiree



Kirche als katholische auftritt, da erscheint sie als alle Stände durchdringend. So auch bei den Jubiläen. Gelehrte, Dichter und Künstler eilten herbei, unser große Kopernikus, der berühmte Bembo, Dante,[1]) Petrarca, Torquato Tasso, Cimabue, Giotto,[2]) Michelangelo, Vasari[3]) u. a. repräsentiren

---

in den prächtigen Sälen seiner Residenz im geschichtlich monumentalen Palazzo di Venezia. Die weiten Räume füllten sich mit den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen, wie der römischen Aristokratie, die beide eingeladen und mit ausgesuchter Höflichkeit vom vortrefflichen Botschafter empfangen worden waren. Man bemerkte darunter die Eminenzen Cardinal Rampolla, Satolli, Serafino und Vinc. Vanutelli, Segna, Macchi, S. Exc. den Großmeister des Maltheserordens Ceschi, die Hochwürdigsten Erzbischöfe und Bischöfe, welche am Pilgerzug theilnahmen, worunter den neuen Erzbischof von Prag, die hervorragendsten Prälaten von Rom, das beim hl. Stuhl accreditirte diplomatische Corps vollzählig und fast ebenso vollzählig die hohe römische Aristokratie. Ueberaus herzlich war der Empfang, splendid die Erfrischungen. Graf Revertera und seine anmuthigen Töchterchen machten mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit die Honneurs."

1) Dante, Petrarca und Torquato Tasso haben die Theilnahme am Jubiläum auch in ihren Dichtungen verwerthet. Dante läßt z. B. in seiner div. com. die Personen so abgetheilt einhergehen, wie es beim Jubiläum für die große Pilgermenge angeordnet war:

> Come i Roman per l'esercito molto
> L'anno del Giubbileo, su per lo ponte
> Hanno a passar la gente modo tolto,
>
> Che da un' lato tutti hanno la fronte
> Verso il Castello e vanno a Santo Pietro.
> Dall' altra sponda vanno verso il monte.
>
> (Jnferno, canto 18.)

2) Giotto hat die Einführung des Jubiläumsjahres in einem Fresko verherrlicht, das den Papst Bonifaz VIII. mit zwei Cardinälen darstellt und in der Laterankirche sich befindet.

3) Michelangelo und Vasari erhielten bezüglich der Gewinnung des Jubiläumsablasses vom Papste eigene Privilegien.



in ruhmreicher Weise die Theilnahme der hervorragendsten Geister. Beamte und Offiziere aller Grade und Gattungen, reiche Kaufleute und angesehene Bürger jeden Standes, einfache Soldaten und Handwerker, daneben auch große Schaaren Unbemittelter, Armer und Kranker, denen eine großartige Gastfreundschaft und Nächstenliebe die Romfahrt ermöglichte, waren nach dem Ausweise der Pilgerbücher und Chroniken mit den hohen Kirchenfürsten und zahlreichen anderen Mitgliedern des Klerus, mit dem Adel und den Fürsten zusammengeströmt und lieferten so in den Jubiläen den sprechendsten Beweis, daß die Kirche, der sie angehören, in der That eine katholische, eine allgemeine ist.

d) Endlich verkündeten die Jubiläen auch die Apostolicität der Kirche. War es doch, wenn auf den Ruf der Päpste jene unermeßlichen Schaaren aus aller Welt in Rom sich einfanden, nicht die Person des Papstes, welche die Völker anzog, sondern seine Würde als Nachfolger desjenigen Apostels, zu dem der Erlöser gesagt: „Alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein". Einerseits sehen wir das daraus, daß selbst zu Zeiten, in denen die Person des Papstes unmöglich die Pilger anziehen konnte, dennoch Jubiläen mit großartiger Betheiligung gefeiert wurden, wie z. B. unter Clemens VI., der von Avignon aus das Jubiläum ausschrieb und während des ganzen Jubiläumsjahres nicht nach Rom kam; oder i. J. 1500 unter einem Alexander VI., der sicher seiner Persönlichkeit nach nicht der Grund der zahlreichen Pilgerschaaren gewesen ist; ohne Zweifel müssen wir gestehen: es ist die apostolische Gewalt, die hier ihre glänzende Herrschaft über die Gläubigen gezeigt hat. Andrerseits sehen wir das auch daraus, daß in Anwesenheit des Papstes dieser immer den erhebendsten Mittelpunkt bildete und es zu den großartigsten Momenten gehörte, wenn beispielsweise der Nachfolger des Apostelfürsten auf der Loggia der Peterskirche erschien, die Arme



über die Kopf an Kopf auf dem Petersplatz, in den dazu führenden Straßen, ja selbst noch bei der Engelsburg und auf der Engelsbrücke versammelten und auf den darangränzenden Häusern, Monumenten 2c. Platz suchenden Volksschaaren ausbreitete und den in lautloser Stille Niedergesunkenen den apostolischen Segen ertheilte. Wohl hat wiederum das Regime der Italia una trefflich dafür zu sorgen verstanden, daß die ewige Stadt in unseren Tagen solch erschütternde, unvergleichliche Schauspiele nicht zu bieten vermag, aber dank den Riesenräumen des gewaltigen Petersdomes ist es doch auch 60—80,000 Gläubigen zu gleicher Zeit möglich, dem Nachfolger des Apostelfürsten zujubeln und seinen Segen empfangen zu können, und ich glaube, wer diese Freude erlebt hat, dem hat eine innere Stimme es gesagt und fühlen lassen: Das ist nicht der altersschwache Greis Joachim Pecci, der mich zum Jubiläum eingeladen, dessen Ruf ich gefolgt bin und dem hier an hl. Stätte das Herz entgegenschlagen und zujubeln muß, ob es will oder nicht, sondern das ist jener, von dem ich in der herrlichen Rundung der Kuppel die Worte lese: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam; er hat erfahren die Apostolicität seiner Kirche.

A. Zottmann.

XXXII.

Ein Lexicon der Statistik.[1)]

Eine vierte Auflage dieses kostspieligen Werkes (die erste erschien 1884) beweist seine Brauchbarkeit. Es zeichnet sich aus durch seine geschickte Gruppirung und die Zuverlässigkeit seiner Angaben. Daß auch der Historiker vieles von Mulhall lernen kann, liegt auf der Hand, wir müssen uns auf Hervorhebung einiger Punkte beschränken.

So viel auch über Irland geschrieben worden ist, so haben nur die wenigsten eine richtige Vorstellung von der englischen Mißverwaltung. Durch Cromwell's Feldzug 1649 wurde Irland in eine Wüste verwandelt, drei Viertel des Viehstandes gingen zu Grunde, der Preis des Weizens stieg von 12 auf 50 Shilling per Sack, der Ertrag von Grund und Boden aber fiel von 4,000,000 Pfd. auf 500,000 Pfd. herab. Im 18. Jahrhundert wurden die Fortschritte Irlands gehemmt durch die Eifersucht englischer Großgrundbesitzer und Kaufleute, welche die Iren durch Ausnahmsgesetze von Industrie und Handel ausschlossen und wenigstens indirekt verantwortlich sind für die furchtbare Nothlage des irischen Volkes von 1846—51. Statt den Ackerbau zu heben, statt den Pächtern unter die Arme zu greifen, ihnen die Anschaffung von besseren Ackergeräthen zu erleichtern, vertrieb man sie von Haus und Hof und verwandelte überall das Ackerland in Viehweiden. Wie rücksichtslos man vorging, erhellt aus folgender Tabelle.

---

1) The Dictionary of Statistics by Michael Mulhall. Fourth Edition revised to November 1898. 853 S. in 4°. London, Routledge 1899.



In den Jahren 1851—55 belief sich der Werth der Ernten auf 43,660,000 Pfd., in den Jahren 1866—70 sank er auf 27,935,000 Pfd. herab, in den Jahren 1884—88 aber auf 16,470,000 Pfd. Trotz der Auswanderung, trotz der reißenden Abnahme der Landbevölkerung, konnte das Land seine Bewohner nicht ernähren. Die Großgrundbesitzer, zum Theil reiche Kapitalisten, die sich Güter in Irland angekauft hatten, zum Theil leichtsinnige Lebemänner, wünschten sich zu der gewaltigen Umwälzung Glück, denn die Viehzüchter, die Tausende von Morgen gepachtet hatten, entrichteten den Grundherren regelmäßig den Pachtzins. Das Glück dauerte indeß nicht lange. Dank dem Wettbewerb von Nordamerika und Australien sank in den Jahren 1884—88 der Preis des von Irland nach England eingeführten Viehes von 44,280,000 Pfd. auf 37,550,000 Pfd. herab. Seit 1870 hat der Ertrag von Ackerbau und Viehzucht jährlich um 18 Millionen Pfd. abgenommen; der Hauptverlust, 15,000,000 Pfd. traf die Pächter, während die Großgrundbesitzer nicht mehr als 3,000,000 Pfd. einbüßten. Aus dieser Thatsache ersieht man, wie ungerecht der gegen die Pächter erhobene Vorwurf ist, sie hätten den Pachtzins wohl zahlen können, hätten aber aus schnöder Selbstsucht Zahlung verweigert (17). Man hat den Hauptgrund der Armuth Irlands in den frühen Heirathen, in der großen Kinderzahl in den einzelnen Familien gesucht, auch hierin ist Wandel geschaffen worden, denn wohl in keinem Lande Europas sind die Heirathen so spät und verhältnißmäßig so wenig zahlreich, und doch ist Irland trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, trotz seiner günstigen Lage, noch immer das ärmste Land Europas.

Untersuchen wir an der Hand der von Mulhall gelieferten Angaben die Zustände eines anderen Schmerzenskindes des britischen Weltreiches. Um die Nothlage Ostindiens zu erklären, behauptet man, das Land sei übervölkert, der Ackerbau könne die Bewohner nicht ernähren, denn es entfiele nur ein Morgen auf den Kopf. Das mag richtig sein, aber man hätte beifügen sollen, daß 137,000,000 Morgen wüste liegen, welche man leicht urbar machen könnte, daß durch die Schuld der



Regierung, welche den europäischen Handel übermäßig begünstigte, die indische Hausindustrie zerstört worden ist. Die Höhe der Steuern in Indien wird gerechtfertigt durch den Hinweis auf die großen Summen, welche von der Regierung für gemeinnützige Zwecke ausgegeben werden, besonders für Erziehung. Schlagen wir in Mulhall nach, so entdecken wir, daß die britische Regierung für 320,000,000 Unterthanen 1,060,000 Pfd. ausgibt, daß in den öffentlichen und Privatschulen je 17 aus Tausend Unterricht erhalten (S. 694), daß in keinem Land der Procentsatz der Schulkinder so niedrig ist, nicht einmal in Algier und den südamerikanischen Staaten, die eine drei- oder viermal größere Schülerzahl aufweisen (S. 231).

Die Thatsache, daß Frankreich verhältnißmäßig mehr Schulen und Lehrer zählt als Deutschland, daß letztere besser besoldet sind, als die deutschen Lehrer und Lehrerinen, dürfte Vielen unbekannt sein. Die Thatsache beweist, daß die Klagen unserer Lehrer über Ueberfüllung der Schulen und zu schlechte Bezahlung, namentlich auf dem flachen Lande, nicht einfach aus der Luft gegriffen sind. Frankreich besitzt 85,545 Schulen, 136,800 Lehrer, 6,308,000 Schüler und gibt jährlich 6,000,000 Pfd. aus, während Deutschland seine 57,000 Schulen, seine 120,000 Lehrer, seine 7,100,000 Schüler nur 4,000,000 Pfd. kosten (S. 23). Die Zahl der Analphabeten hat in Frankreich, das Deutschland und der Schweiz ihren Vorrang streitig macht, stetig abgenommen, während Italien noch immer zurückbleibt. Nach einem Census vom Jahre 1884 konnten nur 53 Prozent lesen, nur 55 Prozent der Männer und 33 Procent der Frauen den Ehekontrakt unterzeichnen. Für die höhere Erziehung ist in Italien besser gesorgt. An den 21 Universitäten unterrichten 600 Professoren 9000 Schüler, während in Deutschland 1920 Professoren 26,680 Schüler unterrichten.

Das Buch kann Allen, welche sichere Aufschlüsse suchen, bestens empfohlen werden. Ein sehr vollständiger Index erleichtert die Auffindung des Gesuchten.



XXXIII.

Psychologische Grundfragen.

Die psychologischen Erörterungen stehen in der Gegenwart im Vordergrund der wissenschaftlichen Debatte. Sie lassen deßhalb bei einem großen Theil der Gebildeten auch ein entsprechendes Interesse voraussetzen. So mag es sich wohl rechtfertigen, daß diese Blätter, die zwar sonst für gewöhnlich anderen Gegenständen berufsmäßig sich zuwenden müssen, die aber doch keine geistige Bewegung von allgemeinerer, cultureller Bedeutung außer Acht zu lassen pflegen, ihre geneigten Leser wieder einmal zu etwas eingehenderer Verhandlung über psychologische Themate einladen wollen. Nicht Specialfragen von nur fachwissenschaftlichem Interesse sind es, die hier zur Besprechung kommen sollen, sondern psychologische Grund- und Lebensfragen, Hauptprobleme, die nie an Interesse verlieren, auch wenn sie Jahrtausende alt geworden sind, und deren gute Lösung für die geistige Wohlfahrt und Cultur der Menschheit von der weittragendsten Bedeutung ist. Wir wollen sie gleich nennen, diese Probleme. Es sind besonders zwei, an deren Auflösung denkende Geister sich abgemüht haben, seitdem die Philosophie ihren Fuß auf die Erde gesetzt hat. *Was ist die menschliche Seele?* und: *Wie ist ihre Verbindung mit dem Leibe zu denken?* Von der ersten Frage sagt Albertus Magnus: Est ista quaestio una, quam maxime desiderant homines scire. Wenn man die philosophische Bewegung der Gegen-



wart betrachtet, so kann man nicht finden, daß das Interesse abgenommen hätte.

Zwar gibt es Psychologen und Psychologien, die für die Frage nach der Seele eine ganz unnatürliche Gleichgiltigkeit zur Schau tragen. Sie scheinen derselben kaum so viel Interesse abgewinnen zu können als irgend einer experimentellen Messung. Doch können sie mit dieser affektirten Interesselosigkeit weder sich selbst noch andere über die eminente Wichtigkeit des Problems hinwegtäuschen. Ihnen stehen ungezählte andere gegenüber, die dem Problem die ihm gebührende höchste Beachtung schenken, die ihr bestes philosophisches Wissen und Können an dasselbe rücken. Bei dem christlichen Philosophen dürfen wir dies als selbstverständlich ansehen. Aber auch unter denen, die die Fühlung mit dem Christenthum mehr oder weniger verloren haben, gibt es viele, die die Frage nach dem Wesen der Seele sehr eingehend, mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn behandeln. Kommen sie auch meist zu Resultaten, die wir unmöglich für die Wahrheit halten können, so ist uns ihr Verhalten doch immer noch sympathischer als das Gebahren derjenigen, die es unter ihrer Würde zu halten scheinen, in so „antiquirte", „metaphysische", „scholastische" Fragen sich einzulassen. Jene sagen uns doch, was ihnen an der christlichen Seelenlehre Anstoß bereitet, sie richten ihre Angriffe auf bestimmte Punkte, sie bringen formulirte Einwendungen vor. Ganz gut. Das regt dazu an, über die Wahrheit schärfer nachzudenken, zu prüfen, ob die unter christlichen Denkern hergebrachte Lehre von der Seele noch auf festen Füßen steht, ob sie den Bedürfnissen und den legitimen Anforderungen des modernen Denkens noch gewachsen und widerstandsfähig ist, oder ob es geboten erscheint, ihr eine andere Fassung, eine modificirte, verbesserte, vertiefte Begründung angedeihen zu lassen. Man sage nicht, das sei für die christlichen Philosophen ein undankbares und fruchtloses Bemühen, eine Verständigung mit der unchristlichen



Seelenlehre, d. h. mit der unchristlichen Leugnung einer geistigen, substanziellen Seele werde doch nicht erzielt. Man ist es der Wahrheit schuldig sie zu schützen und zu vertheidigen wie eine Königin. Man ist es denen schuldig, die in redlichem Ringen nach der Wahrheit suchen, daß man sie nicht schutz- und wehrlos den gegnerischen Angriffen preisgegeben läßt, daß man die Wahrheit nicht in ihren Augen im Ansehen sinken läßt. Und zuletzt müßte man doch verzweifeln an der Welt, wenn es nicht noch edle Geister gäbe, bei denen man auf den Sieg einer mit der nöthigen Klarheit erkannten Wahrheit rechnen dürfte. Dank darum und Ehre unseren hervorragenden katholischen Philosophen und Apologeten, die als unermüdliche Retter und Rächer der Wahrheit, der natürlichen wie der übernatürlichen, unermeßlichen Segen über die Welt verbreiten.

Die zweite Frage, die nach dem Verhältniß von Seele und Leib im Menschen, gehört zu den allerschwierigsten, die unserem Denken aufgegeben werden können. Man ist heute über sie weniger einig als je. Die neuzeitliche Philosophie hat in diesen Beziehungen Theorien zu Tage gefördert, die trotz der oft staunenswerthen Gelehrsamkeit, mit der sie verfochten werden, trotz der ungeheuren Verbreitung, deren sie sich erfreuen, an soliden Principien und an einer evident sicheren Erfahrung geprüft, nicht anders denn als grobe Verirrungen bezeichnet werden können, und die auch von manchen, die sonst unserer Richtung fern stehen, als solche erkannt und scharf verurtheilt werden.

Die Grundsätze der scholastischen Philosophie über das Wesen der Seele und ihre Verbindung mit dem Leibe, die lange Zeit die Geister beherrscht und befriedigt haben, die Jahrhunderte lang als Wahrheit und als tiefe Lösung dieser Geistesprobleme anerkannt waren, sie gelten bei der modernen Psychologie als abgethan, als ein für immer überwundener Standpunkt. Wenigstens thut man so. In Wirklichkeit rechnet man gar wohl noch mit dieser christlichen

Philosophie und fühlt es lebhafter als je, daß man mit ihr rechnen muß. Gerade den denktüchtigsten Philosophen moderner Richtung merkt man es stark genug an, daß ihnen die altmodischen, metaphysischen Principien der scholastischen Seelenlehre noch sehr zu schaffen machen. Es ist wahrlich kein Wunder. Denn ich wüßte nicht, wie ein denkender Geist so leichten Kaufs an der Causalität und Substanz vorbeikäme. Ja es ist unverkennbar, daß mit dem erfreulichen Aufschwung der Neuscholastik und mit der in immer weitere Kreise dringenden genaueren Kenntniß der wahren scholastischen Lehren auch die Beachtung sich steigert, die man den von dieser Seite geltend gemachten Grundsätzen, Gründen, Argumentationen schenkt. Christliche Philosophen der Gegenwart von anerkannter Tüchtigkeit und Bedeutung, denen niemand Verständniß für die modernen Forschungen absprechen kann, halten entschieden an den psychologischen Grundgedanken der peripatetisch-scholastischen Schule fest und verfechten ihren Standpunkt mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit. Sie sind der tiefsten Ueberzeugung, daß die scholastische Seelenlehre, insbesondere die des hl. Thomas, auf unverrückbaren Grundlagen ruht und sowohl mit soliden, sicheren metaphysischen Principien als auch mit sicheren Forschungsergebnissen in ausgezeichneter Uebereinstimmung sich befindet.

So sehen wir denn die Geister auch in ihrer Stellung zur Seele in zwei Heerlager geschieden, zwischen denen namentlich noch gegen Schluß des abgelaufenen Jahrhunderts ein ungemein heftiger Kampf hin- und herwogte. Wer sollte nicht Interesse haben an diesem gewaltigen Geisterkampfe? Ein „Kampf um die Seele" ist es. So hat es treffend Gutberlet bezeichnet und seinem neuen ausgezeichneten Werke diesen Titel gegeben.[1]) Man lese und

1) Der Kampf um die Seele. Vorträge über die brennenden Fragen der modernen Psychologie. Von Dr. Const. Gutberlet. Mainz, Kirchheim. 1899.

studire nur einmal dieses Werk aufmerksam und ohne Voreingenommenheit, und man wird klar darüber werden, wer Sieger ist in diesem Kampfe Hier sind sie der Reihe nach gründlich behandelt, diese modernen Systeme einer Psychologie ohne Seele, namentlich die von deutschen Philosophen ausgedachten Versuche, ohne eine geistige, beharrliche, substanzielle Seele fertig zu werden. Alle diese Theorien machen Front gegen die christliche und scholastische Seelenlehre. Aber keine derselben vermag den psychologischen Thatsachen gerecht zu werden und den Forderungen philosophischen Denkens zu genügen, weder die pantheistischen, noch die materialistischen, weder die aktualistische Hypothese, die die Seele nicht als Substanz, sondern als Thätigkeit ansieht, noch die Theorie des psycho-physischen Parallelismus, welche kausale Wechselwirkungen zwischen Seele und Leib, dem unmittelbar klaren und sicheren Bewußtsein zum Trotz, ableugnet. Diese Gegensätze können nur dazu dienen, die Wahrheit der alten christlichen Lehre in ein helleres Licht zu stellen. Die Lehre von der geistigen Seelensubstanz als dem Lebensprincip des Leibes trotzt siegreich allen Angriffen und steht inmitten einer feindlichen, sie umbrandenden Strömung wie ein Granitblock, der nicht von der Stelle zu rücken ist. Die Einwürfe gegen unsere Auffassung erweisen sich vor einer nach gesunden Principien geführten Philosophie als machtlose Sophismen, und was die heutige Philosophie an die Stelle einer geistigen Seele setzen will, zeigt sich als ein luftiges Gebilde, das vor einer soliden Logik nicht Stand zu halten vermag.

Ein anderer hervorragender Philosoph der Gegenwart, Prälat Fischer von Würzburg, hat zur Jahrhundertwende ein sehr dankenswerthes, geistvolles Werk[1]) erscheinen lassen,

1) Der Triumph der christlichen Philosophie gegenüber der antichristlichen Weltanschauung am Ende des 19. Jahrhunderts. Von Msgr. Dr. Engelb. Lorenz Fischer. Mainz, Kirchheim 1900.

in welchem mit überzeugender Klarheit, in edler, fließender und überaus faßlicher Sprache der wissenschaftliche Beweis geführt wird, daß die oft todt gesagte und für überwunden erklärte christliche Philosophie und Weltanschauung heute in allen ihren wesentlichen Positionen siegreich dasteht. Was anthropologische Probleme betrifft, so geht Msgr. Fischer namentlich ein auf die moderne Entwickelungslehre und rechtfertigt den Darwinisten gegenüber die christliche Anschauung von einer zwecksetzenden schöpferischen Ursache.[1]) Aber auch für die Fragen, die uns hier speciell interessiren, die Fragen nach dem Wesen der Seele in ihrem Gegensatz wie in ihrer Beziehung zur Körperlichkeit finden wir treffliche

---

1) Die Kritik, die Msgr. Fischer am Darwinismus übt, ist unstreitig glücklich und treffend. Was er aber selbst positiv an die Stelle der Lehre von der Urzeugung und von der darwinistischen Entwickelung setzt, erschien uns gewagt. Daß die Wahrheitsmomente, die im Entwickelungsprincip enthalten sind, für die christliche Philosophie verwerthet werden, ist gewiß zu billigen. Die Frage ist nur, ob dies in so weitgehendem Maß möglich und gerechtfertigt ist, wie es hier geschieht. Die Meinung des Verfassers, daß auch der erste Menschenleib, wie die anderen Organismen, als Produkt der (vom Schöpfer prädisponirten) naturgesetzlichen Entwickelung, ohne unmittelbares schöpferisches Eingreifen in's Dasein getreten sei, kann doch philosophischen und theologischen Bedenken nicht entgehen. Zwingende Gründe konnten wir vorerst dafür nicht entdecken, wenn man nicht die weitverbreitete Abneigung gegen die Schöpfung und gegen wiederholte schöpferische Eingriffe daher rechnen will. Wenn unsere Modernen die biblische Darstellung von der Erschaffung des Menschen nicht anders als roh anthropomorphistisch zu deuten vermögen und dann auf Grund solcher Vorstellungen ihre Einwendungen und Spöttereien gegen die hergebrachte christliche Auffassung loslassen, so ist das Christenthum daran vollkommen unschuldig. Wir verkennen aber bei Msgr. Fischer weder die wirklich philosophische Behandlung des Problems noch die ausgezeichneten Absichten, die ihn leiten, noch weniger selbstverständlich die Kluft zwischen seiner Lösung und der darwinistischen.



Aufschlüsse und sichere Grundsätze, mit Hilfe deren die Hauptirrthümer der seelenlosen Psychologie überwunden und widerlegt werden können. Was S. 358 ff. über „das Grundwesen aller Dinge" und S. 385 ff. über „das anthropologische Grundproblem" ausgeführt ist, sind großentheils scholastische Gedanken, denen nach moderner Methode und mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft eine interessante Begründung gegeben ist. Körper und Geist sind zwar wesentlich von einander verschieden; aber sie haben doch auch etwas mit einander gemein, sie stimmen, wie der Verfasser sich ausdrückt, im „Grundwesen" mit einander überein. Die Folge davon ist, daß sie zur Wesenseinheit sich verbinden und in kausalem Zusammenhang zu einander stehen können. So wird der extreme Dualismus wie der falsche Monismus vermieden.

Wir meinen, wenn irgend ein Gebiet der Philosophie in besonderer Weise geeignet ist, die Geister wieder auf die Wahrheit aristotelisch-scholastischer Grundsätze hinzulenken, so dürfte es gerade die Psychologie sein. Denn hier tritt uns die Vorzüglichkeit der herkömmlichen christlichen Auffassung besonders faßbar entgegen. Auf Schritt und Tritt stellt sie sich dem beobachtenden und denkenden Geist als die Anschauung dar, die am besten und tiefsten über die Grundthatsachen des Seelenlebens Aufschluß gibt. Nicht als hätte die scholastische Psychologie von der modernen gar nichts zu lernen. Wer das behaupten wollte, der hätte kein Verständniß für die werthvollen Errungenschaften sowohl auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie, wie hinsichtlich der fortgeschrittenen Ermittelung der Gesetze des psychischen Lebens. Ein christlicher Philosoph der Gegenwart sagt treffend: „Nur durch fruchtbare Verknüpfung der neuen Forschungen mit dem überkommenen Geisteskapital kann der doppelten philosophischen Misere der Gegenwart, der Stagnation einerseits, der Losreißung von allen Errungenschaften der Vorzeit und Vergrabung in kurzsichtige

Specialistik andererseits ein Ende gemacht werden." (Dr. Jos. Müller.) Aber gerade in den wichtigsten Fragen, nach dem Wesen der Seele und ihrer Verbindung mit dem Leib, steht die alte Psychologie unwiderlegt und unüberwunden da. In eben diesen Fragen, die den Menschen auf's tiefste interessiren, ist dagegen die neuere Psychologie weit ab von der Wahrheit in die Irre gegangen. Sie hat auf dieselben entweder gar keinen oder einen völlig unbefriedigenden und widerspruchsvollen Bescheid. Weiter kann sich die aristotelisch-scholastische Psychologie bestens darüber ausweisen, daß sie nach ihren Grundsätzen so gut als irgend eine geeignet ist, erfahrungsmäßige Beobachtung und philosophische Spekulation in eine das Denken befriedigende Verbindung zu bringen. Sie vernachlässigt weder den empirischen noch den rationellen Theil. Sie nimmt die beobachteten Thatsachen zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen und gründet darauf nach unumstößlichen Denkgesetzen ihre metaphysischen Schlußfolgerungen.

Aber das ist's ja gerade, weßhalb unsere Psychologie bei vielen Modernen so sehr verpönt ist: *sie treibt Metaphysik.* Sie will sich nicht beschränken auf die Betrachtung der psychischen Erscheinungen und Vorgänge, sondern will zu deren Subjekt und metaphysischem Grund, zum Wesen der Seele vordringen. Deßhalb gilt sie bei vielen für unwissenschaftlich. Denn eine wissenschaftliche Psychologie — so will man's von positivistischer Seite haben — soll es nur zu thun haben mit den empirischen Vorgängen des psychischen Lebens und mit dessen Gesetzen; weiter darf sie nicht gehen. Sie soll weder spiritualistisch noch materialistisch sein, sondern sich rein auf empirischem Gebiete halten. Wenn sie diesem Gebot nicht Folge leistet, riskirt sie es, daß sie das Anrecht auf den Namen einer Wissenschaft verliert. Ich will die treffende Antwort hier mittheilen, die ein sehr angesehener Neuscholastiker auf dieses anmaßende positivistische Interdikt gegeben hat: „Der Titel



‚Wissenschaft‘ kann keinem Wissen verweigert werden, wofern dasselbe nur sicher und bewiesen ist. Deßhalb wird auch die spiritualistische Psychologie eine Wissenschaft sein trotz allem was man dagegen sagen kann, selbst vom Katheder der Sorbonne aus; sie wird eine Wissenschaft sein, wenn sie nur die eine Bedingung erfüllt, daß sie das, was sie behauptet, beweist, daß sie es mittelst logisch strenger Raisonnements aus sicheren Thatsachen und evidenten Principien deducirt.“ [1])

Wir erlauben uns im Folgenden unseren Lesern zunächst die Grundgedanken der scholastischen Seelenlehre in's Gedächtniß zu rufen und auf unleugbare Vorzüge dieser Auffassung hinzuweisen. Wir können dabei absehen von solchen Fragen, die für die Rechtfertigung der christlichen Seelenauffassung nicht von kapitaler Bedeutung sind und die auch von manchen christlichen Philosophen der Gegenwart nicht oder nicht ganz im Sinne der alten Scholastik beantwortet werden. Wir werden dann nachher uns darüber zu orientiren suchen, was die neuere Psychologie über die Seele denkt, und prüfen, ob sie die alte Lehre abgethan und Besseres an die Stelle zu setzen gewußt hat.

Die Scholastik vereinigte in ihren anthropologischen Grundsätzen die Wahrheitsgedanken der aristotelischen und der platonischen Philosophie. Während sie sich in ihren Beweisen für die Geistigkeit der Seele an Plato und den hl. Augustinus anschloß, sagte sie sich in der Bestimmung der Vereinigung von Seele und Leib von diesen Denkern los, um dem Aristoteles zu folgen. Diejenigen Scholastiker, welche unserer Vernunft überhaupt die Fähigkeit zuerkannten, die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele demonstrativ zu erweisen — und diese bilden die überwiegende Mehrzahl — sehen den Hauptbeweis darin, daß die Seele in ihren höheren Akten, in ihren geistigen Verstandes- und Willens-

1) Coconnier, L'âme humaine p. 27.



thätigkeiten eine vollkommene Unabhängigkeit gegenüber dem Körper, der Materie bekundet. Die rein geistigen Thätigkeiten sind in dem Maße materiell, daß sie eine unmittelbare, direkte Mitwirkung der Körperlichkeit positiv ausschließen. Also geartet sind unsere Begriffe von immateriellen Dingen, z. B. von Ehre, Pflicht, Recht, Gerechtigkeit. Im Unterschied und berichtigenden Fortschritt gegen Aristoteles wird von den Scholastikern die Immaterialität nicht bloß einer Fähigkeit der Seele, dem intellectus agens, sondern ihrer Substanz selbst zugeschrieben. Damit ist das persönliche Fortleben der Seele als individueller Substanz philosophisch begründet, während nach Aristoteles nach dem Tode nur der νοῦς ποιητικὸς übrig bliebe, der mit der Einzelindividualität nichts zu thun hat.

Wir machen hier gleich auf einen großen Unterschied aufmerksam, der besteht zwischen der scholastischen Begründung der Geistigkeit der Seele und der kartesianischen Auffassung, die in der neueren Philosophie so großen Einfluß gewonnen hat. Nach Descartes ist die Seele nichts anderes als eine denkende Substanz. Ihr Wesen besteht im Denken, wie das Wesen der Materie in der Ausdehnung besteht. Durch das Denken als einfache, untheilbare Thätigkeit erweist sich nach Descartes die Seele als etwas von der Materie radikal Verschiedenes, auf sie nicht Reducirbares. Denken ist aber bei Descartes soviel als Bewußtseinsthätigkeit und umfaßt ebenso wohl die höhere geistige wie die niedere sinnliche Erkenntnißthätigkeit (sinnliche Vorstellung und Einbildung). Indem Descartes beides confundirte, indem er jede bewußte Thätigkeit als geistige Thätigkeit faßte und das sinnliche Erkennen ebenso wie das höhere intellektuelle als Beweis für die Geistigkeit der Seele in Anspruch nahm, hat er zuviel bewiesen, was in der Philosophie immer verderbliche Folgen haben muß. Dadurch hat er, ohne es zu wollen, einer materialistischen, mechanistischen Erklärung des Seelenlebens Vorschub geleistet. Wie? konnte man ihm entgegen-



halten, wenn jede Bewußtseinsthätigkeit geistig ist, wie steht es dann mit den sinnlichen Vorstellungen der Thiere? Denn daß die Thiere Empfindungen, sinnliche Wahrnehmungen und Vorstellungen haben, ist unleugbar. Wenn aber, wie bekannt, Cartesius das Leben der Thiere rein mechanisch, automatisch erklärte, warum sollte man dann nicht schließlich auch das Geistesleben des Menschen mechanisch erklären können? Diese Schlußfolgerung hat La Mettrie wirklich gezogen. Ich sage nicht, daß sie logisch berechtigt war. Aber immerhin mußte sich die Schwäche der kartesianischen Beweisführung schwer rächen.

So hat also Cartesius die Geistigkeit der Seele aus ihrer Einfachheit, diese aus der Einfachheit der Bewußtseinsakte deduciren wollen. Die Scholastiker führen den Beweis auf andere Weise. Ihnen ist nicht alles geistig, was einfach (im weiteren Sinne immateriell) ist. Ihnen ist es nicht genug dargethan zu wissen, daß die Seele ein einfaches, unausgedehntes Wesen, daß sie keine materielle Substanz mit drei Dimensionen ist. Einfach, immateriell im weiteren Sinne ist auch die Thierseele. Die Scholastiker wollen die Geistigkeit der menschlichen Seele darthun. Unter Geistigkeit verstehen sie aber nicht bloß etwa einen höheren Grad von Einfachheit, sondern etwas ganz Andersartiges, nämlich die vom Körper unabhängige Existenz und Subsistenz. Diese Unabhängigkeit wird bewiesen durch die geistigen Akte, an denen das leibliche Organ keinen direkten Antheil haben kann. Wie die Thätigkeit, so das Sein. Hat die Seele organlose Thätigkeiten, so hat sie auch eine vom Körper unabhängige Subsistenz. Die Thierseele hat keine Thätigkeit, die sie nicht gemeinsam mit dem Organ hervorbrächte. Die Menschenseele aber überragt in ihrer geistigen Bethätigung das Organ.

Was die nähere Bestimmung des Verhältnisses von Seele und Leib durch die Scholastik betrifft, so mögen hier zunächst ein paar historische Bemerkungen Platz finden.



Neuere Untersuchungen über die mittelalterliche Philosophie haben mehr Licht darüber verbreitet, wie mit dem Beginn der Scholastik die platonische Anschauung, die bis dahin die christlichen Geister beherrscht hatte, durch die aristotelische verdrängt wurde. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sehen wir noch ziemlich allgemein die platonische Denkweise in Geltung. Die dieser Zeit angehörige pseudo-augustinische Schrift de spiritu et anima, die ein psychologischer Katechismus des früheren Mittelalters genannt werden kann, faßt die Verbindung von Seele und Leib noch ganz dualistisch und in platonischen Bildern. Auch der Philosoph Alanus de insulis (1128—1202), bei dem sich die Ideen der vorausgegangenen Jahrhunderte zusammengefaßt und in Vereinigung gebracht finden, vertritt in der Psychologie noch den Augustinismus (vermischt mit Pythagoreismus). Die Verbindung von Seele und Leib ist ihm ein connubium, eine copula maritalis, sie wird durch den spiritus physicus vermittelt. Hier ist noch nichts zu entdecken von aristotelischer Auffassung. Doch ist die Zeit nicht mehr fern, wo der Umschwung sich vollzieht. Anderwärts zeigen sich bereits bedeutsame Spuren eines neuen Einflusses und des Ueberganges zu der nachherigen tieferen Auffassung. Das genauere Bekanntwerden weiterer aristotelischer Schriften führte bald den definitiven Sieg der peripatetischen Anschauung herbei. Wie die zum ersten Mal von Bülow herausgegebene Schrift Gundisalvi's „von der Unsterblichkeit der Seele" zeigt, war bei diesem spanischen Philosophen schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der Aristotelismus zur entschiedenen Herrschaft gelangt. Gundisalvi findet die Beweise Plato's ungenügend und bringt die aristotelischen Gedanken von dem transscendenten, überorganischen Charakter der intellektuellen Erkenntniß zur Geltung. Neuthomisten halten es für gar nicht unwahrscheinlich, daß der hl. Thomas gerade in seinen Hauptbeweisen für die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele sich an diesen Vorgänger angelehnt habe. Aber beim



englischen Lehrer finden sich diese Beweise genauer präcisirt und prägnanter gefaßt. Von Alexander von Hales ab muß der Platonismus endgiltig der peripatetischen Anthropologie in der Scholastik den Platz räumen.[1])

Es kann nicht leicht in Abrede gestellt werden, daß die Seelenlehre, wie sie von der Scholastik nach peripatetischen Principien ausgebildet wurde, sowohl das Wesen der Seele als auch die Einheit des menschlichen Compositums in einer Weise faßt, daß es mit der Erfahrung auf's beste harmonirt und zugleich das philosophische Denken befriedigt. Die Seele ist nach dieser Lehre eine geistige Substanz, deren höchster, specifischer Vorzug die Intelligenz ist. Sie ist aber nicht ein reiner Geist, sondern ein sinnlich-geistiges Wesen. Sie vereinigt in sich intellektuelle, sensitive und vegetative Fähigkeiten. Ihre Geistigkeit wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie auch die Funktionen der niedrigeren Lebensformen versieht. Denn — sagte sich die Scholastik — die Seele kann formaliter vernünftig, und doch zugleich virtualiter sensitiv und vegetativ sein; ein Effekt kann gesetzt werden von einer Ursache, die höher ist als der Effekt. So ist die vernünftige Seele zugleich das sensitive und vegetative Lebensprincip des Leibes. Die Einheit von Seele und Leib ist eine substanzielle. Es ist nicht bloß ein Nebeneinander, auch nicht bloß eine in der Wirkung zusammentreffende Einheit. Es ist auch nicht nur die Einheit der Hypostase oder Person, sondern es ist die Einheit der Natur, des Wesens. Eine solche war aber der Scholastik nur

---

1) Vgl. Baumgartner, Die Philosophie des Alanus de Insulis. Bülow, Des Dominicus Gundissalinus Schrift von der Unsterblichkeit der Seele. Dominicus Gundissalinus als philosophischer Schriftsteller, Vortrag von Cl. Bäumker beim wiss. Congreß in Fribourg 1897. Compte rendu, Philosophischer Band S. 39—58. Wulf, Histoire de la philosophie médiévale, Louvain 1900. Derselbe, la synthèse scolastique, Revue Néo-Scolastique 1899, 2. Heft S. 159 ff.

denkbar, wenn die Seele die forma informans oder die forma substantialis corporis d. h. das Lebens- und Seinsprincip des Körpers ist. Diese Auffassung hält eine feste, richtige Mitte zwischen falschen Extremen, zwischen einem falschen Monismus (einem materialistischen oder spiritualistischen) und einem überspannten Dualismus. Denn der Mensch ist nicht bloße Materie und nicht bloßer Geist; er ist aber auch nicht ein Doppelwesen, in dem Leib und Seele nur äußerlich an einander gekettet sind. So lehrt es die unmittelbarste Erfahrung sowohl wie die exakte wissenschaftliche Beobachtung. Kaum ein Satz der Psychologie erscheint so evident wie der von der innerlichen, vollkommenen Wesenseinheit des Menschen. Das eine Ich ist Subjekt für unsere geistigen wie für unsere körperlichen Thätigkeiten. Jede versuchte Zerspaltung unserer Natur muß nothwendig an der Gewalt der Thatsachen scheitern. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der platonische Dualismus für das Verhältniß von Seele und Leib nicht den richtigen Ausdruck gefunden hat. Der Leib verhält sich zur Seele nicht wie das Werkzeug zu dem, der es gebraucht, wie das Roß zum Reiter, wie das Schiff zum Steuermann, wie die Lyra zum Musiker. Damit können die thatsächlichen Wechselbeziehungen unmöglich adäquat erklärt werden. Aber ob nicht die neuere Philosophie, die doch sonst so ausgesprochene monistische Grundanschauungen und Tendenzen hat, in einen noch schrofferen psychologischen Dualismus hineingerathen ist? Wir werden noch Proben davon erhalten.

Die scholastische Psychologie kann ihren Satz von der substanziellen Einheit der menschlichen Natur besonders klar und einleuchtend beweisen durch die Vorgänge der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung. Hier zeigt es sich evident, daß beide Principien, die Seele und das körperliche Organ per modum unius wirken. Die sinnliche Wahrnehmung gehört beiden Principien an; dieselben treten aber nicht getrennt auf, sondern stellen sich als ein Princip der



Thätigkeit dar. Wäre die Einheit keine substanzielle, so müßten die beiden an dem Vorgange betheiligten Faktoren, wenn auch ihre Thätigkeit sich zu gemeinsamer Endwirkung vereinigte, doch im Anfang je für sich gesondert wirken. Denn wo zwei Quellen sind, da müssen, nothwendig wenigstens für einen Augenblick, den Augenblick des Ursprungs, zwei Strömungen sein, wenn auch nachher sich die Wasser vereinigen. Bei der Sinneswahrnehmung haben wir durchaus nur eine Strömung, eine Quelle, ein einziges Princip. Wir mögen die Sinnesempfindung objektiv oder subjektiv in's Auge fassen, es zeigt sich immer die untheilbare Einheitlichkeit des dabei thätigen Princips. Wenn ein äußerer Reiz auf das Organ einwirkt und dadurch die sinnliche Wahrnehmung erzeugt wird, so erscheint dieser Vorgang nur dadurch begreiflich, daß die Seele in dem von ihr informirten Organ unmittelbar miterregt wird, nicht aber dadurch, daß zuerst nur ein körperliches Organ getroffen und dann von diesem die Wirkung auf die Seele übertragen wird. Es kann an den einzelnen Sinnen nachgewiesen werden — was hier zu weit führen würde —, daß die erstere Auffassung die naturgemäße und die richtige ist. Dieselbe vermag auch Stand zu halten vor dem viel berufenen Princip der Erhaltung der Kraft. Die Schwierigkeiten, die im Namen des Energiegesetzes gegen die Annahme einer Kraftübertragung vom Physischen in's Psychische erhoben werden können, haben eben dazu geführt, daß heute so viele sich zum sog. (empirischen) psycho-physischen Parallelismus bekennen, jener Theorie, die eine wirkliche kausale Wechselwirkung zwischen Seele und Leib in Abrede stellt, weil sie eine solche für unmöglich bezw. für unbegreiflich erklärt.

Es möchte allerdings mit dem genannten Princip streiten, wenn eine in den physiologischen Organen wirksame physische Kraft auf einmal spurlos aus der physischen Welt verschwinden sollte, um in anderer Form in der psychischen Welt wieder aufzutauchen oder wenn die in den physiologischen

Prozessen sich völlig verbrauchende Nervenkraft daneben auch noch psychische Energie durch Uebertragung zu produciren hätte. Aber diese Schwierigkeiten können die scholastische Auffassung nicht treffen. Ihr zufolge „bedarf es gar keines besonderen Kraftverbrauchs, um mit den Gehirnmolekülen auch die an sie gebundene psychische Kraft zu erregen" (Gutberlet). Denn vermöge der innigen, substanziellen Einheit, zu welcher Seele und Leib verbunden sind, ist mit der Erregung der leiblichen Organe auch von selbst die Miterregung der Seele gegeben. Es dürften doch die evidenten Vorzüge dieser Anschauung in's Auge springen, ganz besonders wenn man erwägt, daß die moderne Psychologie großentheils die unleugbare und unumstößliche Thatsache der Causalität zwischen Seele und Leib leugnen muß, um mit der Constanz und Aequivalenz der Kräfte nicht in Conflikt zu gerathen, — wenn es nicht richtiger gesagt wäre, daß dies großentheils geschieht, um nicht eine geistige Seelensubstanz zugeben zu müssen.

Es liegt auch auf der Hand, daß der psycho-physische Parallelismus, der eine wirkliche Causalität ausschließt und sich nur auf die Constatirung der Thatsache beschränkt, daß psychische Vorgänge parallel neben physischen einhergehen, überhaupt keine Erklärung des in Rede stehenden Problems ist, sondern ein totaler Verzicht auf jede philosophische Erklärung. Denn man redet heute vielfach ausgesprochenermaßen nur einem rein empirischen Parallelismus das Wort und lehnt es ab, diesen an den freilich sehr naheliegenden metaphysischen, spinozistischen anzulehnen, wonach die absolute Weltsubstanz die zwei nothwendigen Attribute des Denkens und der Ausdehnung hätte. Ich kann Wundt, einen Hauptvertreter des empirischen Parallelismus, nicht begreifen, wenn er meint, die eine Annahme (die seinige), daß die beiderlei Vorgänge, der physische und der psychische, einander parallel gehen, besage und erkläre im Grunde soviel wie die andere Annahme, daß der physische Vorgang



wirklich (causal) auf die Seele einwirke und sie zu Empfindungen veranlasse.[1]) Nein, diese beiden Annahmen sind nicht „nur verschiedene Ausdrücke für einen und denselben Thatbestand." Vielmehr die eine Annahme, unsere scholastische, rechnet mit der unleugbaren Thatsache der physisch-psychischen Causalität, gibt sie zu, sucht sie zu erklären und gibt wirklich eine Erklärung. Sie geht an dem springenden Punkt des Problems nicht vorüber, ohne eine das Denken befriedigende Lösung anzustreben, an der überaus wichtigen Frage: warum geht einem physischen Vorgang ein psychischer parallel und umgekehrt? Die Wundt'sche Theorie dagegen hat auf diese Hauptfrage keine Antwort. Wenn auch Wundt sagt, dadurch, daß man dem Thatbestand der Parallelität noch die metaphysische Annahme der physisch-psychischen Causalität hinzufüge, werde die Thatsache selbst nicht im geringsten deutlicher, so werden Viele nach wie vor anderer Meinung sein. Jedenfalls wird die Sache dadurch noch viel weniger verdeutlicht, daß man die causale Einwirkung des Geistes auf den Leib und des Leibes auf den Geist, also den Vorgang, den wir thatsächlich täglich und stündlich in uns vorfinden, für unmöglich erklären und unter die „Wunder" verweisen muß.

Auch christliche Philosophen nehmen an, daß das Verhältniß zwischen Seele und Leib im letzten Grunde unfaßbar sei. So erklärt sich Stölzle in seinem hochinteressanten Werk: „Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung" (S. 361 f.) völlig mit Baer einverstanden, wenn dieser das in Rede stehende Problem für unbegreiflich hielt. Denn man müsse bekennen, daß die Lösung des Problems eben die Kräfte irdischer Erkenntniß übersteige. Keinem der bisherigen Lösungsversuche, auch dem scholastischen nicht, sei es gelungen, das Verhältniß klar zu machen. Damit will aber der genannte Philosoph gewiß nicht dem völligen Verzicht auf jedes

1) Philos. Studien 10. Bd. S. 34 ff.



tiefere Eindringen in das Geheimniß das Wort reden, so wenig als sein Held, der große Naturforscher Baer, durch die Ueberzeugung von der Unbegreiflichkeit des Problems sich abhalten ließ, geistige Anstrengungen zu machen, um dem Begreifen so nahe als möglich zu kommen und wenigstens nach möglichst treffenden, adäquaten Analogien zu suchen. Die peripatetisch-scholastische Lösung vermeint auch nicht jedes Dunkel zu beseitigen. Aber einer wirklichen Erklärung kommt sie doch aus dem Grunde näher, weil sie sich nicht mit Analogien begnügt und mit Ausdrücken, wie z. B. daß die Seele den Leib ganz durchdringe, daß beide mit einander innigst verbunden seien, daß beide einander zur Complementirung fordern 2c., sondern mit begrifflicher Klarheit herausstellt, wie die physische Einheit zu Stande kommt. Denn das eben möchten wir wissen, wie es denkbar ist, welche Einrichtung Gott getroffen haben kann, daß Leib und Seele in uns substanziell geeinigt sind. Die aristotelisch-scholastische Lehre nun sagt uns, es sei für uns keine andere Möglichkeit erkennbar, als daß die Seele sich zum Leib verhält wie das aktuirende Princip der Form zur Potenz, wonach die Seele den Stoff des Leibes in seinem innersten Sein erfaßt und ihm das aktuale, spezifisch menschliche Sein mittheilt. Man kann darüber verschiedener Meinung sein, ob damit der adäquateste Ausdruck für das geheimnißvolle Verhältniß gefunden sei. Man wird die Möglichkeit nicht bestreiten können, daß der schöpferischen Allmacht und Weisheit noch andere Wege zu Gebote stehen, aus zwei Theilsubstanzen eine physische Einheit zu schaffen, als durch Vereinigung von Potenz und Akt, von Materie und Form. Man mag auch gegen die scholastische Lösung verschiedene Bedenken haben. Aber das, dünkt uns, kann man derselben nicht wohl abstreiten, daß sie die physische Einheit unserer Natur metaphysisch zu fassen und begrifflich klar zu machen, also eine wirkliche Erklärung zu geben bestrebt ist. Wir kennen keine Theorie, die das in gleicher Weise von sich sagen könnte. Doch mag man über



das Gelingen der versuchten Lösung denken wie man will, auf alle Fälle ist es zweierlei, etwas Thatsächliches im letzten Grunde für unbegreiflich erklären, oder, wie der Parallelismus thut, es einfach abzuleugnen. Wenn man das „Wie" nicht begreifen kann, ist man eben noch nicht berechtigt, das „Daß" zu leugnen.

Dr. E. Dentler.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

Die moderne Kunst in der neueren socialistischen Literatur.

I. Der Socialismus als Mäcen der modernen Kunst.

Auf dem Parteitag zu Gotha, welchen die deutschen Socialisten im Oktober 1896 abhielten, war das Versammlungslokal mit Inschriften geschmückt, welche die hohe Culturmission des Socialismus verkündeten, z. B.: „Der Socialismus ist der Träger der Cultur." Und die nachfolgenden Debatten sollten den Beweis erbringen, wie ernst der Socialismus diese seine Mission erfasse, denn im Mittelpunkt der heißen Debatten standen Culturfragen im höchsten Sinne des Wortes; die Bedeutung der Kunst wurde von allen Rednern gewürdigt und mit volltönenden Worten schloß der Vorsitzende Singer die Versammlung, die Frage über Kunst und Socialismus habe die deutsche Arbeiterschaft auf der Höhe der geistigen Entwickelung gezeigt. „Mitten im tiefsten Elend und im Kampf um's tägliche Brot, ausgebeutet vom



Kapital, entrechtet von der bürgerlichen Gesellschaft, strebt die deutsche Arbeiterschaft nach Geistesnahrung und will den höchsten Idealen des Menschenlebens, der Kunst, entgegen-eilen. Welche Partei außer der unsrigen kann sich noch eine solche Diskussion leisten? Welcher Partei ist die Kunst noch ein Leitstern für die Bahnen, die sie in Zukunft zu wandeln hat?"[1])

Der wogende Kampf der Geister galt der großen Frage, welche Stellung der Socialismus der modernen Kunst gegen-über einzunehmen habe. Die Frage war dadurch aufgerollt worden, daß der Redakteur der „Neuen Welt", Edgar Steiger, in Wort und Bild seiner illustrirten Zeitung zu Gunsten der modernen Kunst, des modernen Naturalismus eingetreten war. Daß es starker Naturalismus war, der in den Spalten genannten Journals in die Erscheinung trat, dafür zeugt die Entrüstung, mit welcher mehrere Genossen gegen die Haltung der „Neuen Welt" sich aus-sprachen. Gegen diese naturalistische Richtung „wurden Ausdrücke gebraucht wie Lektüre für blasirte Wüstlinge. Es wurde gesprochen von überspannten Köpfen, von Narren, von Leuten, welche ihre geistlosen Erzeugnisse in der „Neuen Welt" als Ablagerungsstätte unterbringen wollten."[2]) Und Edgar Steiger selbst sieht sich zu dem Geständnisse gedrängt, er wisse, „daß in einer Zeit der Dekadence, der Selbst-zersetzung der bürgerlichen Gesellschaft soviel Schmutz auf-gewirbelt wird, daß die Phantasien solcher blasirten Wüstlinge nicht vor das arbeitende Volk gehören." Aber solche Aus-schreitungen seien eben die Geburtswehen einer neuen Kunst. Es sei hier ebenso gegangen, „wie bei allen großen literarischen Revolutionen, daß immer die Ausschreitung als natürlicher Gegenschlag gegen die vorherige moralische Versumpfung

1) Protokoll des Parteitages von Gotha S. 181.

2) Protokoll S. 81.



der Kunst erfolgt ist im Anfang der Bewegung, und daß sich daraus nachher eine wirkliche wahre Kunst entwickelte." [1])

Gerade der Wahrheitsmuth sei es, der die neue Kunst auszeichne und sie deßhalb zur Bundesgenossin und Freundin des Socialismus mache: „Sie schildert den Tod, das Verderben, sie hängt dem Laster kein moralisches Mäntelchen um. Sie verfährt nicht, wie jene seichte Lügenkunst, die das Laster liebenswürdig entschuldigt, sie wischt der Welt die Schminke aus dem Gesicht, nimmt ihr die Larve ab und zeigt überall die Todessymptome der bürgerlichen Gesellschaft." [2]) Gerade wegen ihres Naturalismus, ihrer photographisch-treuen Wiedergabe der häßlichen Wirklichkeit, sei die moderne Kunst die Kunst des Proletariats, denn nach socialistischer Auffassung sei die Kunst das Kind der social-ökonomischen Zustände einer Epoche. „Hier könnten unsere Genossen, die sich auf ihre darwinistische und materialistische Geschichtsauffassung berufen, einmal zeigen, ob sie sie wirklich besitzen. Die Widerspiegelung der kleinsten Regungen der Menschenseele basirt auf der großen Rolle der Naturwissenschaften in der Gegenwart. Das Mikroskop hat sozusagen uns eine neue Welt eröffnet, hat uns die moderne Kunst gegeben . . . Die Kunst hat diesem Triebe Folge geleistet, sie versenkt sich auf einmal in die geringste Menschenseele." Und daraus leitet sich ein weiterer Vorzug ab, der die moderne Kunst dem Proletariat nahe bringt: „Ja, die Kunst ist demokratisch geworden, man braucht keine Könige mehr auf der Bühne, man braucht keine Fürsten, keine Barone und Grafen in den Romanen; jetzt ist der Arbeiter oder wer es auch sei, jeder Mensch ganz losgelöst von seiner socialen Stellung ein gleich interessantes Objekt." Die Frage: ob man zur modernen Kunst sich bekenne, spiele darum gar keine Rolle, weil man

1) Ebd. S. 81 f.

2) Ebd. S. 82.

trotz allem immer wieder sagen müsse: „Heute haben wir thatsächlich keine andere Kunst als die moderne. Die anderen, sie mögen ganz wohlwollende Schriftsteller sein, aber Künstler sind sie nicht, sie sind Nachahmer einer vergangenen Culturperiode.“ [1])

Die moderne Kunst stellt ferner nach Steiger auch einen höheren Sittlichkeitsbegriff dar, als ihn der Moralcodex der bürgerlichen Gesellschaft enthalte. Man sage, die Klassiker hätten eine sittliche Tendenz gehabt; diese fehle aber den Modernen. Steiger will seinen Ohren nicht trauen bei einem solchen Urtheil über die heutige Kunst. Er verweist auf Gerhard Hauptmann, „den größten lebenden deutschen Dichter.“ „Wer seinen ‚Sonnenaufgang‘ gelesen hat, in dem der Fluch des Alkoholismus geschildert ist, wer seine ‚Weber‘ gelesen hat, in denen er das Elend des arbeitenden Volkes so drastisch zum Ausdruck bringt, daß der Zuhörer vor Empörung und Entrüstung aufschreit und, wenn anders er ein Menschenherz in der Brust trägt, mit dem Bewußtsein nach Hause geht, daß dieser Zustand, den wir ja heute noch in anderer Weise wahrnehmen, nicht fortdauern kann, wer seinen ‚Biberpelz‘ gelesen hat, in welchem er die Justiz, wie sie da und dort gehandhabt wird, mit blutiger Ironie geißelt (sehr gut!), so frage ich, ob das keine höhere Sittlichkeit ist.“ [2]) Ja nach demselben Redner wäre die moderne Kunst nicht etwa ein Uebergangsstadium, sondern die Vollendung selbst; denn die größten Kunstepochen seien gerade die Zeiten, wo eine alte Welt zu Grunde geht.[3])

Was dann den besonders vom Genossen Frohme erhobenen Vorwurf anlangt, der in der „Neuen Welt“ vertretene Naturalismus verletze oft die Grenzen des Anstandes, so erwidert Schönlank: „Die Feigenblattpolitik

1) Ebd. S. 82 f.
2) Ebd. S. 85.
3) Ebd. S. 94.



taugt uns weder in der Politik noch in der Literatur . . . Das Hohelied von der Kunst, das Frohme anstimmt, ist eben nichts anderes als das Hohelied von der ewigen Wahrheit der bürgerlichen Gesellschaft. Nein . . . es gibt keine andere Kunst mehr als die moderne Kunst."[1])

Auch Liebknecht nahm zur beregten Frage Stellung. Er sei gewiß nicht prüde und erkläre sich mit Steiger theoretisch einverstanden, „über die allgemeineren Grundsätze der naturalistischen Kunst, d. h. darüber, daß die Kunst natürlich sein, die Natur zur Grundlage, zum Ausgangspunkt und zum Ziel haben muß," herrsche volle Einmütigkeit. Der Fehler Steiger's bestehe nur in dem Glauben, es sei jetzt eine neue, fertige Kunst entdeckt worden und diese sei durch die Richtung des jüngsten Deutschlands vertreten. Aber sie sei weder reif noch fertig, vielmehr höchst unreif und unfertig. Es gebe Dinge, die man in anständiger Gesellschaft nicht sage. Der Cultus des unverhüllt Animalischen, der thierischen Funktionen des Menschen sei es, wogegen die Arbeiter protestirt haben.[2])

Bebel jedoch vertritt auf dem genannten Parteitag einen durchwegs naturalistischen Standpunkt. Er bedauert es, daß viele Anhänger des Socialismus, die politisch und ökonomisch ganz radikal seien, in Bezug auf Literatur und Kunst durchaus conservativ und durch das Fernhalten von jedem geistigen Genuß an Genüsse gewöhnt seien, die himmelweit von dem Ideal Steiger's abliegen. Aber die Socialdemokratie solle sich doch darüber klar sein, daß auf dem Gebiet der Kunst und Literatur sich heutigen Tags eine große umstürzlerische Bewegung vollziehe und das Neue mit dem Alten ringe. Eine Partei, wie die socialdemokratische, die reformirend in alle Gebiete eingreife, könne doch nicht

1) Ebd. S. 96

2) Ebd. S. 103.



auf dem Gebiete der Kunst und Literatur einen Standpunkt vertreten, der als ein veralteter gelte. Bebel schließt damit, er habe in der „Neuen Welt“ Illustrationen gefunden, die zweifellos bei Vielen Anstoß erregten, über die er sich jedoch herzlich gefreut habe.[1])

Abgesehen von mehr oder minder gewichtigen Ausstellungen bekannten sich die meisten Redner zum Naturalismus. Und selbst der Hauptankläger, Genosse Frohme, will sich nicht gegen die Freiheit der Kunst und gegen die naturalistische Kunst wenden, so lange sie sich in den Grenzen des Anstandes halte. Freilich mußte er sich sagen lassen, wenn er sich an der neuen Kunstrichtung stoße, solle er in's Kloster gehen.[2])

Man kann also sagen: die moderne Kunst, weit entfernt von der Versammlung verworfen zu werden, feierte auf dem Parteitag zu Gotha einen wirklichen Sieg gegenüber der Rückständigkeit einzelner Genossen, denen der Naturalismus etwas zu stark gewürzt erschien. Solche Leute mit derartig rückständigen Kunstansichten werden kurzer Hand in's Kloster geschickt. Und wenn auch einzelne Ausschreitungen des Journals gerügt wurden, — die moderne Kunst wurde als die einzige Kunst gefeiert, neben welcher andere Kunstbestrebungen den Namen Kunst gar nicht beanspruchen könnten; der Socialismus wollte zeigen, daß er fortschrittlich sei und mit der vorwärts drängenden Zeit Schritt zu halten wisse.

Daß damit im Allgemeinen die Stellungnahme des Gothaer Parteitags zur modernen Kunst richtig charakterisirt sei, bestätigt im wissenschaftlichen Organ des deutschen Socialismus, in der „Neuen Zeit“, Franz Mehring, der für seine Person allerdings „dieser Kunst mit gelassener Kühle gegenübersteht“: der Parteitag sei nicht so ungerecht gewesen, die moderne Kunst in Bausch und Bogen zu ver-

1) Ebd. S. 109 f.
2) Ebd. S. 93 f.



werfen oder gar zu verkennen, daß sie innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ein Fortschritt sei.[1])

Neuerdings hatte in der Lex-Heinze-Bewegung der Socialismus abermals Gelegenheit, für die moderne Kunst in die Schranken zu treten und ihre volle Freiheit zu verlangen. Ob die Lex-Heinze berechtigt war oder nicht, das kümmert uns hier nicht im mindesten, wir verübeln es auch dem Socialismus nicht, sich nach Herzenslust für die moderne Kunst zu begeistern; wir lassen auch alle Fragen über Werth oder Unwerth der modernen Kunst völlig außer Spiel. Was uns hier interessirt ist bloß die Frage:

Verträgt sich die Parteinahme für die moderne Kunst mit der grundlegenden Lehre des Socialismus, mit seiner materialistischen Geschichtsauffassung?

Wie äußert sich sonst die Literatur des heutigen Socialismus über den Werth der modernen Kunst?

Ist überhaupt nach socialistischer Auffassung die Stellung der Kunst innerhalb des modernen kapitalistischen Gesellschaftslebens eine solche, daß die Freiheit der Kunst keine Phrase ohne Inhalt ist?

Die nachstehende Untersuchung will diese Fragen zu beantworten suchen.

II. Kunst und Geistesleben als Produkt der ökonomischen Entwickelung.

Gemeinhin betrachtet man das Geistesleben der Völker als die edelste und herrlichste Blüthe des Völkerlebens, die, wenn auch durch mannigfache Zusammenhänge mit den materiellen Produktionsbedingungen verknüpft, doch ein

1) Mehring, Kunst und Proletariat, Neue Zeit XV[1], 1896/97, S. 133.



eigenes selbständiges Dasein und eigene immanente Gesetze der Entwickelung besitzt. Blüthe und Verfall des geistigen Lebens sind dadurch bedingt, daß jene immanenten Gesetze, Gesetze der wissenschaftlichen Forschung, ästhetische und ethische Gesetze zur vollen Anwendung gelangen.

Ganz anders denkt der moderne Socialismus über Ursprung und Fortschritt des Geisteslebens. Es ist von Marx und Engels als ein wissenschaftliches Dogma verkündet worden, daß der Geist nicht ein selbständiges Sein und specifische Gesetze der Bethätigung habe, sondern daß der Geist nichts ist als Gehirnmasse, als Materie, und daß er demzufolge auch ganz und gar von der Bewegung der Materie, der materiellen Daseinsbedingungen beherrscht wird. Dieser grobkörnige Materialismus, den Marx bei Feuerbach vorfand, wurde zusammen mit der Hegel'schen Dialektik zur sogenannten materialistischen Geschichtsphilosophie verwoben und dieselbe wurde seither als die größte wissenschaftliche Entdeckung urbi et orbi verkündet.

In diesem Zusammenhang ist einschlägig die vom wissenschaftlichen Socialismus aufgestellte Lehre vom sogenannten „ideologischen Ueberbau" über der „ökonomischen Struktur". Hierüber äußert sich ihr Entdecker Karl Marx in der Vorrede „zur Kritik der politischen Oekonomie" (S. XI) folgendermaßen: „In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte nothwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwickelungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesammtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensprozeß über-

haupt." An diesen Aussprüchen ist ein mehrfaches kräftig hervorzuheben, da es für die folgenden Erörterungen von größter Bedeutung ist. Erstens: die Produktionsverhältnisse gehen die Menschen mit absoluter, zwingender Nothwendigkeit ein; sie sind von ihrem freien Willen völlig unabhängig; zweitens: dieser beständig sich umwälzenden ökonomischen Struktur entsprechen die Bewußtseinsformen, es gibt keine festen bleibenden Wahrheiten; sondern drittens: der „ganze geistige Lebensprozeß" mit seinem ungeheuren Inhalt, Sittlichkeit und Religion, Recht und Politik, Wissenschaft und Kunst ist in seinem Dasein und in seinem Sosein, d. h. in seiner jeweiligen Seinsform bedingt durch die Produktionsweise. Es wird also behauptet, daß „die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus welcher der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnittes in letzter Instanz zu erklären sind." [1]) Das gilt für das gesammte Geistesleben, für Philosophie und Religion ebenso wie für die Kunst. Ausdrücklich hat Engels in seiner Rede am Grabe seines Freundes Marx ausgesprochen, daß „die jedesmalige ökonomische Entwickelungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnittes die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen, — nicht wie bisher geschehen, umgekehrt." [2]) Die ökonomische Entwickelungsstufe ist also die Grundlage, der Mutterboden für das Geistesleben der Völker, und nur aus dem vollen Verständniß der materiellen Produktionsweise kann die Kunst und ihre Entwickelung

---

1) Engels, Dühring 2. Aufl. S. 10 f.

2) Vgl. Pesch, Der moderne Socialismus, Freiburg 1900, S. 218.

begriffen werden. „Die Technologie enthüllt“ nach Marx „das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen. Selbst alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahirt, ist — unkritisch.“ [1]) Es verhalten sich demnach dieser materialistischen Geschichtsphilosophie entsprechend die „ökonomischen Produktionsbedingungen“ und die verschiedenen Aeußerungen des „geistigen Lebensprozesses“, „die juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen“ zu einander wie Quelle und Strom, wie Boden und Pflanze, ja wie Samenkorn zur Pflanze, die letzteren sind nur Erscheinungsweisen, „Formen“ der materiellen Produktionsbedingungen, ein Ausfluß der ökonomischen Entwicklung.

Es ist in hohem Grade bemerkenswerth — und es soll gerade für die Marx'sche „Entdeckung“ sein — wie hier der Zusammenhang zwischen den materiellen Produktionsbedingungen und den feinsten Aeußerungen des menschlichen Geisteslebens, der Kunst und Wissenschaft, aufgefaßt ist. Ein gewisser Zusammenhang der in Frage stehenden Gebiete ist ohne Zweifel vorhanden, und eine so triviale Wahrheit, daß der Künstler und Gelehrte auch trotz allen Geistesfluges in höhere Regionen mit den Füßen auf dem Boden der Körperlichkeit haften bleibt, daß beide auch essen und trinken müssen, also einer ökonomischen Basis bedürfen, um schaffen zu können, eine solch' triviale Wahrheit braucht wahrlich keine besondere Erwähnung. Und wenn Marx mit seiner „Entdeckung“ weiter nichts besagen wollte, so ließe es sich nur schwer begreifen, was Marx denn eigentlich Neues und Epochemachendes gesagt haben soll. Aber das würde die Bedeutung der materialistischen Geschichts-

1) Marx, Das Kapital, 4. Aufl. S. 336 Am.



philosophie nur sehr unvollkommen enthalten. Der klare Sinn der Ausführungen von Marx ergibt einen ganz anderen Gedanken. Friedrich Engels hat deswegen nicht das Richtige getroffen, wenn er am Grabe von Karl Marx den Sinn dahin interpretirt: „Wie Darwin das Gesetz der Entwickelung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwickelungsgesetz der menschlichen Geschichte: die bisher unter ideologischen Ueberwucherungen verdeckte einfache Thatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst und Religion treiben können, daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwickelungsstufe die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben, und aus der sie auch erklärt werden müssen — nicht wie bisher geschehen, umgekehrt."

Aber Marx hat nicht bloß eine nothwendige Bedingung aller höheren Lebensbethätigungen, des geistigen Lebensprozesses im Auge, wenn er von dem Verhältniß der ökonomischen Struktur zum ideologischen Ueberbau spricht, sondern er will weit mehr als das: er will die Ursache und Quelle von Recht und Religion, von Kunst und Wissenschaft u. s. f. damit aufdecken. Und auch Engels hat in der Schlußwendung des oben citirten Passus seiner Grabrede sich selbst ganz wesentlich corrigirt, wenn er von der Grundlage spricht, aus der sich die ideologischen Vorstellungen erklären lassen sollen: durch die Nothwendigkeit von Essen und Trinken wird doch wahrlich Kunst und Wissenschaft nicht — erklärt! Nein, nach dem unzweideutigen Text von Marx und dem Commentar, den Engels selbst an zahlreichen Stellen dazu gibt, sollen jene feinsten Gebilde des menschlichen Geistes, all' die wunderbaren Schöpfungen, die das künstlerische Genie der Menschheit



geschenkt hat, in letzter Linie nichts anderes als die naturgemäße Entfaltung der ökonomischen Struktur, der Produktionsmittel und der Betriebsformen sein. Die hinreißenden Tonschöpfungen, die überwältigende Macht der Tragödie, der Zauber echter Lyrik, die gigantische Kraft, die aus den Schöpfungen eines Michel Angelo spricht, — das alles ist nach den unzweideutigen Erklärungen von Marx und Engels nichts anderes als das Produkt, der mehr oder minder phantastische Reflex der ökonomischen Struktur!

Eine solche Anschauung bedeutet nichts anderes als den Radikalismus und die Revolution im Geistesleben, wodurch das Verhältniß von Materie und Geist umgestürzt und auf den Kopf gestellt wird. Das beherrschende Element, der Geist, steht hier in Abhängigkeit von dem Gebiet der Materie, das durch jenen beherrscht und geregelt werden soll. Der Geist ist der Knecht der Materie, was auch von Karl Kautsky, einem treuen Anhänger der Marxistischen Geschichtsauffassung, zugegeben wird: „Der Geist bewegt die Gesellschaft, aber nicht als der Herr der ökonomischen Verhältnisse, sondern als ihr Diener. Sie sind es, die ihm die Aufgaben stellen, welche er jeweilig zu lösen hat; sie sind es, die ihm die Mittel zu ihrer Lösung geben. Und daher sind sie es auch, welche die Resultate bestimmen, die er unter gegebenen historischen Bedingungen erzielen kann und erzielen muß."[1]) Das ist die Rache, welche die Materie am Menschengeist vollzieht, wenn er seines angeborenen Adels vergessend, den Materialismus zur Lebensanschauung erhebt.

Aber darin liegt auch die denkbar gröbste Herabwürdigung wie des geistigen Schaffens überhaupt, so der Kunst im Besonderen. Die Maschine,

1) „Neue Zeit" XV[1], 216. „Was kann und will die materialistische Geschichtsauffassung leisten?"



der Dampf, die Elektrizität, das sind die eigentlichen Quellen des künstlerischen Schaffens. Sie sind die Väter der Denkarbeit des Gelehrten wie der Gestaltungskraft des Künstlers. Es liegt ja gewiß in diesen Consequenzen, die sich aus der socialistischen Weltanschauung ergeben und die einer Geringschätzung des geistigen Schaffens gleichkommen, kein beabsichtigte — etwa auf den Beifall des Proletariats — berechnete Herabwürdigung von Kunst und Wissenschaft, aber sie ist eine — wie mir scheint — kaum abzuweisende Folgerung aus dem Marxischen Axiom von der ökonomischen Struktur und dem ideologischen Ueberbau.

Daß das keine gesuchten Schlußfolgerungen sind, die etwa einer simplen Principienreiterei und gekünstelten Consequenzmacherei zu danken wären, dafür hat der Socialismus selber den Beweis erbracht in den mit großer Erregung geführten „Bernsteindebatten." Es handelte sich in dieser Controverse, soweit sie sich auf die materialistische Geschichtsauffassung bezog, darum, ob eben jene Consequenzen gezogen werden müssen, die sich doch bei rechtem Licht besehen, als absurd herausstellen müßten, oder ob man an jener von Marx gemachten und von Engels bewunderten Entdeckung Modifikationen oder Correkturen anbringen könne, durch die man eben jenen unangenehmen Consequenzen entrinnen könnte. Eduard Bernstein hatte nämlich den Muth, die ihm an der Richtigkeit jener Auffassung aufgetauchten Zweifel offen auszusprechen und zu begründen. Zugleich aber wollte er doch als Marxist angesehen werden und versuchte nun die von ihm getroffene Modifikation bezw. Umdeutung der materialistischen Geschichtsphilosophie als Anschauung von Marx hinzustellen.

Neben Bernstein ist es insbesondere der in England lebende Socialist Belfort-Bax, welcher seine freiere Auffassung gegen den starren Dogmatismus des Hauptes des wissenschaftlichen Socialismus in Deutschland, Karl Kautsky's, zu verfechten hatte. Belfort vertritt die Meinung,



„daß Marx und, nach gewissen Aeußerungen von seiner Seite, auch Engels, die Kautsky-Mehring-Plechanoff'sche Auslegung der materialistischen Geschichtsauffassung für etwas zu sehr schablonenhaft ausgearbeitet angesehen hätte.“ [1])

Der deutsche Socialismus hält sich in seiner überwiegenden Mehrheit an die strengere Auslegung der Marxistischen Lehre. Er bleibt dabei, daß die „Ideologie“, der gesammte „geistige Lebensprozeß“ in „letzter Linie“ aus der ökonomischen Struktur sich herausgebildet hat. Bebel hat es noch auf dem Parteitag zu Hannover 1899 unter dem Beifall seiner Zuhörer gegen die Bernstein'schen Verbesserungen der materialistischen Geschichtsphilosophie ausgesprochen, daß „die ökonomische Struktur, bezw. wie producirt und das Producirte ausgetauscht wird, die bestimmende Grundlage für die staatlichen Einrichtungen und alle politischen und gesellschaftlichen Erscheinungen und das geistige Leben des Volkes“ [2]) ist, und Liebknecht hat getreulich sekundirt: alle Versuche Bernstein's, die Richtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung zu bestreiten, seien völlig mißlungen. [3])

Dr. F. Walter.

---

1) Neue Zeit XV¹ 1896. S. 172. Belfort-Bax: Synthetische contra Neumarxistische Geschichtsauffassung.

2) Protokoll des Parteitags zu Hannover S. 97.

3) Ebd. S. 153.

XXXVI.

Die Frage des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen.

Ueber den in der Ueberschrift angedeuteten Gegenstand hat Professor Dr. G. Chr. Rietschel von der protestantisch-theologischen Fakultät der Universität Leipzig in den Juninummern der „Allgemeinen evang.-luth. Kirchenzeitung" eine Studie veröffentlicht, die des allgemeinen Interesses nicht entbehrt, weßhalb eine Besprechung hier am Platze sein dürfte.

Die sogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts hat die hergebrachte Verfassung der christlichen Kirche gründlich verändert. Das christliche Priesterthum war aufgehoben; aus der seitherigen Priesterkirche wurde eine Gemeindekirche, deren Mitglieder alle in gleicher Weise als mit der Priesterwürde bekleidet betrachtet wurden. Jede politische Gemeinde stellte ein religiöses Gemeinwesen dar, war eine christliche Kirche für sich, ordnete ihre religiösen Angelegenheiten selbständig, wählte sich ihren Prediger, den „Mann vom Worte Gottes" und entließ ihn auch wieder, wenn er ihr nicht zusagte. Das war die natürliche Consequenz des reformatorischen Grundsatzes, daß Jeder berechtigt sei, mit Hilfe der heiligen Schrift den Inhalt seines Glaubens selbst zu bestimmen. Die objektive Lehrautorität der Kirche war ja beseitigt und Jeder war in Glaubens-



sachen sich selbst Autorität geworden. Aus den „souveränen“ Individuen setzte sich dann die „souveräne“ Gemeinde zusammen; diese hatte in allen Glaubens- und religiösen Dingen die höchste Entscheidung, nicht etwa der Prediger, oder sonst eine geistliche Stelle.

Aus der Gemeindekirche entwickelte sich in natürlicher Consequenz der Verhältnisse die Landeskirche. Die einzelnen politischen Gemeinden waren in einem der Oberherrlichkeit eines Fürsten unterstehenden Landesverbande vereinigt. Diese politische Einheit führte von selbst auch zur kirchlichen Einheit in einem Territorium. Die principielle Souveränität der Gemeinden bezüglich ihrer kirchlichen und religiösen Angelegenheiten konnte gegenüber der politischen Souveränität des Landesherrn sich nicht behaupten. Die Oberherrschaft des Papstes in Kirchensachen war ja abgethan; die des Landesherrn mußte von selbst an ihre Stelle treten. Der Landesherr war, wie in den politischen, so auch in den kirchlichen Angelegenheiten aller seiner Unterthanen der oberste Ordner, Leiter und Aufseher geworden, er war ihr summus episcopus. Dieser Summepiscopat, dieses höchste Oberaufsichtsrecht über alle kirchlichen Interessen eines Landes, wurde denn auch von den zur Reformation übergetretenen Fürsten in vollem Umfange beansprucht und durchgeführt. Als eines ihrer ersten Rechte betrachteten sie die Durchführung der Reformation in allen ihren Gemeinden. Der aller Gewissensfreiheit hohnsprechende Grundsatz des Reformationszeitalters: cujus regio, ejus religio war und ist nur die einfache Schlußfolgerung aus dem landesherrlichen Summepiscopate.[1])

---

1) Daß der reformatorische Grundsatz: cujus regio, ejus religio auch dem preußischen Culturkampfe der siebziger Jahre zu Grunde lag, steht außer Frage. Dem „aufgeklärten“ Könige Friedr ch II. lag dieser Grundsatz wenig am Herzen, gemäß dem ihm zugeschriebenen Ausspruch: „In meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden.“ Die folgenden Könige jedoch waren

Es unterliegt keinem Zweifel, wäre Kaiser Karl V. zur Reformation übergetreten, würde sich aus den deutschen Landeskirchen auch eine große deutsche Reichskirche entwickelt haben, ähnlich der englischen Hochkirche. Doch Karl V. war sich seiner Pflichten als Christ und Kaiser zu sehr bewußt, als daß er an der sogenannten Reformation und damit an der unseligen Zerreißung der Christenheit Theil genommen hätte. Er blieb der alten Kirche treu ergeben und suchte der verfehlten Reformation Luthers nach Kräften zu wehren. Freilich vergeblich. Aber aus einer deutschen Reichskirche konnte nichts werden.

---

sich ihrer aus dem landesherrlichen Summepiscopate fließenden Rechte und Pflichten wieder mehr bewußt. Friedrich Wilhelm III. diktirte 1817 aus eigener Machtvollkommenheit die Union des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, verbot 1821 die Namen Protestanten und Protestantismus und schrieb 1824 für alle evangelischen Gemeinden eine neue Agende vor. Er versuchte auch den Katholiken seines Landes seinen Summepiscopat fühlbar zu machen in Sachen der gemischten Ehen, hatte jedoch damit kein Glück; die Wachsamkeit und Standhaftigkeit des unvergeßlichen Kölner Erzbischofs Clemens August vereitelte diesen Versuch. 33 Jahre später machte König Wilhelm I., gehoben durch die großen Erfolge im deutsch-französischen Kriege und vertrauend auf die Staatskunst seines gewaltigen Kanzlers Bismarck, wiederum den Versuch, seine „Summepiscopalrechte" den preußischen Katholiken gegenüber zur Geltung zu bringen. Doch auch dieser Versuch mißlang, dank der unvergleichlich wirkungsvollen Thätigkeit des Centrums im deutschen Reichs- und preußischen Landtage und dank der ausdauernden Einmüthigkeit des hinter seiner parlamentarischen Vertretung stehenden katholischen Volkes. Gefehlt aber wäre es, zu meinen, die summepiscopalen Tendenzen deutscher protestantischer Fürstenhäuser seien den Katholiken gegenüber ein- für allemal aufgegeben. Würde ein solcher Gedanke bei der katholischen Bevölkerung Platz greifen, könnte er für den Katholicismus in Deutschland verhängnißvoll werden. Wohlangebracht war darum auf dem jüngsten Bonner Katholikentag das Wort: „Vergeben, aber nicht vergessen!"

Die protestantischen Reichsstände traten wohl in nähere Verbindung zu einander; aber nicht zu dem Zwecke, um den Zusammenschluß der einzelnen Landeskirchen zu einem größeren kirchlichen Verbande herbeizuführen, sondern lediglich zur Abwehr der Gefahren, welche ihren „landesherrlichen Rechten“ von Seiten des Kaisers drohten. So bildete sich 1531 der Schmalkaldener Bund und 1608 die „Union“. Der den dreißigjährigen Krieg abschließende westfälische Friede brachte den Regensburger Reichstag und damit das sogenannte Corpus Evangelicorum. Aber auch dieses Corpus Evangelicorum war nicht etwa ein Mittelpunkt der verschiedenen protestantischen Landeskirchen, eine rechtliche, mit einer gewissen Autorität ausgestattete Institution zur Behandlung protestantisch-landeskirchlicher Angelegenheiten im Reiche; sondern nur eine freie Vereinigung der protestantischen Stände zur Wahrung ihrer „landesherrlichen Rechte“ gegenüber dem Kaiser und den katholischen Ständen.[1])

Als die alte Reichsverfassung in Trümmer ging und mit ihr das Corpus evangelicorum von der Bildfläche verschwand, da wurde im Schooße des deutschen Protestantismus immer wieder die Frage angeregt, ob es nicht gut und mög-

---

1) Weder das Corpus Evangelicorum noch das entsprechende Corpus Catholicorum des Regensburger Reichstages war eine verfassungsmäßige Reichsinstitution. Im Westfälischen Frieden wurde im Art. 5, § 52 bestimmt: „In den Religions- sowie in allen jenen Angelegenheiten, bei denen die Reichsstände nicht als eine Körperschaft betrachtet werden können (ubi status tamquam unum corpus considerari nequeunt) und wobei die katholischen und lutherischen Stände in zwei Parteien sich scheiden, soll eine bloße freundschaftliche Auseinandersetzung die Streitigkeiten schlichten und soll jegliche Majorisirung ausgeschlossen sein.“ Diese Friedensbestimmung führte von selbst zur Bildung einer katholischen und akatholischen Partei auf dem Reichstag zu Regensburg und der Name Corpus, mit dem der Reichstag selbst bezeichnet wurde, übertrug sich dann auch auf die beiden Parteigruppen.

lich sei, alle deutschen protestantischen Landeskirchen irgendwie zusammenzuschließen? Oder sie gar zu einem einheitlichen Organismus, zu einer deutschen Nationalkirche, zu vereinigen? Oder, wenn eine organische Vereinigung unmöglich, ob nicht eine Institution ins Leben gerufen werden könnte, welcher die Aufgabe zufiele, gewisse gemeinsame Angelegenheiten der deutschen Protestanten zu berathen und zu behandeln?

Die Neuaufrichtung des Deutschen Reiches unter der Aegide Preußens brachte, wie zu erwarten stand, auch die Frage des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen wieder aufs Tapet. Einflußreiche protestantische Führer, wie Dorner, Brückner, Hoffmann, Beyschlag, v. Bamberg, befaßten sich angelegentlichst damit. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht, aber zu einem greifbaren positiven Resultate ist es bis jetzt nicht gekommen. Ob die Anregungen und Vorschläge des Prof. Dr. Rietschel, mit dem wir uns jetzt etwas beschäftigen wollen, mehr Glück haben werden, als die Anderer, bleibt abzuwarten.

Die Nothwendigkeit der Lösung der in Rede stehenden Frage begründet Rietschel also:

„In unserer Zeit liegen die Dinge viel, viel ernster als früher, denn das Vaticanum mit seinem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes hat einen Markstein für alle Zeiten aufgerichtet. Der unfehlbare Papst hat nunmehr auch die deutschen Bischöfe, die sämmtlich trotz der vorhergehenden entschiedenen Opposition laudabiliter sich unterworfen haben, jedweder Selbständigkeit beraubt (?) und den gesammten Episcopat, wie die römische Kirche überhaupt, zum gehorsamen Werkzeug des ultramontanen Papstthums und vor allem der Jesuiten, die das Papstthum beherrschen (!?), gemacht. Die Entwickelung auf dem staatlichen Gebiete hat uns den paritätischen Staat gebracht. Im preußischen Culturkampf und seinem unseligen Ende hat sich die Macht der römischen Kirche entfaltet. Die Thatsache ist nicht zu leugnen, so betrübend sie auch ist, daß der Parlamentarismus im Reich, wie auch



in den Staaten mit verschiedener konfessioneller Bevölkerung die Herrschaft der römischen Kirche innerhalb Deutschlands gesichert hat. Das Wort ‚Katholisch ist Trumpf' spricht dies in roher, aber leider treffender Weise aus. Wenn auch die römische Kirche international ist, so hat sie doch stets sehr wohl erkannt, daß es für ihre Herrschaft unumgänglich ist, daß sie innerhalb der verschiedenen Nationen, je nach den verschiedenen Verhältnissen ihre besondere, einheitliche, zielbewußte Vertretung sich schaffen und auf nationalem Boden zur Geltung bringen muß. Rom hat es stets meisterhaft verstanden, sich den bestehenden Verhältnissen anzupassen, um sie um so wirksamer sich unterthänig zu machen, und nirgends hat es dies mit kluger Berechnung so zielbewußt geltend gemacht, als in dem Lande des Protestantismus, in unserem deutschen Vaterlande."

Was Professor Dr. Rietschel hier vorbringt, ist so eigenartig und sonderbar, daß einige Worte zur Erwiderung und Richtigstellung gleich hier am Platze sein dürften.

Dr. Rietschel irrt, wenn er glaubt, das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes habe eine wesentliche Aenderung in dem Organismus der katholischen Kirche zur Folge gehabt. Nicht die geringste. Die im vorvaticanischen kanonischen Rechte genau umschriebene und sichergestellte Selbstständigkeit des Episcopates wurde durch das Vaticanum absolut nicht berührt. In Fragen der Glaubens- und Sittenlehre — um diese allein handelt es sich beim Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit — hatten die einzelnen Bischöfe nie die endgiltige Entscheidung in den Händen. Diese lag vielmehr immer beim Papste. Und was thatsächlich in dieser Beziehung immer in Uebung war, ist vom vaticanischen Concile als ein von Christus selbst aufgestellter Grundsatz ausgesprochen worden. Das ist die Bedeutung der Proklamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit als eines katholischen Glaubenssatzes. Nicht mehr und nicht weniger.

Man bequeme sich doch protestantischerseits endlich einmal dazu, das Unfehlbarkeitsdogma so zu verstehen, wie es in der katholischen Kirche verstanden wird und wie es seit den



Tagen des Vaticanums schon so oft von berufenster katholischer Seite dargelegt worden ist. Warum denn immer wieder auf längst als unhaltbar dargethane Dinge zurückkommen und daraus Schlüsse ziehen? Ist das ehrlich? Ist das gerecht? Fast scheint es, als ob es ein Privileg der protestantischen Wissenschaft wäre, katholische Schriften und Werke unbeachtet zu lassen und über katholische Dinge abzuurtheilen, ohne zuvor darüber sich genau orientirt zu haben. Verschmäht man jegliche Belehrung aus katholischen Publikationen, gut, man mag es thun; aber dann muß auch, im Namen der Wahrheit und der Gerechtigkeit, verlangt werden, daß die protestantischen Herren es endlich aufgeben, über katholische Dinge sich zu Gericht zu setzen,[2]) und wir Katholiken müssen es uns ganz entschieden verbitten, daß Glaubenssätze unserer katholischen Religion einfachhin als ein Machwerk der päpstlichen Politik denuncirt und als gefahrdrohend für die Ruhe des Staates hingestellt werden.

Die Bemerkungen Rietschel's über den „paritätischen Staat" und über den „Parlamentarismus" beweisen nur zu

1) Es dürfte gar nichts schaden, wenn manche protestantische Kritiker, auch theologische Professoren, beherzigten, was die Berliner „Tägl. Rundschau" am 26. Juli 1900 schrieb: „Ein Nachtheil des protestantischen Deutschlands im Verhältniß zu dem katholischen besteht darin, daß es dieses weit weniger kennt, als es von ihm gekannt wird. Vollends, wenn man an gewisse preußische Geheimräthe in den Anfängen dieses Kampfes denkt, könnte man noch nachträglich die Hände über den Kopf zusammenschlagen; sie kannten die deutschen Katholiken gar nicht, und hatten hier und da in ihrem Leben überhaupt kaum mit einem solchen geredet. Natürlich ging dann der Kampf wie er gehen mußte . . . Das evangelische Deutschland muß die Vorgänge in dem Lager seiner katholischen Volksgenossen sorgfältiger beobachten, als bisher. Nicht zum Zweck der Schadenfreude oder auch in der Hoffnung auf baldige religiöse Wiedervereinigung, wohl aber zur Bereicherung seines Verständnisses für diesen in unserem politischen Leben so bedeutsamen Faktor."

handgreiflich den Aerger gewisser Herren über die jetzige politische Bedeutung der Katholiken in Deutschland. Die nichts weniger als vollkommene Beilegung des preußischen Culturkampfes ist ihnen gar nicht recht; ein „unseliges Ende“ nennen sie diese magere Beilegung. Die „Parität“ in den deutschen Staaten wünschen sie offenbar über alle Berge. Indessen müssen sich die „toleranten“ Herren wohl oder übel doch allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daß auch die Katholiken das Recht haben, in deutschen Landen zu existiren und nach ihrer Façon zu leben. Und wenn das Zusammentreffen günstiger Umstände es ihnen ermöglichte, im Reichstage und einigen Landtagen eine einflußreiche Stellung zu erringen, so wären sie Thoren gewesen, wenn sie diese Umstände nicht ausgenützt hätten. Uebrigens ist ein Mißbrauch dieser einflußreichen Stellung zu Ungunsten der protestantischen Landeskirchen absolut ausgeschlossen. Auch wenn die parlamentarischen Vertreter des katholischen Volkes antiprotestantische Gesetze machen könnten — was indessen nirgends der Fall ist und auch nie der Fall sein wird —, würden sie es doch nicht thun. Ihr Gerechtigkeits- und Billigkeitssinn würde sie daran hindern. Den die Katholiken schwer bedrückenden brutalen Culturkampf der 70er Jahre aber scheint Professor Dr. Rietschel als das Normale in der Behandlung der deutschen Katholiken zu betrachten! Schöne Toleranz dies!

Außer der günstigen politischen Stellung der Katholiken im deutschen Reiche hat Dr. Rietschel, um das gleich hier zu bemerken, noch andere gravamina catholica entdeckt, die sein protestantisches Gemüth ängstigen und in Noth versenken. So der Hirtenbrief des Bischofs Martin von Paderborn aus dem Jahre 1864 mit dem Titel: „Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zumal an diejenigen meiner Diöcese“; das Wort Pius IX. an Kaiser Wilhelm I., daß alle Getauften in irgend einer Beziehung zum Papste stünden; die Kühnheit Pius IX., auch „die



Evangelischen zum Vatikanischen Concile einzuladen"; die Canisiusencyklika Leo's XIII., welche „die schändlichsten Beschuldigungen gegen Luther schleuderte" (?); die Propaganda und Proselytenmacherei Rom's (?); die Brutalität, „die in der Diaspora gegenüber den Protestanten z. B. beim Begräbnisse Evangelischer ausgeübt wird" (?); Mischehen und Anderes. All' dieses ist in den Augen Dr. Rietschel's eine dringende Aufforderung an die evangelischen Landeskirchen zu einem engeren Zusammenschlusse.

Uebrigens hat Dr. Rietschel noch andere Gründe. Zu diesen gehört einmal „die Thatsache, daß die Gesetzgebung des deutschen Reiches bereits vielfach weitreichend und tief in das Leben der Kirche eingreifende Fragen berührt hat, und daß der evangelischen Kirche keine Möglichkeit gegeben ist, wirksam ihre Stimmen geltend zu machen, während Rom's Stimme schwer in die Wagschale ällt .... Der Staat bekämpft die römische Kirche oder verhandelt und paktirt mit ihr, ohne auch nur zu fragen, ob die evangelische Kirche in beiden Fällen ungerecht behandelt wird." Ein anderer Grund ist das innerhalb des Protestantismus hervortretende Sektenwesen, dem gegenüber „die Aufstellung einheitlicher Grundsätze von großer Bedeutung wäre." Ein dritter Grund ist „die Pflege der Evangelischen in den überseeischen Ländern, besonders auch in den Colonien des Reiches," ein Arbeitsfeld, das für alle evangelischen Landeskirchen gemeinsam sei. Auch der neuestens in's Leben getretene Jerusalemverein, wie überhaupt die Sorge für das heilige Land müßte zu einer Angelegenheit sämmtlicher deutsch-evangelischer Kirchenregierungen gemacht werden.

Nachdem Professor Rietschel so das Warum des Zusammenschlusses erörtert hat, legt er dann des Näheren dar, wie dieser Zusammenschluß beschaffen sein müsse, damit er lebensfähig sei. Hier warnt er zunächst vor all'



demjenigen, was durch die Namen „Nationalkirche", „Bundeskirche", „Reichskirche", „Reichssynode" gekennzeichnet wird. Er hält den Ausdruck „Nationalkirche" für verhängnißvoll und verwirrend, da das Wort doch sage, daß Nation und Kirche in ihren Gebieten sich decken, dies aber nicht zutreffen könne, angesichts der Thatsache, daß die vielen außerhalb der evangelischen Kirche stehenden „deutschen katholischen Mitbürger" doch auch zur deutschen Nation gerechnet werden müßten. Dieses glaubt Dr. Rietschel vor Allem dem „Evangelischen Bunde" gegenüber betonen zu müssen, der sich mit der Hoffnung trage, daß in nicht gar ferner Zukunft „durch alle deutschen Gauen ein Credo ertöne, durch alle Herzen eine Liebe erzittere." Aber diese Hoffnung des „Evangelischen Bundes" erscheint Dr. Rietschel nur als ein „Traum". „Ich vermag," schreibt er, „diesen allerdings idealen Gedankenflug nicht mitzumachen, wenn ich nicht dem unmöglichen Gedanken Raum geben sollte, daß entweder alle Evangelischen unter den bischöflichen Krummstab und den unfehlbaren Papst sich beugen, oder alle Katholiken zur evangelischen Nationalkirche übertreten." Auch von einer „Nationalkirche" in dem Sinne, „daß die evangelischen Sonderkirchen ihre historisch gewordene Bekenntnißverschiedenheit aufgeben und sich zu einer evangelischen Nationalkirche vereinigen", will Dr. Rietschel nichts wissen, weil dies nur auf dem Wege der Vergewaltigung der „rechtlich geordneten lutherischen, reformirten, unirten Landeskirchen" erreichbar wäre. Verbinde man aber mit dem Namen „Nationalkirche" den Gedanken, „daß die evangelisch-deutschen Kirchenregierungen und -vertretungen unter voller Wahrung des Bekenntnißstandes, ihrer Lehrordnungen und ihrer Verfassung zusammentreten zur Wahrung und Förderung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten", dann hat Dr. Rietschel sachlich nichts dagegen einzuwenden; nur gegen den Ausdruck „Nationalkirche", weil unzutreffend und verwirrend, hat er schwere Bedenken und spricht es als seine



Ueberzeugung aus, „daß alle Pläne, die eine durch Gesetz festzulegende kirchenrechtliche Institution erstreben, die über die Landeskirchen gesetzt wird, wie etwa die Reichsverfassung über den Verfassungen der einzelnen Länder steht, ganz aussichtslos sind und die Erreichung des Zieles unmöglich machen würden."

Zweitens lehnt Dr. Rietschel „die unbedingte Anerkennung der Abendmahlsgemeinschaft zwischen allen evangelischen Landeskirchen" entschieden ab. Seiner Ansicht nach würde die „principielle Proklamirung allgemeiner Abendmahlsgemeinschaft in den lutherischen Landeskirchen thatsächlich entschiedenen Widerspruch finden" und so den erhofften Zusammenschluß verhindern.

Drittens weist Dr. Rietschel mit derselben Entschiedenheit auch den Gedanken ab, als ob der künftige Kirchenbund auf einem gemeinsamen Bekenntnisse beruhen müßte, „sei es auch, daß die Augustana invariata als das historisch grundlegende Bekenntniß gewählt wird." Von einem über den Sonderbekenntnissen stehendem sogenannten Bundesbekenntnisse könnte keine Rede sein.

Professor Rietschel perhorrescirt also einen deutsch-evangelischen Kirchenbund auf Kosten der einzelnen Landeskirchen, wie es von den schon genannten protestantischen Führern war in Anregung gebracht worden. Die Selbständigkeit der einzelnen Landeskirchen ist ihm ein höheres Gut als der Kirchenbund, eine Anschauung, die bei ihm als einem Altlutheraner freilich nicht auffallen kann. Wie aber denkt er sich nun den zu bildenden Kirchenbund?

Ein fertiges Programm will er, wie er selbst versichert, nicht vorlegen; er will nur „auf einzelne wichtige Grundsätze, deren konkrete Ausgestaltung und Ergänzung der Zukunft überlassen werden" müßten, aufmerksam machen.



Als ersten Grundsatz stellt er hin, daß der Kirchenbund „einen auf voller Freiwilligkeit der Landeskirchen ruhenden föderativen Charakter“ trage. Die Einwendung, „daß eine solche auf Freiwilligkeit beruhende Conföderation keine autoritative Bedeutung erlangen könne,“ läßt er nicht gelten und meint, daß die Conföderation schon durch sich selbst Ansehen und Einfluß erringen werde, wie ja auch das Corpus Evangelicorum auf dem Regensburger Reichstage, ohne daß es eine staats- und kirchenrechtliche Institution gewesen, dennoch hohes Ansehen genossen hätte.

Zweiter Grundsatz ist, daß die Conföderation „auch Vertreter aus den weiteren Kreisen der Landeskirchen in sich schließen“ müsse, wobei zu beachten wäre, daß von einer „mathematischen Vertheilung der Vertreterzahl nach der Größe der einzelnen Territorien oder der Seelenzahl“ nicht die Rede sein kann, und daß die Art der Wahl der Vertreter dem Ermessen einer jeden Landeskirche überlassen bleiben muß.

Drittens verlangt Dr. Rietschel einen geschäftsführenden Ausschuß, der die Aufgabe hätte, den Kirchenbund außerhalb seiner Tagungen zu vertreten und zwischen den einzelnen Landeskirchen die nothwendigen Beziehungen zu pflegen.

Viertens fordert er, daß sowohl der Ausschuß wie der Vorsitz des Kirchenbundes in einer Versammlung desselben frei gewählt werden; von einem aprioristischen Anspruche auf den Vorsitz seitens irgend einer Landeskirche, etwa auf Grund größerer territorialer Ausdehnung, dürfte keine Rede sein. Auch empfiehlt er, den Ort der jedesmaligen Tagung zu wechseln, und mit der Tagung „freie Kirchentage“ zu verbinden, um so „die evangelischen Interessen in die weitesten Kreise zu tragen.“

Endlich verlangt Dr. Rietschel, daß vom Arbeits-



gebiete des Kirchenbundes alles ausgeschlossen sei, was das Bekenntniß, die theologische Wissenschaft, die Verfassung der Landeskirchen, wie überhaupt deren Selbständigkeit betreffe, und daß der Kirchenbund sich nur mit den „evangelischen Gesammtinteressen Rom, der staatlichen Gesetzgebung und dem Sektenwesen gegenüber" und ebenso mit der „positiven Pflege der evangelischen Deutschen im Auslande" befasse. Auf diesem so begrenzten Arbeitsfelde würden sich gewiß alle Landeskirchen zu gemeinsamen Werken schon zusammenfinden.

Nach Aufzeichnung dieser „Grundsätze" erörtert Dr. Rietschel noch die Frage, wie und von wem nun gemäß diesen Grundsätzen, der Kirchenbund in's Leben gerufen werden könnte. Er meint: „Der einzig richtige und mögliche Weg scheint mir der zu sein, daß aus den weiten Kreisen der evangelischen Kirche, durch die kirchlichen Versammlungen und Conferenzen, die Sache im Bewußtsein des evangelischen Volkes lebendig gemacht wird, daß insonderheit auch die Synoden die Initiative ergreifen, um an ihre Kirchenregierungen das Gesuch zu richten, die Angelegenheit in die Wege zu leiten." Am besten ginge es wenn die Kirchenregierungen von Württemberg und Sachsen die Angelegenheit in die Hand nähmen; das preußische Kirchenregiment wäre dazu weniger geeignet, weil es bei den lutherischen Landeskirchen mit Mißtrauen zu kämpfen hätte.

Dies die Anschauungen und Vorschläge Professor Dr. Rietschel's bezüglich der Frage des „Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen."

Wir von unserem katholischen Standpunkte haben dagegen nichts zu erinnern, wenn die deutschen Protestanten auf einen Zusammenschluß ihrer verschiedenen Landeskirchen hinarbeiten. Es ist auch gar nicht unsere Sache, zu untersuchen, ob die bezüglichen Vorschläge Dr. Rietschel's das



Richtige treffen und zum Ziele führen. Auch das merkwürdige Geständniß Rietschel's, daß der gesuchte Zusammenschluß der protestantischen Landeskirchen unmöglich auf der Grundlage eines gemeinsamen Bekenntnisses zu erreichen sei, soll uns weiter hier nicht beschäftigen. Uns interessirt nur der Zweck, um dessentwillen der Bund in's Leben treten soll; denn dieser Zweck ist im Grunde kein anderer als: Front gegen Rom!

Wohl führt Dr. Rietschel, wie wir schon gesehen haben, auch Anderes an, um die Nothwendigkeit des Zusammenschlusses zu erweisen: so die Rücksicht auf die staatliche Gesetzgebung, auf welche auch die evangelische Kirche eine gewisse Ingerenz nehmen müßte; ferner das Sektenwesen und das Missionswesen im Auslande. Indessen, das alles tritt doch hinter „Rom" zurück. Rom ist entscheidend. Sagt auch Dr. Rietschel selbst: „Der erste Faktor, der auf solchen Zusammenschluß als eine dringende Pflicht hinweist, ist derselbe, der von Anfang an stets solchen Bund in's Leben gerufen hat, die römische Kirche."

Nun sollte man denken, die katholische Kirche hätte sich neuestens in Deutschland gegenüber dem Protestantismus nie dagewesener Uebelthaten schuldig gemacht, oder wenigstens in erhöhtem Maße sich demselben gefährlich erwiesen. Darf man Dr. Rietschel glauben, dann ist das auch der Fall. Wir haben schon oben gesehen, wie er die Unfehlbarkeit des Papstes als eine Gefahr für den Protestantismus hinstellt. Wie aber die päpstliche Unfehlbarkeit, die im Bewußtsein des katholischen Volkes von jeher vorhanden war, neuestens dem deutschen Protestantismus besonders gefährlich sein soll, ist unerfindlich. Eher sollte man meinen, der deutsche Protestantismus würde die Proklamirung des Unfehlbarkeitsdogmas mit einer gewissen Genugthuung begrüßen, in der frohen Erwartung, daß nunmehr, angesichts der „Unsinnigkeit" dieses Dogmas, die



Auflösung der katholischen Kirche in rascherem Tempo sich vollziehen und die „bedrängten“ katholischen Gewissen schaarenweise in der evangelischen Kirche ihre Zuflucht suchen würden. So sollte man meinen. Aber auf protestantischer Seite denkt man anders und läuft ohne Unterlaß Sturm gegen ein Dogma, das der Protestantismus nicht versteht oder nicht verstehen will, und das ihn eigentlich garnichts angeht, da es eine rein interne katholische Angelegenheit ist.

Eine andere Uebelthat „Roms“ ist die einflußreiche Stellung, welche das katholische Centrum im Reichstage und in einigen Landtagen zu erringen wußte, und welche zur Folge hatte, daß der culturkämpferische Geist der 70 er Jahre wenigstens in der staatlichen Gesetzgebung allmählich die Segel strich. Aber was hindert den deutschen Protestantismus, auch seinerseits sich ein Centrum zu schaffen? Hindert ihn „Rom“ daran? Ist „Rom“ schuld, daß so viele Tausende und Abertausende protestantischer Reichstagswähler Socialdemokraten und anderen Atheisten ihre Stimme geben?

Wir haben übrigens der hier berührten zwei Schmerzen Dr Rietschels schon oben gedacht und sie gewürdigt; das Gesagte mag genügen. Aber der Leipziger Professor hat noch andere Schmerzen, die wir wohl auch schon angedeutet haben, aber auch nur angedeutet, und denen wir deßhalb hier am Schlusse unseres Referates noch einige Worte widmen müssen.

Dr. Rietschel sagt:

„Es sei an einzelnen Beispielen, nur der letzten Jahrzehnte, gezeigt, was Rom sich erlauben kann. Im Jahre 1864 hatte Bischof Martin von Paderborn die Kühnheit, einen Hirtenbrief unter dem Titel: ‚Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zumal an diejenigen meiner Diöcese‘, auszusenden, um ihnen zu Gemüthe zu führen, daß sie als Getaufte doch alle unter seinen Bischofsstab gehörten, ähnlich wie Pius IX. an Kaiser Wilhelm I. schrieb, jeder



Getaufte, also auch er, der Kaiser, gehöre in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise dem Papste .... Im Jahre 1869 wagte es Pius IX., die Evangelischen zum Vatikanischen Concil zu laden. Fürstbischof Herzog von Breslau scheute sich nicht, öffentlich die allerdings echt katholische Behauptung aufzustellen, alle protestantischen Ehen seien Concubinate .... Die Canisiusencyklika im Jahre 1897 schleuderte die schändlichsten Beschuldigungen gegen Luther .... Ich weise hin auf die Propaganda Rom's, auf die Proselytenmacherei, die von einheitlichen Plänen aus betrieben wird, auf die Brutalität, die in der Diaspora gegenüber den Protestanten z. B. beim Begräbnisse Evangelischer ausgeübt wird, auf das Verfahren katholischer Missionare gegenüber den bestehenden protestantischen Missionen und anderes mehr."

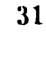
Gesetzt, das hier präsentirte „römische Sündenregister" sei richtig; glaubt Dr. Rietschel, dasselbe ließe sich durch den „Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen" verhindern? Oder wenigstens für den deutschen Protestantismus unschädlich machen? Was Bischof Martin, Pius IX., Bischof Herzog, Leo XIII. gethan, würden sie ganz gewiß auch dann gethan haben, wenn ein allgemeiner protestantischer Kirchenbund bestanden hätte, und es ist durch und durch unwahr, wenn Dr. Rietschel an einer anderen Stelle seines Elaborates die Behauptung aufstellt: „In der Zerrissenheit und Zersplitterung der Evangelischen findet Rom immer wieder neuen Ansporn vorzugehen." Unsere Bischöfe und Päpste warten nicht erst die „Zerrissenheit und Zersplitterung der Evangelischen" ab, ehe sie „vorgehen". Kann man denn auf protestantischer Seite nicht endlich einmal den Wahn fallen lassen, als ob bei den Enunciationen unserer Bischöfe und Päpste immer nur hinterlistige Intriguen, Herrschaftsgelüste und derartige unmoralische Motive im Spiele seien? Warum wird diesem lieblosen, frevelntlichen Urtheile nicht ein Ziel gesetzt?



Dr. Rietschel thut ganz entrüstet über das, was die genannten Bischöfe und Päpste gethan haben, als ob sie den Protestanten wer weiß welches Unrecht zugefügt hätten. Diese Entrüstung ist um so auffallender, als sonst die Protestanten, im Bewußtsein ihrer „wissenschaftlichen und culturellen Superiorität", mit souveräner Verachtung auf alles herabzuschauen pflegen, was von katholischer Seite veröffentlicht wird. Sobald aber Papst und Bischöfe reden, ist es mit ihrer „vornehmen Zurückhaltung" aus. Warum wohl?

Es gehört nicht hierher, auf den Inhalt der erwähnten bischöflichen und päpstlichen Publikationen näher einzugehen und die dagegen erhobenen Anklagen zu entkräften. Nur was dem verstorbenen Fürstbischof Herzog nachgesagt wird, daß er nämlich alle protestantischen Ehen für Concubinate erklärt hätte, verdient hier noch ein Wort der Erwiderung. Es ist nicht wahr, und ist seiner Zeit auch im preußischen Landtage von dem Abgeordneten Windthorst auf die Anschuldigungen Stöcker's hin, auf das unzweideutigste nachgewiesen worden, daß es dem genannten Kirchenfürsten absolut ferne lag, „alle protestantischen Ehen für Concubinate" zu erklären. Wie kommt nun Dr. Rietschel dazu, diese unwahre Anschuldigung wieder aufzuwärmen? Und wie kommt er namentlich dazu, die dem Fürstbischofe von Breslau fälschlich zugeschriebene Behauptung für eine „allerdings echt katholische Behauptung" hinzustellen? In welchem katholischen Buche steht das geschrieben, daß „alle protestantischen Ehen Concubinate" seien? Welcher Bischof, welcher Kirchenrechtslehrer hat so etwas je behauptet? Wir aber fragen: Wo bleibt das achte Gebot: „Du sollst kein falsches Zeugniß geben"?

Zum Schlusse auch noch ein Wörtchen zu der „Brutalität, die in der Diaspora gegenüber den Protestanten z. B. beim Begräbnisse Evangelischer ausgeübt wird." An was Dr.



Rietschel hier denkt, ist nicht klar; vermuthlich hat er die Verweigerung des Begräbnisses von Protestanten auf katholischen Kirchhöfen in der Reihenfolge mit den Katholiken oder die Verweigerung des Glockengeläutes im Auge. In beiden Fällen wäre doch die Frage am Platze, wo die größere „Brutalität" zu suchen ist: bei den Katholiken, welche für ihr gutes Recht streiten, und zwar aus Gewissenspflicht streiten, oder bei den Protestanten, welche Forderungen stellen, für die sie keinerlei Rechtstitel geltend machen können und mit denen sie die Katholiken nur in eine peinliche Gewissensbedrängniß stürzen?

In Summa: Gegen den „Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen" haben wir nichts; gegen eine Begründung dieses Zusammenschlusses mit dem Hinweis auf die „römische Kirche" an sich haben wir auch nichts; aber gegen eine Begründung, wie Professor Dr. Rietschel sie zu formuliren beliebt, und welche auf eine hochgradige Verunglimpfung der katholischen Kirche hinausläuft, müssen wir doch im Namen der Wahrheit und Gerechtigkeit entschieden Verwahrung einlegen.

D. P.



XXXVI.

England und Rußland im fernen Osten.

Die Zeiten, in denen England und Rußland zusammen gingen und dem größten Eroberer der Neuzeit Napoleon I. die Waffen aus den Händen wanden und im Wiener Frieden 1815 eine neue Ordnung der Dinge begründeten, sind dahin und kommen wohl nicht wieder. Schon nach etwa zehn Jahren ward das Freundschaftsbündniß gelockert, an die Stelle des alten Wohlwollens traten Neid und Eifersucht, beide Nationen verfolgten mit Zähigkeit ihre Sonderinteressen und man dankte es nur der Klugheit und Mäßigung der russischen Politik, daß die zahlreichen Conflikte nicht zu blutigen Kriegen führten. Selbst englische Schriftsteller haben die Gereiztheit und Mäßlosigkeit der englischen Diplomaten mißbilligt und behauptet, England habe es nur sich selbst zuzuschreiben, wenn Rußland so häufig die englischen Pläne durchkreuzt habe. Ob zu irgend welcher Zeit seit den dreißiger Jahren eine friedliche Verständigung möglich war, ist zweifelhaft, gegenwärtig ist eine dauernde Aussöhnung aussichtslos; der so lange hinausgeschobene Entscheidungskampf zwischen den zwei Kolossen wird nicht in der Türkei, nicht in Persien, nicht in Afghanistan, sondern höchst wahrscheinlich im fernen Osten, in China ausgefochten werden. Eine erschöpfende Darlegung der Gegensätze der russischen und englischen Politik würde mehr Seiten erfordern als uns Zeilen zu Gebote stehen. Die



Politik der Engländer war unstetig, sprunghaft, gewaltthätig und furchtsam, rücksichtslos und schwach, während die Russen mit Umsicht und schlauer Bedächtigkeit verfuhren und sobald Widerspruch sich erhob, nachgaben, um bei einer späteren Gelegenheit ihren Versuch zu erneuern. So oft die Russen auch ihre Fühler einzogen und das erwünschte Objekt fahren ließen, so ruhten sie doch nicht, bis sie ihr Ziel erreichten.

Die übrigen europäischen Staaten waren bis in die siebziger Jahre so sehr durch innere Streitigkeiten und Kriege in Anspruch genommen, daß sie von den Eroberungen, die England und Rußland in Asien machten, kaum Notiz nahmen; selbst in Frankreich, das große Summen auf seine Colonien verwandte, herrschte große Apathie, man hatte von dem Nutzen der Colonien und dem Vortheil einer bedeutenden Seemacht für Handel und Industrie keine rechte Vorstellung und kehrte sich wenig an die Streitigkeiten zwischen Rußland und England. Erst der türkische Krieg von 1877 und der Berliner Vertrag 1878 lenkte die Aufmerksamkeit des übrigen Europa auf sich und zeigte, bis zu welchem Grade die Eifersucht zwischen Rußland und England gestiegen war. Die unhaltbaren Zustände, welche dieser Friede schuf, die Begünstigung des „kranken Mannes“ in Konstantinopel, dem man erlaubte nach wie vor seine christlichen Unterthanen zu unterdrücken, erregte auch im englischen Volke große Unzufriedenheit und führte zum Sturze des Cabinets Disraeli 1880.

Die Intriguen, die sich auf der Balkanhalbinsel abspielten, gehören nicht hierher; Rußland entsagte seinem Plan, Konstantinopel in seine Gewalt zu bekommen, setzte aber in aller Stille seine Eroberungen in Asien fort und unterwarf oder zog durch friedliche Mittel manche Stämme auf seine Seite, auf die England als Bundesgenossen im Kampfe gegen Rußland gerechnet hatte. England, das in Transvaal und Aegypten auf große Schwierigkeiten gestoßen



und die Unabhängigkeit der Burenstaaten hatte anerkennen müssen, war nicht in der Lage Rußland entgegenzutreten und mußte froh sein, daß letzteres Frieden hielt. Englische Politiker und die zahlreichen Anglophilen des übrigen Europa haben die liberalen sowohl als conservativen Ministerien Englands sehr ungerecht beurtheilt, weil sie die Schwierigkeit ihrer Aufgabe verkannt haben. Mit einer verhältnißmäßig kleinen, in vielen Theilen des weiten Reiches zerstreuten Landarmee, mit einer zwar bedeutenden Flotte, die aber nicht überall in genügender Stärke erscheinen konnte, gegenüber den friedliebenden Parteien im Parlament, welche eine Aggressivpolitik verurtheilten, war eine Schaukelpolitik unvermeidlich. Weder konnten die Conservativen, wenn sie an's Ruder kamen, mit den Traditionen der Liberalen, noch die Liberalen mit den Traditionen und Anordnungen ihrer Vorgänger brechen, oder das Tempo über Gebühr beschleunigen, ohne einen politischen Rückschlag, einen Sturz des Cabinets fürchten zu müssen. Durch außerordentliches Glück begünstigt hatte England ohne irgend welchen Bundesgenossen die Rolle eines Industrie- und Handelsstaates und zu gleicher Zeit die eines Eroberers gespielt und trotz mancher Schlappen und Unfälle seine Stellung mehr und mehr befestigt, aber dieses Glück konnte nicht immer dauern.

Die Ereignisse des letzten Jahres, die unglücklichen Kämpfe im Transvaal haben dem englischen Publikum die Augen geöffnet und gezeigt, ein wie verwegenes Spiel die britischen Diplomaten in früheren Jahren gespielt haben, welche Mächte wie Frankreich und Rußland gleichsam zum Kampfe herausforderten. Es genüge hier Archibald Colquhoun, den ehemaligen Regierungskommissär von Birma und Administrator von Mashonaland, anzuführen, der in seinem gehaltreichen Buche „Overland to China“ sich also äußert: „Die Ueberzeugung bricht sich bei den Japanern und Chinesen immer mehr Bahn, daß England deßhalb



unentschlossen ist, weil es an seinem Vermögen und der Macht, seine Interessen in Asien zu vertheidigen, zweifelt. Japaner und Chinesen anerkennen die Ueberlegenheit der englischen Flotte, heben aber hervor, daß ihr Niedergang bereits begonnen habe. Deutschland und Rußland, die größten Militärstaaten, setzen alle ihre Kräfte ein, um Seemächte erster Klasse zu werden, auch Japan bringt die größten Opfer, um eine große Flotte auszurüsten. Während nun diese ausländischen Nationen große Seemächte zu werden suchen, thut Britannien nichts für die Verbesserung und Vermehrung seiner Landarmee, ja es kann sich nicht einmal entschließen, durch entsprechende Rüstungen zur See sich sein früheres Uebergewicht zu sichern. Die Japaner blicken mit Geringschätzung auf die englische Landmacht herab. Verglichen mit dem deutschen Armeewesen, in dem für Alles gesorgt ist, kommen die englischen Truppen, die über das weite Gebiet des britischen Reiches zerstreut sind, kaum in Betracht." (S. 453—54.)

Man wird vielleicht einwenden, daß Colquhoun und andere Engländer, die seit Jahren eine Reorganisation des Landheeres, Verbesserung in der Marine befürwortet haben, Schwarzseher seien und die Schwäche und Hilflosigkeit Englands übertrieben; aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Thatsachen ihnen vollständig Recht geben, daß die englischen Parteien noch nicht den heroischen Entschluß gefaßt haben, Gut und Blut für die Behauptung ihrer alten Machtstellung einzusetzen. Man ist in England von der allgemeinen Wehrpflicht, von der Einübung aller jungen Leute, von der Einführung von Schießübungen und anderen Maßregeln, welche den kriegerischen Geist in der Nation wecken und stärken, noch weit entfernt. Kundgebungen eines Patriotismus wie die Preußen's im Jahre 1813 lassen noch immer auf sich warten. Jahre der bitteren Noth und Erniedrigung werden vielleicht nothwendig sein, um die bis jetzt schlummernde militärische Begeisterung zu wecken.



Die russischen Diplomaten kennen die Lage Englands weit besser als die meisten Engländer selbst und haben jedenfalls gute Gründe für ihre Zurückhaltung während dieses Jahres gehabt. Sie ließen es zu, daß England in einem Kriege gegen 60,000 Bauern seine besten Truppen verlor und sein militärisches Prestige völlig einbüßte. Je mehr sich England in den Krieg gegen die Buren verbiß, desto ungestörter konnten die Russen ihre chinesische Politik verfolgen und China und Japan die politische Ohnmacht Englands ad oculos demonstriren. Man begreift die tiefe Bestürzung in den diplomatischen Kreisen Londons bei der Trauerkunde von Peking, denn man hatte alle Warnungen und Mahnungen englischer Agenten in den Wind geschlagen und wollte nicht daran glauben, daß die chinesische Regierung je daran denken könne, das europäische Joch abzuwerfen. Ueber der ganzen Verschwörung liegt indeß ein geheimnißvolles Dunkel, das wir bis jetzt noch nicht zu lichten vermögen. Man könnte versucht sein, ein geheimes Einverständniß China's mit irgend einer der europäischen Mächte anzunehmen, wenn die Aufrührer nicht unterschiedslos gegen alle Fremden gewüthet hätten.

Ueber den Rachekrieg gegen China, die Dauer und den Ausgang desselben, können wir im besten Falle nur unsichere Vermuthungen anstellen, welche die Ereignisse der nächsten Tage Lügen strafen würden; aber soviel ist sicher, das gegenwärtige Völkerkonzert wird im Mißklang enden. England wird isolirt werden; von einem Bündniß mit Deutschland oder den Vereinigten Staaten kann keine Rede sein, denn keine dieser Mächte ist thöricht genug, die Kastanien für England aus dem Feuer zu holen. Deutschland wird, so wie die Dinge liegen, nie und nimmer seinen alten Alliirten und seinen Grenznachbar in Europa und Asien zum Kampfe herausfordern, die Vereinigten Staaten aber, welche die Filippinos noch nicht unterworfen haben,



werden sich zweimal bedenken, bevor sie ihren mächtigsten Rivalen England unterstützen.

Manche Politiker mögen sich wundern, daß Rußland die Verlegenheit seines in Transvaal beschäftigten Gegners nicht sofort zu einem Angriff auf die englische Machtstellung benützte, da eine so günstige Gelegenheit sich nicht so bald wieder eröffnen dürfte. Sie vergessen, daß England, das durch die Aufstände und Befürchtung von Rebellionen beständig in Athem erhalten wird, statt neue Kräfte zu sammeln, immer mehr erschöpft wird, daß das Zögern Rußlands die Engländer in falsche Sicherheit einwiegen und allenfalls zu neuen Zugeständnissen an Rußland vermögen wird, welche die russischen Chancen noch verbessern werden. In der Zwischenzeit wird Rußland die Mandschurei erobern, die Eisenbahn nach Peking vollenden, seine wichtigen Seehäfen durch Eisenbahnen verbinden und die wichtigen Bergwerke ausbeuten. Durch die Eisenbahnen kann Rußland seine Truppen leicht befördern und concentriren für eine künftige größere Aktion.

Rußland hat England gegenüber nur wenige übereilte Schritte gethan und, um vorzeitige Conflikte zu vermeiden, vielfach nachgegeben; auch jetzt wird es, da die chinesische Frage noch nicht spruchreif ist, durch seine Bundesgenossen Frankreich und Deutschland die Entscheidungszeit verschieben. Je später der Kampf mit England beginnt, desto besser ist es für Rußland, während England aus der Verzögerung große Gefahr erwächst.

Hätte England, wie seine wahren Freunde riethen, einen billigen Frieden mit den Buren geschlossen, und sein freigewordenes Heer nach dem fernen Osten geschickt, dann hätte es als Vermittler auftreten und den nach neuen Beutestücken lüsternen Mächten Halt gebieten können. In diesem Falle hätte die chinesische Regierung es kaum gewagt, dieses Blutbad anzurichten. In einer verhängnißvollen Stunde hat die Empfindlichkeit, die Rachsucht den Sieg



über die weise Mäßigung davongetragen, und so ist das Heer, dessen Gegenwart in Asien so schmerzlich vermißt wird, noch immer in Südafrika festgehalten. Man munkelt in englischen Zeitungen von einem Bündnisse China's mit England und einer Kriegserklärung an Rußland; aber diese Nachricht würde nur dann Glauben verdienen, wenn England mit einem Heer von 200,000 Mann in China einrückte, wenn es seine Zeughäuser öffnete und die Chinesen mit Waffen und Munition versorgte. Eine solche That setzt eine Energie, eine siegesbewußte Zuversicht voraus, deren wir weder das englische Cabinet, noch die englische Nation für fähig halten. So gewagt ein solches Unternehmen gegenüber der treulosen Politik China's auch sein mag, so wäre es durchaus geeignet, das alte Prestige von England wieder herzustellen und seine Gegner Lügen zu strafen, welche darauf rechnen, daß England um des lieben Friedens willen in allen Punkten, freilich unter Protest, nachgeben werde.

Durch eine so unerwartete Kraftentwickelung könnte Japan gewonnen werden; Rußland, Frankreich und Deutschland würden es kaum wagen den britischen Löwen zu reizen und auf der Abtretung weiterer chinesischer Gebiete zu bestehen. Wird England sich zu diesem wahrhaft großherzigen und staatsmännischen Entschluß erschwingen können, wird es wagen, seine übrigen Gebiete von Truppen zu entblößen, um als achtunggebietende Macht in China aufzutreten? Wir würden diese Frage vielleicht bejahen, wenn statt eines Joe Chamberlain ein Pitt an der Spitze der Regierung stände, wenn England einen Minister des Auswärtigen erhielte, dessen Leitung Parlament und Heer sich anvertrauen könnten.

Die Aussichten für England sind sehr trübe, wenn dasselbe Rußland gegenüber den Kürzeren zieht, wenn es ruhig zusieht, wie die große nordische Macht sich mehr und mehr in Konstantinopel, in Teheran, in Afghanistan und

China befestigt und an allen diesen wichtigen Punkten England entgegenwirken, dessen Handel schädigen kann. Persien, Afghanistan und China bieten Ausfallsthore gegen Indien, wie sie Rußland nicht besser wünschen kann. Schon das ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil für Rußland, daß in einem Kriege die englische Armee sich theilen müßte und die Flotte kaum eine Verwendung fände. Indien und die Colonien haben noch nicht Zeit gehabt schlüssig zu werden, sollte indeß England sich seiner Aufgabe in China nicht gewachsen zeigen, dann ist ein Aufstand in Indien sehr wahrscheinlich. Der erfolgreiche Widerstand der Filippinos, die zum Theil mit Erfolg gekrönte Erhebung der chinesischen Mohammedaner (Boxer) beweisen, daß die Europäer nicht unüberwindlich sind. Noch vor 30 Jahren wäre eine Verbindung aller Mohammedaner ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, aber heutzutage sind auch die abgelegensten Stämme über die politischen Vorgänge in Asien einigermaßen unterrichtet, die Agitatoren, welche die Grundlagen des indischen Reiches unterwühlen wollen, tragen dafür Sorge, daß die englischen Niederlagen allen bekannt werden, und verfehlen nicht, die Ohnmacht Englands zu übertreiben. Noch ist es Zeit, der Umarmungen Rußlands sich zu erwehren, die zahlreichen Stämme in den verschiedenen Colonien durch Gewährung von Selfgovernment, durch Erleichterung der Steuerlast, durch Zulassung der Eingeborenen zu höheren Aemtern, zu gewinnen. Sollte England die von seinen besten Söhnen so scharf gerügten Mißbräuche der Verwaltung in Indien festhalten, den Bestrebungen der gebildeten Klassen dieses großen Reiches entgegenwirken, dann könnte es wohl noch immer Miethlinge finden, die sich anwerben lassen, nie und nimmer begeisterte Anhänger, welche die Sache Englands als ihre eigene betrachten.

Die englischen Diplomaten und die leitenden Staatsmänner sind viel zu optimistisch und meinen, die Hindus



müßten sich auf den englischen Standpunkt stellen und dankbar sein für die erhaltenen Wohlthaten; die Hindus dagegen machen wohl nicht mit Unrecht geltend, die Zeit sei gekommen für billige Gleichberechtigung der Europäer und Eingeborenen, für Zulassung der letzteren zu allen Aemtern, für Abschaffung aller Privilegien. Eine Regierung, so sagen sie, stellt sich ein Armuthszeugniß aus, wenn sie ohne eine europäische Besatzung nicht bestehen kann. Wenn die Regierung während 40 Jahre ununterbrochenen Friedens ihre Unterthanen nicht zur Selbstverwaltung anleiten konnte, hat sie sich selbst ihr Urtheil gesprochen.

Benützte England diese Gelegenheit, um Indien die längst gewünschte Autonomie und eine Verfassung zu gewähren, entsagte es dem despotischen Regiment, das zur Verwaltung in Großbritannien im grellsten Gegensatz steht, schaffte es die Söldnerarmee ab und ersetzte dieselbe durch eine nationale, dann hätte es Aussicht im Kampfe gegen die Russen. So viel wir wissen, würden diese und ähnliche Reformen auf entschiedenen Widerstand seitens der englischen Civilbeamten Indiens stoßen, das beweist aber durchaus nicht, daß sie unzeitgemäß oder verfrüht sind. Freilich die Durchführung derselben würde mit großen Opfern verbunden sein. England könnte seine Kriege mit Afghanistan, Birma und China nicht länger mit indischem Gelde führen, seine ausgedienten Offiziere und Civilbeamten mit Pensionen bedenken, die dem indischen Schatz entnommen sind, aber die Klagen, daß Indien zu Gunsten Englands ausgebeutet werde, würden verstummen. England zieht aus seinen Colonien weit größeren Nutzen als Rußland, Frankreich, Deutschland, aber die Folge wird uns lehren, ob es tiefere Wurzeln im Volksleben geschlagen.

Es ist an der Zeit, daß England, das sich während des 19. Jahrhunderts zum allgemeinen Sittenprediger aufgeworfen, und im geheimen und ganz offen die Aufständischen gegen die rechtmäßigen Regierungen unterstützt hat, im

eigenen Hause Ordnung schaffe und die Pflichten, die es anderen predigt, selbst übe. Die russische Oberherrschaft ist aus vielen Gründen nicht wünschenswerth, die Cultur welche Rußland bringt, steht entfernt nicht so hoch als die englische, die russischen Beamten erfreuen sich nicht derselben Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe wie die englischen; damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß alles im englischen System vollkommen sei, daß die Engländer nicht viel von den Russen lernen können. Vor allem müßte das moderne Kastensystem, das noch schlimmer wirkt als die alten Kasten, durchbrochen werden, die strenge Trennung der Europäer von den Eingeborenen, des höher gestellten Europäers von den Niedriggestellten müßte aufhören, das Band des gegenseitigen Wohlwollens und der Sympathie muß alle umschlingen. Das Fehlen dieser Eigenschaften hat England in Indien und China, selbst in Europa viele Feinde gemacht. Die Engländer, die sich so gerne die Träger der Cultur und Gesittung nennen, welche betheuern, die Verbesserung des Looses der fremden Nationen liege ihnen mehr am Herzen als Handelsvortheile, sollten die echte Humanität nicht bloß durch Wort, sondern auch durch Beispiel predigen.

Hoffen wir, daß die Russen, wenn sie zur Weltherrschaft gelangen sollten, sich dieselben Grundsätze aneignen und aus dem starren Fanatismus heraustreten, welcher anderen die russische Staatsreligion aufdrängen will. Unmöglich ist eine solche Wandlung nicht (wenngleich schwer absehbar); die Engländer haben sie auch durchgemacht, sobald sie sahen, daß ihre Colonien kein vergrößertes England sein könnten, sondern um bestehen zu können, sich selbständig entwickeln müßten.

A. Z.



XXXVII.

Zum Kapitel: Theaterreform.

(Eine Stimme aus Oesterreich.)

Der dramatischen Kunst steht das mächtigste Kunstmittel zu Gebote, die Darstellung durch ‚Wesensbilder'. Ihre Wirkung wird potenzirt, weil sie eine Massenwirkung ist. Wo ihr Zauber waltet, gilt das Dichterwort: „Hoch schlägt in tausend Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz." Schon diese Umstände lassen uns ahnen, welch hohe Aufgaben die dramatische Kunst bewältigen, welch wichtige Funktionen im socialen Organismus sie übernehmen könnte. Ja, man muß ihr geradezu die höchsten Ziele stecken. „Wenn ich die hohe Aufgabe, die reichsten Mittel und die mögliche Wirkung der Schauspielkunst in der Stille meines Herzens so recht betrachte, erschrecke ich, denn ich sehe das Ungeheure, und ich fühle dann, daß sie, wenn sie nicht im strengsten Sinne und Stile zum Heiligen und dessen Feier hinarbeitet, sehr verdächtig ist. Es entstehen dann tiefe Zweifel in mir, ob sie nicht auf jedem anderen Wege zu den verbotenen satanischen Künsten gehöre, was sich aus der Combination ihrer unendlichen hohen Aufgabe mit allen endlichen niedrigen, ja infamen Beziehungen ihres jetzigen Zustandes leicht vermuthen läßt." Es frägt sich nun, was die Geschichte zu diesen Ansichten Clemens Brentano's sagt. „Werfen wir einen Blick auf die attische Bühne, wo Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Siege feierten, wo Aristophanes mit genialer Laune und zermalmender Komik herrschte: welch ein Bild voll ernster, hinreißender Schönheit entrollt sich vor unseren Augen! Das dramatische Spiel ist



dort keine Werktagskunst wie bei uns, keine alltägliche Zerstreuung, kein Mittel, der Langeweile abzuhelfen. Die Spiele sind den Göttern heilig, tragen ihrem Ursprung gemäß den Charakter religiöser Feste... Vor den Augen des lauschenden Volkes ziehen die Geschicke seiner Ahnen, ihre Heldenthaten und ihre Frevel, ihre Siege und ihre Strafen erhebend, mahnend, erschütternd vorüber... Oder die komischen Masken füllen Scene und Orchester, und im Gewande der schneidendsten Satire und des ausgelassensten Witzes ergeht an Volk und Staat die tiefeingreifende, von glühender Vaterlandsliebe getragene Sittenpredigt. Mitten durch das tragische und komische Spiel schreitet der Chor, belehrend, betend, theilnehmend und die Leidenschaften beschwichtigend, rügend und ermahnend, trauernd und jubelnd. Fürwahr, ein Kunstgebilde höchster Art, welches bei den drastischen Effekten, die es auf der Scene anzuwenden nicht versäumte und nicht verschmähte, von der größten, nachhaltigsten Wirkung auf das Volk sein mußte, und ganz dazu gemacht war, die hohe Aufgabe der Kunst in vollendeter Weise zu lösen: durch das Schöne zu fesseln und so zum Guten führend zu veredeln" (s. Molitor, Das Theater S. 8—9). Hören wir nun, wie der indische Dichter Bhavabhûti über Wesen und Ziel der dramatischen Kunst sich ausspricht in den Schlußworten des Râma-Schauspieles „Uttara Râma Carita", welche Râma an Vasiththa richtet:

„Nichts bleibt mir, heiliger Mann, zu wünschen mehr.
Mög' dies von Göttern eingegebne Spiel
Das Herz erfreuen und zugleich auch läutern,
Wie Mutterliebe jeden Kummer löst,
Der Gangâ Fluthen jede Makel tilgen.
Es mög' die Schauspielkunst mit tiefem Sinn
Und Verswohllaut uns die Geschichte deuten,
Daß ew'ger Ruhm für seine holden Töne
Den großen Sangesmeister ehrend kröne,
In welchem Kunst und Wissen suchen eins:
Der Wahrheit Quell, den Born des höchsten Seins."

(Siehe Baumgartner, G. d. Weltliteratur, II. Bd., S. 185 u. f.)

Die Kunst der Griechen, wie der Inder war trotz Allem in ihrem innersten Wesen krank, krank an einer falschen Welt-



anschauung. Das Christenthum hat auch der Kunst die Heilung, die Erlösung gebracht. Man braucht nur an Calderon und Shakespeare zu erinnern, um uns zum Bewußsein zu bringen, „daß die Bühne einst etwas konnte, wovon sie keinen Begriff mehr hat“ (Cl. Brentano). Uns sollte eigentlich eine andere Erinnerung näher liegen. „Aus dem tiefsten Glaubensleben des Volkes hervorgewachsen, im engen Anschluß an die kirchliche Liturgie, stand das geistliche Schauspiel um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf seiner Höhe. Es gelangte zwar nicht zu jener feinen künstlerischen Abrundung, welche den spanischen ‚Autos‘ eigen, aber durch seinen idealen Gehalt und die volksthümliche Großartigkeit der Aufführungen erreichte es einen Einfluß und eine Bedeutung, welche man mit jener der antiken Tragödie Griechenlands vergleichen darf. Die in den verschiedenartigen geistlichen Schauspielen enthaltenen symbolisch-geschichtlichen Darstellungen der göttlichen Offenbarungen an die Menschheit bieten die erhabensten und tiefsinnigsten Stoffe der Kunst; ihre Aufführungen waren zugleich die erbaulichsten Volksfeste“ (Janssen, G. d. d. Volkes VI. Bd. [1.—12. Aufl.], S. 255). An anderer Stelle sagt der Geschichtsschreiber des deutschen Volkes: „Die geistlichen Spiele insgesammt waren, wie noch gegenwärtig die Spiele in Oberammergau, große, erbauliche Volksfeste, auf die Jung und Alt sich lange vorher freute und die noch lange wohlthätig fürs Leben nachwirkten. Man hatte, wie einst die Griechen bei ihrer Tragödie, den Vortheil, daß der Stoff im Allgemeinen dem christlichen Volke wohlbekannt war. Wenige, aber markige Züge genügten, um jede Person wie einen alten Bekannten einzuführen. Gern sah das Volk diese Personen, deren Reden es oft in der Kirche vorlesen hörte und deren Gestalten es auf seinen Kirchenbildern von früher Jugend an andächtig angeschaut, gleichsam aus dem Rahmen heraus in seinen eigenen Kindern sich lebendig gegenübertreten. Durch die Betheiligung einer großen gleichgestimmten Menge, welche das Schauspiel als frommes Werk betrachtete, durch die bedeutende Anzahl der Mitspieler aus allen Ständen ließen sich große und würdige Erfolge erzielen, zumal man die Mühe sorgfältiger, gemeinschaftlicher Spielproben nicht scheute“ (I. Bd. [1. A.] S. 234).



An diese Bilder gehalten, wird die Darstellung des heutigen Bühnenelends zum schaurigen Nachtgemälde. Mehr als zur Zeit, da er ausgesprochen wurde, ist heute der Vorwurf berechtigt, welchen Cl. Brentano in den ‚Briefen über das neue Theater' den Vertretern der Schauspielkunst entgegenschleudert: „Euch ist die niedere Welt angewiesen. Ihr seid die frechen, liederlichen, infamen Priester des vergänglichen Lebens. Eure Schwungfedern holt Ihr aus den Flügeln des Satans, Eure Gluth nehmt Ihr nicht von dem Himmel und nicht aus der Hölle, Ihr bekommt sie aus der zweiten Hand, von des Teufels Feldschmiede, im Bivouak des Todes, wo die Sünde Marketenderin und die Leidenschaft Feldprediger ist." Was das Theater in seiner Entartung wirkt, sagt uns Fr. L. Stolberg: „Die eigentliche Schule des unchristlichen und unsittlichen Weltgeistes, der in unserer Zeit alle alte Kraft und Ehrenhaftigkeit des Charakters unserer Vorfahren untergraben hat und fortwährend untergräbt, ist die Bühne, die Lehrmeisterin und Schmeichlerin der Leidenschaften, meines Erachtens eine der Hauptquellen des Verderbens für unsere sogenannt gebildeten Kreise." Die Kluft, welche sich in Bezug auf unsere Kunst geöffnet hat zwischen dem reinen hohen Ideal und der schmutzigen, niedrigen Wirklichkeit, zwischen dem glorreichen Einst und dem schmachvollen Jetzt ist so tief und weit, daß das blödeste Auge sie sehen muß. Die Erkenntniß des Uebelstandes und seiner Größe ist da und damit auch das lebhafte Bedürfniß der Abhilfe. Auch das Theater ist ein Acker Gottes. Wenn uns der Acker schreckt mit seinem üppigen Unkraut, mit seinen buntglänzenden, betäubenden Giftblüthen, dann müssen wir Reue erwecken, daß wir als unnütze Knechte dem Widersacher Gottes das Feld überließen, welches bestimmt war, nahrhaftes, schmackhaftes Brod zu liefern für die hungernde Volksseele. Ist die Reue echt, dann wird sie sich umsetzen in die rettende That.

Ein alter Spruch sagt: „Wir können es nicht hindern, daß die Raben über unseren Kopf fliegen, wohl aber, daß sie sich auf unserem Kopfe ihr Nest bauen." Die schlechten Dramen werden trotz unseres Widerstandes über die Bühne gehen. Aber die christlich denkenden Kritiker können dafür sorgen, daß die Gutgesinnten sich ferne halten. Sie können das Vorurtheil



bannen, es sei ein nothwendiges Erforderniß seiner Bildung, derlei Stücke mitangesehen zu haben. Sie können dem Publikum zum Bewußtsein bringen, daß es eine viel ärgere Geschmacksverwirrung ist, an solchem moralischen Aas, mag es noch so pikant zubereitet sein, Gefallen zu finden, als mit Behagen große, lebende Holzwürmer zu verzehren, wie es die Eingeborenen Futunas thun.

A. Lignis fordert in der „Wahrheit": „Gebt dem Bühnenkünstler, der sich seine katholischen Grundsätze zu erhalten sucht, Gelegenheit, an einem Verkehr in katholischen Kreisen seinen Rückhalt zu finden. Stoßt ihn nicht von euch: ihr treibt ihn ins Lager der Feinde." Diese Mahnung wird von Dr. Jos. Weiß in der „Lit. Beilage der Kölnischen Volkszeitung" warm unterstützt. Wohl darum fürchtet die Redaktion, der Artikel „Ueber unsere Stellung zum Theater" werde „in manchen katholischen Kreisen Befremden erregen." Clemens Brentano war noch freisinniger als Lignis und Dr. Weiß. Er machte sich auch mit solchen Schauspielern zu schaffen, denen die katholischen Grundsätze gleichgiltig waren, und er that es, um sie „zum Guten zu verführen": „Lieber Himmel! wenn Niemand sich mehr um Euch bekümmerte, Ihr würdet nie besser werden." Wenn man auf dem Standpunkte steht, daß auch der Schauspieler eine unsterbliche Seele hat, wird man sich daran — nicht stoßen. Zudem kann durch eine solche Fühlung mit Schauspielern manches Schlimme auf der Bühne verhindert, manches Gute gefördert werden. Eine gründliche Sanirung des Theaters auf diesem Wege zu erzielen wird Niemand hoffen. Der uns zugänglichen Bühnenkräfte sind hiefür zu wenige.

Täuschen wir uns nicht. „Es geht nicht anders. Wir aufrichtigen Katholiken, die wir nur noch als eine selbstbewußte und zielbewußte, geschlossene Phalanx einen maßgebenden Einfluß auf das so vielfach versumpfte öffentliche Leben wieder erobern können, müssen auch auf diesem Gebiete zu der organisirten Selbsthilfe greifen" (Dr. A. Stára, die Dramaturgie S. 186). Vielverheißende Anfänge sind schon da. In Wien haben wir eine „christliche Volksbühne". Man unterstütze sie, fördere sie und beurtheile sie — wohlwollend unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen

hat! Ein Gleiches gilt von den Festspielen in Eibesthal. Willmann sagt: „Das Theater, im Alterthume wie im Mittelalter, ursprünglich dem Cultus gehörend, wirkte in dieser Stellung bildend und erhebend auf die Menge; die edelsten Geister haben sich seitdem bemüht, ihm seine ideale Höhe wiederzugeben und die Schaubühne zu einer Erziehungsanstalt des Volkes zu machen" (Didaktik II. Bd. [2. A.] S. 450). Ich dächte, es sei ersprießlicher, solche Bemühungen zu unterstützen, als dem Opfermuth, welcher aufwärts drängt, in kritischer Laune Prügel unter die Füße zu werfen, weil er nicht beim ersten Anlaufe die Höhe erreicht hat.

Ein Freund, mit dem ich die Theaterreform besprach, war mit Allem einverstanden, nur hielt er mir die Frage entgegen: „Wo ist das katholische Volksschauspiel der Gegenwart für die katholische Volksbühne?" Ich konnte mich da nicht auf unsere Dichter Seeber, Heemstede, Eschelbach, Cornelius u. s. w. ausreden. Es gilt ja nicht dem Kunstdrama der „Modernen" ein Kunstdrama von unserer Seite entgegenzustellen. Ein Hinweis auf Martin Greif, Domanig und F. von Scala begegnete wohlwollender Aufnahme, aber auch einigen Bedenken. Wir kamen schließlich überein, es sei hier, wie auf anderen Gebieten nöthig, an die Tradition anzuknüpfen, dort, wo sie von der Reformation abgebrochen wurde. Da waren wir beim Gedanken, den Janssen mit den Worten ausspricht: „Einige spätere Dramen geistlicher Art, vorzugsweise das Oberammergauer Passionsspiel, haben es noch der Gegenwart ermöglicht, von dem gewaltigen Eindrucke dieser religiösen Volsdramatik eine Vorstellung zu gewinnen und den Vortheil zu bemessen, den eine weitere harmonische Entwickelung derselben für das gesammte Geistesleben hätte erlangen können." (G. d. d. Volkes VI. Bd. [1.—12. A.] S. 255.) P. Albert Weiß meint, sicherlich wäre die schwierige Aufgabe, „die volle Vereinbarung des Göttlichen und Menschlichen in der Schürzung und Lösung des Knotens der gesammten Weltgeschichte und ihrer einzelnen Abschnitte, schon längst zur vollen Genüge abgethan, wenn nicht der unheilvolle Riß der Reformation auch hier die Weiterentwickelung des so viel versprechenden Anfanges unterbrochen hätte. Gerade bei uns in Deutschland zeigte sich



hiezu mehr Anlage und Aussicht als zur Durchführung der bloßen Charaktertragödie . . . Noch haben sich Reste davon bis auf unsere Tage erhalten. Und das Urtheil der größten Fachmänner und das immer wieder neue Interesse, das Tausende selbst über das Meer her jedes Jahrzehnt nach Oberammergau führt, bezeugt, daß der Geist, der aus dieser schlichten Kunstform spricht, aller dramatischen Feinheit unendlich überlegen ist, die auf unseren Hofbühnen trotz eines so raffinirten Aufgebotes von bestechenden Mitteln vergebens mit ihr um die Palme ringt." (Apologie III. Bd. [1. Aufl.] S. 848)

Achim von Arnim und Cl. Brentano haben durch „des Knaben Wunderhorn", wie Vilmar sagt, dem Volksliede die sichere und herrschende Stellung in unserer Literatur wieder erworben. Mit Recht betonen die Biographen Brentano's: „Sollten nun einmal die vergessenen Lieder in das Herz des Volkes eingeführt werden, so konnte dieses nur durch eine Auswahl und durch zeitgemäße Textverbesserung geschehen." (S. Diel-Kreiten, Cl. Brentano I. Bd. S. 211.) Man muß es den beiden Dichtern Dank wissen, daß sie das poetisch Wirksamste auswählten und uns „gewissermaßen nur den Duft dieser Volkspoesie des 15. und 16. Jahrhunderts" boten. Auf einem anderen Wege wären „die übel angeschriebenen Lieder" nie zu der ihnen gebührenden Geltung gekommen. Den gleichen Schwierigkeiten, wie das alte Volkslied einst, würde das alte Volksschauspiel jetzt begegnen. Das öffentliche Urtheil möchte ihm „wohl ein kümmerlicher Wirth" sein. Unser Geschmack ist durch das moderne Drama raffinirt, verwöhnt, verbildet. „Ein raffinirter Mensch muß Austern, Trüffel und den Hautgout von einem wilden Schweinskopf haben, während der Ungebildete wähnt, frische Milch, reife Trauben und Weißbrod seien eine kostbare Nahrung." (S. Alban Stolz, Spanisches S. 77.) Soll das Volksschauspiel in weiteren Kreisen Interesse gewinnen, dann muß es uns in ähnlicher Weise mundgerecht gemacht werden, wie das Volkslied durch die beiden Romantiker.

Dieser Aufgabe hat sich nun ein dritter Romantiker unterzogen, ein Romantiker, der heute noch lebt: Dr. R. v. Kralik. Seine Arbeit hat noch lange nicht die Anerkennung gefunden, welche sie verdient. Nach Jahrzehnten wird man sich darüber



wundern. Nun, wir wundern uns ja auch darüber, daß das „Wunderhorn“ im Lager der Herausgeber die kühlste Aufnahme fand. Wie fremd uns unser eigenstes Eigenthum geworden, zeigt das Urtheil Kreiten's, welcher in der Besprechung des „Mysteriums von der Geburt des Heilandes“ von dem „eigenthümlich schönen und fremdartigen Werke Kralik's“ spricht. Uebrigens hat der feinsinnige Kritiker und Dichter die Bedeutung des Werkes erfaßt: „Wir dürfen wohl sagen, daß dieses neue Werk das ideale Mysterium von der Geburt darstellt, insofern es in sich so ziemlich das Beste, Edelste und Volksthümlichste aller anderen umfaßt“ (St. a. M.-Laach, 46. Bd, S. 451.) „Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. Ein Osterfestspiel in drei Tagewerken“ darf auf das gleiche Lob Anspruch machen. „Das Volksschauspiel vom Dr. Faust, erneuert durch Richard Kralik“, hat mich persönlich zur Ueberzeugung gebracht, daß nun der Anfang gemacht sei zu einer Erneuerung der dramatischen Kunst in unserem Vaterlande. In dieser Hinsicht wird Kralik bahnbrechend wirken. Er selbst sagt im Vorwort: „Es war mir hier so wenig, wie bei meinen Erneuerungen der Mysterien darum zu thun, archaistischen Modetendenzen nachzugehen, eine lediglich historische Neugierde zu befriedigen, Todtes und Abgestorbenes zu künstlichem Leben zu erwecken, in den Hexenkessel der modernen Kunstbestrebungen auf's Gerathewohl ein neues scharfes Gewürz zu werfen; im Gegentheil, es lag mir daran, dem Volk sein eigenstes Eigenthum zu erhalten und zu hüten, seine lebendigsten, gesündesten und kräftigsten, nur etwas verwahrlosten Kinder in meine Pflege zu nehmen, den festesten, sichersten und natürlichsten Boden seiner Bethätigung zu vertheidigen, ihm, wie es von seinen Dichtern verlangen kann, Brot und nicht Steine zu geben.“ Auch der dramatischen Kunst gilt, was Willmann von der Philosophie sagt: „Sie muß an der eigenen Regeneration arbeiten, sich auf sich selbst besinnen, das Wahre, Echte, Große, was die Jahrhunderte in ihre Schatzkammern niedergelegt haben, nach seinem Werthe erkennen und zum Prüfstein für die Fälschungen machen, die der wechselnde Zeitgeist an dessen Stelle zu setzen versucht hat.“ (Gesch. des Idealismus III. Bd. S. 961.)



Die Erkenntniß des Bühnenelendes ist da. Das Bedürfniß nach Abhilfe wird lebhaft gefühlt. Das Bühnenideal ist uns klar. Der verschüttete Jungbrunnen des Volksschauspieles ist von einem der Unserigen wieder eröffnet. An einzelnen Orten hat die „organisirte Selbsthilfe“ schon Anerkennenswerthes geleistet. Molitor, Stára, Kralik u. s. w. sind durchaus nicht mehr Rufer in der Wüste. Sie finden immer mehr Gesinnungsgenossen. Freilich sind deren noch nicht genug, denn die Riesenaufgabe erheischt das angestrengteste Zusammenwirken vieler, vieler Kräfte. Gilt es ja das prächtige Rettungseiland des christlichen Volksschauspieles hinauszutreiben über die hochgehende, schlammige Sündfluth des modernen Theaters, welche so viele unsterbliche Seelen verschlingt. Ein Lob unserer Theaterreformer soll den Schluß bilden. Gesungen ist es von Eichendorff:

„Und wer mag würdig jene Reinen loben,
Die in der Zeit hochmüt'gem Trieb und Trachten
Die heil'ge Flamme treu in sich bewachten,
Aus ihr die alte Schönheit neu erhoben.“

P. A. P.

XXXVIII.
Maltzew's Menologion. I.[1)]

Im Anschluß an die frühere Besprechung der von Herrn Propst von Maltzew in den Jahren 1890—99 veröffentlichten liturgischen Werke[2)] ist ein inzwischen erschienener neuer umfang=

1) Menologion der orthodox=katholischen Kirche des Morgenlandes. I. Theil (September—Februar). Deutsch und slavisch unter Berücksichtigung der griechischen Urtexte von Alexis von Maltzew, mag. theol., Propst an der Kirche der kaiserlich Russischen Botschaft zu Berlin. Berlin, Karl Sigismund. 1900. XCVI und 1060 S. 8°.

2) Vgl. Histor.=polit. Blätter Bd. 125 (1900), S. 377 ff.



reicher Band anzuzeigen, die erste Hälfte des Menologion, das in zwei Bänden die ganze Reihe der unternommenen Uebersetzungen der gottesdienstlichen Bücher der orientalischen Kirche zum Abschlusse bringen soll. Das zweibändige Menologion bildet, wie jede der sieben vorausgehenden in je einem Bande erschienenen Publikationen, ein selbständiges Werk für sich. Die Einrichtung des wieder unter der bewährten Mitarbeit des Herrn Pfarrers Basilios Goeken bearbeiteten Werkes entspricht derjenigen der anderen Bände. Nachdem der zuletzt erschienene Band, „Fasten- und Blumen-Triodion", die beweglichen Feste des Kirchenjahres dargestellt hatte, hat es das neue Werk mit den unbeweglichen Festen zu thun. Die Einleitung bietet die nöthigen allgemeinen Erläuterungen, insbesondere auch die dogmatischen Grundlagen, indem sie zunächst über die Verehrung der Heiligen, der Reliquien und der hl. Bilder handelt (S. XX—XLII). Weiter werden in der Einleitung S. XLII—LXXVI die zwölf großen Feste behandelt, die in der orientalischen Kirche nächst dem an Rang allen anderen vorausgehenden Osterfeste als die größten Feste begangen werden. Darunter sind 3 bewegliche: Palmsonntag, Christi Himmelfahrt und Pfingsten, und 9 unbewegliche Feste: Mariä Geburt (8. Sept.), Kreuzerhöhung (14. Sept.), Einführung der Mutter Gottes in den Tempel (21. Nov.), Weihnachten (25. Dez.), Theophanie (6. Jan.), Empfang des Herrn durch Symeon (Mariä Lichtmeß, 2. Febr.), Mariä Verkündigung (25. März), Christi Verklärung (6. Aug.), Mariä Himmelfahrt (15. Aug.); die gottesdienstlichen Besonderheiten der 9 letzteren Feste werden ausführlicher dargestellt. Endlich folgt noch S. LXXVII—LXXXIX eine „vergleichende Zusammenstellung von Heiligentagen der orientalischen und occidentalischen Kirche", für die Zeit von September bis Februar.

Den speciellen Inhalt des Bandes bildet sodann die erste Hälfte des Kalendariums, vom 1. September, an welchem das orientalische Kirchenjahr beginnt, bis Ende Februar. Zu jedem Tage werden die an demselben gefeierten Heiligen oder Feste verzeichnet, zu den Namen der Heiligen kürzere oder ausführlichere Notizen über ihr Leben und ihre Wirksamkeit, und



zu den sonstigen Festen die nöthigen Angaben über ihre Bedeutung und über Zeit und Veranlassung ihrer Einführung beigefügt;[1]) ferner die besonderen kirchlichen Lieder und Lesungen auf die einzelnen Feste. Besonders großen Raum nimmt die Darstellung der Gottesdienste am Weihnachtsfeste mit seiner Vigil ein (S. 575—646); nächst demselben Epiphanie (S. 699—730).

Der größte Theil des Inhaltes erscheint hier zum ersten Mal in deutscher Sprache. Von dem „Kalendarium manuale utriusque Ecclesiae" von Nilles (Bd. I, 2. Aufl., Innsbr. 1896) unterscheidet sich das Werk in seiner Anlage hauptsächlich dadurch, daß es speciell die bei den Russen und anderen slavischen Völkern gefeierten Feste behandelt, diese aber zu jedem Tage vollzählig, nicht mit Beschränkung auf die der orientalischen Kirche mit der römisch-katholischen gemeinsamen Heiligen; gerade in dieser Beziehung, in den Angaben über Heilige aus späterer Zeit, welche die orientalische Kirche als solche feiert, und über Gedenktage zu Ehren bestimmter heiliger Bilder, die in neuerer Zeit eingeführt wurden, bietet das neue Werk Vieles, was dem deutschen Leser, der sich für das kirchliche Leben in der orientalischen Kirche interessirt, sonst schwer zugänglich wäre. Andererseits fehlen, da dies nicht im Plan und Charakter des Werkes liegt, die gelehrten Quellenangaben, für welche, so weit die gemeinsam gefeierten Heiligen aus der Zeit vor der Kirchentrennung in Betracht kommen, auf das Werk von Nilles zu verweisen ist. Die Daten sind jeweils doppelt, nach dem russischen Kalender alten Stils und nach dem gregorianischen angegeben, zur Erleichterung der Orientirung. — Wenn das sich seinen Vorgängern würdig anschließende Werk nach künftigem Erscheinen des 2. Theils vollendet vorliegen wird, werde ich wohl Gelegenheit haben, nochmals auf dasselbe zurückzukommen.

München. Dr. F. Lauchert.

1) S. 859, Z. 8 l. Gregorius Theologus (statt Dialogus).

V. internationaler Congreß katholischer Gelehrten zu München.

Tagesordnung des Congresses.

Montag, den 24. September.

Nachmittags $3^1/_2$ Uhr im großen Saale des Kaim-Hauses Konstituirende Sitzung: Bericht des Vorbereitungs-Ausschusses, Wahl des Präsidenten und der übrigen Vorstände, offizielle Begrüßungen.

Nach Schluß der Sitzung treten die Vorstände der einzelnen Sectionen zur Festsetzung ihres Arbeitsprogrammes zusammen.

Dienstag, den 25. September.

Morgens 8 Uhr in der Domkirche zu Unserer Lieben Frau Pontificalmesse, celebriert durch Se. Excellenz den Herrn Erzbischof von München-Freising.

9—$10^3/_4$ Uhr Sections-Sitzungen.

11 Uhr ordentliche General-Sitzung.

Nachmittags 4—6 Uhr Sections-Sitzungen.

$6^1/_4$ Uhr außerordentliche General-Sitzung: Wahl des künftigen Congreß-Ortes, Geschäftliche Berathungen.

Mittwoch, den 26. September.

Vormittags 9—$10^3/_4$ Uhr Sections-Sitzungen.

11 Uhr ordentliche General-Sitzung.

Nachmittags 4—6 Uhr Sections-Sitzungen.

Donnerstag, den 27. September.

Vormittags 9—$10^3/_4$ Uhr Sections-Sitzungen.

11 Uhr ordentliche General-Sitzung.

Nachmittags 4—6 Uhr Sections-Sitzungen.

7 Uhr Festmahl im Bayerischen Hofe.

Freitag, den 28. September.

Vormittags 9—$10^3/_4$ Uhr Sections-Sitzungen.

11 Uhr ordentliche General-Sitzung: Schluß des Congresses.



XXXIX.

Die moderne Kunst in der neueren socialistischen Literatur.

III. Die concrete Anwendung der materialistischen Geschichtsphilosophie auf Kunst und Geistesleben.

Thatsächlich liegen auch mehrere Versuche vor, mit der materialistischen Geschichtsphilosophie das ganze geistige Leben der Völker aus der ökonomischen Basis herzuleiten. Wir sehen hier zunächst von der Kunst ab, um sie noch speciell zu behandeln. Nicht etwa blos die Politik und die gesellschaftlichen Beziehungen, sondern auch die Religion, die Philosophie und das Entstehen des Genius wird in materialistischer Weise zu beweisen gesucht. So glaubte Kautsky die Entstehung des Christenthums mit Hilfe der materialistischen Methode aus den ökonomischen Zuständen zur Zeit der römischen Kaiser zu erklären. Auch die Sekte der Puritaner,[1]) die Hussitenbewegung deutet er in diesem Sinne. Von solchen gezwungenen Versuchen, alle religiösen Erscheinungen in die ökonomische Schablone zu zwängen, fühlen sich jedoch selbst Socialisten, die einem weitgehenden Materialismus huldigen, nicht befriedigt. Der Socialist Katzenstein hat in seiner Polemik gegen Bebel betont, nach seinem Dafürhalten hänge zwar die Religion mit den wirthschaftlichen Unterlagen der Gesellschaft enge zusammen,

---

1) Neue Zeit, XV¹, 1896/97, S. 267 ff., Kautsky: Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten?



aber daß sie einzig daraus zu erklären sei, habe die materialistische Geschichtsauffassung wohl behauptet, niemals bewiesen und könne es auch nicht.[1])

Kautsky will auch die Geschichte der Philosophie mit seinem materialistischen Princip erklären. In der Polemik mit diesem Vertreter des starren Marxismus hatte der weit freierer Auffassung huldigende Belfort-Bax eingewendet, es gebe etliche „ideologische Gebilde“, die sich gar nicht aus ökonomischen Bedingungen ableiten ließen. Um ein Beispiel zu geben: die Geschichte der Philosophie in ihren drei Hauptabschnitten, des Alterthums (von Thales bis zu den Neuplatonikern), des Mittelalters (Scholasticismus), der Neuzeit (von Descartes bis Hegel), lasse sich in ihren Hauptzügen ganz und gar nicht auf ökonomische Ursachen zurückführen. Wenn Kautsky etwa erklären würde, daß die Philosophie erst gedeihen konnte, wenn die Civilisation und mithin die ökonomische Entwickelung weit genug vorgeschritten gewesen sei, um einer Anzahl von Leuten die Muße zu gewähren, sich mit spekulativen Gedanken zu befassen, so würde das keine Erklärung des in Frage stehenden Problems sein: denn damit wäre bloß auf die negative Bedingung, nicht aber die positive Ursache des Entstehens der Philosophie im Allgemeinen, geschweige des jeweiligen Gedankeninhaltes und der in Anwendung gebrachten Methode der Forschung gegeben, was eben die einzelnen Perioden in der Geschichte der Philosophie charakterisiren. „Wenn Kautsky weiter fragt, wie die ursprünglichen Keime der philosophischen Ideen entstanden sind, so antworte ich: durch Beobachtung der Vorgänge der äußeren Natur und des menschlichen Geistes und aus Analyse der Bedingungen des Erkennens und des Bewußtseins überhaupt. Ich möchte gern eine Erklärung auch nur eines der Hauptabschnitte der

1) Katzenstein, Kritische Bemerkungen zu Bebel's Buch: „Die Frau.“ „Neue Zeit“, XV[1], 1896/97, S. 300.



Geschichte der Philosophie, sagen wir Plato und Aristoteles, oder von Kant bis Hegel, von einem der Neumarxisten lesen."[1])

Auf diese Herausforderung hin sah sich Kautsky veranlaßt, dem materialistischen Erklärungsversuch der Entstehung des Christenthums den einer Geschichte der Philosophie folgen zu lassen, er will nicht bloß die „negative Bedingung", sondern die „positive Ursache" aufdecken. „Ich behaupte keineswegs, daß die Beziehung der Philosophie zu den ökonomischen Bedingungen ihrer Zeit bloß in der Muße liegt, welche diese Bedingungen den Philosophen zum Beobachten der Natur und des Geistes und zur Gedankenrevolution[2]) verleihen. Nein, der Philosoph empfängt von der Gesellschaft noch etwas mehr."[3])

Um nun an's gewünschte Ziel zu kommen, wird der Inhalt der Philosophie in seiner Hauptsache als ein dem ökonomischen Leben angehöriger bezeichnet. Nach Kautsky beschäftigte sich bisher die Philosophie theils mit der Erforschung der Natur, wozu der menschliche Geist auch gehöre, theils mit der Erforschung der Gesellschaft. „Daß ein Philosoph seine Ideen über die Gesellschaft nur aus dieser selbst ziehen kann, und daß der jeweilige Aufbau einer Gesellschaft aus ihren ökonomischen Bedingungen zu erklären ist, brauche ich wohl nicht weiter auseinanderzusetzen, daraus folgt aber bereits, daß ein sehr wesentlicher Theil der Philosophie von vornherein auf ökonomische Ursachen zurückführbar sein muß und nicht durch eine bloße „Gedankenrevolution", durch eine formal logische Entwickelung zu erklären ist." Also die Gesellschaftswissenschaft

---

1) Neue Zeit, XV¹, 1897, S. 172: Belfort-Bax, Synthetische contra Neumarxistische Geschichtsauffassung.

2) Constant spricht Kautsky von Gedanken-revolution, während es natürlich bei Bax evolution heißt.

3) Ebd. S. 233. Kautsky: Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten?

entstammt ganz dem ökonomischen Gebiete, nun braucht nur noch die Naturwissenschaft aus demselben hergeleitet werden. „Nur in dem Maße, in dem die Herrschaft des Menschen über die Natur sich erweitert, in dem der technische Fortschritt vor sich geht, erweitert sich das Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung der Natur. Die Herren Philosophen wären in der Naturwissenschaft mit ihren „Gedankenrevolutionen" nicht weit gekommen ohne Fernrohre und Mikroskope, Wäge- und Meßinstrumente, Laboratorien und Observatorien &c. Diese liefern nicht nur die Mittel zur Lösung der Probleme der Naturwissenschaft, sie liefern auch die Probleme selbst. Sie selbst aber sind Ergebnisse der ökonomischen Entwickelung — Ergebnisse, die durch den Menschen wieder die Ursachen neuen Fortschritts werden. Die Entwickelung der Naturwissenschaften geht Hand in Hand mit der Entwickelung der Technik, dies Wort im weitesten Umfang genommen."[1])

So wäre glücklich die Entstehung der Philosophie aus den ökonomischen Bedingungen heraus entwickelt. Die Geschichte der Philosophie, sowohl soweit sie Naturwissenschaft als soweit sie Gesellschaftswissenschaft ist, ist dermaßen mit der ökonomischen Entwickelung verknüpft, daß die ökonomischen Bedingungen, die Technik der Produktion und des Austausches, den Philosophen nicht etwa bloß die zur spekulativen Gedankenarbeit nöthige Muße liefern, sondern noch ein bischen mehr: die Aufgaben, die die Zeit bewegen und der Denker zu ihrer Lösung harren, und die Mittel der Lösung.[2]) Fast möchte man meinen, der menschliche Geist brauche sich also um die Auffindung der zur Lösung der schwierigsten Probleme nöthigen Mittel gar nicht zu bemühen, er empfange sie mühelos von der ökonomischen Produktion.

An einem concreten Beispiel macht sodann Kautsky

1) Ebd. S. 233.
2) Ebd. S. 234.



gleich die Probe von der Richtigkeit der materialistischen Geschichtsphilosophie. Er versucht mit ihrer Hilfe *Blüthe und Verfall des griechischen Geisteslebens*, der Philosophie und Kunst, klar zu machen. Belfort-Bax hatte nämlich den Niedergang der griechischen Philosophie mit ganz anderen als ökonomischen Faktoren zu begründen unternommen. Er muß sich aber von dem strengen Marxisten Kautsky eine gründliche culturhistorische Vorlesung gefallen lassen. Der Aufschwung des griechischen Geisteslebens ist nach Kautsky eine Folge des ökonomischen Aufschwunges, der nach den Perserkriegen erfolgte, während der Verfall von der ökonomischen Zerrüttung, wie sie der peloponnesische Krieg im Gefolge hatte, verursacht wurde. Die Hauptstellen aus den weitläufigen Ausführungen des materialistischen Geschichtsphilosophen sollen hier Platz finden. Kautsky sagt: „Jeder dieser Kriege inaugurirte eine ökonomische Revolution. Bis zu den Perserkriegen lag der ökonomische und auch der geistige Schwerpunkt des Hellenenthums in Kleinasien. Es ist bemerkenswerth, daß Albert Lange, der große Gegner des Materialismus, die Philosophie der Griechen Kleinasiens (und ebenso die Großgriechenlands) ganz materialistisch erklärt. Sicher nur deswegen, weil die Thatsachen ihn dazu drängten, nicht aus materialistischem Uebereifer. Er sagt: ‚Werfen wir einen Blick auf die Küsten Kleinasiens in jenen Jahrhunderten, die der Glanzperiode hellenischen Geisteslebens zunächst vorangehen, so zeichnet sich durch *Reichthum und materielle Blüthe*, durch *Kunstsinn und Verfeinerung des Lebens* die Colonie der Jonier aus mit ihren zahlreichen und bedeutenden Städten. Handel und politische Verbindungen und der zunehmende *Drang nach Wissen* führte die Einwohner von Milet und Ephesus zu weiten Reisen, brachte sie in mannigfache Verbindung mit *fremden Sitten und Meinungen* und beförderte die Erhebung einer freigesinnten Aristokratie über den Standpunkt der beschränkteren



Massen. Einer ähnlichen frühen Blüthe erfreuten sich die dorischen Colonien in Sicilien und Unteritalien. Man darf unbedenklich annehmen, daß längst vor dem Auftreten der Philosophen unter diesen Verhältnissen eine freiere und aufgeklärtere Weltanschauung sich unter den höheren Schichten der Gesellschaft verbreitet hatte — In diesen Kreisen wohlhabender, angesehener, weltgewandter und vielgereister Männer entstand die Philosophie'. (Geschichte des Materialismus, 3. Aufl. I, 5.)"[1])

Schwerlich wird ein objektiver Beurtheiler dieser Stelle darin eine Bestätigung dessen finden, was Kautsky aus ihr beweisen will. Für's erste nennt Lange eine ganze Reihe nicht ökonomischer Faktoren, die den Aufschwung des Geisteslebens begünstigten. Neben dem Handel und Reichthum wirken Kunstsinn, Reisen, fremde Sitten und Anschauungen fördernd ein. Für's zweite will Lange weiter nichts behaupten, als daß der materielle Wohlstand auch einen günstigen Boden für die Entfaltung der höheren geistigen Entwickelung dargeboten habe.

Kautsky folgert aus der durch den Sieg über die Perser herbeigeführten ökonomischen Umwälzung den Aufschwung des geistigen Lebens, der dem Zusammenfluß ungeheurer Reichthümer in Athen, dem wirthschaftlichen Aufschwung gefolgt sei. Kunst und Wissenschaften blühten auf wie nie zuvor. Athen ward der Mittelpunkt, an dem sich die glänzendsten Geister Griechenlands zusammenfanden, denn nirgends trafen Künstler und Denker so günstige Bedingungen, sich zu bethätigen, und nirgends so reiche Anregung wie dort. Indes: „Es war nicht der Reichthum allein, der diese Bedingungen bot; der fand sich anderswo auch. Aber nie und nirgends im Alterthum ging eine wirthschaftliche Revolution, wie ich sie eben beschrieben,

1) Kautsky, Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten? Neue Zeit XV¹, 1896/97, S. 261.



so rasch und unvermittelt vor sich, wie in Athen des fünften Jahrhunderts, nirgends regte sie daher Denkkraft und Phantasie, das philosophische und künstlerische Vermögen so mächtig an, nirgends waren so unerhörte Erfolge so überraschend gelungen, nirgends erfüllte die Bevölkerung so viel Kühnheit und Zuversicht, die sich auch den Künstlern und Denkern mittheilten und sie trieben, sich an die schwierigsten Probleme heranzuwagen." [1])

Da es uns hier nicht um die Bekämpfung der materialistischen Geschichtsauffassung, sondern um den Nachweis zu thun ist, daß sie das Höchste, was die Civilisation eines Volkes aufweist, sein Geistesleben, aus der Materie, aus der Oekonomie herleitet, enthalten wir uns jeder Kritik dieser Ausführungen.

Kautsky sieht sich jedoch selbst zu dem Geständniß gedrungen, daß zur Erklärung der Kunstformen oder „der Gebilde der Oberfläche die ökonomischen Motive allein nicht ausreichen." [2]) Nun dächten wir doch, daß die Kunstformen doch ein wesentliches Element des ganzen Kunstlebens ausmachen. Formenschönheit und Schönheit der durch äußere Formen dargestellten Gedanken bilden eben die Kunst. Wenn nun ein so wesentlicher Bestandtheil, wie die Kunstformen sind, nicht mehr auf das ökonomische Leben sich zurückleiten lassen, dann darf man schon um deswillen nicht mehr die Kunst als ein Produkt der wirthschaftlichen Faktoren betrachten.

Aber auch das andere, was Bax noch erklärt haben wollte, die „Richtung der Denkweise", oder deutlicher ausgedrückt, den Gedankeninhalt, welcher zu einer gegebenen Zeit die Philosophen beschäftigt, leitet Kautsky kurzer Hand aus dem ökonomischen Leben her. Nach seiner Behauptung

1) Ebd. S. 265.

2) Ebd. S. 718. Kautsky, Utopistischer und materialistischer Marxismus.



ist die Geschichte der Philosophie in ihren Hauptzügen auf ökonomische Ursachen zurückführbar, „denn die ‚Hauptzüge' der Geschichte der Philosophie sind offenbar (!) mit den ‚Hauptzügen' der Geschichte der Naturerkenntniß und der gesellschaftlichen Erkenntniß auf's Innigste verknüpft." Die Hauptprobleme, welche in einer Periode die spekulativen Geister besonders anreizen, besonders das Problem der Erkenntnißtheorie, haben ihre „sehr materialistischen Wurzeln. Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie z. B. die modern-sociale Entwickelung in der philosophirenden Klasse, d. h. der bürgerlichen Intelligenz, jene Stimmung schuf, die sie zur Ueberwindung des metaphysischen Materialismus geneigt machte; es genügt darauf hinzuweisen, daß das Entstehen und die Ausbildung der modernen Erkenntnißtheorie auf's Engste zusammenhängt mit der Entwickelung der modernen Naturwissenschaften und ihrer Technik. Wo wäre sie ohne die Experimente und Theorien unserer Akustik und Optik, ohne die Physiologie der Sinnesorgane, ohne die Helmholtz, Rokitansky, Zöllner, Wundt u. A. Dieser Zusammenhang ist so bekannt, daß ich nicht weiter dabei zu verweilen brauche." [1])

Kautsky will jedoch dem Individuum nicht alle Mitwirkung bei der Verarbeitung der aus dem ökonomischen Prozesse stammenden Ideen eines bestimmten Zeitalters absprechen. Freilich ist diese Thätigkeit keine produktive, sondern mehr eine nachhelfende, eine das vom ökonomischen Faktor Dargebotene verarbeitende Thätigkeit. Der Geist verhält sich lediglich passiv, receptiv. Die Probleme werden nicht vom menschlichen Geist gefunden, ebensowenig auch die Mittel zu ihrer Lösung.

„Der historische Materialismus, weit entfernt die bewegende Kraft des menschlichen Geistes in der Gesellschaft zu verneinen, gibt nur eine besondere, von den bisherigen

1) Neue Zeit XV¹, 1896/97, S. 719.



Annahmen verschiedene Erklärung des Wirkens dieser Kraft. Der Geist bewegt die Gesellschaft, aber nicht als der *Herr* der ökonomischen Verhältnisse, sondern als ihr *Diener*. Sie sind es, die ihm die *Aufgaben* stellen, welche er jeweilig zu lösen hat; sie sind es, die ihm die *Mittel* zu ihrer Lösung geben. Und daher sind sie es auch, welche die *Resultate* bestimmen, die er unter den gegebenen historischen Bedingungen erzielen kann und erzielen *muß*. (!) Die nächste Wirkung, die der menschliche Geist mit der Lösung einer seiner Aufgaben erzielt, kann eine von ihm gewollte und vorhergesehene sein. Aber jede dieser Lösungen muß Wirkungen erzeugen, die er nicht vorhersehen konnte und die oft seinen Absichten direkt widersprechen. Die ökonomische Entwickelung ist das Produkt der Wechselwirkung zwischen den ökonomischen Verhältnissen und dem Menschengeist, *sie ist aber nicht das Produkt der frei und planmäßig nach ihrem Gutdünken die ökonomischen Verhältnisse ordnenden Thätigkeit des Menschen*."[1])

Die Funktion des menschlichen Geistes beherrscht also nicht die ökonomische Entwickelung, sondern vollzieht wie ein Diener die von ihr gestellten Aufgaben; zugleich ist seine Funktion keine freie, sondern eine automatisch-mechanische.

Kautsky ist übrigens nicht der einzige Marxist der streng orthodoxen Richtung, der die Philosophie als das Ergebniß der ökonomischen Produktionsbedingungen auffaßt. Eine der neuesten socialistischen Publikationen vertritt denselben Standpunkt. In einem Artikel über „Friedrich Lange und die kritische Philosophie in ihren Beziehungen zum Socialismus" äußert sich *Nikolai Berdiojew*,[2]) daß die Abhängigkeit, welche der Socialismus zwischen der Ideologie, allen höheren Produkten des Menschengeistes

1) Ebd. S. 231.

2) Neue Zeit XVIII², 1899/1900, S. 134 f.

und den „socialen Verhältnissen“, in welchen sie entstehen, annehme, ganz besonders von der Philosophie gelte, die mit dem Leben in noch engerem Zusammenhang stehe als die speciellen Wissenschaften. Denn der sociale Monismus lehre, daß alle Seiten des socialen Lebens nicht bloß in einem unlöslichen Zusammenhang stehen, sondern einer gemeinsamen Wurzel entspringen. Es sei zwar der Zusammenhang der Philosophie mit dem socialen Milieu ein indirekter, insofern die „specifische Psychologie“ das Zwischenglied bilde, und es sei deßhalb die Philosophie ein „kompliziertes Produkt des Seelenlebens des Menschen“ und trage den „Stempel der psychischen Beschaffenheit der Denker einer bestimmten historischen Formation.“ Aber auch die typische Psychologie werde durch die socialen Verhältnisse ausgebildet. Mithin entstammt die Philosophie nach ihrem ganzen Sein dem socialen Untergrund. Die Zugehörigkeit zu einer der sich befehdenden socialen Klassen bedingt auch eine ganz andere Weltauffassung. Der Weltprozeß spiegelt sich in der Seele des Sklaven anders als in der Seele des Herrn, in der Seele des Proletariers anders als in der des Bourgeois, und zwar wieder anders bei dem Bourgeois des 18. als bei dem des 19. Jahrhunderts. Von gedankenarmen Leuten werde so gern die landläufige Ansicht ausgesprochen, daß die Philosophie außer dem Zusammenhang mit dem wirklichen Leben stehe, während sich doch unter dem „idealen Kampfe“ der philosophischen Weltanschauungen der „reale Kampf“ der socialen Gruppen berge. Man müsse sich stets dieses Blutsbandes zwischen den abstraktesten philosophischen Strömungen und dem socialen Leben bewußt bleiben. Freilich sei dieser Zusammenhang von Philosophie und Leben zu verschiedenen Zeiten verschieden, und es gebe Epochen in der Geschichte des Denkens, wo die Philosophie uns völlig vom Leben losgelöst erscheine; aber das beruhe auf einer „optischen Täuschung.“

Von diesem Standpunkt der geschichtsphilosophischen



Betrachtung aus gilt die Kantische Philosophie als eine Art „Compromißphilosophie", als auf den Gegensatz der socialen Klassen zugeschnitten. Die Halbheiten und Widersprüche, an denen sie leidet, sind eben aus diesem Gegensatz heraus zu erklären. „Darum paßte sie auch so gut in den Kram der geistigen Atmosphäre des Deutschlands der sechziger Jahre. Damals bedurfte man keiner organisch einheitlichen, streng monistischen Weltanschauung, ja sie war sogar psychologisch unmöglich. Der widerspruchsvolle Charakter der Philosophie Kant's und der Neokantianer ist die ideelle Abspiegelung der realen Widersprüche des socialen Lebens. Der Kantianismus ist bemüht, den Widerspruch zum gnoseologischen (erkenntnißtheoretischen) Princip zu erheben. Wir sind geneigt anzunehmen, daß dieser Widerspruch nur psychologischen Grund hat, er entspringt jener disharmonischen Psychologie, welche durch die disharmonischen socialen Lebensbedingungen ausgebildet war."

Der Geistesproceß, der sich in Wissenschaft und Kunst, Religion und Politik abspielt, wird von Marx und den Marxisten strenger Observanz auf die ökonomische Grundlage zurückgeführt. Die Naturwissenschaften besonders entstammen unmittelbar dem Kreislaufe des materiellen Wirthschaftslebens. Aber offenbar müssen wir in der Wissenschaft zwei Elemente unterscheiden: das von Außen Gegebene, den Stoff, den Inhalt der Wissenschaft und sodann die in diesen Stoff eindringende, ihn analysirende, seine Gesetze aufsuchende Thätigkeit des menschlichen Geistes: das materielle und das formale Element. Entstammt nun bloß der Inhalt der Atmosphäre des ökonomischen Lebens oder hat auch die geistige Thätigkeit in demselben ihren Ursprung? Consequent materialistisch gedacht, wäre die Frage entschieden zu bejahen, und es fragt sich bloß, wie der marxistische Socialismus die Frage beantwortet. Der Geist ist nicht der Herr der ökonomischen Entwickelung, sagt Kautsky, sondern im Gegen-

theil ihr Knecht. Seine Leistungen sind ihm genau von jener vorgezeichnet, eng begrenzt. Mehr automatisch bringt er die von der Oekonomie gebotenen Mittel zur Lösung der von der wirthschaftlichen Entwickelung gestellten Probleme zur Anwendung. Bernstein will geradezu die Anlage, d. h. wohl die Denkfähigkeit durch den ökonomischen Faktor erklären. „Die rein ökonomischen Ursachen schaffen zunächst nur die Anlage zur Aufnahme bestimmter Ideen."[1])

Ueberdies behaupten selbst Socialisten, daß der strenge Marxismus die höchste Entwickelung des menschlichen Geistes, das Genie, aus der ökonomischen Grundlage einer Epoche heraus erkläre. Ernst Gystrow beleuchtet in einer Abhandlung „Die Sociologie des Genius" die Versuche, das Entstehen und Auftreten des Genius wissenschaftlich zu begründen. Daselbst wird gesagt, die Vertreter des Marxismus betrachten das Genie als ein Kind seiner Zeit, es könne nichts anderes thun, als Ideen seiner Zeit mit den Mitteln seiner Zeit unter der fördernden oder hemmenden Constellation seiner Zeit durchzusetzen versuchen. Die Marxisten „führen das Wirken des Genies auf die ökonomische Struktur seines Zeitalters zurück, aber auch sie sagen uns nicht, ob diese Struktur mit irgend welcher Nothwendigkeit Genies hervorbringe."[2])

Kautsky freilich wehrt sich entschieden dagegen, als wolle er die geistige Beanlagung auf die ökonomische Quelle zurückführen. Bax hätte die materialistische Geschichtsauffassung ganz falsch aufgefaßt, wenn er glaubt, sie wolle die „specielle poetische Gabe" des Dichters, „die poetischen Eigenschaften eines Shakespeare's oder eines Goethe erklären." Das wolle sie nicht und könne sie nicht, so wenig als eine andere Auffassung der Geschichte im Stande sei, diese Eigenschaften zu erklären. „Ich denke, bemerkt Kautsky, es ist

1) Voraussetzungen des Socialismus. Stuttgart 1899. S. 9.

2) Socialistische Monatshefte, Berlin 1900. S. 81.



eine nicht zu verachtende Leistung, wenn die materialistische Geschichtsauffassung den Ideengehalt zu erklären vermag, den Shakespeare oder Goethe mit ihren Zeitgenossen gemein hatten." [1])

Indeß das, wogegen sich Kautsky verwahrt, haben andere gethan. In der neueren socialistischen Literatur liegt ein solcher Versuch vor, das Genie durch das sociale Milieu zu erklären. Heinrich Cunow steht auf dem Standpunkt, daß die eigentlichen wirksamen Kräfte für das Entstehen der Genialität in den socialen Faktoren zu suchen sind, sieht also das Genie für das Produkt gesellschaftlicher Einflüsse an. In der Geschichte der culturellen Entwickelung seien die Perioden großen socialen Aufschwunges auch stets die Perioden großer Männer. Sein Resultat lautet, daß das Genie in seiner Entstehung von seinem socialen Milieu abhängt. [2]) Daß das sociale Milieu seinen Ursprung in den ökonomischen Bedingungen hat, ist nach Marx und den Marxisten unzweifelhaft. Dagegen meint Kautsky, man könne gerade aus der neueren marxistischen Literatur erkennen, daß der historische Materialismus nicht der Meinung huldige, es lasse sich das Genie ohne Rest auf ökonomische Thatsachen zurückführen.

Wir mußten hier den Zusammenhang, der nach dem Socialismus zwischen der Philosophie und dem ökonomischen Leben besteht, ausführlich behandeln, weil daraus klar wird, daß der Socialismus, d. h. der herrschende strenge Marxismus, wirklich das ganze Geistesleben als ein Produkt der Oekonomie betrachtet, und weil genau das, was von der Philosophie gesagt ist, analogerweise von der Kunst gilt. In der That sucht ja Kautsky, wie wir gesehen haben, das Aufblühen von Philosophie und

1) Neue Zeit XV[1], 1896/97, S. 229: Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten?

2) Neue Zeit XIV[2], 1895/96, S. 410: Die Entstehung des Genies.



Kunst im alten Hellas gleicher Weise mit dem ökonomischen Aufschwung zu erklären und ebenso sollen die philosophischen und künstlerischen Ideen dem Boden der ökonomischen Produktion entstammen. Wir sehen ferner, daß die Mitwirkung des menschlichen Geistes — soweit derselbe nicht selber, besonders in seiner höchsten Reife im Genie, dem ökonomischen Milieu seinen Ursprung verdanken soll — als eine verhältnißmäßig geringe, wenn auch immerhin nothwendige angesehen wird. Gegen diese Thatsachen verschlägt es nichts, wenn Kautsky meint: „Es wäre absurd, wenn man behaupten wollte, ein Kunstwerk oder ein philosophisches System, für sich allein betrachtet, sei bloß das Produkt gesellschaftlicher, in letzter Linie ökonomischer Verhältnisse. . . Kein Zweifel, ohne Denkvermögen keine Ideen. Aber hilft mir diese tiefe Erkenntniß auch nur einen Schritt weiter bei der Untersuchung der Frage, warum die Ideen des neunzehnten Jahrhunderts andere als die des dreizehnten, und diese wieder andere als die der Antike?"

Belfort-Bax hatte behauptet, die materialistische Geschichtsauffassung bedürfe einer Verbesserung in dem Sinne, daß die spekulativen, ethischen, künstlerischen Fähigkeiten des Menschen als solche in der Gesellschaft bestehen, wenn auch unentwickelt, und daß sie nicht bloße Produkte der materiellen Faktoren des menschlichen Daseins seien. Hierauf weiß Kautsky bloß mit billigem Spott zu antworten: „Schälen wir aus diesem philosophischen Tiefsinn den Kern heraus, dann finden wir, daß Bax sagen will, Sitte, Religion, Kunst, Wissenschaft werden nicht allein durch die ökonomischen Bedingungen erzeugt, es ist auch nothwendig, daß diese Bedingungen auf Menschen wirken mit gewissen ethischen, künstlerischen, spekulativen Fähigkeiten. Nur durch das Zusammenwirken beider Faktoren entsteht eine gesellschaftliche, künstlerische, ethische u. s. w. Bewegung." Das aber sei auch der Standpunkt der Marxistischen Geschichtsauffassung, die nicht den Anspruch erhebe, „das Denkvermögen — vielleicht



auch noch das der Austern — oder alles Geschehen erklären zu wollen."[1])

Es fehlte auch nicht an einem Versuch, gemäß der materialistischen Geschichtsauffassung den Zusammenhang zwischen Oekonomie und Kunst klarzulegen. Ein neuerer socialistischer Schriftsteller, Leo Kestenberg, hat es unternommen, die Idee des Materialismus für die Kunstgeschichte fruchtbar zu machen. Die Gewinnung des Lebensunterhaltes sei der Ausgangspunkt jeglicher Kunstentwickelung, und in dieser Beziehung sei vor allem der für die Entwickelung des Wirthschaftslebens hochwichtige Tastsinn, sowie der Einfluß der socialen Gegensätze auf die Entwickelung der einzelnen Künste hervorzuheben. Während der Farbensinn sich erst spät entwickelte und die Reizbarkeit desselben, das Farbenbewußtsein, nur gering entwickelt war, dominirte der Sinn für Wohlgeschmack und der Tastsinn in den unserem historischen Wissen noch zugänglichen frühesten Zeitepochen, was sich durch den Selbsterhaltungstrieb motivirt, da der Geschmacksinn über Zuträglichkeit und Genießbarkeit der dem Körper zugeführten Nahrungsstoffe entscheidet; der Tastsinn aber ist der Erzieher des Gesichtssinnes, was wir auch heute noch bei der Entwickelung des einzelnen Individuums beobachten können, die bei einem Greifen, Betasten, Befühlen aller möglichen Sachen beginnt, bis endlich das Auge selbständig im Stande ist, die Dinge zu unterscheiden, die erkundete Form des Gegenstandes sich dauernd einzuprägen. Aus dem Tasten entsteht allmählich die Plastik.

„Es nimmt daher nicht Wunder, daß die älteste große Kunstepoche, die des Alterthums, gerade die Plastik, die Kunst des Tastsinns, zu höchster, nicht wieder erreichter Vollkommenheit ausbildete, während es einer viel späteren Zeit vorbehalten war, die Malerei, die Kunst des Gesichtssinnes, zu einer verhältnißmäßig ähnlichen Höhe zu führen,

1) Ebd. S. 654.



wie Herder des Näheren in seinen antiquarischen Aufsätzen ausführt. In der Plastik der Griechen finden wir die treueste Naturwahrheit gepaart mit erstaunlich hohem Sinn für Formschönheit und Typus . . . Die plastische Kunst ist immer das erste, ursprüngliche Zeugniß des Schönheitsgefühls; in den Arbeiten der Holzschnitzer, Steinhauer und Thonformer treffen wir sie, wenn auch erst in den rohesten Formen, bei fast allen Naturvölkern an."[1])

Heutzutage, so führt Kestenberg seinen Gedanken weiter, herrscht unter den Künsten die Musik vor, was sich aus dem socialen Gegensatz motivire. Die rapide, ungeheure Steigerung desselben brachte es mit sich, daß die besitzenden Klassen einen Jahrhunderte alten Ring gegen jede freie Meinungsäußerung geschlossen haben. Da nun die Literatur und sogar auch schon die bildenden Künste von revolutionären Tendenzen erfaßt seien, sei den besitzenden Klassen, die doch den künstlerischen Schmuck des Daseins nicht entbehren wollen, nichts übrig geblieben, als eben sich derjenigen Kunst zuzuwenden, deren heutige Vertreter mit nur verschwindenden Ausnahmen von diesem Geist des Umsturzes noch nicht angesteckt seien. Und die Häßlichkeit und Trostlosigkeit der kapitalistischen Gegenwart lasse eben nach der Musik als nach einem Lethetrank des Vergessens greifen. In ihr finde die große Sehnsucht unserer Zeit nach momentanem Vergessen des Häßlichen und Grausamen der heutigen Wirklichkeit, nach reiner absoluter Schönheit die höchste Befriedigung, sie gebe dem revolutionären Gedanken die ungefährlichste Gelegenheit zur Aussprache, sie sei in der jetzigen Zeitepoche also geradezu eine Nothwendigkeit.[2])

Weiter ist an dieser Kunstentwickelung die nervöse Hetze der kapitalistischen Wirthschaftsepoche

---

1) Socialistische Monatshefte. Berlin 1900. S. 150 f.

2) Ebd. S. 152 f.



Schuld, indem die maßlosen Anforderungen, welche an die Geistes- und Nerventhätigkeit des modernen Menschen gestellt werden, es bedingen, „daß der heutige Heerdenmensch nur dann Kunstgenuß als Vergnügen empfindet, wenn er seine Gehirnthätigkeit bei diesem Genuß nicht anzustrengen braucht. Da aber unter allen Künsten die Musik den Bedürfnissen und Anforderungen jedes Einzelnen sich am leichtesten anpassen läßt, überdies das nichtige Virtuosengetändel, welches sich ja auch den stolzen Namen Kunst beizulegen für berechtigt hält, der Bequemlichkeit der gaffenden, verständnißlosen Menge noch entgegenkommt, ist die Musik dazu prädestinirt, in unserer Zeit zu prävaliren.“ 1)

So mußte die materialistische Geschichtsauffassung eines Marx von selbst darauf führen, ihre Anwendung auch auf die einzelnen Zweige der Kunst und Wissenschaft zu versuchen. Zwar gibt man socialistischerseits zu, daß die Geschichtstheorie noch weiterer Ausbildung bedürfe, um einmal all das zu leisten, dessen sie fähig ist. Aber welch' großer Werth ihr heutzutage schon zukommt, spricht Kestenberg am Schlusse seiner Skizze aus, wenn er sagt, durch den Zeitraum von vier Weltaltern könne man so der Entwickelungsgeschichte des Höchsten, was die Menschheit besitzt, des Könnens, ihrer Kunst folgen. „Von der Warte, auf die uns die umfassende, befreiende Idee unseres Zeitalters gestellt hat, versuchen wir die Vorhallen des geistigen Entwickelungsganges der Menschheit zu durchleuchten. Eine künftige Entwickelungsgeschichte der Künste wird vielleicht ein festes System da aufstellen, wo heute nur ein tastender Versuch gewagt werden kann.“ 2)

Dr. F. Walter.

1) Ebd. S. 152.
2) Ebd. S. 153.



XL.

Lord Russell von Killowen, Lord Oberrichter von England.

(1833—1900.)

Am Freitag den 10. August 1900 entschlief in seiner Wohnung zu London nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen zu einem besseren Leben der oberste Richter Englands, Lord Russell. Die merkwürdige Persönlichkeit dieses Mannes schien dem Cardinal-Erzbischof Vaughan von Westminster bedeutend genug, um am folgenden Tage den Gläubigen der Erzdiöcese Kunde von diesem schmerzvollen Ereignisse zu geben und ihre Gebete in Anspruch zu nehmen für jenen Mann, „der ein treuer Sohn der Kirche war und nach einem Leben von hervorragender öffentlicher Bedeutung, gestärkt durch die heiligen Sakramente, gestern gestorben ist.“ [1]) Vollauf hat der Verblichene diese öffentliche Anerkennung seitens seines geistlichen Oberhirten verdient und über jede Erwartung haben Gläubige aus allen Klassen der Gesellschaft der Bitte des Cardinals in dem nach dem anglikanischen St. Paulsdom geräumigsten Gotteshause in London, der Kirche der Väter vom Oratorium des heiligen Philippus Neri im Stadttheil Brompton, beim heiligen Meßopfer entsprochen.

---

1) Tablet 96 (1900) 262.



In der Mitte des philosophischen Jahrhunderts, wo die Ideen von Duldung, Aufklärung, Fortschritt bedeutend im Schwange gingen, erlaubte sich 1759 ein irischer Richter einen Katholiken daran zu erinnern, „daß die Gesetze nicht gestatteten, daß ein Papist im Lande sich aufhalte, ohne Zustimmung der Regierung könnten solche hier nicht athmen.“ [1]) Man prüfe die lange Reihe drakonischer Strafgesetze, welche damals noch die irischen Katholiken nicht besser als Sklaven behandelten,[2]) und man wird eingestehen müssen, daß der genannte Richter all' die von Bosheit und Religionshaß ersonnenen gesetzlichen Quälereien der Katholiken auf ihre einfachste Formel zurückgeführt. Nicht der fortschreitenden Toleranz Englands und seiner gesetzgebenden Körperschaften, sondern vielmehr ihrer eigenen Rührigkeit, die sich in Daniel O'Connell verkörperte, haben die Iren es zu verdanken, wenn heute bessere Zustände obwalten, deren Zusammenwirken einem Iren ermöglichten, durch Talent, Fleiß, Ausdauer und forensische Beredsamkeit die höchste Richterstelle Englands zu erklimmen.

Charles Russell erblickte 1833 das Licht der Welt zu Newry im nördlichen Irland als Sohn wohlhabender katholischer Eltern. Entgegen der allgemeinen Sitte erhielt er seine humanistische Bildung in dem Dreifaltigkeitscolleg zu Dublin, der von Königin Elisabeth aus Gütern aufgehobener katholischer Anstalten 1592 errichteten protestantischen Hochschule, welche den Zweck zu verfolgen hatte, die Befestigung und Ausbreitung des Protestantismus zu fördern.[3]) „Lieber wollen wir in aller Einfalt sterben,“ schrieben die irischen Bischöfe am 5. Dezember 1793 an Papst Pius VI, „als mit dem Dreifaltigkeitscolleg in Beziehung treten.“ [4])

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland, 3 (Mainz 1891) 125.

2) Eine Zusammenstellung derselben a. a. O. 3, 127–133.

3) A. a. O. 2 (1890) 212 ff.

4) A. a. O. 3, 218.



Vor und nach diesem Zeitpunkte sind viele katholische Jünglinge, weil sie sich dieser Anstalt zum Betrieb ihrer höheren Studien anschlossen, des unendlich werthvolleren Gutes des katholischen Glaubens verlustig gegangen. Wenn der hochbegabte Charles Russell diesem traurigen Geschicke entgangen ist, dann hat er das der trefflichen Erziehung im Kreise seiner Eltern zu verdanken, an deren Herd eine echt katholische Luft geweht haben muß. Russells Schwester ist vor wenigen Jahren im Gewande der armen Schwestern des hl. Franziskus gestorben, sein Bruder Mathew gehört der Gesellschaft Jesu an und entfaltet in Dublin bis zur Stunde auf dem Gebiete religiös-volksthümlicher Schriftstellerei eine ebenso ausgedehnte wie erfolgreiche Thätigkeit.[1]) Was endlich Russells Oheim, Rev. Charles Russell, anbetrifft, so habe ich die ehrwürdige Gestalt dieses berühmten Leiters des irischen Centralseminars zu Maynooth bei Dublin, eines der größten Theologen Irlands im neunzehnten Jahrhundert, aber auch einer der machtvollsten Persönlichkeiten in der höheren englischen und irischen Gesellschaft, im dritten Bande der irischen Kirchengeschichte in kurzen Zügen zu schildern versucht.[2])

Unbemittelt, ohne jede Art Protektion, trat Russell 1859 zu Liverpool in die Reihe der englischen Rechtsanwälte, wo er bald zu hohem Ansehen emporstieg. Es wird ihm nachgerühmt, daß er stets auch bei Rechtssachen von geringerer Bedeutung seinen Mann ganz stellte und mit Geist und Herz sich der Sache seiner Clienten widmete. Eine wahre Meisterschaft aber besaß er in der Losschälung des Kerns der Sache von allem äußeren Beiwerk, so daß Richter und Geschworene sofort ein klares Bild von dem Streitfall

1) P. Russell ist bis zur Stunde der Herausgeber der religiösen Zeitschrift Irish Monthly, die von trefflichen Kräften bedient wird

2) A. Bellesheim, Geschichte der kathol. Kirche in Band 3, 647 ff. — Staatslexikon der Görres-Gesellschaft 2 (Freiburg 1892) 1547.



empfingen. Russell war Kelte durch und durch und theilte auch die Schattenseiten, welche diesem Naturell anhaften. Daher in seinem Plaidoyer nicht selten das Aufbrausen starker Leidenschaften sich unliebsam bemerklich machte. Indeß Richter, Geschworene und Publikum verziehen ihm diese Schwäche, denn alle beseelte die Ueberzeugung von der Reinheit seiner Absichten, die jedem Unrecht, insbesondere allen Umtrieben abhold waren, die sich auf ungerechte Beeinflussung der Richter oder Zeugen richten mochten.

Zur Aburtheilung von bedeutenden Civil- und Strafsachen machen Richter des „hohen Gerichtshofes" zwei- bis dreimal im Jahre Rundreisen (Circuits) in 59 Städten von England und Wales, um Assisengerichte abzuhalten.[1]) Bei den Rundreisen in Nordengland (Northern Circuit) hat Russell in den sechsziger und siebenziger Jahren eine ausschlaggebende Rolle gespielt. Hier übte er eine Art Herrschaft aus namentlich in verwickelten Handelssachen und lernte dabei jene Wunde in den commerciellen Verhältnissen kennen, welche in der „Praxis, geheime Aufträge zu ertheilen", liegt und die zu den schwersten, aber vom Gesetze nicht getroffenen Betrügereien führt. Als Lord Oberrichter besaß er die Macht, kräftiger auf diese Wunde seine Hand zu legen. Er that es einmal durch die geradezu unerbittliche Strenge, mit welcher er solche Umtriebe (tricks) ahndete, sodann durch die Ausarbeitung des Entwurfs zu einem Gesetze gegen unerlaubte Aufträge (Illicit Commission Bill), der allerdings bis zur Stunde die Genehmigung des Parlaments noch nicht erlangt hat, der aber, weil von der Zustimmung aller ehrlichen Elemente der kaufmännischen Welt getragen, alle Aussicht besitzt, über kurz oder lang mit Gesetzeskraft ausgestattet zu werden.

Bei den Vertretern der Presse steht Lord Russell in gutem Andenken. Berechtigte Kritik wußte der Ober-

1) Tablet 96 (1900) 241.

richter wohl zu würdigen und mehr als einmal hat er empfindliche Naturen mit ihren Klagen abgewiesen. Aber wehe demjenigen, der lediglich zur Befriedigung seiner Leidenschaft den traurigen Muth gehabt, in der Presse seinen Nebenmenschen anzugreifen; er bekam die ganze Schärfe des Gesetzes zu fühlen.

Einzig in seiner Art war der Ruhm, den der redegewaltige Anwalt durch die Anstellung des Kreuzverhörs (Cross-examination) in den gerichtlichen Verhandlungen erntete. Die Times rühmt Russell nach „seine unüberwindliche Energie, seine Macht in der Erfassung und Beleuchtung verwickelter Rechtsfälle und namentlich seinen Genius in der Anstellung der Kreuzverhöre." [1]) All' diese Vorzüge machten ihn weithin berühmt, lange bevor er in das Unterhaus getreten. Den Gipfelpunkt des Ruhmes erstieg er im Prozesse der Times gegen Parnell, als er in öffentlicher Gerichtsverhandlung den Fälscher Pigott enthüllte.

Wäre Charles Russell nicht Katholik und Ire gewesen, dann würde seine Beförderung wahrscheinlich weit früher eingetreten sein. Indeß sein „Katholicismus war unnachgiebiger Natur" [2]) und so erfolgte seine Ernennung zum Generalstaatsanwalt (Attorney General) unter der Regierung Gladstone's 1885 und zum zweiten Male 1892. Als Kronjurist und Redner im Unterhause hat Russell nicht die nämlichen Triumphe errungen wie vor den Schranken der Gerichtshöfe in seiner Eigenschaft als Sachwalter. Er hat den Boden des Parlaments zu spät betreten, und der nämliche Mann, welcher Richter und Geschworene zu beherrschen gewohnt war, hat im Hause der Gemeinen nicht besonders geglänzt.

Im Jahre 1894 stieg Russell noch höher durch seine

1) Times. August 11. 1900. p. 7.

2) Times a. a. O. p. 7. But his Catholicism remained always uncompromising.



Beförderung zum Lord of Appeal und einige Monate später wurde ihm das „höchste rein richterliche Amt des Reiches," wie Sir Edward Clarke in seinem Nachruf im Probate Court, Samstag den 11. August, bemerkte, übertragen.[1]) Hat der neue Lord Oberrichter, Lord Russell of Killowen und Peer des Vereinigten Königreichs die auf ihn gesetzten Hoffnungen zur Erfüllung gebracht? Das lebhafte Temperament des Anwalts hat der Lord Oberrichter vollständig unterworfen. Die reizbare Natur des Jünglings und des Mannes war bald vor der abgeklärten Ruhe und der ernsten Würde des obersten Richters gewichen. „Sein imponirendes Aeußere," schreibt die Times, „seine scharf geschnittenen Gesichtszüge, seine hellklingende und durchdringende Stimme und die Schätze einer ernsten und streng bemessenen Beredsamkeit — das alles waren die Elemente einer edlen Persönlichkeit, die noch lange von Allen, welche in den Gerichtshöfen verkehren, wird vermißt werden."[2]) Es hat Oberrichter gegeben, die an Umfang des Wissens oder philosophischer Bildung oder fachmäßiger Fassung der Urtheile Charles Russell überragten. Aber wenige seiner Amtsvorgänger besaßen in dem Maße wie Lord Russell die Fähigkeit, wie mit einem einzigen Schlage das Meritum causae zu enthüllen und so prompte Justiz zu üben. Lord Russell ist größer als seine auf die Nachwelt gelangenden Urtheile. Aber höher als der Jurist steht in ihm der Mensch. Als Richter, rühmt die Times ihm nach, „war er freundlich, geduldig, maßvoll." Und wenn er auch kein

1) Zum Verständniß dieses Ausdrucks sei angemerkt, daß über dem Lord Oberrichter der Lord Kanzler steht, der aber nicht bloß Richter, sondern auch Verwaltungsbeamter ist. Ueber die Lords ot Appeal, rechtsgelehrte Mitglieder des Oberhauses als höchsten Appellgerichtes des Reiches, vgl. Victor Cathrein, S. J.: Die englische Verfassung, eine rechtsgeschichtliche Skizze (Freiburg 1881) S. 93.

2) Times a. a. O. p. 7.



hervorragender „scientific jurist“ war, so besaß er, was Gewandtheit in der praktischen Leitung der Gerichtsverhandlungen anlangt, wenige Amtsgenossen, die ihn erreichten. In den internationalen Conferenzen über die Frage der Fischerei in der Behringsbai und der Schlichtung der Grenzstreitigkeiten zwischen England und Venezuela hat er dem Vaterlande Dienste geleistet, die unvergessen bleiben. Kein englischer Richter unseres Jahrhunderts hat in Amerika größeres Ansehen genossen als Lord Russell.

In der Politik ist Lord Russell Ire gewesen und daher mit den liberalen Ministerien Gladstone und Rosebery gegangen. Auf keinen Mann seit Daniel O'Connell blicken die Iren mit gerechterem Stolze als auf den berühmten Lord Oberrichter Russell. „Im Gegensatz zu so vielen Iren, bemerkte das Freeman's Journal in Dublin, die zu Amt und Ehren im Britischen Reiche gelangten, schlug seine Anhänglichkeit an die Sache seiner engeren Heimat und deren Ideale bei all' seinen Beförderungen nur noch tiefere Wurzeln.“ [1]) Wie er für die katholische Erziehung katholischer Kinder öffentlich eintrat, so hat er auch die Bemühungen zur Wiederbelebung des Studiums der keltischen Sprache unterstützt. Als Richter hoch über das Getriebe der Politik erhoben, ließ Russell doch keinen Augenblick Zweifel über die Richtung bestehen, in welcher seine politischen Sympathien sich bewegten. Und was besonders zu betonen ist — von keiner Seite ist ihm übel gedeutet worden, daß er die grüne Farbe Irlands niemals unter dem britischen Hermelin verschwinden ließ.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Kundgebungen des Schmerzes über den Heimgang des Lord Oberrichters, welche Samstag den 11. August in den fünf Abtheilungen [2]) des hohen Gerichtshofes in London

1) Tablet a. a. O. p. 254.
2) Staatslexikon II. 1548.



seitens der Richter und Anwälte gegeben wurden, hier wiederholen. Mit der Trauer über den Verlust, den die Beamten der Gerichte, aber auch das gesammte rechtsuchende Publi um erlitten, verband sich die Bewunderung der Leistungen, welche der Verblichene in den hohen Aemtern, die er im Laufe der Zeit bekleidet, errungen. Um so schwerer wiegt die Bedeutung dieser Anerkennungen, als sie zum Theil aus dem Munde solcher Männer kamen, welche sich als Russell's politische Gegner bekannten und dabei den vollkommenen Takt hervorhoben, mit welchem Russell sie stets behandelt. Führt man diese elegischen Nachrufe auf ihre kürzesten Formeln zurück, dann lauten diese: Ein großer Mann ist heimgegangen. Er war der größte Sachwalter unserer Zeit. Ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben. Ein hochherziger Gegner in der Politik. Und vielleicht noch mehr als diese Worte ziert den Verblichenen die Anerkennung seitens des Richters Wright, daß er „im öffentlichen wie im privaten Leben der duldsamste aller Menschen gewesen." [1])

Wie warm empfunden indeß diese Worte auch sein mochten, weit bitterer war der Schmerz, der die Herzen der englischen Katholiken bei der Kunde vom Hintritt des Lord Oberrichters durchdrungen hat. Aus seinem katholischen Bekenntniß hat dieser höchste Richter Englands nie ein Hehl gemacht. Gewiß: er hat es nicht zur Schau getragen, nie Anderen aufzudrängen gesucht. Als Cardinal Vaughan die sogenannte rothe Messe einführte, d. h. jene heilige Messe, welcher bei der Eröffnung eines jeden Justizjahres die katholischen Gerichtsbeamten beiwohnen, um Gottes Segen für eine fruchtbare Amtsverwaltung herabzuflehen, trug Russell Anfangs Bedenken, diesen Plan zu billigen. Es schien ihm unpassend, die Verschiedenheit der Bekenntnisse im öffentlichen Leben zu betonen. Nachdem er aber die Vortheile erkannt, welche der Sache

1) Tablet a. a. O. p. 262 ff.

der Religion aus dieser Einrichtung erwachsen würden, zog er seinen Widerspruch zurück und hat dann regelmäßig der Vollziehung dieser heiligen Handlung jährlich beigewohnt. Mit größter Gewissenhaftigkeit hat er, wie alle Mitglieder seiner Familie, seine religiösen Verpflichtungen erfüllt in einer Weise, die vielen seiner Amtsbrüder als Vorbild dienen könnte. Nachdem das Urtheil der Aerzte über den unvermeidlichen Ausgang seiner Krankheit ihm mitgetheilt worden, ließ er alsbald den Jesuitenpater Tyrrell zu sich rufen, aus dessen Hand er die heiligen Sakramente empfing. Im Verein mit seinen Glaubensbrüdern war Russell stets bemüht, die Lage der katholischen Religion im Vereinigten Königreiche zu heben. Aber schon die Thatsache an und für sich, daß der unbekannte, aller gesellschaftlichen Verbindungen entbehrende, durch sein katholisches Bekenntniß und seine irische Herkunft bei Millionen seiner Landsleute geächtete Anwalt den höchsten Richterposten in einem Lande errungen, in welchem der Stand der Richter eine solche Verehrung und eine derselben so vollkommen entsprechende gesellschaftliche Stellung und ökonomische Unabhängigkeit genießt, wie vielleicht in keinem anderen Lande der Welt — diese Thatsache muß jeden englischen Katholiken mit Befriedigung erfüllen und der katholischen Jugend in allen Ländern zum Sporn gereichen, um sich am öffentlichen Leben der Nation nach Kräften zu betheiligen.

Am Montag den 13. August wurden die sterblichen Ueberreste in die Kirche der Oratorianer gebracht, wo Dienstag den 14. in Gegenwart der Familie und einer großen Zahl von Betern und Leidtragenden aus allen Ständen, der feierliche Todtendienst begangen wurde. Bertrand Russell, einer der Söhne des Verstorbenen, konnte nicht erscheinen, weil er mit seinem Regiment im Dienste des Vaterlandes in Südafrika kämpft. Der kränkliche Cardinal-Erzbischof war vertreten durch seinen Weihbischof Msgr. Patterson, der Prinz von Wales durch den Hon. Henry



Stonor. Daran schlossen sich der vormalige Ministerpräsident Lord Rosebery, die Vertreter der fremden Mächte, die Mitglieder geistlicher Orden, das Personal der hohen Gerichtshöfe des Reiches vollzählig, endlich der Präsident des Unterhauses. Nach einer stillen heiligen Messe, welche der Jesuitenpater Mathew Russell aus Dublin, Bruder des Lord Oberrichters las, sangen die Väter des Oratoriums das erschütternde Libera in den einfach majestätischen Weisen des gregorianischen Chorals.

Darauf wurde die Leiche nach dem katholischen Friedhofe überführt, wo sie nochmals eingesegnet und beigesetzt wurde.

Alfons Bellesheim.

XLI.

Psychologische Grundfragen.

(Fortsetzung.)

Wenn so schon die objektive Betrachtung der Sinneswahrnehmung der scholastischen Anschauung von der inneren, substanziellen Einheit der beiden vereinigten Wesensbestandtheile durchaus Recht gibt, so verstärkt die subjektive Seite noch den Beweis, bezw. macht ihn einleuchtender, subjektiv überzeugender. In unsern sinnlichen Wahrnehmungen, z. B. den Farben-, Tastwahrnehmungen, läßt sich absolut nicht scheiden zwischen dem Körperlichen (Ausgedehnten) und dem Psychischen. Diese Wahrnehmungen sind im ganz eigentlichen Sinne ausgedehnt. Die Ausdehnung gehört zu ihrem wesentlichen Charakter.[1]) Sie können also nur in

1) Einer abweichenden Auffassung begegnen wir z. B. auch bei Mfgr. Fischer in seinem Werk „Der Triumph der christlichen

einem Subjekte ihren Sitz haben, das einerseits körperlich-ausgedehnt, andererseits psychisch-einfach ist. Der Vorgang läßt sich gar nicht anders deuten als durch zwei solche per

Philosophie", S. 63 f. und S. 85 f. Hier wird unterschieden zwischen Wahrnehmungs a k t (Bewußtseinsinhalt) und Wahrnehmungs o b j e k t. Die wahrgenommenen oder vorgestellten Objekte, nimmt der Verf. an, hätten wohl die Eigenschaften der Ausdehnung, Größe, Gestalt rc., aber die Vorstellungen selbst als Bewußtseinsinhalte könnten unmöglich ausgedehnt, räumlich sein. Denn dies seien materielle, körperliche Eigenschaften. Das Bewußtsein aber, weil selbst nichts Räumliches oder Körperliches, könne keine solchen Inhalte haben. Daraus, daß wir thatsächlich ausgedehnte, mit körperlichen Eigenschaften versehene Wahrnehmungen haben, während doch die Seele oder das Bewußtsein als etwas Psychisches unmöglich solche Gebilde aus sich selbst produciren könne, zieht dann F. die erkenntnißtheoretische Folgerung, daß schon durch die sinnliche Wahrnehmung (nicht erst durch die Vernunft) die Objektivität der materiellen Außenwelt sicher gestellt und so dem Idealismus oder skeptischen Phänomenalismus der Boden entzogen sei. Wir haben diese und die weiteren erkenntnißtheoretischen Ausführungen mit großem Interesse gelesen, können aber zu dem in Frage stehenden Punkt ein psychologisches Bedenken nicht unterdrücken. Alle unsere Bewußtseinsinhalte werden hier wie rein geistige Gebilde angesehen, die nicht irgend welche Spuren der Körperlichkeit an sich tragen können. Ist das begründet? Unsere Seele allein als geistiges Wesen kann freilich nichts Materielles, nichts Ausgedehntes produciren. Aber ob unsere Empfindungen, überhaupt unsere sinnlichen Bewußtseinsinhalte keine Merkmale von Materialität an sich tragen, ist doch eine andere Frage. Die Seele ist ja bei diesen Thätigkeiten an die direkte Mitwirkung der körperlichen Organe gebunden. Da läßt sich doch erwarten, daß die betreffenden Produkte ihren psychisch-physischen Ursprung nicht verleugnen. Thatsächlich weisen auch unsere Empfindungen solche psychisch-physische Beschaffenheit auf. Wir dürfen nicht mit Cartesius aus unseren Empfindungen rein geistige Akte machen (das will auch gewiß Msgr. F. nicht), wie wenn nur die Seele allein sich in ihnen bethätigte. Sentire non est proprium animae neque corporis, sed conjuncti. (S. Thomas.)



modum unius wirkende Principien. Nun, wie das Wirken, so das Sein, argumentirt die Scholastik. Also müssen auch beide Principien in uns zur vollkommenen Wesenseinheit verbunden sein.

Aber nicht bloß auf die sinnlichen, sogar auf die rein geistigen Thätigkeiten können sich die Scholastiker berufen, um die substanzielle Vereinigung von Seele und Leib zu demonstriren, auf dieselben Erscheinungen nämlich, die der Materialismus mißbrauchen wollte, um alles auf körperliche Funktionen zurückzuführen. Nach unserer Auffassung, die durch die Natur unserer intelligenten Denkakte streng logisch bewiesen werden kann, ist das rein geistige Denken eine Thätigkeit, die der Seele allein eignet, wodurch sie die Körperlichkeit absolut überragt, wobei sie nicht an die direkte Mitwirkung der körperlichen Organe gebunden ist. Man könnte denken, daß wenigstens hier, bei den rein intelligenten Akten, der Körper in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen würde. Nun, was lehrt uns die Beobachtung, was hat die Wissenschaft festgestellt? Selbst bei unseren geistigsten Gedanken und Gefühlen lassen sich physiologische und sogar chemische Veränderungen in unserem Organismus nachweisen. Also selbst der rein übersinnliche Gedanke, der sozusagen im obersten, über den Organismus hinausragenden Theile der Seele vor sich geht, und zu dessen Zustandekommen Sinnlichkeit und Leib nicht direkt mitwirken können, auch dieser rein geistige Vorgang hat seinen Nachhall im Organismus, dringt mit seinen Wirkungen hinab bis in die Tiefen der körperlichen Elemente. Wie ist das zu erklären, wenn nicht Seele und Leib in einer Verbindung leben, die im tiefsten Wesensgrunde wurzelt und die aus beiden eine Natur, ein Princip der Thätigkeit macht?[1]) Der Materialismus

1) Ein gern gemachter Einwand gegen die geistige Selbständigkeit der Seele lautet: Wenn die Seele eine selbständige Substanz wäre, so müßten wenigstens ihre höheren Thätigkeiten von den

freilich ist gleich fertig. Er sagt, daß alles körperlich, daß alles Produkt des rein materiellen Organismus sei. Da aber der Materialismus radikal falsch und überhaupt gar keine Philosophie ist, so muß man doch eine andere Erklärung suchen. Es ist nach dem Vorausgehenden klar, daß der scholastischen Auffassung die Erklärung keine besonderen Schwierigkeiten macht. Ihr gibt sie sich von selbst. Sie sieht aber auch eben in diesen Erscheinungen eine eklatante Bestätigung ihrer These: anima est forma substantialis corporis. Jeder Dualismus aber, wie immer er geartet sein mag, wird an den obigen Thatsachen unüberwindliche Klippen finden.

Es erscheint uns unbestreitbar, daß es bisher keiner Theorie gelungen ist, die Idee der Einheit des menschlichen Wesens so consequent zur Geltung zu bringen und so tief zu fassen, wie der aristotelisch-scholastischen Psychologie. Der Materialismus allein wäre auszunehmen, denn dieser liefert allerdings eine Einheit, wie man sie glatter und platter nicht wünschen kann. Doch materialistisch, d. h. kraß materialistisch, will ja die Philosophie der Gegewart, soweit sie sich noch respektirt, nicht sein. Man hat allmählig wieder eingesehen, daß man nicht alle Vorgänge im Menschen auf Bewegungserscheinungen reduciren kann. Die geschichtliche Erscheinung des Materialismus bleibt aber für alle Zeiten das drastischeste Argument für die unumstößliche

leiblichen Organen (Gehirn) sich losgelöst zeigen; nun zeigen aber auch die geistigsten Funktionen eine Abhängigkeit vom Gehirn. Darauf ist zu erwidern, daß die Seele zu ihren geistigen Ideen das Material aus den sinnlichen Vorstellungen bezieht, diese aber an die körperlichen Organe gebunden sind. Der letzte Grund liegt aber in der Wesenseinheit von Seele und Leib. Der Einwand beweist allerdings, daß unsere Intelligenz geschaffen ist, mit einem Körper vereinigt zu sein und in ihm sich zu bethätigen, aber er beweist nichts gegen die selbständige Subsistenz der Seele.



Grundwahrheit der substanziellen Einheit unserer Natur. Denn es wäre rein undenkbar, daß eine so öde und trostlose Weltanschauung auch nur einen Augenblick lang einen Geist hätte berücken können, wenn sie nicht an der vollkommenen Einheit des Menschenwesens einen scheinbaren Halt gehabt hätte. Die Materialisten haben denn auch für diese letztere Thatsache physiologische Beweise beigesteuert, wie sie dem hl. Thomas noch nicht zu Gebote standen und wie sie dieser Engel der Schule zur Erhärtung seiner Lehre nicht concludenter wünschen konnte. So hat auch der schreckliche Irrthum des Materialismus im Plane der Vorsehung zum Triumphe der Wahrheit sein Stück beitragen müssen. Von dieser Seite ist also der scholastischen Doktrin nur Bestätigung und noch vollständigere Begründung zu Theil geworden.

Liegen aber etwa von anderer Seite Einwürfe vor, die im Stande wären, die alte Auffassung zu erschüttern? Jeder der diese psychologische Grundanschauung des Thomismus studirt und geschichtlich verfolgt hat, weiß davon zu erzählen, welche Schwierigkeiten gegen dieselbe erhoben worden sind, Bedenken philosophischer und theologischer Art. Niemand wird auch behaupten wollen, daß durch die scholastische Doktrin jedes Dunkel aufgehellt werde. Sicher ist aber, daß die Thomisten es nicht an Lösungen fehlen ließen, die der Sache auf den Grund gingen. Und es ist nicht so leicht zu erwarten, daß die Neuzeit logische Widersprüche entdecke, an die jene alten Denker nicht gedacht hätten. Denn dieselben waren gewohnt, ihre Thesen genau und allseitig zu betrachten und auf ihre Consequenzen zu prüfen mit einer Schärfe der Logik, die sich heute noch wohl sehen lassen darf. Den Vorwurf, daß die Thomisten durch ihre Lehre consequent dem Materialismus verfallen, habe ich zwar in jüngster Zeit noch öfter gelesen. Ich konnte aber nicht finden, daß die Alten etwas Wesentliches von dem unbeachtet ließen, was die heutigen Spiritualisten ihnen zu bedenken geben. Allerdings in einem Punkt waren die



alten Thomisten und Skotisten noch nicht so difficil wie die Modernen. Sie konnten viel leichter den Begriff einer geistigen Substanz fassen. Es machte ihnen viel weniger Schwierigkeit zu denken, daß eine Realität, die in sich bestehend und beharrlich, also substanziell ist, deßwegen noch nicht nothwendig körperlich sein muß. Manchen der heutigen Philosophen dagegen will es um alle Welt nicht gelingen, sich eine Substanz anders als körperlich vorzustellen. So kommt es denn, daß man im Interesse eines reineren Spiritualismus uns den Rath geben zu sollen glaubt, nicht mehr von einer Seelensubstanz zu reden, sondern die Seele lieber als Thätigkeit zu fassen. In dieser Beziehung trieben die Scholastiker die Skrupulosität nicht so weit. In anderer Hinsicht waren sie aber wieder viel peinlicher; sie konnten sich eine Thätigkeit nie frei in der Luft schwebend, nie ohne ein Thätiges vorstellen; sie hielten es für absurd, daß Denken und Wollen ohne ein denkendes und wollendes Subjekt auftrete. Ich glaube, sie wären von dieser Denkeigenthümlichkeit nicht zu bekehren gewesen, auch wenn sie es noch erlebt hätten, daß man sich die Himmelskörper frei schwebend im Raume vorzustellen habe.

Thatsächlich hat auch die thomistische Auffassung, welche die Wesenseinheit des Menschen am strengsten und consequentesten durchführt, im Laufe der Zeit über die entgegenstehende skotistische den Sieg davongetragen. Beide Schulen waren übrigens in der Hauptsache — substanzielle Einheit der menschlichen Natur — einig. Die Differenz betraf nur die Frage, ob die Seele die einzige forma corporis sei. Die Zustimmung, welche die thomistische Lehre bei der überwiegenden Mehrheit der christlichen Philosophen nach und nach gefunden hat, ist kaum der großen Auktorität des hl. Thomas und dem Einfluß seiner Schule allein zuzuschreiben, wie ein neuerer Geschichtsschreiber der Franziskaner-Scholastik (P. Prosper de Martigné) meint, sondern weit eher dem



Gewicht der guten Gründe und der Schwäche der gegnerischen Position.

Heute freilich bewegt sich die Psychologie, wie sie in weitesten Kreisen, man kann sagen, in fast allen außerkirchlichen und außerchristlichen Kreisen betrieben wird, in ganz anderen Geleisen. Die psychologischen und anthropologischen Grundgedanken, die heutzutage die Hauptrolle spielen, sind von der alten Auffassung weit abgekommen. Die neue Psychologie geht mit erschreckender Zielbewußtheit und mit gewaltigem Aufgebot von Scharfsinn und Gelehrsamkeit darauf aus, eine Seelenlehre ohne Seele zu begründen. Die altchristliche Lehre von einer geistigen Seelensubstanz gilt als abgethan, ihr noch anzuhangen wird als unwissenschaftlich diskreditirt.

Ist es wirklich an dem, daß man auf den Ruf der Wissenschaftlichkeit verzichten müßte, wenn man es noch wagte, an der alten Seelenlehre festzuhalten?

Wer vorurtheilslos die Theorien betrachtet und prüft, welche die moderne Psychologie über das Wesen der Seele und ihre Beziehungen zum Leib zu Tage gefördert hat, der wird nicht den Eindruck bekommen, als ob unsere alte Seelenlehre so bald genöthigt würde, vor ihnen das Feld zu räumen, der wird sich noch weniger selbst versucht fühlen, die haltlosen, luftigen Gebilde der neuen Systeme gegen die auf soliden Principien fundirte alte Auffassung einzutauschen. Machtsprüche entscheiden nicht über die Wahrheit. Wird auch die Lehre von der Seelensubstanz als rückständige metaphysische Annahme in Acht und Bann gethan und mit souveräner Verachtung behandelt, darauf kommt es nicht an; sondern nur darauf, ob dieselbe mit unanfechtbaren Argumenten bewiesen, gegen die gegnerischen Angriffe und Einwände siegreich vertheidigt werden kann. Man müßte an der Welt verzweifeln, wenn es nicht noch Geister gäbe, welche die Wahrheit anerkennen, selbst wenn sie dieselbe im Katholicismus entdeckten. Von gelehrten und



scharfsinnigen katholischen Philosophen, die sich ihren Gegnern wohl gewachsen zeigen, wird der schlagende, unwiderlegliche Beweis geführt, daß einerseits die Systeme, die eine substanzielle geistige Seele leugnen, vor einer gründlichen philosophischen Kritik nicht bestehen können und daß andererseits die Einwände, die gegen unsere Auffassung in's Feld geführt werden, vor einer gesunden Logik sich als hinfällig erweisen. Nicht bloß das. Es stellt sich heraus, daß die Grundsätze der altchristlichen, rationellen Seelenlehre gegenüber den modernen psychologischen Bedürfnissen, Interessen und Tendenzen gerade eine besondere Lebens- und Anpassungsfähigkeit zeigen und daß sie sich recht wohl als fähige Grundlage erweisen, um den stolzen Bau der neuzeitlichen Errungenschaften zu tragen. Mancher dürfte nicht wenig überrascht werden, wenn er sieht, wie modern manche Neuscholastiker denken und fühlen.

Ehe wir nun aber auf die eigentliche moderne Seelenlehre, wenn man von einer solchen sprechen kann, des Näheren eingehen, möchten wir noch Einiges vorausschicken über die charakteristischen Züge und die vorwiegenden Tendenzen der neuzeitlichen Psychologie überhaupt und über die Stellung, die der christliche Philosoph ihnen gegenüber einnehmen kann. Diese Bemerkungen und Erläuterungen werden uns besser vorbereiten auf die modernen „Seelentheorien“ im besonderen und werden uns namentlich willkommene Gelegenheit bieten, mit Werken und Anschauungen katholischer Philosophen der Gegenwart näher bekannt zu machen, die eine tiefe und anerkannte Vertrautheit mit dem heutigen Stand der Psychologie bekunden.

Zur Orientirung verhilft uns zunächst ein hervorragendes und in der wissenschaftlichen Welt auch entsprechend gewürdigtes Werk von Mercier.[1]) Der Verfasser ist Vorstand des

1) Origines de la psychologie contemporaine. Louvain, Institut de Phil. 1898.



Institut supérieur de Philosophie an der katholischen Universität Löwen, Autor vieler und bedeutender philosophischer Werke und Herausgeber der Revue Néo-Scolastique. Das Buch, das uns hier interessirt, gibt Aufschluß über den Stand der heutigen Psychologie, über deren hervorstechende Merkmale und Tendenzen. Es will aber auch für die heute im Schwange gehenden psychologischen Theorien ein geschichtliches Verständniß vermitteln und zeigen, wie dieselben aus cartesianischen Principien unter verschiedenen Einflüssen und durch mannigfache Uebergänge hindurch sich nach und nach herausentwickelt haben. Den modernen Systemen gegenüber wird streng der Standpunkt der aristotelisch-scholastischen Anthropologie verfochten. Einige Hauptverirrungen der Neuzeit, der Idealismus, der Positivismus, der Mechanismus, werden eingehender kritisirt.

Universitätsprofessor Döring in Berlin hat in einer Besprechung der „Origines“ von Mercier darüber u. A. Folgendes geäußert: „Der Verfasser zeigt auf dem Gebiet der modernen Philosophie und Psychologie eine universelle Orientirtheit, die geradezu in Erstaunen setzt . . . . . Wir haben hier gewissermaßen ein philosophisches Seitenstück zum Katholikentag vor uns. Dieser Neuthomismus ist, gemäß den ausdrücklich von Leo XIII. in der Bulle Aeterni patris (1879) ihm ertheilten Direktiven, aufnahme-begierig für alle wirklichen Resultate der modernen Wissenschaft, wie er auch aufnahme- und assimilationsfähig für dieselben ist. Dies wird nun speciell in Bezug auf die neuthomistische Psychologie mit großer Wärme auszuführen versucht. Dieselbe erkennt insbesondere der physiologischen Psychologie ohne Einschränkung die „raison d'être“ zu, was noch eine besondere Illustration durch die überraschende Thatsache erhält, daß an dem Institut supérieur de Philosophie in Löwen der belgische Episkopat einen Cursus und ein Laboratorium für physiologische Psychologie errichtet hat und zwar in einem

Zeitpunkte, wo ganz Frankreich eine derartige Einrichtung noch nicht aufzuweisen hatte".[1])

Ein frischer, freier Zug weht uns in den Werken der Philosophen von Löwen, wie vorab in denen Mercier's entgegen. Wenn sich diese Männer Neuscholastiker nennen, so ist das nicht so zu verstehen, als hätten sie sich in der Weise eingeschworen auf alle Formeln des 13. Jahrhunderts, daß sie nicht bereit wären, eine davon zu opfern, wenn sie sich mit sicheren Ergebnissen der heutigen Wissenschaft nicht mehr verträgt. Sie wollen uns nicht einfachhin um sechs Jahrhunderte zurückversetzen zu selbstgenügsamer, steriler Beschauung mittelalterlicher Sätze, sondern, wie in dem eben angeführten Urtheil rühmlichst bezeugt wird, sind sie mit Eifer und Geschick bemüht, die geistigen Strömungen der Jetztzeit gründlich zu studiren und unbefangen zu würdigen, was die modernen Systeme an Brauchbarem, an Wahrheitsgehalt in sich schließen, aufzunehmen und sich zu nutze zu machen, um der philosophischen Wahrheit eine vertiefte, wo es noth thut, eine verbesserte Begründung zu geben. Die Löwener Philosophen, wieder Mercier voran, werfen sich darum auch mit Vorliebe auf Probleme, die der modernen Philosophie über alles am Herzen liegen, auf psychologische und erkenntnißkritische. Um noch einen Beleg dafür zu geben, daß man auch in wissenschaftlichen Kreisen, die sonst unserer Richtung fern stehen, eine solche neuscholastische Philosophie nicht geringschätzig behandelt, sondern geradezu hochachtet und bestens würdigt, gestatten wir uns ein Urtheil mitzutheilen, das der bekannte Ch. Richet, der langjährige Herausgeber der Revue scientifique, bei Besprechung von Mercier's „Psychologie" geäußert hat.

„Die neuthomistische Schule hat die Scholastik verjüngt, sie mit wahrem peripatetischen Geiste durchdringend; sie

1) Zeitschr. für Psych. und Phys. der Sinnesorgane. S. 222 f. Bd. XIX. 2./3. 1898.



gibt alle die Lehrmeinungen preis, die auf einer ungenügenden Kenntniß der Natur beruhten; sie verwerthet die modernen Entdeckungen und studirt sie nach aristotelischer Methode. Die Lebensfähigkeit dieser Philosophie ist so groß, daß sie die heutigen Forschungen der Physiologie und der Psychophysik in ihre Cadres aufnimmt, ohne irgend eine Concession zu machen, ohne jemals die Wissenschaft zu verdrehen, wie man dies alle Tage in den klassischen Werken thut (gemeint sind die Werke des einseitigen Spiritualismus). Weit entfernt, die Erforschungen der Physiologen zu fürchten, bedauert sie nur, daß die physiologischen Studien über das Nervensystem, die Lokalisationen, die Sinne nicht noch mehr entwickelt sind, denn sie anerkennt in ihnen (den Physiologen) unumgänglich nothwendige Hilfsarbeiter." (Citirt bei Mercier, Origines, Introduction.)

Mercier sagt in der Einleitung, daß er sich mit seinen „Origines" besonders an diejenigen wende, die der klassische Spiritualismus unbefriedigt lasse, und daß er in der aristotelisch-scholastischen Anthropologie eine befriedigendere Lösung des Problems bieten möchte. Dem entsprechend werden hauptsächlich die cartesianischen Grundsätze, deren Einfluß auf die moderne Psychologie aufgezeigt wird, bekämpft und als unhaltbar dargethan. Auf der andern Seite zeigt Mercier eine weitgehende Tendenz, der positivistischen Denkrichtung der Neuzeit gerecht zu werden und soviel als möglich entgegen zu kommen. Die Concessionen, die er dem Positivismus macht, haben uns mehr als einmal wirklich frappirt. Wo der Gegensatz auf den ersten Blick unüberbrückbar scheinen möchte, z. B. bezüglich des „unerkennbaren" Wesens der Dinge, wird das Einigende hervorgehoben und gezeigt, wie sehr sich die scholastische Auffassung zu der modernen in Annäherung bringen läßt. Hätte man nicht das sichere Gefühl, daß man es mit einem gewiegten Thomisten zu thun hat, der seine Principien nach allen Seiten hin kennt, und der genau weiß, wie



weit er gehen darf und wohin ihn diese Principien selbst führen und drängen, so möchte man fast Besorgniß bekommen, daß der modernen Anschauung zu viel concedirt werde. Man kann sich aber der Freude nicht erwehren, wenn man sieht, wie diese Scholastik enge Fühlung hält mit den philosophischen Strömungen der Gegenwart, um selbst wirksam in sie eingreifen zu können. Man hat den Neuscholastikern, im Besondern denen von Löwen schon den Vorwurf gemacht, daß sie dem Positivismus den Hof machen und dem Spiritualismus zu wehe thun.[1]) Indeß die Polemik gegen den cartesianischen Spiritualismus und seine Ableger begreifen wir recht wohl. Die scholastische Anthropologie hat das größte Interesse, daß sie nicht identificirt und verwechselt werde mit jenem Spiritualismus, den sie für falsch hält. Wenn der auf cartesianischen Grundsätzen fußende Spiritualismus diskreditirt wird und sich nicht halten kann, so will die scholastische Seelenlehre nicht in seinen Ruin hineingezogen werden. Sie wird auch von den Einwürfen, die für jenen tödtlich wirken müssen, nicht betroffen; denn sie hat einen ganz anderen Boden in den erfahrungsmäßigen Thatsachen. Auf französischem Sprachgebiet mag es überdies noch mehr als bei uns nothwendig erscheinen, die Sache des Thomismus von der des übertriebenen Spiritualismus zu trennen. Dafür muß die scholastische Psychologie dann freilich die Vorwürfe hören, daß sie dem Sensualismus oder dem Materialismus verfalle.[2])

1) Cfr. „l'esiglio di S. Agostino" von Professor Billia in Turin, und die Abwehr dagegen von Mercier in der Revue Néo-Scol. 1899 H. 2. Vgl. auch eine Kritik über De Craene's Werk „de la spiritualité de l'âme" in den Annales de phil. chrét. Bd. 135, S. 248 ff.

2) Alaux, théorie de l'âme humaine sagt in dieser Beziehung: „St. Thomas tient au sujet des sensations et des passions le langage même du matérialisme physiologique. C'est peut-être ce qui lui vaut un regain auprès des théologiens, heureux d'avoir toute prête, dans la plus autorisée de leurs



Wer aber genauer sich belehren lassen will, wird erkennen, daß diese Beschuldigungen gänzlich unberechtigt sind.

Mercier will den Nachweis erbringen, daß die thomistische Psychologie in ausgezeichneter Weise den Bedürfnissen und Bestrebungen unserer Zeit entspricht. Zu diesem Zweck stellt er die großen charakteristischen Züge der neuzeitlichen Psychologie heraus und zeigt dann, daß, soweit dieselben richtig und berechtigt sind, die scholastische Seelenlehre aufs beste damit übereinstimmt, bezw. bestens sich qualificirt, das Moderne in sich aufzunehmen, daß aber, wo die neue Philosophie in die Irre gegangen ist, die Scholastik die richtigen und naturgemäßen Grundsätze vertritt.

Ein erster Grundzug, der die heutige Psychologie charakterisirt, stammt direkt aus der cartesianischen Philosophie. Cartesius hat die scholastische Anthropologie in einseitige Psychologie verwandelt, oder er hat die Psychologie reducirt auf die Erforschung des Denkens, der bewußten seelischen Vorgänge. Auch die moderne Psychologie betrachtet als ihr eigentliches Objekt ausschließlich die Bewußtseinsakte, die der innern Selbstbeobachtung zugänglich sind. Alles andere, besonders die physiologischen Phänomene gelten als ein fremdes Gebiet. Man redet sich ein, daß das, was sich der Bewußtseinserfahrung entzieht, nicht mehr der

---

écoles du moyenâge, une philosophie si aisément d'accord avec le matérialisme d'une prétendue science contemporaine. Non certes, qu'il y ait chez eux calcul ni un autre intérêt que celui de la vérité, mais par suite d'habitude involontaire d'esprit et de langage contractée au contact de cette science et sous l'influence d'un siècle tout imprégné d'idées matérialistes. . . . . St. Thomas n'est pas matérialiste assurément: sa foi le lui défend. Logiquement il semble bien, qu'il devrait l'être p. 57. Cfr. Revue phil. Bd. 44, 628. Die thomistische Psychologie hat eben vom Materialismus das an sich, was an ihm wahr und was allein an ihm wahr ist. Sie anerkennt die Einheit des menschlichen Wesens und faßt dieselbe am consequentesten und tiefsten, ohne dabei den wesentlichen Unterschied der beiden das Menschenwesen constituirenden Substanzen zu verkennen.

Mensch des Psychologen, sondern der Mensch des Physiologen oder Physikers ist. Die eigentliche Psychologie, glaubt man, habe es nur mit dem Denken (im weiteren Sinn) zu thun. Und zwar versteht man unter Denken großentheils ebensowohl das sinnliche Vorstellen als das intellektuelle Denken, ohne einen wesentlichen Unterschied anzuerkennen. Daher der vielfach gezogene Schluß, daß zwischen dem thierischen und dem menschlichen Erkennen nur ein gradueller Unterschied bestehe. Die auf aristotelisch-scholastischen Grundsätzen basirte Philosophie muß diese Auffassung verwerfen. Sie hält auf Grund einer unanfechtbaren Analyse der Erkenntnißthätigkeiten an dem wesentlichen Unterschied der sinnlichen und der geistigen Erkenntniß fest. Sie hält es für falsch, wenn Descartes im exklusiven Sinn sagt: die Seele sei Denken. Im affirmativen Sinn ist es wahr, daß die Seele ein denkendes Wesen, genauer gesprochen, ein mit der Fähigkeit des Denkens begabtes Wesen ist. Das Denken ist der höchste Vorzug ihrer Natur. Aber das Wesen der Seele geht im Denken nicht auf, ist durch dasselbe nicht erschöpfend bestimmt, selbst wenn man Denken im umfassendsten Sinne nimmt. Ehe die Seele zum Denken kommt, bethätigt sie eine andere Funktion: sie informirt, belebt, organisirt den Körper. Sie gestaltet sich den Leib, so daß er fähig wird, in Vereinigung mit ihr das sinnliche Leben zu bethätigen. Die Seele ist wesentlich forma corporis. Die Information des leiblichen Organismus ist ihre ursprünglichste Funktion. Die bewußten Akte sind erst später. Die Einheit des menschlichen Compositums ruht nach der scholastischen Anthropologie auf dem Fundamentalsatz, daß es in dem Grundwesen der Seele liegt, den Leib zu informiren. Die Scholastik weiß sich hierin in genauer Uebereinstimmung mit den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen bezüglich der Anfänge des menschlichen Lebens. Das Bewußtsein erscheint nicht am Anfang, sondern am Schluß der sensitiven Entwicklung. Dem sensitiven Leben aber geht noch eine Phase biologischer



Entwicklung voraus, während welcher die Thätigkeit der Seele ganz in der Organisirung des Körpers aufgeht. Die Seele ist also schon da und thätig, ehe sie denkt, ehe sie es zu bewußten Akten bringt. Wer anders lehrt, wer, um Seele und Bewußtsein identificiren zu können, ihr von Anfang an ein (dunkles) Bewußtsein eigen sein läßt, setzt sich in Gegensatz zu aller Erfahrung und experimenteller Wissenschaft.

Ein zweiter Charakterzug der neueren Psychologie ist das Aufgeben einer wahren Metaphysik und damit einer rationellen Seelenlehre. Metaphysik nimmt man fast nur noch im Sinne des Kant'schen Kriticismus und weist ihr als Objekt die Bestimmung der Grenzen der menschlichen Erkenntniß zu. Nach dem Positivismus und Agnosticismus gibt es keine Erkenntniß vom Wesen der Dinge, also auch keine Erkenntniß einer substanziellen Seele. Eine Psychologie, die auch Metaphysik treibt, die zum Wesen der Seele vordringen will, wird als unwissenschaftlich diskreditirt. Fast überall wird eine Psychologie ohne Seele cultivirt; man sieht ab von der Seele, wenn man sie nicht geradezu leugnet. Interessant ist auch der statistische Nachweis, wie wenig an den deutschen Hochschulen über Metaphysik gelesen wird, wenn man die katholisch-kirchlichen Anstalten außer Betracht läßt. — Die aristotelisch-scholastische Philosophie kann diese moderne Denkweise, wornach metaphysisches Forschen und wissenschaftliches Forschen Gegensätze sein sollten, unmöglich zu der ihrigen machen. Es besteht nicht nur kein Gegensatz, sondern eine gesunde, auf soliden Principien sich aufbauende Metaphysik ist die naturgemäße, dem philosophischen Denken allein genügende Ergänzung und Vollendung der wissenschaftlichen Forschung. Die aristotelisch-scholastische Anthropologie geht von den empirischen Thatsachen des Seelenlebens aus (und von den physiologischen Correlaterscheinungen) Aber sie bleibt dabei nicht stehen, sondern sie gründet auf den experimentellen Theil den rationellen. Sie deducirt aus sicher festgestellten



Thatsachen auf Grund von unumstößlichen Principien ihre Thesen über die Natur des Menschen, über das Wesen der Seele. Die Kriteriologie kann nie den Platz der eigentlichen Metaphysik einnehmen. Doch hält es Mercier, der immer bestrebt ist, der Neuscholastik ihre Aufgaben recht zeitgemäß zu stellen und ihr dadurch Einfluß auf unsere Zeit zu verschaffen, für dringend geboten, daß dem Erkenntnißproblem eine besondere Aufmerksamkeit und ein vermehrtes Interesse zugewendet werde und daß hierin über die alte Scholastik, die wie im großen und ganzen die ganze ältere Philosophie dogmatistisch dachte, hinausgegangen werde.

Als dritten Hauptcharakterzug der neueren Psychologie nennt Mercier die Werthschätzung und den Aufschwung der experimentellen Methode. Man legt ein Hauptgewicht auf psychisch-physische Untersuchungen. Man studirt die Seelenvorgänge in ihren Beziehungen zu physiologischen, physischen Prozessen. Je mehr sich die Forschung von der Metaphysik abwendete, desto mehr verlegte sie sich auf das Experiment. Die Wissenschaft der Psycho-physik hat heute eine hohe Bedeutung und eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Die Tendenz hat von Deutschland ihren Ausgang genommen und sich von da überallhin verbreitet, wo man Wissenschaft treibt und philosophirt. Die Namen Weber, Fechner und in der Gegenwart Wundt in Leipzig sind mit dieser Bewegung und mit den Fortschritten derselben innig und ruhmvoll verknüpft. In der Schule Wundt's haben sich tüchtige Schüler herangebildet. Seitdem der zuletzt genannte Gelehrte in Leipzig ein Laboratorium für physiologische Psychologie gegründet hat, ist man an manchen Orten Deutschlands und anderer Länder, namentlich auch in der neuen Welt dem Beispiele gefolgt und hat solche Centren für experimentelle Forschung ins Leben gerufen. Der Veröffentlichung der Resultate dienen eigene, fortwährend sich mehrende Fachorgane.

Wie stellt sich nun die scholastische Philosophie zu



dieser experimentellen, physiologischen Psychologie? Antwort: Sie hat von derselben nicht das Geringste zu fürchten, sie hat keinen Grund, gegen dieselbe mißtrauisch zu sein. Sie kann sich aufrichtig dieser Bewegung anschließen, über die Resultate sich freuen und dieselben sich zu eigen machen. Ja keine Philosophie ist eigentlich besser befähigt als die scholastische, die geistige Seele in ihren Beziehungen zur Leiblichkeit zu betrachten, bei keiner stimmt es besser zu ihren Principien. Denn keine Psychologie faßt, ohne den Unterschied zwischen Geist und Körper zu verwischen, den Zusammenhang und die Verbindung beider inniger als die scholastische Anthropologie, keine betont mehr, daß der Mensch in seinen psychischen Thätigkeiten und Zuständen von der Leiblichkeit abhängig und bedingt ist. Sie ist darum nicht bloß im höchsten Grade aufnahmefähig für die Ergebnisse der psychisch-physiologischen Experimente, sondern hegt von selbst begieriges Verlangen nach weiterer diesbezüglicher Aufklärung, wie sie die Hilfsmittel der modernen Technik zu bieten versprechen. „Wir glauben nicht, sagt Mercier, daß man den allgemeinen Lehren der scholastischen Psychologie einen besseren Dienst erweisen kann, als sie in Verbindung zu bringen mit den Resultaten, die man gewonnen hat in der Zellenbiologie, Histologie, Embryogenie, Physiologie, Philologie u. s. w." (S. 464 f.) Wir erlauben uns noch einmal in Erinnerung zu bringen, was wir den Franzosen Richet, einen Hauptvertreter der physiologischen Methode, über die neu-scholastische Psychologie urtheilen hörten: Die Lebensfähigkeit dieser letzteren sei so groß, daß sie die heutigen Forschungsresultate der Physiologie und Psychophysik in sich aufnehmen könne, ohne irgend eine Concession zu machen; weit entfernt, die experimentellen physiologischen Untersuchungen zu fürchten, bedauere sie nur, daß man darin nicht schon weiter gekommen sei. Dr. E. Dentler.

(Fortsetzung folgt.)

XLII.

Die französische Kirche am Schlusse des Jahrhunderts.

Wie sehr der äußere Schein trügt, wie leicht Zeitgenossen, welche sich in ihrem Urtheil nur von äußeren Erscheinungen bestimmen lassen, sich irren, davon haben wir zwei auffallende Beispiele. Wohlunterrichtete Engländer und Amerikaner fanden die Zustände Frankreichs vor Ausbruch der Revolution von 1790 ganz erträglich und hatten keine Ahnung von den zersetzenden Kräften, welche den Sturz des „Ancien Régime" herbeiführten: umgekehrt sagen heute manche, die sich als gute Beobachter und gründliche Kenner ausspielen, den baldigen Untergang von Religion, Zucht und Sitte in Frankreich voraus, und sehen in den Bemühungen des Klerus und der katholischen Laien nur die spasmodischen Krämpfe eines Sterbenden. Die Revolution von 1870, so sagen sie, ist viel gefährlicher und verderblicher als die von 1848 und 1790, denn sie droht die Grundlagen, welche die erste Revolution stehen ließ, zu untergraben und das Recht des Eigenthums zu bestreiten. Dabei weisen sie auf das Gespenst des Socialismus hin und auf den Umstand, daß die Socialisten im Ministerium Waldeck-Rousseau einen maßgebenden Einfluß üben, ferner daß dieses Ministerium veraltete Kampfgesetze gegen die Kirche und die geistlichen Orden hervorzuziehen droht, deren Ausführung der Kirche großen Schaden zufügen würde.



An dem Willen, die Kirche zu demüthigen, an Böswilligkeit und Haß fehlt es Waldeck-Rousseau, Millerand und Genossen freilich nicht, wohl aber an der Macht und dem nöthigen Einfluß. Das stetige Drohen soll wohl ein Schreckschuß sein, das lange Zaudern verräth Besorgniß, eine weitere Vergewaltigung der Kirche könnte dem Ministerium den Todesstoß versetzen. Vor dem Ausbruch der Revolution war der französische Klerus ein sehr reicher, geachteter Stand und auf's engste mit dem Adel verknüpft, der fast alle Bischofssitze und bedeutenden Pfründen inne hatte; heute ist er arm und vom politischen Einfluß ausgeschlossen, aber weit mächtiger als früher, weil die Aristokratie und Bourgeoisie wieder gläubig und fromm geworden und von der Religion eine Heilung der socialen Schäden Frankreichs erwarten. Wie im 18. Jahrhundert der Skepticismus, der Unglaube, die Unsittlichkeit von den höheren Ständen auf die niederen übergingen, so wird im 20. Jahrhundert die Religiosität und Sittlichkeit von den höheren Klassen durchsickern und die niederen, die sich von der Kirche abgewandt haben, neu beleben und kräftigen.

Es ist vollkommen richtig: dank der schlechten Gesetzgebung (wir haben hier besonders die Ehegesetze und die nachlässige Handhabung des Gesetzes über die Sonntagsheiligung im Auge) wird das Volk am Besuch des Gottesdienstes verhindert und in seiner Genußsucht bestärkt, aber der Regierung ist es trotz aller ihrer Bemühungen nicht gelungen, die Menge durch ihre schönen Versprechungen zu ködern. Gambetta vermochte durch das Schlagwort: „Der Klerus ist der Feind," die Massen zu bethören, aber heutzutage ist das Mißvergnügen unter der Arbeiterbevölkerung so groß, daß sie für einen Kreuzzug gegen den Klerus nicht zu haben ist. Die zahlreichen Strikes, auch während der Ausstellung, beweisen, daß die Stimmung im Volke, namentlich in Paris keine regierungsfreundliche ist. Für einen Sieg der Socialisten über die Kirche und die conservativen Elemente



fehlen alle Voraussetzungen. Im Jahre 1790 hatten unter der Aristokratie und Bourgeoisie die sittliche Fäulniß und der Skepticismus den Haß gegen die katholische Religion groß gezogen, man ließ die Priester höchstens noch als geistige Polizei gelten, welche den Zorn des dritten Standes beschwichtigen sollte; dieser aber fing allmählich an, in den Priestern Tyrannenknechte zu erblicken, und ließ sich von einigen höchst rührigen von den Freiheitsideen erfüllten Priestern gegen die katholische Kirche aufreizen. Nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung waren Adel und Klerus unter sich gespalten, betrachteten einander mit Mißtrauen und stärkten durch ihre Uneinigkeit den dritten Stand. Heutzutage ist der Klerus in sich geeint, steht in gutem Einvernehmen mit den höheren Klassen und trägt durchaus keine Verantwortlichkeit für die Mißstände, über welche die Arbeitsbevölkerung Klage führt, kann im Gegentheil auf alle Maßnahmen hinweisen, durch welche sie das Loos der Armen mit Erfolg erleichtert hat.

Eine Geschichte des mehr als hundertjährigen Kampfes des Katholicismus gegen die autokratischen Regierungen, gegen die Indifferenz oder Apathie des Adels und der Bourgeoisie, gegen die Feindseligkeit der revolutionären Elemente kann noch nicht geschrieben werden, aber so viel ist klar: ungeachtet aller Hemmungen und Störungen, ungeachtet aller Stürme, welche die Pflanzungen der Kirche zu entwurzeln drohten, steht sie als ein schöner, kräftiger Wald da, der seine vielen Wurzeln tief in den französischen Volksgeist getrieben und durchaus nicht den Treibhauspflanzen gleicht. Nicht nur die gläubigen Franzosen, nicht nur die, welche an die Religion glauben, aber ihr Leben nicht gemäß den Anforderungen der Religion einrichten, sondern sogar ungläubige und apathische Männer, namentlich unter den Gebildeten, mißbilligen die Verfolgung der katholischen Kirche. Man kann kühn behaupten, daß dieselben im Grunde stolz sind auf die katholische Partei, welche

auf dem Gebiete der Philanthropie und der Missionen so Großes geleistet hat. Diese Sympathie ist indeß durchaus nicht so werthlos, wie manche annehmen, und ist ein großes Hinderniß für die culturkämpferischen Gelüste eines Ministeriums Waldeck-Rousseau. Die Zeiten, in denen man einem anmaßenden Beamtenthum erlaubt, die treuen Bekenner ihres Glaubens wie einen Spielball hin und her zu treiben, sind glücklich auch für Frankreich wieder vorbei, das Publikum sieht nachgerade ein, daß die Bewunderer des Fremden, die Tadler französischen Wesens, französischer Einrichtung nicht unter den Katholiken, sondern in regierungsfreundlichen, socialistischen Kreisen zu suchen sind.

Die Revolution von 1790 hat der Kirche durch die Unterdrückung und Verstaatlichung der Volks- und Mittelschulen die tiefste Wunde geschlagen und der jungen Generation den Haß gegen die Religion gleichsam eingeimpft. Die Zeit der Revolution, in der die Gottlosigkeit das Scepter führte, wurde als die glorreichste Periode Frankreichs dargestellt, alle Siege über äußere Feinde wurden auf Rechnung der republikanischen Gesinnung gesetzt, die man mit dem Haß des Katholicismus identificirte. Wie schwer es war, diesen Sauerteig zu beseitigen, beweist die Restaurationsperiode 1815—30. Zu keiner Zeit, selbst nicht während der Schreckenszeit, wurden Voltaire, Rousseau, die Encyklopädisten so viel gelesen und bewundert. Auflage folgte auf Auflage; Hunderttausende von Exemplaren wurden im Buchhandel vertrieben, während katholische Bücher einen verhältnißmäßig nur geringen Absatz fanden. Die leitenden Persönlichkeiten, die Bischöfe und die katholischen Minister Ludwigs XVIII. und Karls X., standen dieser auffallenden Erscheinung gegenüber ganz rathlos da, wagten aber nicht, klerikale Schulen zu gründen und das Unterrichtsmonopol abzuschaffen. Man muß das Leben des Grafen Montalembert von Lecanuet nachlesen, wenn man sich einen Begriff von der Muthlosigkeit und Bestürzung im katholischen Lager



bilden und verstehen will, was ein Einzelner leisten kann. Die Bemühungen eines Montalembert, Lacordaire, Ravignan waren mit Erfolg gekrönt, die Nachkommen sind in die Erbschaft eingetreten, die freiwilligen katholischen von der Leitung des Staates unabhängigen Schulen haben an Zahl und Einfluß zugenommen und den Staatsschulen Concurrenz gemacht. Der Umstand, daß Tausende von Eltern, Staatsbeamte nicht ausgenommen, auf die religiöse Erziehung ihrer Kinder größeren Werth legen als auf die Erwerbung weltlicher Kenntnisse, Erlangung von Bursen und anderen zeitlichen Vortheilen, welche die Lycées und Collèges bieten, legt beredtes Zeugniß dafür ab, daß bei vielen Franzosen die Indifferenz eben nur eine Modesache ist, daß sie ihren Kindern etwas Besseres als Tagesmeinungen — eine positive Religion bieten wollen. Das Aufblühen der von Priestern gebildeten Schulen hat die weitere gute Folge gehabt, daß die Staatsschulen vielfach einen anderen Ton angeschlagen, Lehrern und Schülern größere Zurückhaltung auferlegt, ja sogar durch Anstellung tüchtiger Religionslehrer den religiösen Geist einigermaßen gepflegt haben. In den von den angesehensten Universitätsprofessoren an die Studentenvereine gerichteten Reden findet sich kaum eine Stelle, die man beanstanden könnte. Die religiösen Beweggründe sind zwar weniger betont, als man wünschen möchte, aber von gehässigen Ausfällen gegen die Katholiken findet man keine Spur. Der Fortschritt auf dem Gebiete der Erziehung ist unverkennbar.

Daß der ausgesäete Same nicht immer aufgeht und vielfach durch das Unkraut erstickt wird, daß aus den Klerikalschulen bisweilen die heftigsten Bekämpfer des Katholicismus hervorgegangen sind, ist unbestreitbar, andererseits sind gerade die tüchtigsten Vorkämpfer der Kirche, Montalembert, Ozanam etc. in staatlichen Anstalten gebildet, jedenfalls sind durch Meinungsaustausch und Verkehr die Gegensätze gemildert worden. Das gemeinsame wissenschaftliche Streben hat die



Brücke zwischen den beiden Parteien geschlagen und die Gegner genöthigt, nicht bloß die eine Seite der Frage zu studiren. Die Fortschritte sind freilich langsam genug, übrigens haben auch andere Länder mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen und hängen viel mehr vom guten Willen der Regierung und der vom Staat besoldeten Professoren ab, als die französische Kirche.

Es ist von vorne herein ein gutes Zeichen, wenn eine Kirche sich nicht auf die Defensive beschränkt, wenn sie ihrer Thätigkeit keine zu enge Grenze zieht, vielmehr ihre Wirksamkeit auch auf Nachbargebiete ausdehnt. Das beweist, daß sie einen Ueberschuß an Lebenskraft hat und anstatt sich in fruchtloser Arbeit aufzureiben, einen geeigneten Wirkungskreis auswärts sucht. Eine Religion, die Hunderttausenden Muth und Begeisterung einzuflößen vermag, welche viele talentvolle, feingebildete Jünglinge und Jungfrauen antreibt, eine ehrenvolle Stellung in der Welt aufzugeben und sich um Gottes willen der Erziehung der Jugend, dem Dienste der Armen, der Predigt des Evangeliums zu weihen, muß wirklich lebenskräftig sein; sie einer verknöcherten Mumie ohne Leben und Bewegung zu vergleichen, ist ebenso gedanken- als sinnlos. Wie die Abnahme der religiösen Berufe von jeher das sicherste Zeichen des geistigen Verfalles einer Nation gewesen, so ist umgekehrt das Emporkommen von Männer- und Frauenklöstern der beste Gradmesser des religiösen Fortschrittes. Wie groß die Zahl der französischen Missionäre sei, wie viele Seelen sie für die katholische Kirche gewonnen, setzen wir als bekannt voraus[1]) und bemerken nur, daß die zahlreichen französischen Colonien und der unter dem Protektorat Frankreichs stehende Orient ihrem Seeleneifer nicht genügt hat, daß sie auch in den englischen Colonien blühende Missionen gegründet haben. Gleich den

1) Vgl. den Artikel in Bd. 125, S. 681 ff. dieser Blätter: „Der Antheil Frankreichs und Deutschlands am kath. Missionswerke."
A. d. R.

großen Sendboten des 17. Jahrhunderts verbanden sie mit ihren Seelsorgpflichten das wissenschaftliche Streben und haben auch in diesem Jahrhundert auf dem Gebiete der Philologie und Naturwissenschaften große Erfolge aufzuweisen. Selbst die französische Regierung kann nicht umhin, die Verdienste der Missionäre anzuerkennen, und sie in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen. Mit der Zeit, so läßt sich erwarten, werden auch die Beamten in Frankreich selbst den Klerus zu schätzen lernen, der das Prestige Frankreichs in Asien, Amerika und Afrika weit mehr erhöht hat, als alle die reichbesoldeten Colonialbeamten.

Das Werk der inneren Mission kommt keineswegs zu kurz, beide ergänzen sich gegenseitig. Die Wohlthäter, welche große Geldsummen für auswärtige Missionen spenden, arbeiten auch für die innere Mission. Die in Frankreich befolgten Methoden sind dem Charakter des Volkes angepaßt und können nur von dem Kenner gewürdigt werden. Naturgemäß haben die Katholiken Frankreichs weit größere Schwierigkeiten zu überwinden als die Deutschlands in den vorwiegend katholischen Provinzen, weil die Regierung durch positive Gesetzgebung oder in Folge von Pflichtversäumniß dem Klerus allerlei Hindernisse in den Weg legt. Ganz abgesehen von der Erleichterung der Ehescheidungen, von der Entweihung des Sonntags durch knechtliche Arbeiten, von der fast vollständigen Straflosigkeit, deren sich die Händler mit unzüchtigen Bildern und Statuen erfreuen, ist es äußerst bedenklich, daß man bei Geburten von Kindern über den Vater der Kinder keine Nachforschungen anzustellen erlaubt, und der Aussage des Mädchens oder der Frau keinen Glauben schenkt. Natürlich kann von einer Ernährung der unehelichen Kinder durch den Vater keine Rede sein.

Wie leicht könnte das französische Parlament durch einige zweckmäßige Gesetze, wie sie in fast allen civilisirten Ländern, vornehmlich in England und Deutschland bestehen, einige der schlimmsten Mißbräuche der französischen Gesellschaft

unterdrücken, die Wirksamkeit der Kirche erleichern! Sie verschmäht dies leider und trägt durch die Veranstaltung von Ausstellungen und verschiedenen Festlichkeiten zur Corrumpirung der Nation bei. Max O'Rell hat in einer seiner Schriften ganz richtig bemerkt, daß es durchaus unbillig sei, die geborenen Pariser für die Leichtfertigkeit und Zügellosigkeit der Pariser Theater, Vaudevilles ꝛc. verantwortlich zu machen, daß scheinheilige Engländer, dreiste Amerikaner, cynische Russen für die allerschlimmsten Verbrechen der Hauptstadt verantwortlich seien, daß Zola und andere Pornographen für ihre allerschlimmsten Romane mehr englische und amerikanische als französische Käufer fänden; aber dabei bleibt doch bestehen, daß das schlechte Beispiel derer, welche in Paris und den berühmten Badeorten Frankreichs ihr Schmutzbad nehmen, ihren schlimmsten Leidenschaften die Zügel schießen lassen, Mittelpunkte der Ansteckung werden und das feine sittliche Gefühl des Volkes abstumpfen. Man muß sich nur wundern, daß die geistige Fäulniß nicht mehr um sich gegriffen, und die edleren Theile des Organismus angegriffen hat.

Ein großer Uebelstand, an dem das heutige Frankreich leidet, ist die ungeheure Zunahme des Beamtenpersonals, die Ueberfüllung der gelehrten Berufe, Frankreich hat zu viele Municipal- und Staatsbeamte, zu viele Doktoren, zu viele Juristen, zu viele Lehrer; von diesen allen findet nur ein Bruchtheil angemessene Beschäftigung, während die Mehrheit trotz ihrer langjährigen Studien entweder ihren Verwandten zur Last fällt oder mit Hungerlöhnen sich begnügen muß, die unter dem Lohn eines gewöhnlichen Arbeiters stehen. Wir geben hier einige Zahlen. Paris at statt 1500 Doktoren, die hinreichende Beschäftigung finden, nicht weniger als 2600, die Zahl der Advokaten hat sich in den letzten Jahrzehnten verdoppelt. Einen ähnlichen Zuwachs bemerkt man unter den Municipal- und Staatsbeamten, die republikanische Regierung hat, um ihre Anhänger

versorgen zu können, sowohl in Frankreich selbst als in den Colonien eine Masse von neuen Aemtern geschaffen. Die Bourbonen hatten durch den Verkauf der neugeschaffenen Aemter den Staatssäckel gefüllt, die Republikaner sind so überzeugt von der Langmuth und Gutmüthigkeit des Volkes, daß sie ihren Anhängern die Aemter förmlich nachwerfen. Die Zahl der Beamten des Departements beläuft sich auf 8000, der der Municipalitäten auf 122,000, der des Staates auf 405,671. Von den mehr als 500,000 Beamten haben nur 321 einen Gehalt von 21,000 Fr., während 136,000 nicht einmal einen Gehalt von 1000 Fr. beziehen, also schlechter gestellt sind als gute Arbeiter. In ihrem eigenen Interesse und dem ihrer Beamten hätte die Regierung schon längst Beschränkungen der Beamten und Gehaltserhöhung eintreten lassen und dafür sorgen müssen, daß die überschüssigen Kräfte in den Colonien Verwendung fänden.

Dieselbe hat aus Besorgniß, in gewissen Kreisen Anstoß zu geben, ungeachtet aller Mahnungen keine ernstlichen Schritte gethan, um die arbeits- und brotlose Stadtbevölkerung zur Auswanderung in die Colonien zu vermögen. Auch hier haben die katholische Partei und namentlich der Klerus und die männlichen und weiblichen Orden der Nation das gute Beispiel gegeben und gezeigt, daß der wahre Patriotismus sich weit mehr in Verbreitung von Religion, Civilisation und Sitte unter fremden Völkern bewährt, als durch das Kleben an der Scholle und ein in Müßiggang und Träumerei verbrachtes Leben. Die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zeigt, daß der Franzose als Colonisator Großes leisten kann, daß die Regierung durch ihre verkehrte Politik den Untergang der meisten Colonien herbeigeführt hat. Der Jesuit Piolet, ein langjähriger Missionär, hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hingelenkt, bewiesen, daß die Regierung, sofern sie den Auswanderern in die eigenen Colonien gewisse Privilegien verleiht, keinen Grund zur Klage über die Apathie der Bevölkerung habe. Das



Zweikindersystem und andere schlimmen Auswüchse der modernen Cultur fallen von selbst weg, wenn das Volk einsieht, daß sich in den Colonien lohnende Arbeitsfelder für französischen Fleiß und französisches Geschick finden. Unter ganz neuen Verhältnissen werden manche bisher schlummernde Kräfte entbunden, ist eine geistige Wiedergeburt weit eher zu erwarten, als unter den verrotteten Zuständen der Gegenwart. Eine spätere Generation wird P. Piolet wegen seines Buches „La France hors de France, sa nécessité, ses conditions“ zu ihren größten Wohlthätern rechnen.

Auf die charitative Thätigkeit, die, um eingehend behandelt zu werden, Hunderte von Seiten beanspruchen würde, sei hier nur hingewiesen. Nein, so verhärtet und gefühllos kann das französische Volk nicht sein, daß es seine zahlreichen Wohlthäter, die seine Noth gelindert haben, an's Messer liefern oder in's Ausland verbannen würde. Eine durch die Bande des Gehorsams und der Liebe vereinigte Organisation, wie die katholischen Orden, die ihre Wurzeln tief in das Volksleben getrieben hat, wird durch einen Windstoß nicht niedergeworfen. Aber ist, so wird man uns einwenden, die Kirche wirklich einig, stehen der hohe und niedere Klerus Schulter an Schulter, machen sie wirklich Front gegen den gemeinsamen Feind? Wir glauben das bejahen zu dürfen. Reibungen und Conflikte gibt es ja überall, die stürmischen jungen Leute sind unzufrieden mit dem Zaudern der alten, das sie als Zaghaftigkeit auslegen, manche können nicht verstehen, daß man den Fehdehandschuh der Regierung nicht aufnimmt, andere verlangen Kündigung des Conkordates und beanspruchen die Rechte eines freien Bürgers; ungeachtet Meinungsverschiedenheit sind die Einzelnen doch immer bereit, höheren Anordnungen sich zu unterwerfen. Uebrigens hat die Regierung durch ihre maßlose Rohheit und Gewaltthätigkeit, mit der sie gegen die Assumptionisten und den allgemein verehrten Cardinal von Paris vorgegangen ist, aller Welt gezeigt, wie sehr sie den Klerus haßt und ver=

achtet Weder Bischof noch Kleriker können sich für eine Regierung erwärmen oder begeistern, welche aus ihrer Feindseligkeit so wenig Hehl macht und nach der Ausstellung nicht nur mit Proscription der Orden, sondern auch mit Confiskation ihrer Güter droht. Was man in gewissen Kreisen munkeln hört von einer Zwietracht zwischen höherem und niederem Klerus, von Servilität der Bischöfe gegenüber der Regierung ist einfach aus der Luft gegriffen. Naturgemäß müssen sich die Bischöfe der Willkür der Beamten gegenüber größere Zurückhaltung auferlegen als ein junger Kaplan, der sich erlaubt, frei seine Meinung zu äußern. Der Unterschied zwischen Kaplan und dem älteren und gesetzteren Pfarrer und Bischof ist eben der, daß ersterer von der Ventilirung seiner Beschwerden sich Großes verspricht, während letzterer wohl weiß, daß eine Reaktion, wie jede andere geistige Bewegung, sich nur langsam und allmählig vollzieht. Die Wuth, mit welcher Männer wie der Apostat Charbonell gerade die Bischöfe angreifen, beweist, daß sie es mit ihrer Aufgabe ernst nehmen, und sich nicht scheuen, für die Reinerhaltung der kirchlichen Lehre einzutreten.

Während manche ausländische Publicisten den Bischöfen ihre Regierungsfreundlichkeit zum Vorwurf machen, behaupten andere, die katholische Partei habe durch ihre Sprödigkeit und Feindseligkeit den Präsidenten Loubet und seine Minister aufs äußerste gereizt und sie förmlich genöthigt, alte Kampfgesetze hervorzuholen und einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche zu führen. Die Verbindung mit den Socialisten wird als ein Akt der Nothwehr dargestellt, und alle die Grundlagen des Staatswesens untergrabenden Maßregeln werden damit entschuldigt, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau den Socialisten Zugeständnisse habe machen müssen. Nach den Grundsätzen der Moral ist ein Ministerium, welches das Vertrauen des besseren Theils des Parlamentes und Volkes nicht besitzt, verpflichtet, abzudanken



und begeht Verrath am Vaterland, wenn es sich durch gesetzwidrige Maßnahmen, durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu halten sucht. Mit einer Partei, der Recht und Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe nicht höher gilt als das eigene Interesse, ist überhaupt kein Bund zu flechten, die katholische Partei würde demnach ihre Ehre beflecken, wenn sie um die Freundschaft des gegenwärtigen Ministeriums sich bewürbe.

Ob die Katholiken unter der Präsidentschaft Thiers oder Mac Mahon's politische Fehler begangen, ob es nicht besser gewesen, sofort die Republik anzuerkennen, das lassen wir dahingestellt, aber in dem letzten Jahre konnten sie gar nicht anders handeln. Wir hoffen in einem späteren Aufsatze zu zeigen, daß sie durch ein Bündniß mit Waldeck-Rousseau ein großes Verbrechen begangen und den Katholicismus für alle die Uebelstände der gegenwärtigen Regierung verantwortlich gemacht hätten. Das Ministerium hätte, um den Verdacht von sich abzulenken, die katholische Partei zum Sündenbock gemacht, um sich der Verantwortung zu entziehen; dank der Klugheit der katholischen Partei ist ein solches Parteimanöver nicht mehr möglich, das Ministerium kann höchstens die Schuld auf den Semiten Reinach abladen, den man allgemein als den Direktor bezeichnet, auf dessen Wink die Minister sich wie hin und her bewegen.

An.



XLIII.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Oesterreich.

VI. Bündlerische Literatur.

Bei der „alldeutschen Tagung" zu Eger, von der in unserem letzten Artikel schon die Rede [1]) war und auf welcher, wie erinnerlich, unsere österreichischen Deutschradikalen und die reichsdeutschen evangelischen Bündler verständnißinnig sich die Bruderhand reichten, wurde auch zur Erhöhung des Schlußeffektes eine Menge protestantischer Flugblätter und Flugschriften unter die Theilnehmer geworfen. Derartige Blätter und Schriften fliegen übrigens schon seit Jahr und Tag aus dem „hellen" Sachsen uns zu. Sie sind Produkte des „Evangelischen Bundes", sollen die Wühlarbeit der Deutschradikalen unterstützen und die Abfallsbewegung in Fluß erhalten. Der Buchhändler des „Evangelischen Bundes", Braun in Leipzig, hat sie im Verlage und versendet sie in beliebiger Anzahl gratis an alle, die darum ansuchen. Die Versendung geschieht übrigens per Schmuggel, da die österreichische Polizei die literarischen Produkte des „Evangelischen Bundes" die Grenze nicht frei passiren läßt. [2])

1) Heft 4 dieses Bandes S. 261.

2) Aus Wien wurde vor Kurzem berichtet, daß dortselbst bei einem gewissen Herrn ein großes Packet, als von Warnsdorf kommend,



Nur auf Umwegen und in verschlossenen Couverts kann Herr Braun seine „evangelische" Waare über die Grenze bringen. Ueber diese polizeiliche „Chikanirerei" wird wohl auf protestantischer Seite viel gewettert, hilft aber nichts. Unsere Polizei ist, das mögen sich die evangelischen Bundesbrüder gesagt sein lassen, zum Besten des österreichischen Staates und Volkes da; dafür wird sie mit österreichischem Gelde bezahlt; nicht zum Besten einer Agitation, die nur Unfrieden stiftet und unser Land nicht zur Ruhe kommen läßt.

Indessen muß die Thätigkeit unserer Polizei denn doch nicht allzu „unerträglich" sein, angesichts der Thatsache, daß bis jetzt an die 3 Millionen Flugblätter des „Evangelischen Bundes" den Weg nach Oesterreich gefunden haben. So behauptet wenigstens Superintendent Meyer aus Zwickau, und der muß es als Mitleiter des Bundes wissen.

Vor uns liegen 38 verschiedene solcher bündlerischer Flugblätter, verschieden dem Titel und Umfange, nicht aber dem Inhalte nach. Denn in allen kommen fast immer dieselben Anklagen gegen die katholische Kirche vor. Derselbe Text, nur mit verschiedener Melodie. Die meisten Blätter sind speciell für Oesterreich verfaßt. Sie besprechen specifisch österreichische Dinge, wie die politische Stellung der „Katholischen Volkspartei", den Reichthum der österreichischen Kirche, speciell des Olmützer Erzbischofes, die Gegenreformation in Böhmen, den Auszug der 22,000 protestantisch gewordenen Salzburger Bauern u. a. Mehrere Blätter aber sind nicht speciell auf Oesterreich gemünzt. Sie sind allgemeiner Natur, behandeln den Gegensatz zwischen Protestantisch und Katholisch,

angelangt sei, mit der Deklaration: Buchhandlung von Amb. Opitz in Warnsdorf, Inhalt: Gebetbücher. Die Annahme des Packetes, weil nicht bestellt, wurde verweigert. Das Packet wanderte als verdächtiges Poststück auf die Polizei, wo es geöffnet wurde, und statt der angezeigten Gebetbücher kamen die Flugschriften des „Evangelischen Bundes" zum Vorschein!



und dienen der „Evangelisirung“ Deutschlands überhaupt. So drei Briefe des 1885 verstorbenen bekannten Heidelberger Professors und Protestantenvereinlers Dr. D. Schenkel über die „gute Sache der evangelischen Kirche“.

Alle diese Flugschriften sind nicht ungeschickt abgefaßt. Manche sind flott geschrieben und mit einer Menge pikanten Materials gespickt. Hartgesottene Katholikenfeinde werden sie mit Hochgenuß lesen, nicht gutunterrichtete „moderne“ Katholiken werden vielfach frappirt sein. Katholiken mit leicht verwundbaren Hühneraugen und lau in ihrem christlichen Leben mögen bei der Lektüre schon zu der „Ueberzeugung“ kommen, daß sie besser daran wären, wenn sie protestantisch würden. Die von dem göttlichen Charakter ihrer Kirche überzeugten Katholiken indessen können nur mit großer Ueberwindung die Blätter durchmustern, empört über die kecken Entstellungen und Verdächtigungen alles dessen, was ihnen lieb und theuer ist, aber auch voll Betrübniß und Schmerz, daß soviel Geist, Zeit und Geld aufgewendet werde im Dienste der Unwahrheit. „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst“, so lautete das Losungswort Luthers an seine Getreuen vom Schmalkaldischen Bunde; der neue Schmalkaldische Bund, der „Evangelische Bund“, hat dieses Losungswort wieder aufgegriffen und arbeitet Tag und Nacht mit fieberhafter Eile und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln an der Durchführung dieser Parole. Haß gegen den Papst — das ist der Geist, der im „Bunde“ lebt; das ist auch der Geist, der aus all seinen Flugblättern und Flugschriften spricht. Wenn wir jetzt darauf etwas näher eingehen, so geschieht es nur im Interesse der katholischen Oeffentlichkeit, die wissen muß, mit welch unwürdigen, nichtsnutzigen, oft geradezu diabolischen Mitteln der „Evangelische Bund“ hier in Oesterreich Proselytenmacherei treibt.

Als Einleitung mag hier eine Probe des Gedichts mit der Ueberschrift „Los von Rom“ stehen:



Wir riefens lang, wir riefens laut
In Roms harthörige Ohren:
Die Hände weg und her das Gut,
Das wir an dich verloren!

Das Maß ist voll! dem Fluch des Volks
Die Rächer sind erstanden.
Wie dröhnend Erz erschallt ein Ruf
In Oesterreichs deutschen Landen.

Ja „Los von Rom" — wie Wetterstrahl
Fährts in die schwarzen Nester,

u. s. w. u. s. w.

Ein Flugblatt führt den Titel: „An meine katholischen Mitschwestern in Deutschösterreich. Von einer deutschen Oesterreicherin". Diese „Oesterreicherin" erzählt:

„Ich habe mein Gewissen lange zu Rathe gezogen und mich gefragt: Ist es nothwendig, daß wir uns lossagen von der Religion unserer Väter? Fordert das — abgesehen von unserer nationalen Bedrängniß — vielleicht auch die Rücksicht auf die sittliche Erziehung unserer Söhne und Töchter? — Und nach langen, schlaflosen Nächten und nachdem ich mit mir selbst gerungen und bei anderen Leuten, bei meinem Manne, den ich liebe und achte, und bei seinen Freunden, die ich ihres biederen deutschen Charakters wegen hochschätze, mir Rath geholt, bin ich zu dem Schlusse gekommen: Ja, es ist unbedingt nothwendig, soll unser geliebtes deutsches Ostmarkvolk nicht national, wirthschaftlich und sittlich verkommen, daß wir von der Römerkirche uns lösen und einem freien, deutschen, durch und durch sittenreinen Bekenntnisse, dem evangelischen Glauben uns zuwenden".

Also, einer nationalen, wirthschaftlichen und sittlichen Verkommenheit werden wir Deutschösterreicher unrettbar anheimfallen, wenn wir nicht protestantisch werden. Nur in dem „freien, deutschen, durch und durch sittenreinen" Protestantismus ist für uns das Heil zu finden! Und wie



beweist das die „Oesterreicherin"? Inwiefern der Katholicismus in „nationale und wirthschaftliche Verkommenheit" führen soll, beweist sie überhaupt nicht; das ist für sie offenbar selbstverständlich. Sie „beweist" nur, daß er in „sittliche Verkommenheit" führt. Und wie lautet der Beweis?

Erstens werden Kanzel, Beichtstuhl und Altarssakrament im Dienste der Politik mißbraucht. Häufig hört man, versichert die „Oesterreicherin", von der Kanzel „nicht die Auslegung des Evangeliums, sondern geifernde Reden, hitzige Scheltworte und politische Schlagworte; von der heiligen Kanzel herab wird erzählt, welche Zeitungen man lesen solle, welche nicht; wer gewählt werden sollte, wer aber nicht". Derartiger Unfug sei besonders zur Zeit der letzten Reichsrathswahlen in Niederösterreich in hunderten von katholischen Kirchen verübt worden, was „fromme" Katholiken „angeekelt" und in die protestantischen Kirchen geführt hätte, wo nur „Worte frommer Milde" zu hören gewesen wären. Im Beichtstuhle sei den „beichtenden Weibern unter Androhung aller Höllstrafen ans Herz gelegt worden, ihre Männer dahin zu bringen, für klerikale Candidaten zu stimmen". Und das Allerheiligste, der „Leib des Herrn, sei auf Befehl der Bischöfe wochenlange in den Kirchen ausgesetzt und seien Gebete veranstaltet worden — für eine katholische Wahl". Das sei doch, meint die „Oesterreicherin", „das christliche Gefühl tief verletzend", und stellt dann die Frage: „Hat man Aehnliches schon von evangelischen Geistlichen gehört?"

Zweitens hat die katholische Geistlichkeit ungemessenen Reichthum, der Papst, der „nothleidende" Papst, hat „Hunderte von Millionen", die Bischöfe haben „Rieseneinkommen", die zahlreichen Stifter und Klöster haben „in ihren Schatzkammern kolossale Mengen von Geld und Edelsteinen" und nennen „Tausende Joche Felder, Weingärten und Wälder ihr eigen", während „Tausende und Abertausende unserer Volksgenossen, Bauern, Handwerker und Arbeiter mit schweren Sorgen kämpfen und bittere Noth leiden müssen". Wiederum die



Frage: „Kommen gleiche Zustände in der evangelischen Kirche vor?"

Drittens machen die katholischen Geistlichen bei den Begräbnissen einen Unterschied zwischen Reich und Arm; „stirbt ein armer Teufel, der eine Wittwe mit hungernden Kindern hinterläßt, dann kommt ein Kaplan angewimmelt, verbringt schleunigst seine Ceremonien, leiert seine lateinischen, unverständlichen Gebete herunter und macht, daß er wieder nach Hause in den Pfarrhof kommt. Warum sollte er auch mitgehen bis zum Grabe, es wird doch nichts bezahlt!" Wie „anders ist es doch, liebe Mitschwestern, bei den Evangelischen", ruft unsere „Oesterreicherin" aus; „auch den ärmsten und bescheidensten Verstorbenen begleitet der evangelische Geistliche bis zum Grabe und widmet ihm ein paar Worte des Nachrufes."

Viertens ist die Beichte eine wahre Hege- und Pflegestätte der Unsittlichkeit. Man höre, was die „Oesterreicherin" da zu sagen weiß. „Wie sollen wir Frauen gerne zur Ohrenbeichte gehen, wenn wir nicht sicher sind, daß der katholische Priester — und solche Fälle sind nach hunderten bekannt — uns unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses über Dinge ausfrägt, die uns die Schamröthe auf die Stirne treiben? . . Wie können wir unsere kaum dem Mädchenalter entsprossenen Töchter mit ruhigem Gewissen zum Beichtstuhle schicken, da wir doch wissen, daß durch ungeschickte oder berechnete Fragen und Ausforschungen unsere Kinder auf Dinge aufmerksam wurden, von denen sie bisher keine blasse Ahnungen hatten? Tausende von Kindesseelen sind zuerst durch den Beichtstuhl um ihre kindliche Einfalt und Unschuld gebracht und das Gift der Unreinheit in ihre kleinen Herzen geträufelt worden."

Ihre Erörterungen und „Beweise" faßt dann die „Oesterreicherin" kurz also zusammen: „Die katholische Kirche ist einzig und allein auf Vermehrung ihrer weltlichen Macht, ihres Einflusses, ihres Reichthums bedacht. Sie mißbraucht Kirche und Kanzel, ja sogar das Allerheiligste für ihre weltlichen Zwecke. Sie mißbraucht und schändet das Beichtgeheimniß



und gefährdet dadurch die reine Unschuld unserer heranwachsenden Kinder. Einer solchen Gefahr der Entsittlichung dürfen wir als gute Eltern unsere Kinder nicht aussetzen. Und die katholische Kirche gefährdet durch das Cölibat die allgemeine Sittlichkeit. Außerdem steht sie uns durch ihr lateinisches, todtes Formelwesen abstoßend und fremd gegenüber.“

Die „Oesterreicherin“ wollte und sollte ihren „Mitschwestern in der Ostmark“ beweisen, daß der Katholicismus — wohl gemerkt: Katholicismus, d. h. das katholische Religionssystem — die Deutschen Oesterreichs national, wirthschaftlich und sittlich verderbe. Dieses hatte sie zu beweisen, zu beweisen natürlich mit vernünftigen, unanfechtbaren Gründen. Statt dessen faselt sie weiß der Himmel was zusammen über Mißbrauch der Kanzel, des Beichtstuhles, des Allerheiligsten u. s. w., gibt das als Wahrheit aus, überträgt, was etwa dieser oder jener Priester gefehlt, auf den ganzen Priesterstand und die Kirche; und all' dies, um zu dem Schlusse zu kommen: „Los von Rom!“ Es fällt uns nicht ein, die Faseleien der angeblichen Oesterreicherin zu rektificiren; das wäre wirklich zu viel Ehre für dieses Zeug. Nur wundern muß man sich, wo der „Evangelische Bund“ den Muth hernimmt, einen solchen von handgreiflichen Verleumdungen strotzenden Wisch in die Welt hinauszusenden!

Ein anderes Flugblatt betitelt sich „Aufklärungen vor!“ Die Aufklärungen betreffen die Unfehlbarkeit des Papstes, die unbefleckte Empfängniß, die Ohrenbeichte als „eine Einführung des 13. Jahrhunderts (1215)“, die Firmung als „eine solche des 12. Jahrhunderts“, das Cölibat, das Fegfeuer.

Beim Cölibat findet sich die Anmerkung: „Die Klagen über vorkommende Zuchtlosigkeiten unter der römisch-katholischen Geistlichkeit sind so alt wie das Cölibat. Früher mußte auf Drängen der Gemeinden den Geistlichen gestattet werden, im



Concubinat zu leben, damit nicht ehrbare Frauen und Mädchen verführt würden. Die Bischöfe begünstigten dasselbe wegen der darauf ruhenden Steuer (siehe Meyer's Conversations-lexikon). Heute ist der Beichtstuhl vielfach die Klippe ehrbarer Mädchen."

Zum Fegfeuer wird bemerkt: „Die Erfindung des Fegefeuers ist die einträglichste Einnahmequelle der römisch-katholischen Kirche geworden. Die Verbreitung des Aberglaubens, daß Verstorbene unter fürchterlichen Strafen und Qualen im Fegefeuer der Erlösung harren, ist lediglich ein Schröpfmittel, das Sterbenden und deren Hinterbliebenen zur Erlangung von Meßgeldern, Stiftungen, Schenkungen u. s. w. für die römisch-katholischen Kirchengüter angesetzt wird". U. s. w. . . .

Unmittelbar nach diesen „Aufklärungen" steht noch Folgendes: „Die aufgezählten Glaubenssätze und viele Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche sind in der heiligen Schrift nicht begründet, ja, die meisten stehen in geradem Widerspruch mit derselben. Sie wurden nicht im Interesse der christlichen Religion aufgestellt und eingeführt, sondern einzig und allein um die Macht, das Einkommen und den Einfluß der römisch-katholischen Geistlichkeit und des mit ihm innigst verbundenen, größten Volksbedrückers, des Adels, der ja auch die höchsten geistlichen Stellen inne hat, zu vergrößern. Darum verbietet auch die römisch-katholische Kirche das Lesen und Verbreiten der Bibel und gebietet nur das als Wahrheit, was sie lehrt und predigt, es sei geschrieben oder nicht."

Es dürfte schwer halten, ein dickeres Lügengewebe zu Stande zu bringen, als es hier über unsere Priester und Bischöfe dem Publikum geboten wird. Und mit einem solchen schmählichen Lügenpamphlet geht der Evangelische Bund in Oesterreich hausiren, zu werben für's „reine Evangelium"!

Ein anderes Flugblatt trägt die Aufschrift: „Zwölf Gewissensfragen" und beginnt also: „Wenn Ihr eine einzige von den folgenden Fragen mit „Ja" beantwortet, dann bleibt römisch-katholisch; wenn Ihr aber alle ohne



Ausnahme mit „Nein" beantwortet, dann „Los von Rom." Nun folgen die 12 Gewissensfragen. Es dürfte genügen, die 6 ersten hier anzuführen:

„1. Hat eine Kirche das Recht, sich allein seligmachend zu nennen, wenn Gott in seiner Allwissenheit, Güte und Barmherzigkeit Millionen von Menschen außerhalb der Papstkirche leben läßt? 2. Glaubt Ihr an die Unfehlbarkeit des Papstes? 3. Hat ein Mensch hienieden das Recht, in das Jenseits, in die alleinigen Rechte Gottes einzugreifen und Verstorbene heilig zu sprechen? 4. Haltet Ihr das Fastengebot für richtig, welches dem reichen Prasser gestattet, Fische und feine Mehlspeisen zu essen, während der Arme zu Wasser und Brot greifen muß, da er für seine Fastenspeise kein Geld hat? 5. Ist es richtig, daß die Papstkirche ihren Priestern die Ehe verbietet, wenn der Apostel schon sagt: ‚Ein Bischof soll eines Weibes Mann sein'? 6. Ist es christlich, wenn die katholische Kirche sich für Messen Geld bezahlen läßt, in ihren Klöstern und in Rom Reichthümer anhäuft, während das Volk darbt?"

Die 6 anderen Fragen beziehen sich noch auf den Beichtstuhl, auf die Laienkommunion unter beiden Gestalten, auf den Verkauf von Ablässen. Eine Wiedergabe wollen wir uns schenken. Nur die letzte Frage sei hier noch wörtlich angeführt: „Gilt Euch der äußerliche Glaube eines italienischen Fremdlings mehr, als der reine, tiefe evangelische Glaube Euerer protestantischen Vorfahren und Euerer größten Männer, wie Bismarck, Moltke, Göthe, Schiller 2c.?" — Die Genannten werden sich in der Ewigkeit gewiß nicht wenig wundern, daß sie wegen ihres „reinen, tiefen evangelischen Glaubens" so belobigt werden. Goethe zumal, von dem es ja bekannt ist, daß er an Christus, den Mensch gewordenen Sohn Gottes, gar nicht glaubte! Uebrigens thut der evangelische Bundesscribler ja selbst, was er oben in der dritten Frage dem Papste so übel nimmt: er spricht Bismarck, Moltke, Goethe, Schiller heilig, will aber nicht, daß der



Papst heilig spreche und rechnet ihm dies als ein unberechtigtes Eingreifen „in das Jenseits“ an! Heuchelei, Unverstand, Unehrlichkeit, Bosheit, sie allesammt haben auch bei den „12 Gewissensfragen“ die Feder geführt. Saubere Arbeit zur Rettung des Deutschthums in Oesterreich!

Ueber die Entstehung der „katholischen Kirche“ wird auf einem Flugblatte u. A. Folgendes zum Besten gegeben:

„Schon vom zweiten Jahrhundert an mischten sich alttestamentliche, jüdische Begriffe in's kirchliche Leben ein. Man begann den im Christenthum abgethanen Unterschied von ‚Priester und Volk‘ in dasselbe wieder einzutragen und so eine Hierarchie (Priesterherrschaft) wieder aufzurichten, die Gemeinde aber in die Unmündigkeit eines Laienthums herabzudrücken, das nur durch Vermittelung des Priesterstandes („Klerus“) an Gott und seinen Heilsgütern Theil haben sollte. Diese Umbildung der Gemeindekirche in eine Priesterkirche, durch die Unreife heidnischer Massen ermöglicht, die man übereilt in die Kirche aufnahm, that Riesenschritte voran, seit der Bischof von Rom, der Erbe römisch-cäsarischer Weltherrschaftsgedanken, sich als christlichen Hohenpriester über Seinesgleichen erhob und zugleich, die demüthige und freiheitliche Natur wahrer Religion verleugnend, eine Gewaltherrschaft der geistlichen Interessen über die weltlichen zu beanspruchen begann. So verwandelte sich die ‚Kirche‘ aus einer Gemeinde der Gläubigen in einen Gottesstaat halb nach jüdischem, halb nach römischem Muster, einen angeblichen Gottesstaat, der gleichwohl ‚von dieser Welt‘ war; in welchem die Religion nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern nur noch als vornehmstes Mittel der Weltherrschaft gepflegt und behufs drastischerer Wirkung immer mehr mit Aberglauben und heidnischen Elementen, mit Formeln, Heiligen- und Reliquiendienst durchsetzt ward.“

Der Versuch des „Evangelischen Bundes“, die katholische Kirche in den Augen ihrer Bekenner herunterzusetzen, indem



er sie als Menschenwerk und als eine Fälschung der ursprünglichen christlichen Kirche hinstellt, mag bei schwachen Gemüthern und bei denkträgen, der Kirche von Haus aus feindselig gegenüberstehenden Leuten nicht ohne Eindruck bleiben; für denkende Menschen aber ist er nur eine Widerlegung des Protestantismus in aller Form.

Ein Flugblatt führt auch den Titel „Maria". In drei Kapiteln gibt der Mann vom „reinen Evangelium" seine Ansicht über „die Maria" kund. Im ersten Kapitel berichtet er, was das Neue Testament, im zweiten, was Luther und im dritten, was der „neuere Katholicismus" von ihr sage. Was nach dem evangelischen Bundesbruder im Neuen Testamente über „die Maria" stehen, und was Luther darüber gesagt haben soll, mag auf sich beruhen. Eine Stelle jedoch aus dem Kapitel „Maria im neueren Katholicismus" soll hier stehen. Sie lautet:

„Ein Hauptgrund der großen Verehrung der Maria ist dieser gewesen: Christus wurde in der katholischen Lehre fast ausschließlich zum strengen Weltenrichter gemacht und damit den Gläubigen als Mittler und freundlicher Heiland entrückt. Der Mensch braucht aber einen barmherzigen Mittler zwischen sich und Gott: an die leere Stelle rückte die Maria, die ‚Mutter der Barmherzigkeit', die Milde, die Liebreiche, Gnadenreiche. Wohl unterscheidet die katholische Lehre zwischen der dulia (Verehrung) der Heiligen und der latria (Anbetung) Gottes und gesteht Maria nur hyperdulia (Ueberverehrung) zu. Aber schon das ist schlimm genug, denn wer vermag im Gebet recht zwischen Verehrung und Ueberverehrung und Anbetung zu unterscheiden? Und was kümmert sich das Volk in seiner religiösen Inbrunst um dulia, hyperdulia und latria? Wie viele von den Pilgern nach Mariä Einsiedeln, Mariazell, Lourdes u. s. w. wissen etwas von diesen Theologengespinnsten?"

Die zwei letzten Fragen beweisen schon mehr als genug, daß der evangelische Bundesbruder vom religiösen Empfinden



unserer Bevölkerung keine Ahnung hat. Es ist ihr nie in den Sinn gekommen, die Gott allein gebührende Verehrung der Anbetung auf irgend einen Heiligen, auch nicht auf die heilige Jungfrau Maria zu übertragen. Weder in der Schule, noch in der Kirche, noch an den Wallfahrtsorten, noch sonst, wo immer katholische Anschauungen gelehrt und gepflegt werden, ist von einer „Anbetung" der Mutter des Herrn die Rede. Warum also immer wieder gegen unser katholisches Volk den schweren Vorwurf erheben, daß es mit seiner Marienverehrung Götzendienst treibe? Warum dieses immerwährende Verdrehen unserer religiösen Begriffe und Uebungen? Wozu dieses Verleumden?

Zum Schlusse noch ein Passus aus dem mit „Was hat das deutsche Volk der Reformation zu verdanken" überschriebenen Flugblatte. Derselbe lautet:

„Wie grundverschieden stehen Katholicismus und Protestantismus zum Staate. Die katholische Kirche will den Staat beherrschen. Sie sieht in ihm ihren Diener. Die Unterthanen sind dem Staate nur soweit Gehorsam schuldig, als seine Gesetze den kirchlichen Anschauungen nicht widerstreiten. Die evangelische Kirche dagegen sieht im Staate eine ihm ebenbürtige, von Gott gewollte Ordnung. Sie will ihm als treue Genossin in der Förderung des leiblichen und geistigen Wohles der Staatsbürger beistehen. In den Herrschaftsgelüsten der römischen Kirche über den Staat, deren Oberhaupt gar oft kirchliche Erlässe, die im Gegensatz zu den Staatsgesetzen stehen, durchführen will, liegt die Quelle so vieler Verwickelungen, die über das deutsche Volk, von den Kämpfen der Hohenstaufen bis auf unsere Zeit, so viel Unglück gebracht haben. Nicht die der Reformation zugefallenen Länder, sondern die katholischen Länder sind die Herde des Aufruhrs, wie Spanien, Frankreich, Belgien, Irland beweisen".

Was soll damit bewiesen werden? daß der Katholicismus staatsgefährlich sei? Natürlich, wenn er den „Staat"



nur als Diener betrachtet, wenn er ihn zu beherrschen sucht und den Aufruhr gegen ihn begünstigt; dann freilich ist er im höchsten Grade staatsgefährlich. Daraus folgt dann aber auch, daß alle Staaten im Interesse der Selbsterhaltung sich zusammenschließen und alles aufbieten müssen, um den Katholicismus so schnell als möglich mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie der „Evangelische Bund" denkt, genau so dachte auch einst das heidnische römische Cäsarenthum, inscenirte die bekannten Christenverfolgungen und suchte die Kirche im Blute ihrer Bekenner zu ersticken.

Bevor indessen die europäischen Staaten die Anschauungen des „Evangelischen Bundes" sich zu eigen machen und ihre Würgarbeit gegen die katholische Kirche beginnen, mögen sie doch erst untersuchen und feststellen, ob der löbliche Bund ihnen nicht einen Bären aufgebunden hat.

Die Kirche, die Christus gestiftet, ist eine Gottesstiftung, ein Gotteswerk. Sie hat zunächst nicht den Zweck, dem Staate „als treue Genossin in der Förderung des leiblichen und geistigen Wohles der Staatsbürger beizustehen," sie hat vielmehr die große Aufgabe, allen Menschenkindern zu ihrem ewigen Seelenheile zu verhelfen, indem sie ihnen die Segnungen des Erlösungstodes Christi in sicherer Weise vermittelt. Wiewohl nun diese Thätigkeit der Kirche wiederum ihre wohlthätigen Wirkungen auch auf das „leibliche und geistige Wohl der Staatsbürger" unfehlbar äußert, ist doch nicht die Förderung des „leiblichen und geistigen Wohles der Staatsbürger" die erste und nächste Aufgabe der Kirche. Das kann sie unmöglich sein, da es unmöglich ist zu denken, der Sohn Gottes sei Mensch geworden und am Kreuze gestorben, um den Staaten zu helfen, das „leibliche und geistige Wohl" ihrer Bürger zu fördern. Das hieße ja, seine Sache der Sache der Großen dieser Welt unterordnen!



Gewiß ist auch nach katholischer Lehre der Staat eine „von Gott gewollte Ordnung“, wie die Kirche; aber eine Ordnung ganz anderer Art und ganz anderen Ursprungs als die Kirche. Der Staat soll das zeitliche, leibliche wie geistige Wohl der Menschen fördern und beschützen; der Kirche aber liegt es ob, das ewige Wohl sicher zu stellen mit Hilfe der eigenthümlichen Mittel, welche Christus ihr anvertraut hat. Staat und Kirche sind zwei selbständige Ordnungen; sie haben beide ihre eigene Verfassung und ihr selbständiges Gesetzgebungsrecht. Collidiren die Gesetze Beider, was ja möglich ist, dann muß der Weg gütlicher Verständigung betreten werden. Das liegt im Interesse der Menschheit, und so ist es Gottes Wille. Wird Gottes Wille stets eingehalten, gibt es keine Verwickelungen und kann es keine geben.

Der pharisäische Hinweis des „Evangelischen Bundes“ auf die katholischen Staaten, die „Herde des Aufruhrs“ seien, ist denn doch zu läppisch, als daß er uns weiter beschäftigen könnte. Wo Aufruhr ist, da wird er nicht vom Katholicismus gepredigt und geschürt, sondern von solchen Existenzen, deren Geistesrichtung genau mit jener sich deckt, welche im „Evangelischen Bunde“ als die herrschende erscheint.

Aus Böhmen. ***



XLIV.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen

Anknüpfend an unseren Bericht nach Erscheinen des ersten Drittels der groß angelegten Berliner Publikation „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“, die im Kunstverlag der Photographischen Gesellschaft herauskommt,[1]) sei auch dem nun vorliegenden zweiten Drittel verdiente Beachtung zugeleitet. Ueber Eintheilung und künstlerisch-technische Gestaltung des prächtigen Werkes brauchen wir uns heute nicht weiter mehr zu verbreiten, da die Vorzüge, welche dasselbe schon in seinen Anfängen geboten, auch in der Weiterfolge die gleichen geblieben sind. Wieder freuen wir uns der herrlichen Porträtreproduktionen und der mehr oder minder eingehenden, durchwegs elegant geschriebenen biographischen Skizzen, die dem ausgedehnten Kreise hervorragender Persönlichkeiten gewidmet sind, welche die geistige Physiognomie des 19. Jahrhunderts festzustellen vermochten und deren Einflüsse und Nachwirkungen vielfach groß genug sich erweisen, um auch in kommenden Zeiten noch gewürdigt, gefühlt und verwerthet zu werden. Freilich wird der eine oder andere von den Zeitgenossen einst gefeierte Stern am weiten Horizonte des nie rastenden Culturlebens allmählich verblassen oder gar erlöschen, immerhin aber bleibt die Zahl Jener nicht gering, deren Spuren — wenn wir auch nicht nach Aeonen rechnen — im menschlichen Wirken niemals völlig untergehen werden.

Der große Ringkampf der Geister des 19. Säculums zeigt sich bekanntlich in ungewöhnlich mannigfacher Gliederung. Ein nur flüchtiger Blick über dieses kosmische Drängen, Suchen

1) S. Histor.-polit. Blätter 1899, 123. Bd. S. 822 ff.



und Schaffen bietet unvergleichlichen Genuß, reiche Anregung und nicht zuletzt hohe Begeisterung für die vielen und großen Aufgaben der menschlichen Gesellschaft. „Das Recht auf Arbeit“ erscheint uns als eines der werthvollsten Geschenke, das der Menschheit in die Wiege gelegt worden ist. Ueberschauen wir die Culturentwickelung, speciell jene des abgelaufenen Jahrhunderts, so kann uns der erfreuliche Eindruck nicht entgehen, daß mit den vom Schöpfer gebotenen Talenten vielfach riesig gearbeitet und gewuchert worden ist, daß trübe Klagen über ein Vergraben der Talente sicherlich nicht erhoben werden können.

Allerdings entzieht sich bei Betrachtung von Kunst und Wissenschaft, von Technik und Handel, der tiefere Einblick in jenen Güterbesitz, der uns als der erstrebenswertheste und höchste gelten muß. Ob der moralisch-sittliche Gewinn, der innere Fortschritt des Menschen, die Läuterung und Aufwärtsbewegung des Seelenlebens, gleichen Schritt mit den äußeren Errungenschaften gehalten hat, darüber erhalten wir auch bei der großen Revue, die wir an Hand der Bildnisse des Jahrhunderts anstellen, keine Antwort. Wenn wir aus einzelnen Zweigen der Culturthätigkeit, zunächst aus der Kunst, die ja am empfindsamsten die jeweiligen Grade von „der Menschheit Würde“ anzeigen soll, eine Folgerung im oben angedeuteten Sinne dennoch ziehen wollen, so ist vor Allem nicht zu verhehlen, daß Literatur und Kunst am Schlusse des Säkulums im Allgemeinen nicht die erfreulichsten Zeugnisse darbieten. Wäre es uns nicht anderweitig schon genugsam kundgethan, so würden es die vorliegenden Bildnißblätter sagen, daß die hervorragendsten und schätzbarsten Vertreter der Dichtkunst, Musik und Malerei nicht an des Jahrhunderts Neige stehen.

Wenn wir die zahlreichen Literaturgrößen, die Frankreich, England, Polen, Rußland und auch Amerika aufweisen, mit größtem Interesse betrachten, so ist es sicher verzeihlich, daß wir die heimatlichen Dichtergestalten, welche uns im zweiten Drittel der Bildnisse-Sammlung begegnen, mit ganz besonderer Genugthuung begrüßen. Neben dem aristokratischen Platen fesselt uns der unsagbar gutmüthig und wohlwollend in die Welt schauende Justinus Kerner ebenso, wie das schlichte



Bild der sanft ernsten Annette v. Droste-Hülshoff, die Vilmar als die hervorragendste Dichterin Deutschlands bezeichnet. Des wackeren Jean Paul's Züge erinnern uns an Männergestalten, wie sie zu Holbein's und Kranach's Zeiten schon vom Pinsel festgehalten worden sind. Gleich einem sympathischen Klange aus „des Knaben Wunderhorn“ muthet es uns an, in der Reihe der Auserlesenen neben Jos. von Eichendorff auch das edle Gattenpaar Achim und Bettina v. Arnim zu schauen.

Daß Goethe, ähnlich wie es bei Schiller und Beethoven gehalten worden, mit einem reichlichen Porträtmaterial, das des Dichters langen Lebenslauf begleitet, vertreten ist, ist sicher berechtigt. Neben dem in Rom entstandenen, elegisch gestimmten Goethebildniß von Tischbein und dem prächtigen Porträt, das von Stieler's Hand in der Münchener Pinakothek sich befindet, hat hiebei sogar die charakteristische, beliebte Porträtirungsform einer entschwundenen Zeit, die schwarze Silhouette, geeignete Dokumentirung erhalten. Die textliche Würdigung, die Goethe durch Hermann Grimm gefunden hat, entspricht in großen Zügen vollauf der Bedeutung des Dichterheros; weniger zusagend erschien uns bei der biographischen Skizze des Großherzogs Karl August die von einer anderen Feder citirte, höchst geschmacklos klingende Parallele: „O Weimar, dir fiel ein besonderes Loos, Wie Bethlehem in Juda, klein und groß!“

Wenn bei Goethe dessen hoher Gönner Karl August Anschluß gefunden hat, so wäre es sicher kein Fehlgriff gewesen, bei Vorführung des großen Malers Peter v. Cornelius auch dem hochgesinnten Bayernkönige Ludwig I. ein Ehrenblatt zu widmen. Da der Weimarer Großherzog in den bisherigen Bildnißblättern (bis zur 30. Lieferung) ohnehin als erster zur Darstellung gelangter Potentat sich präsentirt, so dürfte der löblichen Tugend „Männerstolz vor Königsthronen“ in dem Werke bisher genugsam Rechnung getragen worden sein.[1]) —

1) Von dieser bisherigen Zurückhaltung wird in der 49. Lieferung Umgang genommen, indem dieselbe ausschließlich dem „Muster-



Von Künstlern, die der cornelianischen Schaffensperiode angehörten und unter Ludwig I. hervorragend thätig waren, führen die vorliegenden Blätter noch K. Rottmann und den biederen J. Schnorr v. Carolsfeld, beide auch in textlich ausgezeichneter Charakteristik vor. Von Bildnissen späterer deutscher Maler, darunter Knaus, K. Piloty und Makart,[1]) verdient hauptsächlich F. Defregger's wohlgetroffenes Selbstporträt besondere Beachtung. Der männlich schlichte Zug, der uns da entgegenleuchtet, spricht ganz anders an, als die gewaltthätige, fast brutale Miene des französischen Malers Courbet, dessen unheimliche Kraft sich bekanntlich nicht nur im Schaffen, sondern gelegentlich der Commune-herrschaft auch im Zerstören zu zeigen wußte. Unter Malern, die nicht in ihrer Kunst, wohl aber auf anderen Linien sich Lorbeeren holten, steht der Amerikaner S. Morse, der um das Telegraphenwesen hochverdiente Construkteur, sicherlich obenan. — Von den jüngsten Malern und Schriftstellern, den „Modernen", die immerhin schon etliche Jahrzehnte rumoren, ist uns — von ihren Vätern und Pathen abgesehen — in den vorliegenden Bildnißheften bisher noch keiner zu Gesicht gekommen. Sollten dieselben etwa vollständig dem 20. Jahrhundert aufgehalst werden? Solche Scheidung schiene uns keine ganz reinliche zu sein!

Die Kunstgelehrten und Aesthetiker: F. Vischer. Burckhart, Schnaase führen dazu, den in den Bildnissen zerstreut

---

bilde des Uebermenschen", Napoleon I, gewidmet ist. Unter den vielen Bildnissen, die des großen Corsen Lebensstadien markiren, ergreift uns besonders das letzte Blatt, welches in trefflichem Stahlstich die strengen und zugleich schönen Linien der Todtenmaske wiedergibt, welche auf St. Helena genommen worden.

1) Daß im Aufsatze über H. Makart (S. 553) dessen Geburtsort Salzburg als Winterresidenz des Kaisers von Oesterreich bezeichnet wird, beruht auf einem Mißverständniß. Der dortige einstige fürsterzbischöfliche Palast wird zur Unterscheidung von anderen bischöflichen Schlössern im Stadtbezirke als „Winterresidenz" bezeichnet.



sich findenden Historikern nachzugehen. Klangvolle Namen, wie Gervinus, Curtius, Lepsius, Gregorovius u. a. tönen hier entgegen. Die Porträts Mignets und Macaulay's wissen zu fesseln, obgleich wir die Züge des letzteren nicht so sanft spießbürgerlich vermuthet hätten. Aehnlich — nach einer allzu jugendlich gehaltenen Porträtaufnahme gegeben — tritt uns der sympathische Montalembert, der „ächteste Vertreter französisch-katholischer Romantik" vor das Auge. Um so ernster und selbstbewußter zeigt sich der Ausdruck des nach einem prächtigen Gemälde gebotenen Bildnisses Lacordaire's, nicht minder jener des kühnen, ungezügelten Träumers Lamennais, welcher in einer etwas herbe gearteten Lithographie sich vorstellt. F. X. Kraus hat den einst vielgenannten berühmten drei Männern kurze, pikant gehaltene Lebensskizzen geschrieben, die uns hin und wieder — besonders bei Lacordaire — von der leisen Klangfarbe eigener Herzensseufzer nicht völlig unberührt erscheinen wollen. Unzweifelhaft gehören die Kämpfe, die von den erwähnten französischen Wort- und Schrifthelden einst geführt worden sind, zu den interessantesten Vorgängen, die das katholische Leben Frankreichs im 19. Jahrhundert berührten. Von diesen religiös gestimmten Idealisten hebt sich in scharfem Contraste die Gruppe jener Männer ab, die, von anderen Gesichtspunkten geleitet, mit ungewöhnlicher Kühnheit an die socialen Zeitfragen und Probleme herangetreten ist, wie die Louis Blanc, Proudhon u. a. Neben solchen Socialtheoretikern und Utopienjägern erscheinen uns als wahrhaft beruhigende Gestalten die emsigen Volkswirthschafter Thaer und Jos. Thünen, die wenn auch manche ihrer angestellten Versuche momentane Erfolge nicht gezeitiget, dennoch ihre Samenkörner nicht umsonst in die Furchen der Zeit gestreut haben dürften. Das in den verschiedensten Formen sich äußernde Suchen und Streben, der Gesellschaft zu dienen, ehrt den opfermuthigen, beobachtenden Landwirth ebenso, wie den den umfassendsten Fragen sich hingebenden Philosophen. Freilich gestaltet sich manchmal die wohlgemeinteste spekulative Thätigkeit zu einem mühsamen Gange über dürre Haide, und welch' wunderliche Gestalten auf solchen Wegen zu treffen sind, zeigt uns in den Bildnißblättern besonders der Franzose A. Comte.



Als anregende Geister auf philosophischem Gebiete treten uns G. Fechner, W. Wundt, vor allem auch der muthige Bekämpfer des socialen Materialismus Friedrich Lange entgegen; gerne constatiren wir hier, daß die oft schwierigen Punkte, welche in der textlichen Behandlung der genannten Männer und ihrer Theorien sich ergaben, mit anerkennenswerther, vornehmer Objektivität geboten sind.

Aus der Sphäre geistiger Grundfragen und ihrer Vertreter zurück in die rauhe Wirklichkeit, die aus Tagesereignissen zur Geschichte sich verdichtet, ruft eine große Schaar anderer Gestalten. Die wetterharten Köpfe amerikanischer Staatsmänner und Generale, die zahlreich vertreten sind, lassen die Regsamkeit und Rüstigkeit der transatlantischen Welt im 19. Jahrhundert genugsam erkennen. Bekannte französische Persönlichkeiten, die mit den Ereignissen des Jahres 1870, zunächst mit dem Sturze des zweiten Kaiserreiches enge verknüpft sind, reihen sich weiter an. Von englischen Staatsmännern nennen wir den gewandten Diplomaten B. Disraeli, dessen semitische Gesichtszüge ein ungleich älteres Familiendokument bedeuten als das Peers-Diplom von Beaconsfield. — Gemischte Erinnerungen an eine entschwundene Epoche der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands wissen R. Blum, G. Herwegh sowie die hervorragenden Parlamentarier Joh. Jacoby und Heinrich v. Gagern zu wecken.

Der gesichertste Ruhm des 19. Jahrhunderts knüpft sich unzweifelhaft an die Entwickelung, welche die Naturwissenschaften genommen haben. Die Vertreter derselben bilden denn auch die Majorität in der illustren Versammlung denkender und suchender Geister. Forscher aller Culturvölker, aller Disciplinen, stellen sich so reichlich ein, daß wir es unterlassen müssen, hier nähere Aufzählungen vorzunehmen. Was geniale Erfinderkraft, welche in den letzten Jahrzehnten sich besonders geoffenbart hat, bedeutet, sagt uns genugsam der eine Name: Edison. Mit warmen Dankesempfindungen blickt man vor allem auch auf die vielen hervorragenden Aerzte, darunter Skoda, Gräfe, Charcot und Billroth, die den edelsten Menschenfreunden beizuzählen sind. — So imposant nun die Reihen all' der thätigen und gelehrten Männer sich darstellen,

so gewaltig auch die zahlreichen, glänzenden Erfoge, die an ihre Namen geknüpft sind, sich erweisen, immerhin bleiben der Zukunft noch genug Aufgaben aufgespart. Daß es aber dennoch Grenzen gibt, die zu überbrücken dem Scharfsinn aller Naturforscher niemals gelingen kann, sagt uns einer der gefeiertsten Gelehrten, dessen Bildniß in einem der letzteren Hefte vorliegt. Aus den offenen männlichen Mienen Du Bois-Reymond's tönt uns das geflügelte ernste „Ignorabimus“ vernehmbar entgegen.

Soweit über das in den Jahrhundert-Bildnissen bisher Dargebotene. — Ob im Hinblicke auf die noch ausständige, umfangreiche Aufgabe, welche dem letzten Drittel des Gesammtwerkes zufällt, nicht bereits etlichen dii minores allzu freigebig Platz gewährt worden ist, soll vorerst unserseits nicht näher erwogen werden. Die Aufnahme von Persönlichkeiten, wie sie z. B. der amerikanische Sonderling H. Thoreau präsentirt, dünkt uns immerhin etwas weitgehend; ebenso erscheint es auffallend, den unzweifelhaft sehr bedeutenden Historiker Carlyle, Preußens einflußreichsten Anwalt auf englischem Boden, gleich in drei Hauptbildern und zwei in den Text gefügten Porträts vertreten zu sehen. Falls solche Auszeichnungen nicht auf Kosten Anderer erfolgen, wird man sich ja gerne beruhigen können. Anders wäre es, wenn hiedurch im Gesammtwerke der Ausschluß verdienter, bedeutender Persönlichkeiten, denen ein unbestreitbares Anrecht auf bildliche und textliche Vorführung zusteht, herbeigeführt werden würde. Darüber zu urtheilen, wird erst nach Vorlage des abgeschlossenen Werkes ermöglicht sein. Noch hoffen wir von der Unparteilichkeit des ungemein rührigen Herausgebers, Karl Werkmeister, fest und zuversichtlich, daß dann mit ungeschmälerter Befriedigung gesagt werden darf: „Ende gut, Alles gut!“

München. Max Fürst.



XLV.

Franz Anton Staudenmaier als Historiker.[1]

Vor wenigen Tagen, am 11. September dieses Jahres, waren es hundert Jahre, daß einer der genialsten und vielseitigsten Gelehrten geboren wurde, die das katholische Deutschland im 19. Jahrhundert aufzuweisen hatte, wir dürfen auch wohl kühn sagen, welche die Geschichte der Wissenschaft im 19. Jahrhundert überhaupt aufzuweisen hat, der große Dogmatiker Franz Anton Staudenmaier. Da er aber bloß ein Katholik und noch dazu ein süddeutscher Katholik war, so ging dieser Gedenktag natürlich unbeachtet vorüber, soviel mir wenigstens bekannt ist. Eine umfassende Biographie Staudenmaier's bereite ich selbst vor, und hoffe, daß dieselbe in der ersten Hälfte des nächsten Jahres wird erscheinen können. Daß sie nicht vor dem Centenartage fertig wurde, liegt an äußern Umständen, die ich nicht ändern konnte. Der Umstand, daß jetzt kurz nach diesem Gedenktage in diesem Jahre der internationale katholische Gelehrten-Congreß in einer deutschen Stadt tagt, ließ es mir angemessen erscheinen, daß dieser Congreß nicht vorübergehe, ohne daß des Mannes gedacht werde, dem die katholische deutsche Wissenschaft so außerordentlich Vieles verdankt.

---

1) Vortrag, gehalten in der historischen Sektion des internationalen Congresses katholischer Gelehrten zu München, 27. Sept. 1900.



Wie dieser außerordentliche Mann, der an umfassendster Gelehrsamkeit zu seiner Zeit kaum seines Gleichen hatte, der in der Scholastik ebenso wie in der patristischen Literatur und wiederum in der alten wie in der modernen Philosophie, der auf allen Gebieten der Kirchen- und Profangeschichte wie der Kunstgeschichte zu Hause war, in einer Zeit, als nach der unsäglichen Armseligkeit der sogenannten Aufklärungsperiode eine katholische Wissenschaft in Deutschland erst wieder aufzuleben begann, in fast allen Zweigen der theologischen Wissenschaft Bahnbrechendes geleistet hat, überall organisirend, Geist und Leben verbreitend, nach allen Seiten geistig anregend, begeisternd für die Herrlichkeit der katholischen Kirche, deren Kinder zu sein wir das Glück haben,[1]) und für den herrlichen Beruf des katholischen Gelehrten: dies Alles auch nur in schwachen Umrissen schildern zu wollen, muß ich mir leider versagen, mit Rücksicht auf die zubemessene Zeit; ich greife deßhalb aus dem geistigen Gesammtbilde Staudenmaier's eine weniger beachtete Seite heraus.

Demjenigen, der Staudenmaier vorzugsweise als spekulativen Theologen kennt, wie er sich in seinen berühmtesten Hauptschriften aus seinen späteren Jahren darstellt, mag es auffallend erscheinen, daß dieser so vorzüglich für die

1) Abgesehen von Staudenmaier's fachwissenschaftlichen Werken will ich nur an das goldene Buch: „Der Geist des Christenthums" erinnern, das einst nicht nur in Süddeutschland, sondern auch in den rheinischen Diöcesen in gebildeten katholischen Familien sehr verbreitet war. Ich hoffe, im Sinne Vieler zu sprechen, wenn ich dem Wunsche Ausdruck gebe, es möchte dies wieder so werden. Insbesondere gibt es wohl wenige Werke, die man lieber in den Händen der heranwachsenden Jugend sehen möchte. Der Verleger, der zuletzt im Jahre 1880 eine 8. Auflage drucken ließ, würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er eine neue Ausgabe, die vielleicht nur einer leichten, pietätvollen Revision bedürfte, ernstlich in's Auge faßte.

spekulative Theologie veranlagte Gelehrte seine wissenschaftliche Thätigkeit mit einer Arbeit begann, die einem ihm scheinbar ferner liegenden Gebiete angehört; es ist dies seine „Geschichte der Bischofswahlen". Wer aber seinen geistigen Entwicklungsgang und die ganze Eigenart seines Geistes genauer kennt, kann darin nichts Auffallendes mehr sehen.

Schon in jungen Jahren, während er die oberen Klassen des Gymnasiums zu Ellwangen besuchte, und dann als Student der Theologie in Tübingen widmete er den historischen Studien ein ganz besonderes Interesse. Zum schriftlichen Beweise dafür dienen noch eine Reihe von Excerptenheften aus historischen Werken, die mit andern aus Staudenmaier's Nachlasse stammenden Heften der im Juni d. Js. verstorbene hochverdiente Freiburger Gelehrte, Herr Geistlicher Rath Professor Dr. Joseph König pietätvoll aufbewahrt hatte, und die nun aus dessen Nachlaß mir gütigst überlassen worden sind. Davon sind allein drei Hefte mit Auszügen aus den Werken Johannes von Müller's gefüllt, den er als Historiker in den letzten Gymnasialjahren und als angehender Student ganz besonders verehrte. Was ihn an Müller so sehr anzog, war, wie er später einmal ausdrücklich betont (Pragmatismus der Geistesgaben, S. 114 f.), der positiv christliche Geist in dessen Geschichtsschreibung, zu dem Müller aus früherem Unglauben hindurchgedrungen war, so daß er nun in Christus den Mittelpunkt der Geschichte erkannte und damit den Schlüssel der Weltgeschichte gefunden hatte.

Während der Tübinger Studienjahre trat aber für Staudenmaier an Müller's Stelle ein anderes Ideal des Historikers in der Person Möhler's, der eben damals seine Lehrthätigkeit als Privatdocent begann, zu dessen ersten Schülern also Staudenmaier gehörte. Insbesondere war es Möhler's erstes Buch von der Einheit der Kirche, das Staudenmaier bei seinem Erscheinen (1825) mit wahrer Begeisterung aufnahm. Noch 20 Jahre später spricht er



sich in einer Anzeige der 2. Auflage (Freiburger Zeitschrift für Theologie, Bd. XIII, 1845, S. 493 f.) darüber folgendermaßen aus: „Der Referent könnte Vieles über den großen und mächtigen Eindruck sagen, den die vorliegende geistvolle Schrift des berühmten Verfassers bei ihrem ersten Erscheinen auf ihn hervorgebracht hat. Er jubelte in heiliger Freude auf über die katholische Kirche, dieses große Werk des großen Gottes, und dankte dem Himmel, in ihr geboren zu sein". Daß ein Buch wie diese Möhler'sche Erstlingsschrift bei allem Unklaren und Unreifen, was derselben noch anhaftete, und was der Verfasser erst in sich selbst zu überwinden hatte, ehe er derjenige wurde, als welchen ihn die Nachwelt verehrt, auf die besten Geister unter der studirenden Jugend einen solchen Eindruck machen mußte, das versteht Jeder, der den Zustand der damaligen Literatur kennt. Das, was der armseligen, geistlosen „Aufklärungs"-Literatur vor Allem fehlte, das tiefere religiöse Gefühl und die Liebe zur Kirche, kam in diesem Buche des jungen Tübinger Docenten in einer Weise zum Ausdruck, die allerdings in ihm den Mann wenigstens ahnen ließ, der mit in erster Reihe berufen war, eine bessere Zeit heraufführen und eine katholische Wissenschaft wieder begründen zu helfen, dessen Grabdenkmal auf dem hiesigen südlichen Friedhofe die Ehrennamen eines Defensor fidei, literarum decus, Ecclesiae solamen zieren.

Wenn ich noch erwähne, daß neben Müller und Möhler Friedrich von Schlegel mit seinen Vorlesungen über die neuere Geschichte auf profanhistorischem und Katerkamp auf kirchenhistorischem Gebiete Lieblingsautoren des jungen Staudenmaier waren, so gibt dies jedenfalls das beste Zeugniß für den Geist, in welchem dieser seine Studien betrieb.

Als Student erhielt nun Staudenmaier auch die erste Anregung zu selbstthätiger wissenschaftlicher Arbeit, und zwar eben auf dem Gebiete historischer Forschung; er bearbeitete nämlich die im Herbste 1824 von der Tübinger



juristischen Facultät gestellte Preisaufgabe: „Quid auctoritatis quidque juris fuerit principibus christianis circa episcoporum electionem a Constantino Magno ad hodierna usque tempora?“ Auf Möhler's Anregung überarbeitete und erweiterte Staudenmaier diese mit dem Preise gekrönte Arbeit [1]) und ließ sie, nachdem inzwischen verschiedene kleinere Abhandlungen schon von ihm im Druck erschienen waren, im Jahre 1830 als Buch erscheinen; es ist sein schon erwähntes erstes Buch, die „Geschichte der Bischofswahlen“. Was den Inhalt dieses Buches betrifft, so kann nur darauf hingewiesen werden, daß Staudenmaier über dem Detail der Arbeit, das er in den sorgfältigsten und gründlichsten Quellenstudien gesammelt hatte, die großen historischen Gesichtspunkte nicht aus dem Auge verlor. Die allgemeinen Ueberblicke über den Charakter der verschiedenen Perioden im Eingang der einzelnen Hauptabschnitte, insbesondere die eingehende Darstellung des Zeitalters Gregors VII., lassen einen weiten und freien Blick erkennen; das ganze Buch aber liefert den Beweis, daß Staudenmaier in jeder Beziehung dazu veranlagt gewesen wäre, auch als Historiker ein Gelehrter ersten Ranges zu werden, wenn er sich weiterhin speciell der historischen Forschung gewidmet hätte. Dieses Buch machte ihm einen wissenschaftlichen Namen, und zwar einen Namen, der von da an von katholischer wie von gegnerischer Seite neben dem Namen Möhler's genannt wurde. — Ein Recensent des Buches im Katholik (Bd. 37, 1830, S. 235 ff.), in dem ich Möhler zu erkennen glaube, urtheilt darüber, es sei eine „überaus gelungene“ Arbeit, die jeden unparteiischen Geschichtsforscher mehr als befriedigen werde. Als den wesentlichen Charakter desselben hebt er weiter hervor: „daß es mit vieler historischer Umsicht und Tiefe geschrieben ist, der Kirche ihre angeborene Freiheit gründlich vindiciert, die organische Entwicklung ihres Wesens

1) Sie erhielt das Prädikat einer „sehr ausgezeichneten Abhandlung“.



in allen christlichen Ländern scharfsinnig erörtert, und überhaupt durch seine unbefangene Haltung eben so entfernt von absprechender Oberflächlichkeit und Keckheit als von confessioneller Befangenheit, dem ganzen Gegenstand ein Interesse gibt, welches unwidersprechlich beweiset, wie der Katholik allzeit und überall mit freisinniger Offenheit Alles behandelt, in der festen Ueberzeugung, daß er stets auf dasselbe Resultat — die göttliche Einsetzung seiner Kirche — stoßen müsse".

Von kleineren historischen Arbeiten Staudenmaier's aus denselben Jahren sei nur noch die längere Abhandlung: „Die Quäker und ihr Verhältniß zur Kirche" erwähnt, die im Katholik 1829 (Bd. 34, S. 1—46; 129 bis 170; 257—275) erschien. Die Arbeit ist dadurch bemerkenswerth, daß sie von den Biographen Möhler's diesem zugeschrieben wird. Daß aber Staudenmaier der Verfasser ist, steht unzweifelhaft fest, da er in zweien seiner späteren Werke die Arbeit ausdrücklich als von ihm verfaßt citirt (Erigena S. 35; Philosophie des Christenthums S. 740). Allerdings ist es aber ein dem Geiste Möhler's ebenbürtiger und auch gleich gerichteter Geist, der diese Arbeit seines genialsten Schülers durchweht. Um diesen Geist, soweit er sich in der historischen Betrachtung und Beurtheilung der Erscheinungen bestätigt, zu charakterisiren, sei nur auf eine Stelle aus der Schlußbetrachtung, die sich eingehender über den Wesensunterschied der auf dem Felsen gegründeten katholischen Kirche von den auf den Sand wechselnder menschlicher Meinungen gebauten von ihr getrennten Gemeinschaften ausspricht, hingewiesen: die Kirche „erkennt die falschen Richtungen, ist Zeuge derselben, richtet sie nach dem sicheren Lichte der Lehre, und prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Wie aber die Kirche sie alle erkennt kann sie selbst von den heraustretenden Gegensätzen, die zu Sekten sich gestalteten, nicht wieder verstanden werden, weil ihnen die Einheit fehlt, die mit ihrem Lichte nur in der allgemeinen Kirche ruht. Daher denn auch der ewige Kampf



der Sekten gegen sie, und das unverständige Geschrei. Doch dieser Kampf rührt sie nicht an, denn das Leblose vermag das Lebendige, das Getrennte das Eine, das Menschliche das Göttliche nicht zu erschüttern; sie bleibt in ewiger Ruhe und Harmonie mit sich selber, und in dem Glanze, den ihr Gott selbst gegeben."

Eine große Arbeit historischen Charakters ist dann wieder das Buch: „Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit" (Frankfurt a. M. 1834). Diese nach der historischen wie nach der spekulativen Seite ihres Inhaltes bedeutende, wenn auch in ihren Resultaten, was den Erigena selbst betrifft, nicht unanfechtbare Arbeit, ist für die Geschichte der theologischen und historischen Literatur dadurch noch von besonderem Interesse, daß es nach Möhler's Abhandlung über Anselm von Canterbury (Theol. Quartalschrift 1827 und 1828) die erste monographische Arbeit auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philosophie und Theologie war, die von katholischer Seite damals erschien. Möhler, der das Buch in der Theol. Quartalschrift (1834, S. 470—485) recensirte, faßt schließlich sein Urtheil dahin zusammen, die Arbeit „zeuge von eben so großer Gelehrsamkeit als vielem Geiste, und dem entschiedenen Bestreben des würdigen Herrn Verfassers, eine lebendigere, tiefere und gediegenere, ächt christlich-theologische Wissenschaft, sowohl in geschichtlicher als spekulativer Richtung möglichst zu fördern."

Eine speciell historische größere Arbeit hat Staudenmaier späterhin nicht mehr verfaßt. Das Lehramt der Dogmatik, daß er zuerst in Gießen, dann in Freiburg zu verwalten hatte, wies ihn auf ein anderes specielles Arbeitsgebiet hin, für das er auch ganz besonders veranlagt war.[1])

1) Noch im Jahre 1842, nach der Entfernung Riffel's von Gießen, wollte man ihn für den Lehrstuhl der Kirchengeschichte daselbst gewinnen; er lehnte den Ruf aber ab.



Aber überall treten auch in seiner späteren wissenschaftlichen Thätigkeit die Eigenschaften des Historikers wieder zu Tage, der weite Blick, die Unparteilichkeit des Urtheils, vor Allem auch die gründliche, und nicht aus secundären Quellen geschöpfte Kenntniß der Zustände und Verhältnisse der Vergangenheit, über die er ein Urtheil abgibt. Ich will nur hinweisen auf die großartige Darstellung der Manifestationen und Wirkungen des revolutionären Geistes im modernen Europa in einer seiner letzten Arbeiten, dem Buche: „Die Grundfragen der Gegenwart“ (Freiburg 1851).

Zum Schlusse soll nur darauf noch hingewiesen werden, wie Staudenmaier auch darin seinen historischen Sinn bewährte, daß er nicht nur immer und immer wieder die Nothwendigkeit betont, das so viel und so thöricht geschmähte Mittelalter, und im Besonderen die Wissenschaft desselben, statt dessen wirklich kennen zu lernen, sondern daß er darin auch selbst mit dem besten Beispiele voranging. Das nach allen Seiten weit ausgreifende Buch über Erigena schon zeigt ihn im Besitze einer aus eigenem Studium geschöpften Kenntniß der Wissenschaft des Mittelalters, die nur Staunen erregen kann, zumal für jene Zeit.[1]) Noch mehr ist dieß der Fall in seinen späteren großen Hauptwerken, der „Philosophie des Christenthums“ und der Dogmatik. Eine Wissenschaft, welche den lebendigen Zusammenhang mit den geistigen Errungenschaften der früheren Jahrhunderte verloren hat, ist ihm keine Wissenschaft. Ich schließe mit der folgenden Stelle aus einer seinen jüngeren Jahren angehörenden Arbeit, der Recension des Buches von Liebner über Hugo von St. Victor (Sengler's Religiöse Zeitschrift für das kath. Deutschland, 1833, Bd. 1), die seinen Gesichtspunkt in dieser Hinsicht ausspricht und ihn selbst als Historiker

1) Schon im Jahre 1830 hatte er mindestens den Hugo von St. Victor und den hl. Thomas gründlich studirt.



trefflich charakterisirt (S. 195 f.): „Nichts ist verwerflicher, als durch schon vorhergebildete allgemeine Begriffe von einer Zeit über die besonderen Erscheinungen derselben hochtrabende Urtheile zu fällen, wobei es sich meistens herausstellt, daß die allgemeinen Begriffe und Sätze nicht auf dem Wege eigener Forschung entstanden sind, sondern daß sie als wahre Vorurtheile dastehen, die ihre Unwahrheit an der Stirne tragen. Es ist die wahrste Seite der Hegel-schen Lehre, daß das Allgemeine ohne das Besondere und Einzelne nicht begriffen werde, und es wäre wahrlich zu wünschen, daß die Zeit diesem Winke folgte, sie würde der Gemeinplätze, d. h. der Gemeinheiten, in Kurzem weniger haben, und das wäre Gewinn genug für die Wissenschaft, besonders die historische. Nur durch das Lesen der Quellen, das freilich etwas Mühsames ist, kann man zu einer lebendigen und wahren Ansicht der Geschichte der Zeiten und Völker kommen. Insbesondere werden die oberflächlichen Vorstellungen, die man bisher über das Mittelalter allenthalben vorfand, nur durch ein gründliches Quellenstudium verdrängt werden. Daß dies bei den Scholastikern des Mittelalters ganz besonders der Fall sei, darf nicht erst bewiesen werden. Absprechendes Lob und Tadel haben wir genug gehört, wir möchten nun einmal auch die Beweise für und wider haben. Diese Beweise, mit Gründlichkeit geführt, konnten wir aber nicht erwarten, so lange Grundsätze gangbar waren, wie die: das mühsame Eindringen in die Scholastiker des Mittelalters, das genaue Ergründen ihrer Schriften, die gründliche und genaue Darstellung ihrer Lehren sei ebenso Geist als Zeit tödtend; nur solche, die sich in der Wissenschaft als Knechte hergeben wollen, können eine solche mechanische Arbeit unternehmen. So also suchte und hatte man Ehre vom Nichtverstehen und Nichterkennen; aber das Mittelalter blieb unbekannt. Doch die Zeit ist, Gott sei Dank, vorüber, in der man glaubte, der Geist der Zeiten werde im Schlafe eingegeben, oder man habe ihn



gefunden in gewissen und sogenannten Ideen, zu denen man gekommen ist, ohne daß man weiß, wie, d. h. in Einfällen, zu denen man auf dem Spaziergang ohne Mühe gelangt; denn das sind bei solchen Leuten Ideen. Eine solche Idee ist für derlei Menschen eine Zauberformel, mit der sie Alles beschwören; der Geist der Welt und der Menschen muß auf das gewaltige Rufen und Pochen hervortreten und aussprechen, wie es um ihn steht, er mag wollen oder nicht . . . Aber jedes darauffolgende tiefere, wenn gleich mühsame Eindringen macht es wahr, was in Beziehung auf sie Goethe gesagt hat:

'Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln'."[1]

München. Dr. Friedrich Lauchert.

---

1) Weitere und speciellere Ausführungen, als sie im Rahmen des Vortrags möglich waren, wird auch über die hier zur Sprache gebrachte Seite von Staudenmaier's wissenschaftlicher Thätigkeit meine künftig erscheinende Biographie desselben bieten.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch in dieser Zeitschrift nochmals an alle diejenigen, welche im Besitze von Briefen Staudenmaier's oder von anderen von ihm herrührenden oder auf ihn sich beziehenden Schriftstücken sind, oder welche in der Lage sind, mir in dieser Beziehung irgend welche Nachweise geben zu können, die dringende Bitte richten, mir solche Mittheilungen gütigst zukommen zu lassen.

XLVI.

Passionsspiele auf dem Jesuiten- und Ordenstheater.

Von Dr. A. Dürrwächter.

Das Passionsspiel in Oberammergau ist zu einem Welttheater geworden, nicht nur etwa in dem Sinne, daß sein Stoff das ergreifendste Drama ist, welches jemals eine ganze Welt erschütterte, sondern auch dadurch, daß in jedem neuen Dezennium die christliche Culturwelt in fast zahllosen Vertretern vor seiner Bühne sich sammelt und bis in die tiefsten Gründe des Herzens sich erschüttert und erbaut fühlt. Zugegeben, daß das nicht für alle ohne Ausnahme gilt, daß viele nur die Neugierde hinführt, die Mode nicht wenigen Leitstern ist. Die Gewinnsucht feiert ihre Orgien, und ein fieberhaftes, großstädtisch lärmendes und hastendes, religiöser und künstlerischer Andacht so abholdes Treiben durchfluthet das idyllische Thal der Ammer. Aber welches große Gesammtbild böte nicht einzelne unschöne Striche, welcher religiöse Akt nicht herz- und antheilslose Theilnehmer, welche dramatische Aufführung sähe nicht Barbaren des künstlerischen Empfindens vor ihrer Bühne? Das Gesammtbild ist trotz alledem das einer von höchsten religiösen Gedanken getragenen, durch und durch künstlerischen Leistung, und darin liegt die Eigenart des Oberammergauer Passionsspieles: Es ist noch heute in der gewaltigen Katharsis, welcher es ein ungezähltes, lautlos ihm folgendes und bis in's Innerste er-

griffenes Publikum unterwirft; ein lebendiger Rest aus einer Epoche, wo die Geschwisterschaft von Religion und Kunst noch Ueberzeugung und thatsächlich geübtes Bekenntnis war. Damals stieg die Kunst auf die Straße herab, nicht um in ihren Pfützen sich zu spiegeln und an ihre thierischen Instinkte ihre schönsten Kräfte zu verschwenden, sondern um mit dem, was auch die Straße adelt, der religiösen Weihe, ihre eigenen oft noch ungelenken Kräfte zu stärken und die Kanäle des Alltagslebens und Werktagstreibens mit dem Glanz eines aus lichten Höhen zurückgestrahlten festtäglichen Spiegelbildes zu erfüllen.

Sie liegt noch nicht so fern diese Epoche, wenigstens nicht so fern, als man gewöhnlich meint. Man denkt zumeist, wenn man von der innigen Verknüpfung religiösen Empfindens und dramatischer Kunst spricht, an die Mysterienspiele des Mittelalters und bringt auch heute noch, sicherlich mit Recht, das Oberammergauer Passionsspiel in Verbindung mit jenen großen Tragödien vom Leiden Christi, welche um die Osterzeit die Märkte der Städte zu Kirchen und ihre Kirchen zu Stätten der dramatischen Kunst umschufen. Aber viel näher als der Zusammenhang mit dem Mittelalter liegt der mit der religiös-dramatischen Kunst der katholischen Gegenreform. Damit wird hier nicht bisher Ungehörtes behauptet. Im Gegentheil wiederholt schon wurde auf die Bedeutsamkeit jenes wenig bekannten Kunstlebens hingewiesen, und was speciell das Oberammergauer Passionsspiel betrifft, so könnte man sich versucht fühlen, hier lediglich die schönen, wenn auch in Einzelheiten noch des Nachweises bedürftigen Ausführungen Trautmanns in seinem „Oberammergau und sein Passionsspiel" zu wiederholen und zu zeigen, wie einerseits die großen Spiele der Jesuiten in München am Ausgange des 16. Jahrhunderts dem Ideale eines das Höchste und Geringste umfassenden Dramas nahe kamen und andererseits die Wirkung solcher Spiele bis in das kleine Oberammergau hinein sich geltend machen mußte. Die mächtige, weiteste



katholische Kreise ergreifende Wirkung jener Festspiele ist ja unleugbar. Aber neben jenen glänzenden Festspielen des Sommers oder Herbstes hatten die Jesuiten und die ganze, von ihnen so lebhaft beeinflußte Gegenreformation von ihren Anfängen an und über ihren religiösen und künstlerischen Höhepunkt hinüber bis in die Zeit des Verfalls in barockste Ausartung auf dem Kunstgebiete und ungesunder Stagnation auf religiösem eine Art von Spielen, welche entweder Theile wirklicher Passionsspiele oder ein Ganzes solcher darstellen und in der religiös auf's beste vorbereiteten Seele auch eine von der Kunst gewirkte Katharsis bezweckend sich unmittelbar an die Straße und an die großen Kreise des Volkes wandten.

Es sind die Chartagsspiele der Jesuiten bezw. der Gegenreformation, die selbst wieder nichts anderes sind als ein naturgemäß entwickelter Theil der von ihnen mit Vorliebe gepflegten Prozessionen an diesen Tagen, namentlich am Charfreitag. Ueberall, aber in solchen Städten besonders, welche eine gemischte religiöse Bevölkerung hatten, suchte man sie möglichst eindrucksvoll zu gestalten, und daß sie es auch gewesen sein müssen, darüber belehren uns zahlreiche Stellen der Litterae annuae, der Jahresberichte der Collegien. Sie müssen sich wie ein in Prozessionsform gebrachtes Passionsspiel angesehen haben. Da erblickte man, nach einer sich geißelnden Schülerschaar eine Gruppe, welche die Kreuzverehrung darstellte, dort, ebenfalls an Geißler sich anschließend, Jesus am Oelberg und den Engel mit dem Leidenskelch, dann zog der gefesselte Heiland vorüber, darauf sah man seine Geißelung und die Dornenkrönung. Schließlich wankte er daher, von einem Centurio und einer Cohorte geleitet, mit dem schweren Kreuz auf der Schulter, indeß auf seinen Spuren Johannes und Maria klagend und die Hände ringend den Leidensweg durch die Stadt mitmachten. Denn München oder Augsburg oder Ravensburg oder Landsberg oder wie der Ort sonst hieß, war zu Jerusalem

geworden, zur Bühne einer Passionstragödie in Form einer Prozession, welche stehen bleibend den in ihr liegenden dramatischen Keim ungemein leicht zu wirklichen dramatischen Scenen verdichten konnte. Mitten auf der Straße hub dann ein Dialog an und ein Auftritt der Leidensgeschichte wurde wirklich gespielt. Oder aber, und das war das Gewöhnlichste, man beschloß, am heiligen Grab in der Kirche angekommen, den ganzen öffentlichen Akt mit einem größeren oder kleineren, mehr oder weniger Scenen umfassenden Passionsspiel, je nach dem Tage, Charfreitag, Charsamstag oder Ostertag, für welchen das Spiel vorgesehen war.

Unsere Kenntniß von diesen Spielen ist zum Glück nicht bloß auf die mehr oder weniger dürftigen Mittheilungen beschränkt, welche man in den oben genannten officiellen Berichten des Ordens darüber findet. Ueberall da, wo handschriftliche oder gedruckte Reste dieser Literatur in den Bibliotheken vorhanden sind, kann man sich über sie Aufklärung verschaffen, sei es aus den Periochen oder Inhaltsangaben der Stücke, oder aus den Handschriften ganzer Dramen selbst. So besitzt auch die Münchener Staatsbibliothek mancherlei dieser Art und, was wir im Folgenden bieten, beruht auf dort gesammeltem, gedrucktem und handschriftlichem Materiale.

Das Stoffgebiet für diese Chartags- und Passionsspiele war nicht bloß auf die Leidensgeschichte des Herrn beschränkt. Es hatte vielmehr, was den äußeren Rahmen, die Einkleidung der Idee betraf, einen ungemein ausgedehnten Spielraum. Denn alles das, was im Oberammergauer Passionsspiel in den Vorbildern lediglich angedeutet und flüchtig berührt wird, konnte selbst wieder Gegenstand eines eigenen Stückes werden. Nur mußte stets die Beziehung auf die Heils- und Erlösungsgeschichte vorwalten. Diese aber vorausgesetzt, war das Ordenstheater des Barocco und Rokoko im Stande, sein Passionsstoffgebiet auch noch mit den Schnörkeln zahlreicher Allegorien zu erweitern, und



brachte in kühnem Wagniß gelegentlich sogar die gesammte hellenische Götterwelt in seinen Chartagsspielen unter. Dazu kam die Verschiedenartigkeit der Kunstform, welche von der Prosatragödie zum Versdrama sich erheben, vom Singspiel bis zur Oper italienischen Stiles fortschreiten konnte, je nach dem herrschenden Geschmack. Fremdartig muthet es uns oft an und sonderbar erscheinen manche der Gestalten dieser Chartagsspiele, welche neben den eigentlichen historischen Personen der Passionstragödie und ihrer Vorbilder zu erscheinen pflegen. Besonders beliebt war die Personifikation der menschlichen Seele, welche in Zwiegesprächen mit dem leidenden und gekreuzigten Heiland sich ergeht, oder des Menschengeschlechts, das vor dem himmlischen Richter verklagt, schuldig befunden und eingekerkert, durch den göttlichen Sohn aber befreit und gerettet wird.

Dieser Art sind zwei Musikdramen italienischen Opernstils, ein deutsches und ein lateinisches, welche am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in München und in Wien aufgeführt wurden. Das deutsche Münchener Stück führt (nach der Perioche in Bav. 2194 Bd. III Nr. 2) den Titel:

„Ein Blutiges Seelen-Bad, In welchem der Sünder durch das heiligiste Leyden Jesu Christi Von seiner Unreinigkeit abgewaschen wird . . . auffgeführt und verlegt Von Joanne Dominico Deichel . . . zu Alten-Oetting Capellmeistern Anno MDCCX München. Lucas Straub.“ Danach ist es kein eigentliches Ordensdrama, rührte aber von einem den Jesuiten sehr nahe stehenden Manne, dem Componisten zahlreicher ihrer Singspiele in Eichstätt und München her. Wahrscheinlich hat man es zu den Passionstragödien der Stadtmusikanten in München zu rechnen, deren A. Hartmann in seinem Buche „Volksschauspiele in Bayern und Oesterreich gesammelt“ S. 426 Erwähnung thut. Der erste der fünf „Eintritte“ des Stückes zeigte die unter dem Fluch der Sünden seufzende Seele, von Fleisch,



Teufel und Welt zur Verweiflung getrieben, der zweite die Gerechtigkeit, wie sie zur Strafe an jener sich rüstet. Im dritten Akt fällt die Liebe Gottes seiner Gerechtigkeit in den rächend erhobenen Arm; im vierten erlöst dieselbe Liebe die Seele von ihren Banden. Im fünften wird das Stück zur eigentlichen Passionstragödie. Jesus am Oelberg, vor Gericht, die „Geißelung", die Dornenkrönung, Ecce Homo, die Verurtheilung, deren „Ausführung" bildeten die ersten sechs Scenen des Aktes. Die siebente brachte die Kreuzigung, in der Aria I gefeiert als

O blutiges Bad!
Erwirb mir Gnad,
Mach mich von Sünden rein:
Daß ich dich lieb,
Die Tugend üb
Und könn dein eygen sein.

In der neunten Scene wurde Christus begraben, in der zehnten besuchten die heiligen drei Frauen das Grab und wurden von dem Engel zur Freude aufgemuntert, worauf das ganze Stück, ähnlich wie in Oberammergau, durch einen Jubelchor beschlossen wurde:

Nun laßt uns stimmen an
Das Feld- und Sigs-Gesang!
Die Schantz ist nun erstigen! Alleluja!
Der Feind muß unterligen! Alleluja!
Die Gwalt des Todts gebunden! Alleluja!
Der Teufel überwunden! Alleluja!
Die Welt ist triumphieret! Alleluja!
Christus allein regieret!
Alleluja, Alleluja, Alleluja!

Wie in diesem Stück die menschliche Seele, so erschien das ganze menschliche Geschlecht verklagt, zum Kerker verurtheilt und erlöst in der erwähnten Wiener lateinischen Oper des Jahres 1695. Sie wurde am Charsamstag in der Kirche vor den kaiserlichen Majestäten beim Besuch der



Gräber aufgeführt und betitelt sich (nach Bav. 2194, Bd. III, Nr. 37): Redemptio Servi Rei Facta Per Filium Dei . . . Viennae Austriae Apud Susannam Christinam. (Loskauf des schuldigen Sklaven durch Gottes Sohn.) Die eigentliche Leidensgeschichte kam hier nicht zur Vorführung, sondern die Allegorie wird festgehalten bis an's Ende. Im zweiten der drei Akte des Stückes hört der Sohn Gottes die Klagen des eingekerkerten Menschengeschlechts und bietet sich selbst zu Gefangenschaft und Tod an Während also jenes im letzten Akte vor den Richter geführt werden sollte, erscheint dafür mit Wunden bedeckt Christus und erlangt ihm Verzeihung. Solche göttliche, erbarmende und rettende Liebe preist daher das Genus humanum in einem Dankliede, mit welchem das Stück ausklang:

O amor divine,
Tu nos sine fine
Amasti nocentes,
Salvasti gementes,
Tu nostra es spes.

O amor nos rege,
Favore nos tege;
Nam salvae sic stabunt
Nec unquam nutabunt
Mortalium res.

Die Verwendung der sogenannten Vorbilder im Sinne des Oberammergauer Passionsspiels und in der Form der lebenden Bilder läßt sich bei den eben besprochenen Spielen, an der Hand der Periochen wenigstens, nicht nachweisen.

Dagegen zeigt sie sich deutlich in zwei anderen Stücken, deren wir hier gedenken wollen. Das eine (Bav. 2194 Bd. III Nr. 53): „Passio Domini Defensio Servi Adversus hostem triplicem Famem, Pestem et Bellum“ (das Leiden des Herrn des Knechtes Vertheidigung gegen den dreifachen Feind: Hunger, Pest und Krieg) betitelt, wurde in Linz bei der Charfreitagsprozession des Jahres 1704 zur Darstellung gebracht und zeigte auf drei „Schaubühnen“ oder Scenen zuerst neben der Einsetzung des Abendmahls den vorbildlichen Joseph, welcher das hungernde Aegypten speist, dann die eherne Schlange als Seitenstück der Kreuzigungsscene und schließlich als Vertreter des Kriegs und



Siegs im Kreuze Konstantin, welcher der streitenden Austria als Vorbild diente. Noch barocker, in seiner Art aber auch noch reicher mit Vorbildern ausgestattet und dadurch, wie auch in der Wahl gewisser Vorbilder, noch mehr an Oberammergau erinnernd, erscheint ein am 13. April 1691 in Schweidnitz aufgeführtes Charfreitagsspiel. Schon der Titel läßt etwas davon erkennen:

„Die Bande Des gefangenen / und gebundenen Erlösers der Welt / Christi Jesu, Durch welche Die Christliche Kirche / Seine einige und getreueste Gespons / Auf dem Weege zum Himmel / .... Sich gezogen / und verbunden erweiset .... Am heiligen Char-Freytag Bey gewöhnlichem Trauer-Vorgange fürgestellet / Von der ... Lateinischen Brüderschafft aus dem Collegio Societatis Jesu zu Schweidnitz .... Schweidnitz / Gedruckt bey Christian Okeln."

Die neun „Vortragungen" des Spiels zerfallen in drei Gruppen von je drei Scenen, deren mittelste stets der Passion angehörte, während die vorhergehende ein Vorbild, die nachfolgende eine Beziehung zur Geschichte der Kirche brachte. So leitete der Verkauf des Joseph den Verrath des Judas im Garten Gethsemani ein, wie in Oberammergau, und folgte als Nachbild die auch Oberammergau nicht fremde Scene der leidtragenden Braut Christi „auf dem Myrrhenberge mit einem durchstricketen Schleyer über dem Angesicht / umgürtet an ihren Lenden mit einem Sack". Auf ihrer einen Seite die Bußfertigkeit mahnend, auf der anderen die „fleischliche Unmäßigkeit des Zaumlosen Frasses" mit Schlange und Paradiesapfel ausgestattet. In der zweiten Gruppe schließt sich an den gefesselten Joseph als Vorbild die Scene der Fesselung und Geißelung Christi, indeß in dem Nachbild die „Christlich demüthig-gläubige Seele" zu sehen war, „an die Säule der Katholischen Kirche gebunden." Zu ihren Füßen liegen Wille und Verstand gefangen, während die „Freyglaubigkeit" sich von der Säule abkehrt. Die 7. Scene, die Vorbildscene der dritten Gruppe, ließ die



Erhöhung Joseph's über ganz Aegypten sehen, womit auch in Oberammergau der Höhepunkt der Passionsgeschichte eingeleitet wird. Die dann folgende Kreuzigung sollte offenbar auch, wie man das in Oberammergau empfindet, mehr als Bild wirken. Nach der Beschreibung umfängt zu Christi Füßen Magdalena das Kreuz; einer der Kriegsknechte öffnet die Seite des gestorbenen Erlösers, aus welcher Blut und Wasser fließt. Himmel und Erde in Gestalt zweier Engel machen hierbei hinter einem gemeinsamen Schild einen ewigen Bund. Die Schlußscene aber, ein echtes Kind der Ereignisse jener Zeit der Türkenkriege und der barocken Inscenierung solcher, stellte die Kirche auf dem Berg Kalvaria vor. Sie steht neben dem Kreuze Christi und hält die von diesem in alle Theile der Welt ausgehenden goldenen Fadenschnüre zusammen. Der Muhamedanismus und die Orientalische Kirche zerreißen einzelne dieser Schnüre. Oesterreich aber, Spanien, Polen und Venedig knüpfen sie wieder zusammen, während ein Engel für den festen, dauernden Bestand dieser Staaten betet.

Wir sind damit anscheinend weit von dem ursprünglichen Boden des Oberammergauer Passionsspieles abgekommen, tief nach Schlesien hinein und in die Fadenschnüre politischer Staatenbündnisse am Ende des 17. Jahrhunderts. Wir wollen damit aber nicht schließen, sondern zurückkehrend in die bayerische Heimat dieser Spiele und auf den Boden einer einfacheren, anspruchsloseren, aber auch erhebenderen Kunst noch zwei solche Chartags- und Passionsspiele besprechen, die uns werthvoller als alle übrigen erscheinen. Denn sie sind uns auch nicht bloß in den Gerippen der Periochen erhalten, sondern der ganze Dramentext liegt uns handschriftlich noch vor und zeigt neben der schulmäßigen Kunst ein gar nicht zu verkennendes Streben nach volksthümlicher Form.

Weniger jedoch das erstere der gemeinten Stücke. Aber es stammt aus dem nur ein paar Stunden nordwärts



von Oberammergau gelegenen Augustiner-Chorherrnkloster Rottenbuch an der Amper, welchem das Passionsdorf von altersher eingepfarrt war.

Exercitium poëticum de Christo resurgente et amicum foedus vitam inter et mortem componente (Clm. 12 429 f. 169—187) lautet sein Titel. Lateinisch wie dieser ist auch seine Sprache. Wann es im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts aufgeführt worden ist, läßt sich genau nicht mehr bestimmen; doch beweist der in den Kreis der Passionsspieldichtungen gehörige Inhalt, die Versöhnung des Lebens und des Todes durch den wiedererstandenen Christus, daß wir es mit einem Chartagsspiele zu thun haben. Außerdem sagt es der Dichter im Prologe selbst. Es ist keine bedeutende künstlerische Leistung, aber in seiner leicht fließenden, gefälligen Sprache und seiner anmuthigen Einkleidung ist es doch auch heute noch geeignet, den Leser zu fesseln.

Der Dichter kündigt sein Stück selbst in Hexametern virgilischer Färbung an und erklärt, daß er im Anschauen des hl. Grabes in der Kirche und des Besuches desselben durch die Schaaren der Gläubigen verzückt worden und das geistig gesehen habe, was nun im Folgenden vor sich geht.

Von ihm angekündigt tritt jetzt nämlich der Tod hervor und hält die an die Totentanztexte des Mittelalters erinnernde und zum eisernen Bestande seines Auftretens im Drama schon im Mysterium gehörige Triumphrede auf die eigene unbezwingliche, alles bezwingende Macht. Trauernd erscheint gleich darauf die Vita, das Leben, wieder vom Dichter zuerst angekündigt, der hier ganz die Rolle des Prologs des Oberammergauer Passionsspiels inne hat. Die Vita ist in tiefster Bewegung, unglücklicher als der Tod selbst (morte infelicior ipsa). Denn der, welcher

Victurus venit vitamque daturus
(Kam zum Leben bestimmt und Leben verheißend)

ist untergegangen.

Nunc periit mea vita: ergo quid vita supersum?
(Nun ist dahin mein Leben! Wozu bin ich Leben noch übrig?)



Daher fleht sie:

> **Me, me quoque, fata,**
> **Abripite et meae vitam me reddite vitae!**
> (Mich, auch mich, ihr Geschicke,
> Raffet hinweg und gebt mich Leben wieder dem Leben!)

Der Tod aber erhebt seine Sichel, um die Vita nun selbst hinwegzumähen, und in stolzer Zuversicht, daß nun auch der Himmel und die Gottheit selbst seine Macht fürchten, stimmt er ein Lied an, um seinen einstigen Sieg über die Helden und Patriarchen des alten Bundes zu feiern.

Damit ist der erste Akt zu Ende. Ein zweiter bringt uns zunächst wieder eine prologartige Betrachtung des Dichters, dem das vom Kreuz herniederträufelnde heilige Blut neue Kraft und Begeisterung verleiht. Er beobachtet überall in der Natur die Anzeichen eines neuen Lebens. Neuer Hoffnung voll sendet die Vita ihre Boten aus, während der immer bestürzter werdende Tod sich auf das Gottesgrab stellt, um es gegen die Schaaren Wiedererstandener zu vertheidigen.

Doch Christus ist, wie der Dichter im Prolog des dritten Aktes berichtet, bereits erstanden und tritt nun selbst auf, von den einstigen Opfern des Todes, den wiedererstandenen Helden und Patriarchen des alten Bundes umjubelt und umsungen. Triumphirend begrüßt ihn auch das Leben, der Strafe des Todes entgegensehend. Christus aber ist gekommen, um den Frieden zu bringen, auch den zwischen Leben und Tod. Von diesem als Sieger, Herrscher und Gott anerkannt, vertheilt er die Rollen zwischen ihnen und heißt sie als Geschwister sich zu begrüßen und einträchtig zum nämlichen Ziele zu wirken. Der Tod erhält einen neuen Bogen, gefertigt vom Holze des Baumes des Lebens, und die nun versöhnten, verbündeten und in höherer Aufgabe geadelten Mächte der Erde, Leben und Tod, umschlingen sich zu friedlichem, feierlichem Wechselgesang:

> **Victa morte, victa vita**
> **Vincit mors et vincit vita**
> **Et triumphat utraque.**
> **Mihi, tibi palma cedit,**
> **Victrix e duello redit,**
> **Neutra sine laurea.**



Uebern Tod und über's Leben
Siegt der Tod und siegt das Leben,
Beiden der Triumph gehört.
Mir wie Dir gebührt die Krone,
Siegreich aus dem Kampf und ohne
Lorbeer keines wiederkehrt.

Lassen wir diese Klänge, welche vielleicht im Frühlinge eines der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts traurig und auch jubelnd wieder im Thal der Ammer erschollen, verhallen und verlassen wir diesen Schauplatz, um den sich die Bewohner des Ammergaues zusammengefunden hatten. Versetzen wir uns in die Hauptstadt des Bayernlandes und in den Anfang des genannten Jahrhunderts. Da wird im Beisein des Hofes vor einer Menge, welche Kopf an Kopf steht, in der weithalligen, mächtig gewölbten Michaelskirche, ein deutsches Passionsspiel aufgeführt, von einem der gelehrten Patres bearbeitet, von seinen Schülern agirt, aber der Sprache des Volkes abgelauscht und einfach und treuherzig nachgeahmt.

O Mensch erweg: unnd woll bedacht,
waß du heunt da würst sechen,
wie so verschimpft: unnd ganz veracht,
ist gott umb deinetwegen

hebt der Prolog des Spieles (in Cgm. 4434) an, welchem als 1. Scene der Abschied Christi von seiner Mutter sich anschließt, ein starkes Rührstück wie der Abschied in Bethanien des Oberammergauer Passionsspieles:

Ach, allerliebste Muetter Mein,
lieb yber alles lieben,
wie khann es doch noch möglich sein,
daß ich dich soll betrieben?
iedoch, weill du mein Muetter bist,
so will es sich gebühren,
daß ich bey dir zu forderist
solle valediciren.

Maria entgegnet:

Was meinst, mein allerliebstes khindt,
wie soll ich diß verstehen?



sag mir, wo wilst du auß so gschwindt?
  bitt, lass mich mit dir gehen.
ohn dich zu leben ist mein Todt,
  khein ohrt weiß ich zu fündten,
daß ich ein trost in meiner noth
  khann haben, unnd empfündten.

Sie will für ihn leiden, und da dies unmöglich ist, glaubt sie vor Leid sterben zu müssen. Den scheidenden Sohn bittet sie noch um seinen heiligen Segen, worauf sie unter oft wiederholtem vale! vale! von einander gehen.

Incipit captivitas Christi verkündet ein Herold, und die zweite Scene zeigt Jesus mit seinen Jüngern am Oelberg, ganz so, wie es die Evangelien berichten. Unmittelbar nach dem Gebet der Todesangst:

O Vatter mein in himels thron,
  hör an mein bitt: unnd flechen,
Zur dir rueff ich, dein liebster Sohn,
  den khelch lass von mir gehen,
den du mir hast geschenkhet ein
  wann möglich nit lass trinkhen
Doch gschech dein will: unnd nit der mein
  Zur Erdten ich muest sinckhen,

erscheint Judas mit dem Hauptmann und Soldaten, welche sich gegenseitig ermuntern, Christus zu ergreifen. Die Verrathsscene geht in der gewohnten Weise vor sich. Nur giebt Christus sich schon zu erkennen, ehe er von Judas geküßt und als der Rechte gekennzeichnet wird.

Eine weitere Besonderheit ist die ausführliche Verspottung des Gefangenen durch den Hauptmann und seine Soldaten. So ruft der Centurio:

Gott lob, der unser bitt erhert,
  gewehrt unser begehren,
den, der uns landt: unnd leith verkhert,
  thett unser schar entehren,
daß er uns geben disen gast,
  laßt uns gott benedeyen,
sag, wie du's ybersechen hast,
  daß dich nit khunst befreyen!



Ein Soldat singt:

wie khombts, dast nit bey Eitler nacht
dich hast unsichtbar gemacht,
dein alte Zauberey erdacht,
unnd uns wie zuvor verlacht?

Ein anderer klagt, er habe die Synagoge verkehrt und Gott verleugnet, weil

daß arme stettlein Nazareth
wolt deiner bracht nit daugen.

Sie mahnen ihn, sich Hilfe vom Himmel zu holen.

wo ist ietzundt dein bettlers hauff,
die dir zuvor gewarthet auf,
wo seint die fischers gsöllen?

Endlich treiben sie ihn fort, schlagen ihn und fordern ihn auf zu rathen, wer es gethan habe, wobei einer der Häscher ausruft:

Er ist der amboss, wür die Schmidt.
laßt nur nit nach, schont kheinem glidt.
wer nit 2000 wunden macht,
nach kheinem feyrabent tracht.

Die dritte Scene ist ein Wechselgesang der klagenden Frauen, der Mulieres lamentantes, die vierte eine Soloscene der Mater dolorosa, welche ihren Sohn auf der Straße sucht:

Mein Seell hat tieff durchtrungen
das schwert der bitterkheit,
aussprechen khann khein zungen
deß Herzens schwere leydt.
Mein Sohn hab ich verlohren,
den ich mit freydt gebohren

Ach, daß ihn findten khundt,
mein herz ist ganz verwundt.
Ach! ach! waß muß ich sechen,
allein auf dißen platz,
wie würdts doch noch ergehen
mein allerliebsten Schatz.
O Gott thu mich erheren
Unnd meine bitt gewehren:
gib daß ich wider findt
mein allerliebstes khindt!



Weitere drei Scenen sind der Verleugnung durch Petrus gewidmet, indem die erste die Verleugnung selbst, die zweite die Mahnung des Sünders nicht durch Christi Blick, sondern durch seinen Schutzengel (Genius ad Petrum loquens), die dritte dagegen sein Schuldbekenntniß bringt, das, nicht weniger wortreich wie das Oberammergauer, die ergreifende Kürze des biblischen Berichtes gerade so unglücklich und eindruckslos paraphrasirt. Die Verzweiflung des Judas, hier wie in Oberammergau als Gegenstück gedacht, ist aber nur durch zwei ihm fluchende genii angedeutet, weil man eilt, zu der Gerichtsscene zu kommen. An derselben ist einiges bemerkenswerth. Dem Pilatus gegenüber hat nicht Kaiphas, sondern Annas die Hauptrolle. Er verlangt von ihm

> Herr Richter genugsamb ist schon
> dise sach examiniert,
> nun gebt ihm den verdienten lohn,
> noch heunt ihn zum Todt contemniert.

Den ohnedieß schon zögernden Pilatus warnt im Auftrag der Mutter sein eigener Sohn, der ihn übrigens nach steifstem Hofceremoniell anredet: „Pontius Pilatus, verordneter Landtspfleger zu Jerusalemb, mein allergnedigster Herr Vatter!"

Die Zeugenaussagen, die in Knittelversen gegeben sind, wie fast die ganze Scene, genügen dem Pilatus nicht. Als sie aber darauf bestehen:

> barrabam lass los, barrabam lass los!

und verlangen, daß Jesus gekreuzigt werde, ruft der Landpfleger den „Edelknaben" Wasser zu bringen:

> Dise so verstockhte Hasser
> sollen verstehen durchs wasser,
> wie des verurtheylten zum Todt
> Unschuld ich bezeig hür unnd vor Gott.

Ein Ephebus — die dem Jesuitentheater gewohnte Bezeichnung für Edelknabe — vollzieht den Befehl, bekennt seinen Glauben an den Menschensohn und verkündet das kommende Strafgericht. Darnach liest er das Urtheil des Pilatus vor:



„Wür Pontius Pilatus Oberrichter zu Jerusalem, unnd Landpfleger in Judaea under dem allermechtigisten kheiser unnd herscher Tyberio, welchem der allerhechste sein reich in allen dingen glickhseeligist erhalten unndt hand haben wolle, alß wür anheint umb eyfriger handhabung willen wegen gerechtigkheit der Synagogen des Jüdischen Volkhs auf dem Gerichtsstuell gesessen, ist uns herbey gebracht unnd fürgestölt worden Jesus von Nazareth u. s. w.

Da nun Johannes und Maria bitterlich über dies ungerechte Urtheil jammern und klagen, erscheint die Justitia und erklärt, daß es so sein müsse um der ewigen Gerechtigkeit willen:

Zu wenig ist die ganze welt
 sich selbsten zu erlösen,
Zu schlecht ist all ihr guett unnd gelt,
 ist nur ein khinder wesen,
wann nit gott selbst durch seinen todt
 ihr wider bracht das leben.

Christus in cruce ist der Inhalt der folgenden Scene. Zuerst nimmt der Erlöser Abschied von seiner Mutter:

Gueit nacht, herzliebste Muetter mein,
du Seiffzendes turtltäubelein,
der todt mueß yberwunden sein.

Dann wendet er sich — eine unglückliche Concession an die rhetorischen Liebhabereien des Schultheaters — noch in vielen Versen über sein Leiden für die Sünden der Welt an das Volk, um zu schließen:

Himlischer vatter, alles ist vollendt,
meinen geist befilch ich in deine hendt.

Mit der Seitenöffnung durch Longinus und dessen Glaubensbekenntniß endigt die Scene. In einem abschließenden Epilogus aber laden zwei Engel die Menschen ein, an sein Grab zu kommen:

Kombt her, ihr gschöpf, wür laden euch,
khombt her, thraurt mit uns all zugleich.
Das ist der Le chnamb Jesu Christ,
so an dem Creuz gestorben ist.



bleib kheiner aus, khombt allzumahl
sehet ihn an, Ihr Sünder all,
der ist's, der Eure Miessethatt
durch seinen todt verdilget hat.

Zum Draur Gsang, ihr Engelein,
ihr Menschen alle stimbt mit ein,
laßt hören Eur khlegliche stim,
khombt alle her unnd dankhet ihm,
der sein bluth für euch geben hat
Unnd wider bracht in Gottes Gnad,
Dem sagt unendlich lob unnd ehr,
weill Er euch gliebt hat also sehr.

Stimbt an, ihr Kinder, stimmet vor,
stimbt an in disem Draur chor,
Ihr Sinder khombt, bitt Gott umb huldt,
ihr habt an dem die Meiste schuldt
Ihr Sohn: unnd Mondt unnd alle stern,
bedauert euern gott und herrn,
all berg all thall, all laub und grass,
verwundert euch, sprecht: waß ist daß?

All fisch im Meer: unnd waß auf Erdt,
secht wie sich dise gstalt verkhert,
ach, weinet: diß iß Euer herr
Thuet ihn bedrieben nimmermehr!
Merkhet wie Euer freche Thatt
Gott an das Creuz genaglet hat.
Denkhet, wie Er in diser gstalt
hat Euer schulden abgezalt.

Drum, o Mensch von der sindten absteh,
die nichts bringt alß ach und weh,
welche dich sondert ab von Gott
unnd stürzet ewig in den tott.
Daß, o Seell, führ zu herzen sehr
unnd thue sündigen nimmermehr.

Athemlos hat die Menge dem Spiele gelauscht und den feierlichen Chor ausklingen lassen. Nicht gering darf man den Eindruck anschlagen, den es eben in seiner Einfachheit,



in seinem Verzicht auf alles sonst so beliebte barocke Beiwerk, in seiner, wenn auch nicht formvollendeten, so doch anmuthenden und im Ganzen getragenen Sprache gemacht hat, und mit Recht darf es als ein besseres Muster dieser Leistungen der Jesuitenbühne betrachtet werden und, hier ausführlicher behandelt, die krönende Stelle in unserer Schilderung einnehmen. Zusammengehalten mit den übrigen von uns gegebenen Proben mag es die im Eingang geäußerte Behauptung, daß die Chartagsspiele der Jesuiten und übrigen Ordensgenossenschaften der Gegenreform den volksthümlichen Passionsspielen Muster und Anregung geworden, wohl stützen und kräftigen. Bedenkt man, daß derartige Spiele keine Ausnahme waren, sondern seit der Niederlassung der Jesuiten in Bayern Jahr für Jahr statt hatten, daß sie nicht in München nur, sondern überall, wo Sitze des Jesuitenordens waren, vor sich gingen, daß die übrigen Orden, namentlich die Benediktiner und Augustiner Chorherrn sie übernahmen und in ihren zahlreichen Klöstern, zumal im bayerischen Oberlande eifrig nachahmten, daß sie von Anfang ab volksthümlich sein wollten und in ihrer großen Mehrzahl daher auch in der Sprache des Volkes redeten: so wird man für die Entstehungs- und Fortbildungsgeschichte der Passionsspiele der Gegenreformation diese Leistungen der Zeit und ihrer Kunst wohl mit berücksichtigen müssen.

Das ist aber das Interessanteste an dieser Thatsache eines unleugbaren fortwährenden künstlerischen Austausches zwischen dem Theater in den stillen Mauern der Klöster des Ambertbals oder den Kirchen der Jesuitenkollegien und dem Volkstheater, daß auch die oft verächtlich behandelte dramatische Kunst des katholischen Süddeutschlands der letzten zweihundert Jahre nicht unfruchtbar gewesen ist, nicht einmal für die Gegenwart. Sicherlich ja hat die katholische Gegenreformation, welche eine dramatische Kunstübung fast nur von ihrem religiösen Standpunkt aus verstand und gelten lassen wollte, Zahlloses geschaffen, was



zwar sehr erbaulich, aber nur wenig künstlerisch war. Indem sie aber die als religiösen Akt gefaßte Kunst populär machte und das Empfinden dafür in die weitesten Volkskreise trug, hat sie über all dem, was ihr mißlang und verkümmerte, eine Blüthe, wie nirgend ein anderer Boden, siegreich emporgetrieben, das Volksschauspiel auf der Weltbühne von Oberammergau, und sogar für eine Zeit, die dafür fast kein Verständniß mehr hatte, ihr Ideal verwirklicht, eines der schönsten, welche es giebt, die religiös-künstlerische Katharsis der Passionsbühne von Oberammergau.

XLVII.

Die moderne Kunst in der neueren socialistischen Literatur.

IV. Die moderne Kunst und der Kapitalismus.

Wenn nun aber die Kunst aus dem ökonomisch-socialen Gesammtcharakter eines Zeitabschnittes zu erklären ist, muß sie auch die Merkmale dieses Ursprungs an sich tragen. Das wird besonders für das Verhältniß von Socialismus und moderner Kunst von ausschlaggebender Bedeutung sein. Vergessen wir es nicht, es handelt sich um die Kunst innerhalb der kapitalistischen Wirthschaftsepoche, jener Wirthschaftsorganisation, in der nach socialistischer Auffassung die Spannung des Klassenkampfes den höchsten Grad erreicht und unabwendbar zum Untergang des herrschenden Systems führt. Wenn das ganze Geistesleben, Wissenschaft und Kunst, nichts als den ideologischen Niederschlag, die Widerspiegelung der ökonomischen Zustände in den Köpfen der Menschen darstellt, so muß natürlich die



moderne Kunst den Stempel des Kapitalismus unaustilgbar an der Stirne tragen und ganz in den Geist der kapitalistischen Gesellschaft getaucht sein. Sie entstammt der Atmosphäre des Kapitalismus, und welcher Art diese ist, davon wissen die socialistischen Moralprediger nicht schreckhaft genug zu berichten. Die Kunst muß als Ausfluß und Abbild des kapitalistischen Milieus all die häßlichen Züge an sich tragen, welche der Klassenherrschaft anhaften. Sie kann gar nichts anderes sein als ein dienendes Glied in dem System, welches der Kapitalismus zur Unterdrückung des vierten Standes aufgerichtet hat. Sie muß ganz und gar im Dienste der Klassenherrschaft stehen und im Solde jener arbeiten, welche die Ausbeutung der arbeitenden Klassen besorgen. Bedenkt man ferner noch die Nervosität, welche dem kapitalistischen Zeitalter in Folge der Hetze im Erwerbsleben eigenthümlich ist und welche nur höchst nachtheilig auf das künstlerische Schaffen einwirken wird, so kann das Gesammturtheil des Socialismus über die moderne Kunst *nur ein vernichtendes* sein.

Aber führt wirklich jene materialistische Geschichtsauffassung zu diesen Folgerungen? Sind solche daraus abgeleitete Schlüsse nicht gekünstelt, übereilt, einseitig? Und läßt endlich der Socialismus selbst eine derartige Schlußfolgerung gelten, verwirft er sie nicht als eitel Consequenzmacherei?

Diesen Bedenken soll nun dadurch begegnet werden, daß aus der Literatur des Socialismus der Beweis für die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptung erbracht wird. Und für diese Beweisführung steht ein reiches Material zu Gebote.

Gehen wir daran, die socialistische Literatur für den genannten Zweck zu durchsuchen. Zunächst gilt es, das sociale Milieu des Kapitalismus an der Hand der socialistischen Literatur darzulegen. *Das kapitalistische Zeit-*



alter *ist eine Periode der Decadence*, so lautet das einmüthige Urtheil der Socialisten. Die Corruption ist hervorgerufen durch „die vergiftenden Einflüsse des socialen Lebens, wie übergroßen Reichthum und andererseits Mangel, demoralisirende Lektüre durch schamlose Anreizung zur Genußsucht und durch Zweideutigkeiten aller Art in der Presse, durch die Einwirkungen des Fabriksystems, die Wohnungsmißverhältnisse, die vollständige Ungebundenheit und Selbständigkeit in einem Alter, in dem der Mensch am meisten der Zügel und der Erziehung zur Selbstzucht und Selbstbeherrschung bedarf“.[1])

Dieser gesellschaftliche Zustand der Gegenwart ist natürlich kein Nährboden für die höheren Ideale, die über das niedere sinnliche Genußleben hinaus liegen. Genuß und wieder Genuß! „In den oberen Klassen der Gesellschaft ist jedes Streben nach höheren menschheitlichen Zielen erstickt, *sie haben keine Ideale mehr*. In Folge des Mangels an Idealen und höherer zielbewußter Thätigkeit greift grenzenlose Genußsucht und Ausschweifung mit all ihren physischen und moralischen Auswüchsen um sich. Wie kann die Jugend, die in dieser Atmosphäre aufwächst, anders sein als sie ist? Roh materieller Lebensgenuß ohne Maß und ohne Grenze ist das einzige Ziel, das sie sieht und kennt“.[2]) Die Moral spiegelt getreulich die Corruption des kapitalistischen Milieus wieder. „Wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Socialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit, hochmoralisch erscheint dem modernen

---

1) *Bebel*, Die Frau und der Socialismus. 9. Aufl. Stuttgart 1891. S. 324.

2) Ebd. S. 324.



Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältniß, die Schindereien der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit".[1])

Aehnlich steht es mit den anderen Elementen des ideologischen Ueberbaus. Die Politik und das bestehende Recht sind corrumpirt und dienen lediglich dem Schutz und Vortheil der herrschenden Klassen.[2])

Auch die Religion wird von der Kapitalistenklasse bloß zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft benutzt. „Die Religion ist die transcendente Widerspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes . . . Die herrschenden Klassen suchen dieselbe als Mittel ihrer Herrschaft zu conserviren, was am besten der bekannte Ausspruch beweist: ‚dem Volke muß die Religion erhalten werden'."[3])

Es wäre blos zu verwundern, wenn nicht auch das letzte Glied im ideologischen Ueberbau, Wissenschaft und Kunst, von der Fäulniß des Kapitalismus inficirt wäre. Auch die geistige Arbeit kann sich dem Einfluß desselben nicht entziehen. Denn: „Jeder Mensch ist das Produkt von Zeit und Umständen, in denen er lebt . . . Was also immer Einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht. Die Ideen sind nicht ein Produkt, das aus nichts, oder durch höhere Inspiration von oben in dem Kopfe eines Einzelnen entspringt, sondern ein Produkt, das durch das gesellschaftliche Leben und Weben, den Zeitgeist, im Kopfe des Einzelnen erzeugt wird . . . Jeder denkt, wie der Geist der Zeit, d. h. seine Umgebung ihn zu denken zwingt. (!) Daher die Erscheinung, daß so oft verschiedene Menschen gleichzeitig ein und dasselbe denken, daß ein und dieselben Erfindungen oder Entdeckungen gleichzeitig auf weit von einander liegenden Punkten gemacht werden . . .

1) Bebel a. a. O. S. 314. 2) Ebd. S. 225 ff.
3) Ebd. S. 314.



Die Ideen sind also das Produkt gesellschaftlichen Zusammenwirkens, gesellschaftlichen Lebens. Ohne die moderne Gesellschaft existiren keine modernen Ideen".[1])

Wenn nun Politik, Recht und Moral dem Schutze des kapitalistischen Systems und der Unterdrückung und Knechtung des Proletariats dienen, wird es sich mit Wissenschaft und Kunst nicht wesentlich anders verhalten. Sie verarbeiten ja nur die Ideen, die auf dem Sumpfboden der Klassenherrschaft und in der fäulnißgeschwängerten Atmosphäre der modernen Wirthschaftsorganisation erwachsen. Deßhalb kann sich auch Bebel nicht wegwerfend genug über die moderne Wissenschaft und Kunst auslassen.

„Unser heute in Amt und Würden stehendes Gelehrtenthum repräsentirt zu einem großen Theil eine Gilde, die dazu bestimmt und bezahlt ist, die Herrschaft der leitenden Klassen unter der Autorität der Wissenschaft zu vertheidigen und zu rechtfertigen und als gut und nothwendig erscheinen zu lassen und die vorhandenen Vorurtheile zu schützen. In Wahrheit ist es Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung, culturfeindliche Arbeit, geistige Lohnarbeit im Interesse der Bourgeoisie und ihrer Clienten."[2]) Nicht die Erforschung der Wahrheit, sondern das Vorurtheil, wie es aus der Klassenherrschaft erwächst, ist das bestimmende Princip der Wissenschaft. Das beweise ihre Stellung zur Frauenbewegung und Arbeiterfrage. „Dieselben Gelehrten, die der Frau die höhere Befähigung absprechen, sind auch leicht geneigt, dies dem Handwerker und Arbeiter gegenüber zu thun."

Die Wissenschaft ist nichts anderes als die bezahlte Magd des Kapitalismus. Die Freiheit

1) Ebd. S. 286 f.
2) Ebd. S. 289.

der Wissenschaft, im Sinne der Forschungs- und Lehrfreiheit, wird durch die Rücksicht der Gelehrten auf die Macht und Einfluß besitzende Klasse illusorisch gemacht.[1])

Nicht besser als es mit der Wissenschaft steht, ist es nach Bebel um die Kunst bestellt. So findet beispielsweise die heutige *Architektur* vor seinen Augen wenig Gnade. Er spricht von der „Modenarrheit im Stil der Wohnungen." „Stile, die zu ihrer Entwickelung mindestens ein halbes Jahrtausend erforderten und bei den verschiedensten Völkern entstanden — man begnügt sich nicht mehr mit Stilen der Europäer, man geht zu Japanern, Indern und Chinesen — diese Stile werden jetzt in anderthalb Jahrzehnten verbraucht und bei Seite gesetzt. Unsere armen Kunstgewerbetreibenden wissen nicht mehr, woher und wohin sie mit den Mustern und Modellen sollen. Kaum haben sie sich in einem „Stil" assortirt und glauben nun die aufgewendeten Kosten mit einiger Ruhe herausschlagen zu können, so ist morgen ein neuer „Stil" da und erfordert von Neuem Opfer an Zeit, Geld, geistigen und physischen Kräften. Die Nervosität des Zeitalters spiegelt sich in diesem Hetzen und Jagen von einer Mode zur andern und von einem Stil zum andern am prägnantesten wieder." (Ebd. S. 275.)

Die moderne Literatur mag am besten vom Schauplatz verschwinden. „Die Menge seichter literarischer Produkte" ist „nur möglich durch verdorbenen Geschmack." „Man kann schon vom Standpunkt unserer heutigen Verhältnisse ohne Uebertreibung sagen, daß mindestens vier Fünftel aller literarischen Erzeugnisse vom Markte verschwinden dürften, *ohne daß ein einziges Culturinteresse darunter litte.* So groß ist die Masse oberflächlicher, schädlicher Produkte oder offenbaren Schundes." (Ebd. S. 328.) In der Belletristik „wird

1) Bebel a. a. O. S. 197.



namentlich das geschlechtliche Gebiet in allen seinen Auswüchsen cultivirt, bald dem seichten Aufkläricht, bald den abgeschmacktesten Vorurtheilen und dem Aberglauben gehuldigt. Der Zweck des Ganzen ist, die bürgerliche Welt trotz aller Mängel, die man im Kleinen zugibt, als die beste der Welten erscheinen zu lassen" (S. 328). Wir hatten demnach Recht, wenn wir oben behaupteten, nach der socialistischen Weltauffassung müsse die Kunst nothwendig im Dienste der Klassenherrschaft thätig sein. Ihr Daseinszweck besteht in dem Zeitvertreib, den die oberen Klassen an ihren Werken finden, und zugleich in der Apologie der Klassenherrschaft. Wenn aber dies, dann ist sie eben wie die Wissenschaft zur Magd des Geldsackes herabgesunken, und trotz ihrer glänzenden Hülle spielt sie eine traurige Rolle In den Kreisen, welche für die Kunstpflege maßgebend sind, ist jeder Sinn für das Ideale erstorben. Die Literaten hängen ab „von der Gunst des Buchhändlers, dem Geldinteresse, dem Vorurtheil", und doch kann nur die vollste Meinungsfreiheit den Fortschritt ermöglichen. „Wie die Buchhändler mit ihnen nicht convenirenden literarischen Arbeiten umspringen, davon weiß ja so ziemlich jeder Schriftsteller ein Liedlein zu singen" (S. 329).

Die unsittliche Atmosphäre des Kapitalismus wirkt vergiftend auf das künstlerische Produciren ein. Der Industrielle fabricirt „obscöne Bilder, unsittliche Bücher. . . Alle diese und andere Thätigkeiten sind der Gesellschaft schädlich, sie untergraben die Moral und vermehren die Corruption! Aber was liegt daran; sie bringen Geld und zwar mehr Geld als sittliche Bilder, wissenschaftliche Bücher, ehrlicher Verkauf unverfälschter Lebensmittel." (Ebd. S. 257.)

Eine besondere Nachtseite des Geisteslebens in der kapitalistischen Aera ist jedoch die Ueberproduktion an Intelligenz, das geistige Proletariat. Hier kommt das Abhängigkeitsverhältniß des Geisteslebens vom Kapitalismus am augenscheinlichsten zum Ausdruck. „Die bürgerliche Welt



schafft aber nicht bloß Ueberproduktion an Waaren und durch die Einführung des Fabriksystems auch an Menschen, sondern auch Ueberproduktion an Intelligenz .... Deutschland ist das klassische Land, das diese Ueberproduktion an Intelligenz, an Bildung, welche die bürgerliche Welt nicht mehr zu verwerthen weiß, auf großer Stufenleiter erzeugt." „Wie mit den Wissenschaften, so ging es mit den Künsten. Kein Land Europas hat im Verhältniß so viele Maler-, Kunst- und technische Schulen aller Art, Museen und Kunstsammlungen aufzuweisen, als Deutschland." (Ebd. S. 374.) Deutschland hat „wohl mehr als jedes andere Land der Welt ein ungemein zahlreiches Gelehrten- und Künstlerproletariat, ein starkes Proletariat in den sogenannten liberalen Berufen, das sich stetig vermehrt und Gährung und Unzufriedenheit mit dem bestehenden Zustande der Dinge bis in die höheren Kreise der Gesellschaft trägt." (Ebd. S. 379.)

Daß die Abhängigkeit der geistigen Arbeiter vom Kapitalismus noch weit schimpflicher ist als die der Industriearbeiter, ist klar. Diese sind bloß in ihren materiellen Existenzbedingungen vom Kapital abhängig, jene aber sind nicht bloß materiell, sondern auch ideell, gerade auf dem Gebiete, auf dem sie Freiheit brauchen, dem Kapitalismus unterworfen, sie sind der moderne Prometheus, der an den Felsen angeschmiedet.

Dem entspricht auch, daß die Kunst auf einem tiefen Stand festgehalten wird, daß sie unter der Herrschaft des brutalen Kapitalismus nicht zu der Höhe heranreifen kann, welche sie bei völlig freier Bethätigung erreichen könnte. Talente müssen einfach verkümmern. Für sie bedeutet darum der Socialismus Erlösung. „Tausende glänzender Talente, die bisher unterdrückt wurden, kommen zur Entfaltung und Geltung und zeigen sich der Gesellschaft in ihrem Wissen



und Können, wo die Gelegenheit sich bietet. Es gibt also keine Musiker, Schauspieler, Künstler und Gelehrte von Profession mehr, aber es gibt nunmehr um so zahlreichere aus Begeisterung, durch Talent und Genie. Und was sie leisten, dürfte die gegenwärtigen Leistungen auf diesen Gebieten eben so sehr übertreffen, wie die industriellen, technischen und agrikolen Leistungen der künftigen Gesellschaft die heutigen übertreffen werden. Wir werden also eine Aera für Künste und Wissenschaften entstehen sehen, wie die Welt sie noch nie gesehen, nie erlebt, und dem entsprechend werden die Schöpfungen sein, die sie erzeugt." [1])

Unsere Künstler, die es doch sicherlich in formaler Schönheit und technischer Routine zu einer staunenswerthen Höhe gebracht haben, mögen sich bei Bebel über das ihnen gemachte, nicht eben schmeichelhafte Compliment bedanken. Man hat wenigstens beim Lesen dieser Worte mit ihrer Gegenüberstellung von „heute" und „künftig" das Gefühl, als ob damit die Leistungen der heutigen Kunst nicht sehr hoch gewerthet werden sollen.

Erst die Umwälzung der bestehenden Verhältnisse kann auch der Kunst die völlige Freiheit bringen, und Bebel beruft sich auf Richard Wagner's Schrift „Kunst und Revolution". (Ebd. S. 326.) Die Wissenschaft und Kunst regt schon die Fittiche; in die stillen Kreise der Gelehrten und Künstler dringen bereits die revolutionären Gedanken (S. 381.) —

Wir haben uns etwas lange bei Bebel aufgehalten, aber dies geschah deßhalb, weil Bebel, der doch zu den anerkannten Autoritäten des deutschen Socialismus der Gegenwart zählt, sich an zahlreichen Stellen über das Verhältniß des Geisteslebens zum Kapitalismus ausgelassen hat. Wir behaupten nicht, daß Bebel mit seinen Anklagen gegen die moderne Kunst das Rechte getroffen hat; uns ist es hier bloß um

1) Ebd. S. 326.



den Nachweis zu thun, daß eben nach Auffassung des Socialismus die Kunst, wie das ganze Geistesleben, dem Boden des Kapitalismus entsprossen und deßhalb mit den Malen dieser Herkunft behaftet ist: „dieses Schweifwedeln um Gunst und Sonnenschein von oben, diese kriechende hündische Gesinnung, dieser gegenseitige eifersüchtige Kampf mit den gehässigsten, niedrigsten Mitteln um den bevorzugten Platz. Dabei Unterdrückung der wahren Ueberzeugung, Verschleierung guter Eigenschaften, die mißfallen könnten, Castrirung des Charakters, Erheuchelung von Gesinnungen und Gefühlen.“ (Ebd. S. 327.)

Man könnte die moderne Kunst gar nicht schroffer verurtheilen, als Bebel es gethan — ob mit Recht oder Unrecht, fällt hier nicht in's Gewicht. Der Parteitag der socialdemokratischen Partei zu Gotha im Jahre 1896 zeigte Bebel freilich in wesentlich anderem Lichte. Die Debatten genannten Parteitags drehten sich zum großen Theil um den Werth der modernen Kunst, insbesondere die Berechtigung der streng naturalistischen Richtung. Hier begrüßt derselbe Bebel, der in seinem Buche nicht Ausdrücke fand, um das moderne Geistesleben in Grund und Boden hinein zu verurtheilen, die moderne, naturalistische Kunst als ein aufgehendes, hoffnungerweckendes Gestirn.

Dr. F. Walter.



XLVIII.

Schule und Nervosität.

Die Schule nimmt im Leben des modernen Menschen einen großen Platz ein. Geht doch ein starker Bruchtheil des Volkes nicht bloß durch die Volksschule, sondern auch durch Mittelschulen verschiedener Art. Viele Knaben und Mädchen bringen durchschnittlich 14 Jahre ihres Lebens auf der Schulbank zu. Diese Zeit wirkt bestimmend auf die Entwickelung der jungen Generation ein in geistiger und körperlicher Hinsicht, bald fördernd, bald hemmend. Kein Wunder, daß man für die Mängel und Schäden der Zeit auch die Schule verantwortlich macht, die so großen Einfluß auf das nachwachsende Geschlecht ausübt. Im Besonderen sind es drei Vorwürfe, die man zumeist gegen die Schule erhebt. Die Schule — lautet ein erster Vorwurf — mache die Jugend nicht lernfreudig und strebsam, sondern entlasse ihre Zöglinge lernmüde. Durch das Uebermaß von Schulstunden, durch das Vielerlei von Fächern, durch das Streben nach möglichster Vollständigkeit werde der jugendliche Geist erdrückt und statt Lust und Freude an geistiger Arbeit zu wecken, erzeuge die Schule Ueberdruß am Lernen. Die Schüler verlassen die Mittelschulen meist, um den derben Ausdruck eines Schulmannes zu gebrauchen, wie abgetriebene Gäule. Die Wirkung dieses Schulbetriebes zeige sich in der fast allgemein gewordenen Uebung bei Universitätsstudenten, ein paar Semester völlig zu verbummeln, zeige sich in der Vernachlässigung der allgemeinen wissenschaftlichen Fächer. Wer offene Augen und nicht die officielle Aufgabe hat, das herrschende Schulsystem zu vertheidigen, kann diesem Vorwurfe die Berechtigung nicht absprechen. Die



modernen Mittelschulen leiden an einem Zuviel von Stunden und Fächern.

Ein zweiter Vorwurf gegen unsere Mittelschulen geht dahin, daß sie zwar vielerlei Kenntnisse vermitteln, es aber an der Charakterbildung ihrer Zöglinge ganz erheblich fehlen lassen. Und in der That, sieht man, wie so viele junge Leute aus unseren Mittelschulen schmählicher Unmäßigkeit im Trinken huldigen, wie so viele Universitätsstudenten Unzuchtsakte als die ersten Akte akademischer Freiheit betrachten, dann möchte man doch fragen: Ja, was leistet denn die Mittelschule, wenn sie ihren Zöglingen nicht soviel Selbstbeherrschung beibringt, daß sie Unmäßigkeit und Unzucht meiden wie eine Pest? Da steht ein einfacher Arbeiter, der mäßig und rein lebt, sittlich höher als so viele akademische Bürger mit ihren mannigfachen Kenntnissen, ihren Räuschen und ihren Unsittlichkeiten.

Zu diesen wohl berechtigten Vorwürfen gesellt sich ein dritter, heute besonders häufig gehörter. Die Schule bleibe nicht bloß intellektuell und ethisch hinter ihrer Aufgabe zurück, sie schädige die Jugend auch körperlich. Daher die Zunahme der Kurzsichtigkeit, daher der große Procentsatz Militärdienstuntauglicher unter den Studirenden. Auch die Krankheit der Zeit, die Nervosität, komme zum nicht geringen Theile auf Rechnung unserer Schulen. Diesen Vorwurf erhebt kein Geringerer, als der bekannte Wiener Psychiater Krafft-Ebing in der auch sonst recht lesenswerthen Schrift: „Ueber gesunde und kranke Nerven.“ [1]) Seine Bemerkungen verdienen die Beachtung weiterer Kreise. Wir stellen die wichtigsten Urtheile dieses nüchternen Beobachters zusammen und zwar seine Bemerkungen bezüglich Ueberbürdung zunächst von Knaben und dann von Mädchen.

1. Ueberbürdung der Knaben.

Krafft-Ebing behauptet mit größter Entschiedenheit, daß an unseren Mittelschulen Ueberbürdung bestehe, und daß die moderne Mittelschule Geist und Körper schädige. Hören wir ihn selbst: „Besonders schädlich wirkt geistige Ueber-

1) 4. Auflage, Tübingen 1898. VIII u. 176 SS.



anstrengung, wenn sie von dem noch in der Entwicklung befindlichen Gehirn geleistet werden muß. Diese Schädlichkeit weist die moderne Schulbildung auf, insoferne sie das jugendliche Gehirn zu früh und zu intensiv in Anspruch nimmt. Unsere Jugend ist überbürdet mit Lehrstoff nach vielfach (S. 60) recht unzweckmäßigem Lehrplan. — Man erstrebt ein extensives Wissen auf Kosten des intensiven, auf Kosten des Schlafs, der körperlichen Gesundheit, auf Kosten der Herzens- und Charakterbildung. Von allen Seiten, von Privaten, von ärztlichen und humanitären Vereinen ertönt die Klage über geistige Ueberbürdung der Schüler, besonders in den Mittelschulen, und selbst einsichtsvolle Schulmänner gestehen bereitwillig zu, daß jene einer gründlichen Reform bedürfen, da sie thatsächlich körperlich und geistig die Schüler schädigen. — Unter den unzähligen Aussprüchen von Autoritäten auf dem Gebiete des Schulwesens und der Gesundheitspflege möge es genügen, die Worte anzuführen, welche Professor Roßbach in Würzburg in einem seiner Werke dem Unterrichtswesen der höheren Schule widmet: „Unsere Gymnasien überlasten die Augen außerordentlich und vernachlässigen gänzlich die Pflege des Körpers. Statt von den Alten, in deren Geist sie einzuführen sie vorgeben, das System der harmonischen Durchbildung von Geist und Körper auf unsere Zeit zu übertragen, sind sie die einseitigsten grammatikalisch-philologischen Dressuranstalten. Ueber der Grammatik wird der Geist der Alten, über dem zu vielen Sitzen der Körper der Jungen ganz vergessen und vernachlässigt. Unsere Knaben, mit ihren von kräftigen Voreltern vererbten Trieben nach kräftiger Bethätigung (S. 61), werden in übelriechende staubige Schulzimmer zusammengepfercht. Die sogenannte Freiheit wird ihnen durch Hausaufgaben verkümmert. Den langen Winter hindurch sitzen sie, so lange es hell ist, in der Schule, und in der Dunkelheit ist das Spazierengehen strengstens untersagt. Wenn sie nach der Schule rennen und kämpfen und so wenigstens auf dem kurzen Heimweg einigermaßen den Gesetzen der Natur unbewußt nachzukommen suchen, so sperrt man sie dafür ein. Ein Turnunterricht soll diesem aberwitzigen System das Gleichgewicht halten. Wenn



man unsere arme Jugend vergleicht mit der englischen, wie diese sich nach der geistigen Arbeit auf der grünen Wiesenfläche herumtummelt, möchte Einem das Herz brechen. — Daß eine geistige Ueberbürdung in den höheren Klassen der Gymnasien und Realschulen stattfindet, ergibt sich einfach aus der Thatsache, daß in diesen bis zu 32 Schulstunden per Woche absolvirt werden müssen und nicht genug damit, den Schülern eine häusliche Arbeit zugemuthet wird, die selbst für den Besserbegabten ein Pensum von 2—4 Stunden im Tag bedeutet. Das ist viel, viel zu viel für das Gehirn des Erwachsenen. Wie soll dabei ein noch in der Entwicklung begriffenes Organ bestehen? — Wie sieht es aber mit der geistigen und körperlichen Tüchtigkeit unserer studirenden Jugend aus? Geistig frischer, für die Hochschule vorgebildet sind unsere jungen Leute keineswegs. Die Aerzte wissen (S. 62) von der Häufigkeit der Blutarmuth und Nervenschwäche, den daraus entstehenden Schulkopfschmerzen, Gehirncongestionen, Nervenleiden, Herz- und Lungenkrankheiten, Rückgratverkrümmungen zu erzählen. Die Militärbehörden klagen über die Untauglichkeit der aus höheren Bildungsanstalten kommenden Rekruten; die Augenärzte berechnen den Procentsatz der kurzsichtigen Schüler Deutschlands mit 60—80 % und weisen nach, daß derselbe von Klasse zu Klasse steigt, von der zunehmenden Zahl der Selbstmorde unter den Schülern des Gymnasiums erfahren wir durch die Zeitungen. — Für alle diese Schäden Schule und Schulplan ausschließlich verantwortlich zu machen, scheint mir jedoch unstatthaft. — Es ist nicht zu verkennen, daß heutzutage viele geistig und körperlich ungeeignete Elemente sich zum Studium in der Mittelschule herandrängen. — Darunter leidet das Gymnasium und der Schüler, der sich ungebührlich anstrengen muß, inadäquate geistige Leistung verrichtet und damit alle Consequenzen dieser Schädlichkeit erfährt. Durch diesen massenhaften Andrang werden zudem Mißverhältnisse zwischen vorhandenen Schullokalitäten und Schülern geschaffen und wird zur Ueberbürdung die Ueberfüllung mit ihren gesundheitlichen Schädlichkeiten hinzugefügt. Man vergesse ferner nicht, daß unter unserer heutigen Schuljugend das Laster der Onanie massenhaft (S. 63) verbreitet ist, das freilich

theilweise Anregung durch das überlange Schulsitzen erfährt. — Eine nicht geringe Erfahrung an nervenkranken Schülern der Gymnasien in den letzten Jahren hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß geistige Ueberbürdung allein niemals die Ursache ihrer Krankheit war, daß vielmehr organische Belastung des Gehirns, von Kindsbeinen auf bestehende Nervenschwäche oder inferiore Begabung, oft im Zusammenhang mit Schädelabnormität, oder geheime Sünden mit im Spiele waren. Aber diese Thatsachen individueller Erfahrung können die allgemeine Ueberzeugung, daß die moderne Mittelschule Geist und Körper schädigt, nicht entkräften. — Was dem Gymnasium heutzutage vorgeworfen werden muß, ist, daß es zu große und zu frühe Anforderungen an die Schüler stellt, daß die Zahl der Schulstunden in hygienischer Hinsicht zu groß ist, und daß den Schülern durch Hausaufgaben und Nachprüfungen Erholungs- und Ferienzeit vielfach verkümmert wird. — Ueberdies ist der Lehrplan ein fehlerhafter, insofern das Gymnasium in seiner heutigen Einrichtung viel mehr eine Vorschule für künftige Philologen als eine allgemeine Bildungsstätte des menschlichen Geistes darstellt (S. 65). Zu allem Unglück lebt in vielen Philologen ein Geist des Formalismus, der für das Wichtigste das Wort der Sprache, etymologische und allerlei philologische Spitzfindigkeiten hält, dafür aber ihren Geist und den des Dichters oder Schriftstellers gründlich vernachlässigt. Ob bei dieser Art Schule zu halten Geist und Gemüth herangebildet und wahre klassische Bildung geschaffen wird, mag dahingestellt bleiben. — An dieser Ueberfüllung mit Lehrstoff krankt aber nicht bloß das Gymnasium, sondern auch die Realschule, die neben dem Studium moderner Sprachen realistische Studien cultivirt und dabei nach dem Zeugniß von Autoritäten in ihren Anforderungen vielfach über die Ziele des praktischen Lebens hinausgeht. — Auch der Volksschule wurde schon 1861 vom gothaischen Oberschulrath Dr. Möbius eine Ueberbürdung mit Lernstoff vorgeworfen, deren Folgen nach meiner Erfahrung jedoch nicht sowohl an den Schülern, wohl aber an den mit häuslicher Correktur der Schulaufgaben überbürdeten Lehrern nachweisbar sind. Wenigstens habe ich in den letzten



Jahren eine größere Anzahl solcher kennen gelernt, die infolge beruflicher Anstrengung an schweren Nervenkrankheiten litten."

Die Folgen dieser Erziehungsweise für Gesundheit und Charakter schildert Krafft-Ebing mit düsteren Farben, und man kann ihm leider keinen ernsten Widerspruch entgegensetzen. „Unsere moderne Erziehung, schreibt der berühmte Psychiater, hat einseitig die Verstandesbildung im Auge, auf Kosten der Gesundheit und der Entwickelung des Körpers, zugleich mit Hintansetzung der Gemüths- und Charakterbildung. Darum trifft man leider heutzutage so viel Menschen voll Egoismus und Materialismus, Charakterschwäche bis zur Charakterlosigkeit. Beim Manne der modernen Gesellschaft schwindet immer mehr der Sinn für das Ideale, Erhabene in Kunst und Wissenschaft. Die wenigsten Menschen haben heutzutage mehr Sinn und Zeit für die klassischen Dichter der Nation. Die Theater, welche derlei Geist und Herz veredelnde Stücke aufführen, sind vereinzelt. Die Stätte der Musen ist ein Vergnügungsort, in welchem die Operette und Posse ihre Triumphe feiern, das zweideutige französische Conversations- und Sensationsstück gedeihen (35). Man will sich im Theater amüsiren, die Sinne kitzeln lassen, sich aufregen, nicht aber bilden, veredlen, erbauen. An dieser mangelnden Weckung des ethischen und ästhetischen Sinnes trägt die moderne Schule mit die Schuld, indem sie vor lauter Grammatik den Geist der Klassiker vernachlässigt und durch ihre trockene, fachmännisch-philologische Behandlungsweise des Stoffes dem Schüler gründlich das Studium jener verleidet. Bei dieser Lehrmethode, die bloß Verstand und Gedächtniß anstrengt und das Gemüth leer ausgehen läßt, begreift sich die Unlust am Lernen und das Bestreben, nach glücklicher Ueberwindung des Gymnasiums, alles Gelernte so rasch als möglich zu vergessen. Früher war dies anders. Unsere Vorfahren lasen noch im Mannesalter ihren Horaz, Homer und Virgil — die heutige Generation beeilt sich, sobald als möglich sich dieser Plagegeister des Gymnasiums zu entledigen und hat so wenig gelernt, daß sie nach wenig Jahren zu ihrer Lektüre auch gar nicht mehr fähig wäre. Kaum ist das Gymnasium überwunden, so geht es an das Studium eines Brotfaches. Dasselbe wird



so rasch als möglich absolvirt und der Lebensberuf dann meist ohne Genuß, oft mit Unlust betrieben. In den Freistunden fehlt dem heutigen Berufsmenschen aller ideale Schwung, der Sinn, höhere, edlere Freuden des Lebens zu genießen. Dieser unerschöpflichen Quelle von wahrem Lebensgenuß begibt sich der moderne Berufsmensch und Streber. Nach abgewickeltem Tagespensum geht er dem blöden Sinnesgenuß nach. Der Bureaumensch begibt sich in den Klub oder in's Wirthshaus zum Bier und Tarok, ohne sich um das Wohl der Familie und um Fragen des allgemeinen Wohles zu kümmern . . . . Die mangelnde Charakter- und Gemüthsbildung heutzutage bringt es mit sich, daß in den gebildeten Klassen speciell der Beamtenstand vielfach ein trostloses Philisterium repräsentirt, das sich nur für Brotfach und Kneipe interessirt. Der Idealismus weicht heutzutage (S. 37) immer mehr dem Materialismus. Aus ihm, da er keine Befriedigung gewähren kann, entspringt der Pessimismus, von dem ganze Schichten der Bevölkerung angekränkelt sind und der in der Entnervung des Körpers, in den Unlustgefühlen, die Debauchen und siecher Körper bedingen, eine wichtige Stütze findet."

Wie gesagt, es sind unerfreuliche Bilder, die Krafft-Ebing hier entwirft, aber sie sind nach dem Leben gezeichnet. Und wenn auch die geschilderten Schattenseiten nicht ausschließlich der Schule in's Schuldbuch zu schreiben sind, einen großen Theil der Schuld hat die Schule in ihrer heutigen Gestalt an den gerügten Uebelständen ohne Zweifel. Das gilt auch von der Erziehung der Mädchen.

2. Ueberbürdung der Mädchen.

Sehr ernste Worte, die alle Eltern, vorzugsweise alle Lehrer an Töchterschulen und Lehrerinenseminarien, besonders aber alle Unterrichtsverwaltungen beherzigen sollten, widmet Krafft-Ebing den Fehlern, die der Erziehung und dem Schulunterrichte der Mädchen anhaften. „Einer ganz besonderen Würdigung, schreibt er, bedürfen die Fehler, welche in der modernen Erziehung des Weibes begangen werden, von dessen körperlichem und moralischem Gedeihen ja in erster Linie das Wohl der Familie und damit das der Gesellschaft



abhängt. Der Beruf des Weibes ist die Ehe und in dieser ist sie berufen, als Mutter, als Hausfrau, als Gefährtin des Mannes und als Erzieherin ihrer Kinder ihre Stelle auszufüllen. — Diesen Berufsverpflichtungen trägt die moderne Erziehung des Mädchens keineswegs volle Rechnung. Sie schädigt die künftige Leistung als Mutter, indem sie durch zu vieles Stubensitzen und Lernenlassen den Leib verkümmern läßt, die Entwicklungsperiode treibhausartig verfrüht und über dem Drang, den Geist zu entwickeln, nicht einmal den Körper in seiner wichtigsten Entwicklungsphase schont. Damit wird der heutzutage überaus häufigen Bleichsucht, der Eingangspforte (S. 44) so vieler Uebel, wie z. B. der Lungen- und Nervenleiden, Vorschub geleistet. Der ethische und häusliche Werth des Weibes als künftiger Hausfrau und Gefährtin des Mannes auf seinem oft aufreibenden, mühseligen Lebensweg, leidet unter einer Erziehung, die nur bestrebt ist, das Mädchen heutzutage soviel als möglich durch äußeren und inneren Aufputz zu einer begehrenswerthen Partie für den Mann zu machen und so des Mädchens Zukunft — Frau zu werden — thunlichst zu sichern. Diese Erziehungsweise vernachlässigt die Gemüths- und Herzensbildung, den Sinn für Häuslichkeit, für Einfachheit, Genügsamkeit, für Hohes und Edles. Sie dient nur dem hohlen Scheine, legt Werth auf encyclopädisches Wissen und auf Fähigkeiten, die die junge Dame in der Gesellschaft beliebt machen, mit Verkümmernlassen der echt weiblichen Tugenden. Der Lehrplan der höheren Mädchenschulen, zu denen die Mädchen oft aus niederen Ständen sich hindrängen, gleichwie die Knaben aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten zu den Gymnasien, ist ein verfehlter, vielfach geschraubter".

So führen Erziehung und Schule mit ihren verfehlten Tendenzen zu einer geistigen Ueberanstrengung der Mädchen und somit zu Nervenkrankheiten. Noch mehr sind eine Quelle von Nervenkrankheiten für die Mädchen die durch Noth der Zeit gebotenen Versuche, das Erwerbsgebiet der Frau zu erweitern. So sehr diese Bestrebungen der Frau berechtigt sind, so ist doch diese Seite der Frauenfrage mit aller Vorsicht in Angriff zu nehmen. Krafft-Ebing hebt die schweren körperlichen Schäden, welche diese Bestrebungen der Frau im



Gefolge haben, nachdrücklich hervor. Er spricht von Frauen, welche in der Erlernung einer Kunst oder Wissenschaft, überhaupt einer Berufsthätigkeit eine ehrenvolle Existenz erstreben, vermöge welcher sie mit dem Mann im öffentlichen Leben in Concurrenz treten, und schreibt dann: „In dieser Frauenemancipation im edleren Sinne des Wortes, die nur zu sehr ihre Berechtigung im modernen Culturleben hat, liegt aber eine nicht zu unterschätzende Quelle für das Entstehen von Nervosität. Mag auch das Weib virtuell befähigt sein, auf vielen Arbeitsgebieten mit dem Manne in Concurrenz zu treten, so war doch seine Bestimmung bisher durch Jahrtausende eine ganz andere. Die zur Vertretung eines sonst dem Mann allein zukommenden wissenschaftlichen oder artistischen Berufs nöthige actuelle (S. 58) Leistungsfähigkeit des Gehirns kann vom Weib erst im Lauf von Generationen erworben werden. Nur ganz vereinzelte, ungewöhnlich stark und günstig veranlagte weibliche Individuen bestehen schon heutzutage erfolgreich die ihnen durch moderne sociale Verhältnisse aufgezwungene Concurrenz mit dem Mann auf geistigen Arbeitsgebieten. Die große Mehrheit der diesen Kampf aufnehmenden Weiber läuft Gefahr, dabei zu unterliegen. Die Zahl der Besiegten und Todten ist ganz enorm. Ueberaus häufig leiden weibliche Beamte, speciell Buchhalter, Comptoristen, Telegraphisten, Postbedienstete, an recht schweren Formen von Nervenkrankheit und Nervenschwäche. Ganz besonders gilt dies für die Candidatinen des Lehrfachs. Die Anforderungen an die moderne Lehrerin sind in unseren geschraubten Culturverhältnissen ungewöhnlich hohe. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, mitten in der körperlichen Entwicklungsperiode, müssen derartige arme Geschöpfe ihren Geist anstrengen und in unverhältnißmäßig kurzer Zeit nahezu ebensoviel Lernstoff bewältigen als ein dem Gelehrtenstand sich widmender junger Mann, der doch kaum vor dem 18. Jahre einem Berufsstudium sich zuwendet. Zu der geistigen Ueberanstrengung, die selbst nächtliches Studium verlangt, gesellen sich die schädlichen Wirkungen auf den zarten, kaum entwickelten Körper in Gestalt von Bleichsucht und Nervenschwäche. Nicht selten geschieht es, daß solche (S. 59) junge Lehrerinen sofort nach abgelegter



Befähigungsprüfung erschöpft zusammenbrechen und schweren Nervenleiden anheimfallen".

Es sind nicht gerade neue Gedanken, die Krafft-Ebing hier ausspricht. Die Thatsache und die Gefahren der geistigen Ueberbürdung unserer männlichen wie weiblichen Jugend werden seit lange von einsichtigen Eltern und Aerzten beklagt. Aber es kann nur freudig begrüßt werden, wenn ein Forscher von so hohem Range und so vielseitiger Erfahrung wie Krafft-Ebing auch seine Stimme gegen die moderne Schulwuth erhebt. Denn noch immer wird die thatsächlich vorhandene Ueberbürdung von kurzsichtigen und gewaltthätigen Schulmonarchen geleugnet, von bequem am Alten hängenden Unterrichtsverwaltungen ignorirt. Unsere Lehrer aller Gattungen haben den alten Spruch vergessen: Primum vivere, deinde philosophari. Diese Kreise huldigen, wie es scheint, dem verderblichen Wahne, als ob das Schülermaterial — ein recht bezeichnender Ausdruck! — lediglich für die Schule und ihre Beherrscher vorhanden sei. Nach der Ansicht besonnen denkender Menschen sind Schule und Lehrer jeder Art für die Schüler oder Schülerinnen da, haben Lehrer und Schulen ihre Zöglinge geistig und körperlich zu fördern, aber nicht zu schädigen. Die Schule ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Hier ist Abrüstung nöthig. Die Anforderungen haben wohl immer zugenommen, aber nicht die Kräfte. Die Anforderungen müssen wieder den Kräften angepaßt werden. Für jede Lehranstalt soll Programm werden: „Non multa, sed multum" und „Mens sana in corpore sano". Wer dazu an seinem Theile mithilft in der Presse oder im Parlamente, im Gemeinderath oder in der Schulsitzung, im obersten Schulrathe oder als Prüfungskommissär, wird seinem Volke einen großen Dienst erweisen. Inzwischen aber, bis die Unvernunft des heutigen Schuldrills allgemein erkannt ist, haben die Lehrer aller Kategorien die Aufgabe, den Widersinn und die Tyrannei des herrschenden Schulsystems durch pädagogischen Takt soweit als möglich zu mildern.

Würzburg. Dr. Stölzle.



XLIX.

Zwei Bücher von A. E. Schönbach.[1]

Wenn die Ueberschrift unseres Referates „zwei neue Bücher" hieße, so wäre es auch nicht ganz gegen den Sachverhalt, obwohl weder „Ueber Lesen und Bildung" das erste Mal im Druck erscheint, noch die „Gesammelten Aufsätze." „Ueber Lesen und Bildung" liegt sogar schon in 6. Auflage vor uns. Der Grundstock des Buches ist im Wesentlichen der alte geblieben, aber es wuchs die Schrift, entsprechend ihrer Absicht, ein Wegweiser auch durch die neueste Literatur zu sein, durch neue Zugaben und theilweise Umgestaltung im Laufe der Jahre derart an, daß aus dem ursprünglichen kleinen Bändchen ein ansehnlicher starker Band wurde. Wenn so die 6. Auflage des einen Buches in mancher Hinsicht als neue Arbeit erscheint, so gilt dies noch mehr von den „Gesammelten Auffätzen," die zwar bereits in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften standen, einem weiteren Leserkreise jedoch gar nicht oder nur schwer erreichbar waren. Für die große Lesewelt ist daher dieses reichhaltige Essaybuch neu.

Den vornehmen Beisatz „Essay" schreibt man oft mißbräuchlicher Weise über ein geistreichelndes Zeitungsgeplauder. Wer unter Essay ein Stück ernster wissenschaftlicher Arbeit in wohlgerundeter künstlerischer Darstellung versteht, wird solche leicht verdiente Selbstehrung nicht ernst nehmen. Die Form des Essays kann ja eine mannigfaltige sein: Rede, Recension, Reisebild u. s. w. Im scheinbar bequemen Gewande kann

1) Ueber Lesen und Bildung. 6. stark erweiterte Auflage. XIV und 368 SS. — Gesammelte Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. XVII und 443 SS. Graz. Leuschner & Lubensky. 1900.

sich reicher, erarbeiteter Wissensstoff bergen, in der scheinbar mühelosen Darstellung wohlerwogene künstlerische Formgebung. Die letzten Jahrzehnte brachten uns Deutschen eine stattliche Reihe von Männern, die, auf den Pfaden Montaigne's und Macaulay's wandelnd, Vortreffliches leisteten: O. Gildemeister, Hermann Grimm, Karl Hillebrand, Erich Schmidt u. s. w. Hettinger's Reisebilder gehören ebenso wie Alex. Baumgartner's literarische Aufsätze hieher in dieses Grenzgebiet von Kunst und Wissenschaft. Und ein künftiger Erforscher des deutschen Essays unserer Gegenwart wird ohne Zweifel auch Schönbach, um der zwei Bücher willen, die uns hier beschäftigen, eine ehrenvolle Stelle unter unseren Essayisten anweisen dürfen.

Beim Titel „Ueber Lesen und Bildung" muß man nicht gleich an ein steifsystematisches Buch über das angekündigte Thema denken. Die Gesichtspunkte der hochwichtigen Frage werden in drei Vorträgen formschön und geistreich und so gründlich durchgesprochen, als es eben nur unter der Hand eines Gelehrten möglich ist, der sich einen Einblick in die wichtigsten Gebiete unserer Cultur und in deren höchste Bestrebungen verschaffte und der mit hellem Blick die Probleme und Kämpfe der Gegenwart beobachtet. Es werden da im 1. Vortrage die geistigen Zustände der Gegenwart erörtert und die Mängel dessen, was man heutzutage so gewöhnlich „Bildung" heißt, freimüthig aufgezeigt. Wer selbst ein wenig an den Quellen der modernen Bildung gesessen und seine Augen aufgethan hat, wird Schönbach in allem Wesentlichen Recht geben müssen, was er über Gymnasium und Universitäten, über Reisen, Zeitungen, Theater und Kunst sagt und was allerdings nicht so ganz mit dem Wort- und Phrasenschatze harmonirt, über welchen manch' selbstgenügsamer Bildungsphilister in hoher Festredestimmung verfügt. Schönbach ist wahrlich kein finsterer Gegner modernen Fortschrittes, er anerkennt bereitwillig die Unsumme von Kenntnissen und Thatsachen, die sich allerorts zu Bergen häufen. Allein Breite und Zahl der Kenntnisse ersetzen ihm die Tiefe nicht. Einheit und Concentration des Wissens gilt mehr als zersplitterter Reichthum. Als anzustrebendes Ideal wird darum im 2. Vortrage jene Bildung hingestellt, die von allen Seiten das Beste



aufnimmt, was große Menschen gedacht und geschaffen, die alle Kräfte einer Persönlichkeit am besten und am meisten harmonisch entfaltet, jeder Individualität am engsten sich anschmiegt. (S. 47.) Es werden hernach (3. Vortrag) Mittel und Wege erwogen, wie man diesem Ziele näher kommen und die Mängel und Schäden unserer Durchschnittsbildung wenn nicht ausmerzen, so doch verringern könne. Und als wirksamstes Mittel, sich weiter zu bilden und gebildet zu bleiben, wird das planvoll und richtig geübte Lesen empfohlen. Schönbach folgt hier den Anregungen des berühmten Amerikaners Ralph Waldo Emerson, und ganz sachgemäß schließt sich daher an die drei Vorträge ein Aufsatz über diesen originellen Denker, ein Meisterstück sorgfältiger Charakteristik einer Persönlichkeit und ihrer Bestrebungen. Emerson wird gleichsam als Musterbeispiel für die in den Vorträgen entwickelten Grundsätze und ihre Ausführung aufgestellt. Am unmittelbarsten dienen noch dem Thema „Lesen und Bildung" die Bücherlisten, welche dem Buche als Anhang beigefügt sind. Schönbach stellt hier, auf seine Erfahrungen und Ueberlegungen gestützt, eine beachtenswerthe Auswahl von Büchern aus den „Klassikern der Weltliteratur" (an der Spitze steht die Bibel), aus der „modernen Erzählungsliteratur" und aus „deutscher Poesie und Prosa" zusammen. Ueber diese Bücherlisten beachte man die Worte der Vorrede: „Ich gebe die Listen nicht für mehr als sie sind: eine Summe von Rathschlägen, die sich mir bei meiner Beschäftigung mit Literatur als nützlich herausgestellt haben und eben nur den Werth besitzen, den man meinem persönlichen Urtheil beizumessen geneigt ist." Es wird, glaube ich, jeder Leser von Büchern einem Manne von so reicher literarischer Erfahrung für jeden Wink dankbar sein und anderseits entspricht es nur dem Sinne des Autors dieser Verzeichnisse, wenn der Leser, der auf ernste Selbstkultur hinarbeitet, solche Rathschläge auch persönlich und selbständig verwerthet, sich daraus entnimmt, was seiner geistigen Eigenart entspricht, und sich die Listen auch in jener Richtung ergänzt, die ihm die wichtigste erscheint, gemäß dem richtig verstandenen Worte Emerson's: „Lies nur Bücher, an denen du Gefallen findest", d. h. lies, was deiner Eigenart am förderſamsten entgegenkommt.

Als Wegweiser und Rathgeber im bunten Vielerlei der modernen Literatur dienen endlich die Aufsätze: „Die neue deutsche Dichtung", „Der Realismus", „Die jüngsten Richtungen", „Ueber Henrik Ibsen." Schönbach will mit diesen Ausführungen nicht eine Literaturgeschichte der jüngsten Vergangenheit schreiben, sondern einmal den Eindruck erwecken, daß es auch nach Goethe's Tode (1832) eine deutsche Literatur im ernsten Sinne des Wortes gebe, und außerdem soll an einer Reihe von Beispielen gezeigt werden, wie man als Kritiker an dichterische Werke und Persönlichkeiten herantreten soll. Besonderes Interesse erweckt der Aufsatz über die moderne realistische Bewegung, die seit Jahren die Gemüther der abendländischen Culturmenschen erregt, und mit Vergnügen folgt man den Gedanken über Veranlassung und Ursachen, über Wesen, Werth und Erfolg der breiten geistigen Strömung. Wie unter der älteren Dichtergeneration Gottfried Keller, so erhält unter den Realisten Sudermann eine ausführlichere Charakteristik. Gerhart Hauptmann, der aus dem krassen Naturalismus seiner Erstlingswerke zur künstlerisch bedeutungsvollen Höhe des „Fuhrmann Henschel" aufstieg, leitet zu den „jüngsten Richtungen" über. Maeterlinck und die neue Romantik der Stefan George und Hugo von Hoffmannsthal, die aus den dunstigen Niederungen des extremen Naturalismus einer höheren „geistigen Kunst" zustreben, machen den Schluß, und sie schließen auch den Ring des 19. Jahrhunderts, das mit seinem Ende verwandte Tendenzen wachruft wie an seinem Anfange. Aus dem seichten Gewässer des gemüth- und phantasiearmen Rationalismus tauchte vor hundert Jahren die Trauminsel unserer alten Romantik empor. In die statistisch-frostige Welt des Naturalismus klingen heute die weihevollen, schönheitsseligen Rhythmen des jungen Hoffmannsthal herein. Eine Analyse des dichterischen Schaffens Ibsen's, des einflußreichsten modernen Dramatikers, für dessen Kunst Schönbach besondere Hochschätzung bekundet, steht am Ende der lehrreichen Abhandlungen.

Die Aufsätze über die neuere deutsche Dichtung berühren sich hie und da mit den Gegenständen des zweiten Buches, der „Gesammelten Aufsätze." Die kleinen Umrißzeichnungen der Köpfe Fitger's und Anzengruber's z. B. erweitern sich im



zweiten Buche zu größeren Porträtstudien. Die erste Gruppe von Abhandlungen ist dem geistigen Leben Deutschlands gewidmet und behandelt Folgendes: „Schiller und die moderne Bildung", „Uhland als Dramatiker", „Rede zum Uhlandtage", „Zu Gustav Freytag's 70. Geburtstage", „Arthur Fitger", „Ludwig Steub", „Karl Müllenhoff". Also theils Persönlichkeiten, deren Bedeutung und Einfluß zur literarhistorischen Betrachtung einladen, oder unverdient vergessene und halbvergessene Männer, oder mit dem Literarhistoriker gleichstrebende Forscher. Besonders Karl Müllenhoff, dem berühmten Erforscher des deutschen Alterthums bringt Schönbach als dankbarer Schüler in der großen Rede ein schönes Gedächtnißopfer. Außer dem höchst bedeutenden Charakterbilde des Gelehrten gewinnt der Leser zugleich einen Begriff von dem, was man unter Philologie als Geisteswissenschaft versteht, und von den stolzen Aufgaben dieser Wissenschaft.

Noch aufschlußreicher werden vielen Lesern die Aufsätze und Studien sein, welche österreichisches Literaturleben im 19. Jahrhundert schildern und die meisten bedeutenden Dichter unseres Stammes dem Auge vorüberführen. Gleich die große Abhandlung über Josef Schreyvogel-West, den Verfechter des Classicismus in Wien, enthüllt ein bedeutendes und einflußreiches Schriftstellerleben, von dem die Literaturgeschichten meist wenig berichten. Grillparzer, Bauernfeld, Anastasius Grün, der Tiroler Hermann von Gilm, der Steiermärker Gottfried von Leitner und Ludwig Anzengruber, der begabteste Dramatiker Oesterreichs in neuester Zeit, werden liebevoll charakterisirt. Das Urtheil über einzelne dieser Männer, die persönlich oder dichtend in das öffentliche Leben eingriffen, schwankt natürlich noch unter „der Parteien Haß und Gunst". Schönbach versucht es hier einmal die außerliterarischen Streitpunkte möglichst beiseite zu lassen und die dichterische Bedeutung der Persönlichkeiten zu kennzeichnen. Ob es nach jeder Richtung gelang, weiß ich nicht. Wohl möglich, daß mancher Leser gegen Anast. Grün's politische Poesie sowie gegen Anzengrubers und L. Steubs polemische Art noch mehr Bedenken auf dem Herzen hat. Das Schönste und Werthvollste an der Betrachtung der österreichischen Dichtergruppe scheint mir der gelungene

Versuch, die Grundzüge des gemeinsamen deutschösterreichischen Geistes festzustellen, der uns aus den Werken dieser Poeten deutlich fühlbar und doch schwer faßbar anspricht. S. 144 f. heißt es von der Eigenart des Deutschösterreichers: „Die Grundlage ist klare Anschauung des Wirklichen — ‚offener Blick‘, wie Grillparzer sagt — Natürlichkeit, ja Naivetät. Sanguinisch ist meist das Temperament, leicht sich abspaltend entweder nach dem Uebermuthe hin oder dem Trübsinne. Augenblickliche Anspannung der Kraft gestattet oft, Großes zu leisten, aber häufig fehlt die ausdauernde Festigkeit, durch welche erst die Früchte der That sicher eingeheimst werden können. Die Denkungsweise ist beweglich, Menschen von dem steten Gleichmaße sind unter den Oesterreichern selten. Entschiedenheit im Vordringen, beharrlicher Widerstand im Unglücke wird bei uns mehr gewünscht als gefunden, gern weicht der augenblicks Besiegte zurück in zaghafte Ergebung und preist die ‚Ruhe‘, selbst wenn sie Demüthigungen kostet. Natur und Leben werden in vollen Zügen genossen, und zwar mit feiner Ausbildung aller Sinne. Für Farbe und Klang sind Aug' und Ohr stets geöffnet, eine künstlerische Auffassung ist auch dort oft vorhanden, wo die Fähigkeit und der Ernst künstlerischen Schaffens fehlen. So sind die Deutsch-Oesterreicher ein hochbegabter Stamm, mannigfach begünstigt vor anderen, aber doch wieder gar zu oft um den Erfolg verkürzt, überall, wo statt feiner Weichmüthigkeit nur Härte und Geschlossenheit des Charakters den endlichen Sieg verleihen“.

Diese eigenthümliche Mischung von Charaktereigenthümlichkeiten spiegelt sich auch in der alten und neuen Dichtung Oesterreichs ab. Diesen Gesichtspunkt nachdrücklich betont zu haben ist ein besonderes Verdienst. Jeder Verfasser eines literarischen Handbuches möge künftig dieses Kapitel österreichischen Geisteslebens sorgfältig zu Rathe ziehen. Es gibt in verbreiteten Literaturgeschichten auf diesem Felde noch manches zu ergänzen und zu verbessern.

Dichter und Dichtungen aus dem Zusammenhange ihrer Zeit und Cultur zu verstehen gilt als vornehmstes Ziel moderner Literaturforschung. Schönbach versuchte schon früher einmal, ein anschauliches Bild vom Leben und Dichten Walthers von der



Vogelweide auf dem breiten Untergrunde mittelalterlichen Lebens zu zeichnen. Von ihrem Umgrunde (Schönbachs Wort für „Milieu") heben sich auch die neuen österreichischen Dichter wirksam ab, und aus der Atmosphäre der neuen nordamerikanischen Cultur heraus läßt der Verfasser in der letzten Reihe seiner Aufsätze die Bilder Coopers, der Dramatik Longfellows, Hawthornes und einer Reihe theils noch lebender und vielgelesener Romandichter erstehen. („Der amerikanische Roman der Gegenwart"). Als Ergänzung kann man zu diesen Charakterbildern aus dem neuamerikanischen Geistesleben wiederum den Essay über Emerson aus „Ueber Lesen und Bildung" heranziehen.

Der aufmerksame Leser dieser verschiedenen Dichterstudien hat sehr bald das Gefühl, daß hier jene Anforderungen, die wir anfangs an einen guten Essayisten stellten, trefflich erfüllt sind. Eine reiche, ausgedehnte Fülle von Kenntnissen und Gedanken aus allen möglichen Gebieten nennt der Verfasser sein eigen. Die Bewegungsfreiheit im Essay gestattet deren gute Verwendung. In den knappen Einleitungen, in den kleinen Excursen, die sich leicht in den Gang der Darstellung fügen, entwickeln sich lehrreiche Perspektiven vom Einzelthema über verwandte Gebiete hin. Hier ergibt sich eine Gelegenheit, das Verhältniß des modernen Dichters zu historischen Stoffen zu erörtern, dort wird über die persönliche Freiheit im Mittelalter gehandelt; einmal kommt die Sprache auf die Beziehungen von Dichter und Publikum, ein andermal auf den Wiener Witz, ein drittes Mal auf die novellistische Technik. Parallelen und Vergleiche, die Fernes und Nahes aus verschiedenen Zeiten und Literaturen in Verbindung setzen, um eines durch das andere zu erhellen, um das Werden der Gegenwart durch Analoga ferner Zeiten zu erläutern, dann das Aufsuchen bedeutsamer Zusammenhänge historischer Processe mit dem Leben der Gegenwart („Oesterreich"): all dies verleiht den Aufsätzen einen schönen Reichthum und angenehme Mannigfaltigkeit. Aus dem zuströmenden Reichthum wird immer eine richtige Auswahl getroffen. Die Einzelbeobachtungen werden meist glücklich zum lebendigen Bilde vereinigt. Dazu gehört ein Stück künstlerischen Sinnes. Wenn die Sprache auch keinen



bunten Bilderüberschwang entfaltet, so fesselt sie doch durch Klarheit, gehaltene Kraft und Wärme. Sie weiß pathetisch und an richtiger Stelle leicht oder scharf ironisch zu sein. Hermann Grimms großblumige Rede umschmeichelt wohliger Sinn und Phantasie, seine paradoxen Kühnheiten kitzeln prickelnder den Geist, Schönbachs Darstellungsweise erweckt in ihrer gemessenen Klarheit und Umsichtigkeit um so mehr das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens dem Gesagten gegenüber.

Aus dem lebendigen Bedürfniß, den Zusammenhang mit der eigenen Zeit zu verstehen und um durch die Studien an der nahen Gegenwart den Blick für die Erforschung ferner dunkler Zeiten zu schärfen, hat sich der Verfasser der „Gesammelten Aufsätze" Jahre lang in ernster Arbeit bemüht, das Geistesleben der modernen Culturvölker aus ihren Literaturen heraus zu begreifen. So wendet er sich, obwohl zunächst Erforscher des deutschen Mittelalters, auch der neuen und neuesten deutschen Literatur zu. Dieses Interesse an Menschen und Werken wird zum Erlebniß. Denn daß jedes intensive Durcharbeiten großer Menschen und Dichtungen ein Erlebniß, vielleicht ein großes Erlebniß bedeutet, dürfte kaum jemand bezweifeln. Zum gemeinsamen Erlebniß zweier Freunde wird die Arbeit, wenn ein Forscher Männer studirt und charakterisirt, deren Geist dasselbe oder ein verwandtes Gebiet forschend durchwanderte, wie er selbst. Und wer könnte auch die Forscherthätigkeit eines Uhland, Freytag oder Müllenhoff so treffsicher zeichnen als der geistesverwandte Fach- und Strebensgenosse? Begreiflich also, wenn die Einleitung uns sagt, die Aufsätze seien „erlebt". —

Ich breche ab. Derjenige Leser, dem es Freude macht, sich von einem tüchtigen Gelehrten und Denker Beobachtungen über Dichter und Geistesströmungen des 19. Jahrhunderts sagen zu lassen, wird gerne nach Schönbach's Büchern greifen und nach sorgfältigem Durchdenken derselben mit dem geistigen Gewinne zufrieden sein.

Graz. Dr. Johann Ranftl.



L.

Zeitläufe.

China und kein Ende —

Den 12. Oktober 1900.

so kann man sagen. Der englische Premier hat selbst in seinem Wahlaufruf gesagt: „Eine Aufgabe, wie sie verwickelter schwer zu finden ist.“ Auf lange Spannung darf man gefaßt seyn, voll von unabsehbaren Abenteuern, die sich zu einem Weltereigniß mit ihren erschütternden Folgen auswachsen dürfte. Schließlich wäre ganz Asien für das alternde Europa außer Rußland nicht mehr sicher. In seinen Flottenreden hat der deutsche Kaiser allerdings in schwungvollen Worten die „Einigkeit der Culturmächte“ gefeiert, aber bedrohliche Abweichungen zeigten sich alsbald unter den sieben Mächten.

Namentlich Rußland hat von Anfang an betont, daß es sich nicht um einen Kriegszustand gegen China handle, sondern nur um die Niederwerfung der Aufrührer im „Reich der Mitte“. Von diesem Standpunkt war die Note vollkommen gerechtfertigt, die der deutsche Minister Graf Bülow Mitte September an die Mächte erließ mit der Erklärung: „Die Regierung des Kaisers erachtet als Vorbedingung für den Eintritt in den diplomatischen Verkehr mit der chinesischen Regierung die Auslieferung derjenigen Personen, die als die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht in Peking begangenen Verbrechen festgestellt werden. Die



Zahl der ausführenden verbrecherischen Werkzeuge ist zu groß, und dem civilisirten Gewissen würde eine Massen-exekution widersprechen; auch liegt es in den Verhältnissen, daß selbst die Gruppe der Leiter nicht vollständig ermittelt werden kann; die Wenigen aber unter ihnen, deren Schuld notorisch ist, sollten ausgeliefert und bestraft werden."

Nur die beiden Dreibunds-Mächte stimmten dem Vorschlage voll bei, die anderen machten Vorbehalte bezüglich der Auslieferung und Nordamerika lehnte glattweg ab. Allerdings konnte die Annahme nicht abgewiesen werden, daß die wirklichen Urheber und Förderer der aufständischen Bewegung dieselben Personen seien, welche die chinesische Regierung bilden. Und so war es wirklich. Noch am 15. September war berichtet worden, daß der Begünstiger der Boxer, der Mandschu-Prinz Tuan, zum Großsekretär des Kaisers und sein Schützling, ein Tartarengeneral, zum Generalissimus ernannt sei, als plötzlich von einem Telegramm des chinesischen Kaisers, von dem man bisher nicht recht wußte, ob er todt oder abgesetzt sei, an Kaiser Wilhelm verlautete. Dasselbe bat demüthig um Frieden und versprach zur Sühne für den ermordeten deutschen Gesandten die Veranstaltung der sogenannten „Trankopfer" auf gewissen Altären. Damit begnügte sich der deutsche Kaiser natürlich nicht: „Die Rathgeber des Thrones Ew. Majestät", lautete die Antwort vom 30. September, „die Beamten, auf deren Häuptern die Blutschuld des Verbrechens ruht, das alle christlichen Nationen mit Entsetzen erfüllt, müssen ihre Schandthat büßen, und wenn Ew. Majestät sie der verdienten Strafe zuführen, so will Ich das als Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt."

Damit wäre also auf die Auslieferung verzichtet, und der chinesischen Regierung selbst der Vollzug der Maßregeln anheimgestellt. Aber welche Regierung soll das seyn? Gibt es zwei oder die eine doppelzüngige, deren Verlogenheit allbekannt ist? Bekanntlich hat die alte Kaiserin auf ihrer



Flucht nach der Provinz Shansi den jungen Kaiser Kwangsü mitgenommen, und soll nun in Siangfu (Provinz Shensi), 900 Kilometer von Peking, ihre neue Residenz aufrichten wollen. Es käme zunächst in Frage, ob der entmündigte Kwangsü dem Wunsche des Telegramms Kaiser Wilhelm's vom 30. September nachkommen und nach der Hauptstadt Peking zurückkehren könnte und würde. Das hieße seine gegen die „Fremden" wüthende Adoptivmutter preisgeben. Schon Ende Juni d. Js. wurden in Süd-China zwei Erlasse derselben veröffentlicht, über welche aus Canton berichtet wurde:

„Hiesige chinesische Zeitungen veröffentlichen zwei Cirkular-Edikte der Kaiserin-Wittwe über die Boxer-Bewegung, den Kampf der Fremden gegen China und die Stellung der chinesischen Behörden. Die Edikte sind vor einigen Tagen bei Li-Hung-Chang eingelaufen und besagen: Eine Aussöhnung mit den Christen, gegen die sich das ganze Volk einschließlich des Militärs, der Gelehrten, des Adels und der Prinzen mit der Absicht, sie auszurotten, vereint habe, sei völlig ausgeschlossen. Die Fremden hätten den Kampf gegen China mit dem Angriffe auf die Taku-Forts eröffnet. In Folge dessen sei die Erbitterung gegen alle Fremden noch gestiegen. Eine Unterdrückung des Volkes sei gefährlich, daher erscheine eine Unterstützung der fremdenfeindlichen Bewegung bis auf Weiteres rathsam. Die bedrohten Gesandtschaften in Peking wolle die Kaiserin schützen. Ob die Fremden stärker sind oder China, bleibe abzuwarten; jedenfalls sollten alle Gouverneure unverzüglich Truppen zur Vertheidigung ihres Bezirkes anwerben, und gemäß den örtlichen Verhältnissen nach eigenem Ermessen handeln. Für jeden Landverlust seien sie verantwortlich".[1])

Schon damals stand die Kaiserin Tsu-Tsi als die Vertreterin des Altchinesenthums im Verdacht, als im geheimen Einverständniß mit den Boxern stehend, die nach der Beseitigung des Schattenkaisers, des reformfreundlichen

1) Aus Berlin s. Wiener „Neue freie Presse" v. 5. Juli d. Js.



Kwangsü, die chinesisch-nationalistische Bewegung entfesseln wollten. Damals war auch Prinz Tsching, der jetzt als berufener Friedensverhandler viel genannt ist, als Präsident aus dem Tschung-li-Yamen verdrängt und durch den verrufenen Rädelsführer der Boxer, Prinz Tuan, ersetzt. Das treulose und doppelzüngige Treiben in der Hofgesellschaft dauerte immer fort. So bekehrte sich auch der jetzt, auf Verlangen Li-Hung-Tschangs, vom Kaiser zum Friedensunterhändler ernannte General Yunglu von der Alten zum Jungen. Es ist aber zweifellos, daß die Kaiserin mit jenem Prinzen Tuan unter einer Decke spielte, und die Niedermetzlung der Missionäre und aller Europäer im Himmlischen Reiche, wenn auch nicht direkt anordnete, doch mündlich billigte. Ueber den Prinzen Tuan hat vor drei Monaten ein langjähriger Correspondent aus Peking berichtet:

„Prinz Tuan, der jetzt die kaiserliche Macht usurpirt zu haben scheint, ist früher wenig in die Oeffentlichkeit getreten. Er ist ein Enkel des im Jahre 1850 verstorbenen Kaisers Tao-kuang, Vetter des unglücklichen Kuanghsü und Großvater des im Januar d. Js. zum Thronerben ernannten Prinzen Puchün. Als Groß-Kammerherr war Prinz Tuan ein College des Prinzen Thing (den er vor mehreren Wochen als Präsident des Tsungli-Yamen ersetzt hat), und mit diesem häufig bei den Empfängen der fremden Gesandten durch den Kaiser Kuanghsü zugegen, denen er neben dem Thron des Monarchen stehend als stummer Zuschauer beiwohnte — eine gedrungene bäurische Gestalt mit schwärzlichem Gesicht. Sonst wußte man von ihm nur, daß er ein großer Fremdenhasser und leidenschaftlicher Opiumraucher ist, und vielleicht sind manche der von ihm veranlaßten fürchterlichen Grausamkeiten in den durch diese Leidenschaft herbeigeführten Zuständen verfügt. Er war der Hauptanstifter des Staatsstreichs von 1898, zu dem er die Kaiserin-Regentin drängte Bald nach diesem Ereignisse begann er eine als Leibgarde der Regentin bezeichnete Truppe zu formiren. Diese Truppe, aus mandschurischen und chinesischen Bannerleuten zusammengesetzt, erhielt eine Stärke von ungefähr zehn-



tausend Mann, sie wurde ohne Zuziehung von fremden Instrukteuren nach alterthümlichem System ausgebildet, und mit Spießen, Gingals und Kanonen chinesischen Modells bewaffnet. Schon im Frühjahr ging das Gerücht, daß Prinz Tuan mit der damals beginnenden Boxer-Bewegung sympathisire, doch lagen keine genügenden Beweise vor, um daraufhin gegen ihn klagbar zu werden. Tuans Hauptmitschuldiger und bereits im Jahre 1898 dessen Helfershelfer als Urheber des Staatsstreichs ist der ultrareaktionäre mandschurische Großsekretär Kang-yi. Er ist der Verfasser der zahllosen gegen jeden Reformversuch gerichteten kaiserlichen Edikte". [1])

Prinz Tuan würde wohl auf einer beabsichtigten Anklagebank mit dem genannten Hofsekretär und dem mongolischen Tartarengeneral die Hauptrolle spielen, wenn anders nicht wieder trügerisches Verstecken gewählt wird. Und die Kaiserin? „Erst die Einnahme von Tientsin durch die internationalen Truppen und die Wahrnehmung, daß der siegreiche Einzug der Europäer in Peking die Grundfesten des Reichs erschüttern könnte, hat die Kaiserin-Regentin bewogen, die Rollen zu vertauschen, alles Geschehene auf die Schultern des Prinzen Tuan allein zu schieben und sich sogar als die Beschützerin der Fremden hinzustellen. Nach dem Berichte des belgischen Viceconsuls in Tientsin wird es der Kaiserin kaum gelingen, die europäischen Regierungen von ihrer Unschuld zu überzeugen." [2]) Noch nach einem Monat darauf berichtete der amerikanische Consul in Shanghai:

„Nachgewiesenermaßen seien während der letzten Unruhen 56 Missionäre, darunter 34 englische und 22 amerikanische, ermordet worden. Es liege ferner die große Wahrscheinlichkeit vor, daß noch 37 Missionäre in Taijuenfu getödtet worden seien. Die Liste der Vermißten weise 109 Engländer und 61 Amerikaner auf. Es sei unmöglich, die Zahl der ermordeten Katholiken festzustellen; dieselbe schließe jedoch viele französische Priester und barmherzige Schwestern ein, welche theilweise in

1) Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung" v. 11. Juli d. Js.
2) Aus Brüssel s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. August d. Js.



dem Gebiet ermordet wurden, in dem die Russen kämpfen. Auch verschiedene schwedische und dänische Protestanten wurden getödtet. Das Morden und die Verfolgung dauere fort. Ueberall wurden von chinesischen Gelehrten und kleinen Beamten Denkschriften an die Kaiserin-Regentin gesendet, in welchen der Dank dafür ausgesprochen wird, daß sie das Land von den Fremden befreie. Eine Meldung aus dem Innern beweise, daß, abgesehen von dem von den fremden Truppen besetzten Gebiete, die chinesische Bevölkerung glaube, daß die Kaiserin große Siege errungen und die Ausländer aus dem Lande vertrieben habe".[1])

Was nun werden soll aus all der entsetzlichen Wirrniß? Wer weiß darauf zu antworten, wenn man nicht sagen will, Rußland werde schließlich den ganzen Vortheil davon haben. Und das ist es. Rußland sitzt jetzt sicher in der ganzen Mandschurei, der sogen. „Perle des Himmlischen Reichs" mit 16 Millionen Seelen, an Flächenraum dem ganzen Oesterreich-Ungarn gleichkommend, und geht dem Besitz der Zweiglinie von der Halbinsel Port Arthur und Talienwan bis zur großen sibirischen Hauptlinie Wladiwostok entgegen. Der erste Dank folgte bald. Die sämmtlichen sechs Mächte waren peinlich überrascht durch die Erklärung der Note vom 25. August, daß Rußland die kürzlich eingenommene Hauptstadt Peking seinerseits in angemessener Zeit räumen wolle. Darauf folgte nach vier Wochen eine Denkschrift des russischen Gesandten an die chinesische Kaiserin, in der sie aufgefordert wurde, nach Peking zurückzukehren, und ihr der Schutz Rußlands versprochen wurde.

Was hieß das Anderes, als sich lieb Kind machen wollen bei dem Lande, von dessen Gutwilligkeit man noch so Manches zu erwarten hatte? Der „russische Sonderstandpunkt", sagte die ministerielle Erklärung zur Note vom 25. August, „bestehe darin, daß Rußland schon durch seine geographische Lage als einziger unmittelbarer Nachbar des

1) Wiener „Neue freie Presse" vom 12. September d. Js.



Reichs der Mitte dringlicher als irgend ein anderer Staat die möglichst rasche Wiederkehr normaler Verhältnisse wünschen müsse." Die Erklärung betonte weiter, daß „die chinesische Regierung ihrer Truppen nicht mehr mächtig war und von der Rebellenbewegung mitgerissen wurde; daher habe auch Rußland von Anfang an das bewaffnete Eingreifen der Mächte nur als Unterdrückung der chinesischen Rebellion, nicht aber als Krieg betrachtet." Das sticht gewiß sehr ab von der Rede, die der deutsche Kaiser vierzehn Tage vorher in Bremerhafen an die absegelnden Truppen gehalten hatte. Die Rede ist mehrfach einer berechtigten amtlichen oder unberechtigten Censur unterzogen worden; aber anwesende Berichterstatter meldeten, der Kaiser habe China das „Land der Bestien" genannt, und als höchster Kriegsherr den Truppen die Weisung ertheilt:

„Kommt Ihr vor den Feind, so wird er geschlagen. Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht. Wer in Euere Hände fällt, ist in Euerer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen machten, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch Euch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese einen Deutschen auch nur scheel anzusehen wagt. Gottes Segen möge an Euere Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält".[1])

Graf Waldersee, der dem Czaren von Berlin aus zur Annahme als Generalissimus der vereinigten Truppen der Mächte in China empfohlen worden war, hatte damals noch den langen Weg zu machen, er kam zur Erstürmung von Peking viel zu spät. Aber auf der Fahrt durch die deutschen Lande war er von einem zum Himmel schreienden Triumphlärm begleitet, der als volles Kriegsgeschrei verstanden werden mußte. In diesen Regionen ist es freilich

1) Berliner „Zukunft" vom 4. August d. Js. S. 185.



inzwischen katzenjämmerlich still geworden. Aber die Erklärung zur russischen Note hätte damals schon verstanden werden können: „Wenn in der Beurtheilung der chinesischen Ereignisse eine Schwenkung eingetreten ist, so hat man sie nicht auf Seite Rußlands, sondern bei denjenigen zu suchen, die sich allmählig in die Vorstellung einlebten, daß es sich um einen Feldzug zur Niederwerfung China's handle“. Nach der Presse zu urtheilen, war die Stimmung in Rußland nie so deutschfeindlich wie zu dieser Zeit. Auch das neueste Einschwenken des Kaisers dürfte nichts mehr ändern. Kurz nach den Erklärungen vom 25. August hat das Leipziger Bismarck-Blatt geseufzt, nunmehr bleibe bloß noch England zur Verbindung übrig.

„Rußland und Amerika schicken sich an, das Conzert zu verlassen, und dem großen Freunde im Osten dürften auch die Franzosen die Heeresfolge nicht weigern. Die Contremine gegen die deutsche Politik ist von russischer Hand gegraben worden. Rußland war es, das jetzt die von Deutschland abgelehnte Vermittelung des würdigen Li-Hung-Tschang als selbstverständlich acceptirt und in diesem Vorgehen die eifrige Zustimmung der Vereinigten Staaten gesucht und gefunden hat. Rußland will sich den politischen Einfluß in China für alle Zukunft sichern, die praktischen Amerikaner rechnen auf das Aufblühen der Handelsbeziehungen, und beide hoffen, daß Deutschland für unabsehbare Zeit im Lande des Zopfes allen Haß auf sich wie durch einen Brennspiegel vereinigen werde. Zugleich legt man den beargwohnten und durch die Vorgänge bei der Abreise Waldersee's so seltsam emporgeschraubten deutschen Plänen ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg: Widerstrebt Graf Bülow, so ist er der Friedensstörer, so zeigt er eben, daß Deutschland Hintergedanken schlimmster Art verfolgt. Sollen wir den Krieg allein fortführen, gehemmt durch die Eifersucht der anderen und mit dem sicheren Gefühle, daß uns die Früchte geraubt werden? Das Blatt des Herrn Mac Kinley erklärt schon jetzt, Graf Waldersee müsse zurückgerufen werden, the Waldersee business sei lächerlich geworden“.[1])

1) Aus den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ s. „Kölnische Volkszeitung“ vom 5. September d. Js.



LI.

Ein Besuch in Oberammergau.

An einer der großen Straßen, die von München nach Innsbruck durch das bayerische Oberland führen, liegt das kleine Dorf Oberammergau. Auch dieses Jahr hat wiederum sein wahrhaft wunderbares Passionsspiel Tausende jeden Standes und aus allen Ländern in das stille Thal geführt zu einem Genuß, wie ein gleicher — ohne Uebertreibung ist es gesagt — nirgends zu finden ist. Schon das ist ein Sieg ihrer Kunst, daß diese Leute so bunt zusammengewürfelte Zuschauermassen einen ganzen Tag hindurch bei solchen Gegenständen in gespanntestem, frischem Interesse zu erhalten verstehen. Der gewöhnliche Mann in den Bergen theilt mit seinem Collegen des flachen Landes die Einfachheit und schlichte Gemüthlichkeit, zugleich aber ist ihm ein freierer, offener Sinn eigen; er ist beweglicher und intelligenter, Eigenschaften, welche, ohne die Schlichtheit seines Wesens zu ändern, ihn unter günstigen Umständen zu Leistungen befähigen, die gewöhnlich nur Menschen einer weit überlegneren Bildungsstufe möglich sind. Die große Natur, die er seine Heimat nennen kann, trägt auch ihr Theil dazu bei, die Phantasie anzuregen, und jene Charaktereigenthümlichkeiten zu entwickeln; ebenso wie es keinem Zweifel unterliegt, daß sie den Eindruck des Ernstes und der Großartigkeit des Passionsspieles selbst hebt und verstärkt. In unmittelbarster Nähe, auf der rechten Seite der Ammer, steigt die senkrechte Felswand des Kofelsteins zu imposanter Höhe über das Dorf empor; auf den Rücken weiterer Bergzüge, die den Weg nach Ettal und Partenkirchen so eng umschließen, erblickt das Auge viele weißschimmernde Schneefelder. Das ist





eine würdige Umgebung, die noch nicht von Qualmschlöten der Industrie oder ewigem Geklingel sausender Straßenbahnen entheiligt wird.

Die Dorfartillerie gibt mit drei Böllerschüssen das Zeichen zum Anfang. Der erste Vorhang der Mittelbühne geht in die Höhe, während der zweite, innere noch geschlossen bleibt. In zwei Abtheilungen kommt der Chor von rechts und links aus den Seitenarkaden, steigt feierlich die vier Stufen hinab und füllt dann langsam die Haupt- oder Vorbühne, in weitem Halbkreise sich aufstellend. Es sind zwanzig Damen und fünfzehn Herren; ihre Kleidung ist schön und entsprechend, schlichte weiße Tunica mit Gürtel zusammengehalten, darüber farbiger Mantel; auf dem Kopfe ein Diadem, unter welchem die Locken hervorquellen und über Nacken und Schultern fallen. Während der Spielzeit tragen nämlich auch die Männer langes Haar, wohl nicht aus Streben nach historischer Treue, sicher aber mit vortheilhafter ästhetischer Wirkung. Die einfache Würde und Natürlichkeit, mit der dieser Chor auftritt, ist überraschend; auch die jüngsten Mitglieder tragen vor, bewegen sich oder stehen ruhig da mit einer unschuldsvollen Unbefangenheit und Bescheidenheit, wie man es auf den landläufigen Bühnen selten zu sehen bekommt. Der ganze Ausdruck ihres Benehmens harmonirt trefflich mit ihrer Bedeutung als übernatürliche Schutzgeister des Menschen. Der poetische Werth des Chores für die Passion ist hiemit aber nicht erschöpft. Indem er nämlich die allgemeine Bedeutsamkeit ihrer einzelnen Momente in lyrischer Weise eindringlich zum Ausdruck bringt, ist er zugleich ein Ruhepunkt und eine Erweiterung des Spiels. Da er obendrein den lehrhaften Charakter nie ganz verleugnet, benimmt er den Aufführungen jeglichen Verdacht, bloß dem Amusement dienen zu wollen; er verleiht der Tragödie einen idealeren und reineren Charakter, und bringt andererseits auch größere Fülle und immer frischen Reiz in die Scenenfolge.

Nachdem der Prolog gesprochen — dessen Sprecher allein ganz in Weiß gekleidet und außerdem mit einem Stabe in der Rechten ausgerüstet ist — sind wir orientirt über Zweck und Bedeutung des Spiels; der Mensch hat gesündigt; Gott zürnt; Gott sendet den Versöhner. Darauf gibt die Schelle ein

Zeichen, und der Chor bewegt sich langsam etwas rückwärts und zur Seite, so daß die Mittelbühne eben frei wird, deren Vorhang sich theilt und das lebende Bild sichtbar werden läßt. Nachdem im Wechselgesang der Sinn desselben dem Zuschauer erklärt ist, ertönt die Glocke zum zweiten Mal, der Vorhang geht zusammen und der Chor schließt wieder das Halbrund. Jetzt bereitet der Chor in Recitativ und Gesang auf ein weiteres lebendes Bild vor, das unterdessen zurechtgestellt wird, und das in Inhalt und Bedeutung eine Art Ergänzung und Abschluß des ersten Bildes ist. So ist z. B. in der fünften Vorführung das erste lebende Bild der Mannaregen in der Wüste, das zweite die große Traube der Botschafter Josua und Kaleb. Wie sinnig beides als alttestamentliches Vorbild für die Feier des letzten Abendmahls geplant ist, für das Opfer des neuen Bundes, die Eucharistie aus Brod und Wein, liegt auf der Hand. Mit gleichem poetischem Geschick gehen in der dritten Vorführung der Abschied Tobias' von seinen Eltern und sodann die Klage der Braut um den Verlust des Bräutigams (aus dem Hohenliede, V.) der eigentlichen Handlung, Jesu Abschied von Maria und seinen Freunden in Bethanien, in stimmungsvoller Weise voraus. In dem ersten ist eine idyllisch schöne Parallele zur scenischen Handlung gegeben. In dem zweiten dagegen vertritt die Braut das auserwählte Volk, das ganze ‚Israel Dei', dem der Messias wohl als Bräutigam, aber in wirklichem Sinne als Blutbräutigam gesendet wurde. Nachdem beide Bilder dem Volke vom Chore vorgestellt worden sind, schließt er mit einem Gesang und geht feierlichen Schrittes ab. Erst jetzt folgt die eigentliche Bühnenhandlung.

Nach diesem Schema entwickelt sich mit geringen Abweichungen das ganze Spiel. Um ein allgemein giltiges Urtheil zu fällen, wäre es an sich nothwendig, mehrere Vorstellungen zu sehen, zumal wohl in der zweiten Hälfte der Spielzeit, wo einige Spieler sich eine größere Routine angeeignet haben mögen. Allein, wenn es uns auch nur vergönnt war, einer einzelnen, gegen Ende Juni, beizuwohnen, so war dieselbe im Ganzen so vorzüglich, daß sie einen klaren Ueberblick über die Gesammtleistung ermöglicht, und auch selbst einer strengeren Kritik Stand hielte.



Das Auftreten des Chores in Zusammenhang mit den lebenden Bildern ist von vortrefflicher Wirkung und zwar vom Anfange bis zum Ende des Tages. Unter den lebenden Bildern gefielen im Ganzen jene besser, die aus weniger Figuren bestanden; sie waren oft auf das glücklichste arrangirt und auf's sicherste von den Theilnehmern ausgeführt. Schön war besonders auch das Bild „Tobias' Abschied“. Während dieses noch stand, fiel eben herrliches Sonnenlicht über die Berge auf das Theater; ein Theil des Mittelraumes mit den Hauptfiguren des Bildes war mitten in diesem Lichte, während die Tiefe und die rechte Seite ganz im Dunkel blieben; auch auf der Vorbühne bot der Chor mit seinen reichen Farben in ähnlich wechselvoller Beleuchtung einen unvergeßlichen Anblick. Bei einigen Bildern wirkte jedoch eine solche Ueberfülle von Personen mit, daß selbst ein gutes Auge von der Mitte des Saales aus nur schwer eine Uebersicht gewinnen konnte; da ist von Effekt auf den Zuschauer wenig Rede, wo die leichte Verständlichkeit fehlt, und man hastig im Textbuche nach Hülfe suchen muß; und schaut man auf, dann ist das Bild verschwunden.

Unter den eigentlich dramatischen Partien brachte gleich der erste Auftritt, der Einzug Christi in Jerusalem, etwas Eigenartiges, die Behandlung der Massenscenen. Darin sind die Oberammergauer von jeher unübertrefflich. Auf der Eselin reitend erscheint Christus zum ersten Male auf der Bühne. Eine unzählige Volksmenge füllt in wenigen Augenblicken den ganzen mächtigen Raum von mehr denn vierzig Meter Breite, sowohl der Länge wie der Tiefe nach. Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen drängen sich in diesem Durcheinander, ohne daß die Einheit des ganzen Ausdruckes gestört würde. Es ist eine merkwürdige Ordnung in dieser Unordnung, bei der jeder in voller naturgemäßer Freiheit bloß nach eigenem Gutdünken zu handeln scheint, und dennoch jeglicher Schritt genau einstudirt ist, sodaß im gegebenen Augenblick die ganze Menge so leicht zerfließt, wie ein Strom, dem man plötzlich seine Ufer nähme. Eine Glanzleistung und in vielfacher Hinsicht, nach unserm Dafürhalten, der Höhepunkt des ganzen Tages war die Ecce-homo-Scene. Die Massenentwickelung zeugte hier von ganz hervorragendem Geschick, sodaß ein



Ausdruck von fast schrecklicher dramatischer Wucht erreicht war. Wie Brandung wogte und toste diese Menge auf dem Platze vor dem Richthause des Pilatus, bis sie ihr Opfer bekam. Das Spiel des Kaiphas und der übrigen Priester, die ständig durch den Volkshaufen einhereilten, ihn aufstachelten, anfeuerten, und doch im richtigen Momente wieder zur Stelle waren, um den schwankenden Landpfleger mit einer passenden Antwort zu bedienen, war ganz von Leidenschaft durchglüht, von jenem fast ängstlichen Hasse, welcher die Originale dieser Rollen einst beseelte, als sie vor dem Lithostroton standen. Als das Volk dann wie mit Einer Seele schrie, einmal und wiederholt, sein Blut komme über uns und unsere Kinder, kam einem die Entsetzlichkeit dieser wahrhaft tragischen Augenblicke ergreifend zum Bewußtsein, daß man sich fast glücklich schätzte, nicht aus dem Fleische dieses unglücklichen Volkes entsprungen zu sein. Das Wort: Es komme über uns und unsere Kinder, nimmt sodann der später erscheinende Chor auf, aber nicht allein, sondern im Wechselgesang mit einem unsichtbaren geheimnißvollen Chore hinter der Bühne. Man erinnert sich unwillkürlich an all das unbeschreibliche Elend, das dieses Volk späterhin in der Geschichte befiel. Diese weise Ausnützung des an sich schon gewaltigen Motivs ist von hohem dramatischen Werth; man wird genöthigt, die ganze Wirkung des Fluches durchzukosten. Dem Passionsspiel eignet ein außerordentlicher Reichthum verschiedenartigster Scenen, eine unübersehbare Fülle von Motiven und Episoden, deren Auswerthung und Bearbeitung selbst des Genius eines Shakespeare würdig wäre. Diesen Reiz zu dramatischer Ausgestaltung hat darum auch die Passion der Liturgie von jeher auf das Volk ausgeübt. Die hervorragendste Leistung ist zweifelsohne die hiesige, an deren künstlerischer Vervollkommenung im Einzelnen ja immer gearbeitet werden kann. Das Dörfchen besitzt an seinem Spiel einen wahren Schatz, eine wahre Quelle eigener moralischer und geistiger Bildung.

Dies bewährte sich auch in der Ausführung der Einzelrollen, welche von einem eindringenden Studium der Charaktere und sorgfältiger Beobachtung der Natur zeugten, auch bei solchen, die zum ersten Male eine größere Partie spielten. Dabei



scheinen die Oberammergauer das nach jeder Richtung hin anerkennenswerthe Bestreben zu haben, thunlichst viele ihrer Leute mitwirken zu lassen, so daß sowohl einerseits der nöthige Nachwuchs für die wichtigeren Figuren leichter sich bildet, wie auch der künstlerische Sinn bei allen Bewohnern gleichmäßiger geweckt und erhalten wird. Bewunderung verdiente Maria, die Mutter des Herrn. Gleich von der ersten Scene an war ihr Spiel voll Empfindung und Salbung, im edelsten Sinne des Wortes Sehr fein ist es, nebenbei bemerkt, auch getroffen, wenn in der weiteren Entwickelung des Abschieds zu Bethanien die gute Martha so redselig ist, während Magdalena nur das eine Wort spricht ‚Rabbi'; zarter wäre es übrigens gewesen, wenigstens für das moderne Gefühl, wenn Magdalena nicht den Herrn berührt hätte, sondern bloß zu seinen Füßen gesunken wäre; hierin läge größere Hochachtung und gleiche Liebe ausgedrückt, und weniger Gleichstellung ihrer eigenen Person. Groß war das Spiel Maria's in den Leidensscenen, zumal unvergleichlich, als sie ihrem kreuztragenden Sohne begegnete. Sie kommt mit Johannes und den Frauen eine Straße Jerusalems daher; sie hört das Getümmel auf der anderen Seite und sagt: „Ach, das ist mein Sohn." Johannes tröstet, es wäre nur ein Verbrecher, und ahnt nicht, wie dies vermeintliche Trostwort ein Dolchstich für das Mutterherz war, dessen Ahnung nur zu richtig blieb. Hier ist ihre Aktion unbeschreiblich rührend; viele Worte hat sie nicht zu machen, aber obgleich die Darstellerin erst neunzehn Jahre zählt, zeigte sie sich in Stimme, Miene und jeder Bewegung von der Bitterkeit und dem Schmerze ergriffen, wie sie die Mutterseele der reinsten Jungfrau durchzittert haben müssen.

Die Veronikascene, welche mit der ebengenannten verknüpft war, erreichte nicht die gleiche Wärme der Empfindung. Diese so liebenswürdig schöne Episode ging fast unbeachtet vorüber; es müßte der muthige Antheil, den diese Frauen an dem Leiden Christi nahmen, mehr hervorgehoben werden, besser zu Ehren kommen. Wir würden auch dem Chor zu noch größerem Danke verpflichtet gewesen sein, wenn er den an diesen Stellen enthaltenen Gedanken wirksamern Ausdruck verliehen hätte, wie er etwa in den Strophen liegt „O Haupt

voll Blut und Wunden", oder nach der Oelbergscene in dem Lied „In jenen äußersten Stunden" mit dem Refrain „Ach und wer weiß, ob auch du jemals nur denkest an mich". Es genügt nicht, in einem solchen Drama die Affekte anzudeuten, sie müssen auch ausgesprochen werden. Wie packend war nicht im ersten Theil die Arie der klagenden Braut! Wir vermißten ein Gegenstück hierzu im zweiten Theile. Eine solche Einlage ließe sich sehr gut bewerkstelligen, ohne andere Partien, z. B. die ausgedehnten aber sonst sehr lobenswerthen Synhedrium=scenen, übermäßig abkürzen zu müssen, oder ohne daß gewisse Gemüther besorgt zu sein brauchten, daß das Spiel dadurch zu einer liturgischen Kirchenfeier ausarten würde.

Eine genial gespielte Rolle war die des unglücklichen Judas. Bei dem Festmahle des Lazarus zeigte sich sofort das fein überlegte Spiel dieses Mannes. Jede Bewegung war aus dem scharf aufgefaßten Charakter des Iskariots heraus entsprungen; und die allmählige Entwickelung desselben aus einem zweifelhaften Apostelthum zum goldgierigen Verrath und endgültiger Verzweiflung war außerordentlich psychologisch durchgeführt. Auch die etwas heiser klingende Stimme, das krause Haar, das im Winde über seine Stirne wehte, die magere Gestalt, das lebhafte unruhige Temperament paßte vortrefflich zu der Rolle, an der alles Natur schien, ohne jegliche Karikatur. Eine allerdings nebensächliche, aber doch mit gutem Takte eingefügte Figur ist die des alten gutherzigen Simon von Bethanien.

Eine schwierige und überaus verwickelte Rolle ist die der Person Christi. Der Text hält sich in sehr geschickter Weise enge an die Worte des Evangeliums. Wer vermöchte die ruhige Wucht seines Auftretens wiederzugeben, vor der die ergrimmtesten Feinde zurückstürzen, das größte Selbstbewußtsein ohne Stolz, die zärtlichste Liebe ohne Sentimentalität, Kraft und Hoheit im Leiden ohne Trotz, größte Trauer und tiefste Empfindung von Schmerz ohne die Herrschaft über diese oder sich selbst je ganz aufzugeben. Selten wird die Rolle heftig oder pathetisch, umso reicher und abwechslungsvoller ist in ihr aber das Ethos vertreten. Zu einer Scene tiefster Rührung gestaltete sich das Gebet auf dem Oelberg. In



dieser Einsamkeit und Verlassenheit machte das Spiel Christi auf uns und sichtlich auf alle Anwesenden einen ergreifenden Eindruck; wie kaum sonst an einer Stelle. Es ist in dieser Episode nicht allein der Kampf der menschlichen Natur Christi gegen das Leiden sondern der menschlichen Natur überhaupt ausgedrückt; ein tief poetischer, allgemein menschlicher Gehalt liegt hier und an sonst so vielen Stellen der Passion wie in gar keinem andern Menschengeschicke verborgen. Diesen Eindruck der Erhabenheit störte aber der am Ende des dritten und letzten Gebetsganges Christi erscheinende Engel nicht unerheblich. Die Schrift sagt „er stärkte ihn". Die Erscheinung des Engels war wohl lieblich und voll Mitleid, aber diese dünne kraftlose Mädchenstimme war gänzlich dazu ungeeignet Trägerin des vom himmlischen Vater kommenden Trostes zu sein, für eine Seele, die bis auf den Tod betrübt war. — In der großen Scene vor Pilatus liegen die Schwierigkeiten der Rolle wiederum nach einer andern Richtung hin. Zunächst verhält sie sich dort mehr passiv, während die gegnerische Partei die leidenschaftlichste Thätigkeit entfaltet und die Theilnehmer in glänzendster Weise ihre schauspielerischen Kräfte einsetzen. Große Würde und Ruhe des Auftretens allein geben hier nicht den Ausschlag; um ein volles Gegengewicht zu bilden bedarf es mehr als eines Contrastes. Es sind alle Zuschauer von der Unschuld Christi überzeugt; auch dies reicht noch nicht hin, um sich mit ihm eins zu fühlen; er muß in weit höherm Grade die Sympathien erwerben und so ein Uebergewicht über beide, den Landpfleger und die Hohenpriester, erlangen. Die entsetzlichen Seelen- und Körperleiden, die er bereits durchgemacht hat, dürfen nicht spurlos an ihm vorübergegangen sein; es darf nicht den Anschein gewinnen, als könnte etwa durch göttlichen Schutz ihm alles nur wenig anhaben. Nicht durch blutige Flecke oder irgend welche mechanische Mittel ist das zu erreichen, sondern durch die Weichheit der Stimmung. Ein Mann wie dieser, welcher bis in die letzte Faser mit Weh getränkt ist, schreitet nicht daher mit der Rüstigkeit und Sicherheit eines Soldaten. Simon von Cyrene darf nicht auffällig schwerer am Kreuze tragen als ein Mann, der die römische Geißelstrafe zu erdulden hatte. Es muß deutlicher

zum Ausdruck gebracht werden, wie Christus gelitten hat oder gelitten haben muß. Er war allerdings der Reine und Heilige, für seine Person, aber er trug auf sich die Sünde der ganzen Welt. Deßhalb war sein Leiden zugleich ein Leiden mit außerordentlicher Demuth und Unterwerfung, seine menschliche Natur war durch dasselbe in allen seinen Theilen wie vernichtet. Wir glauben auch, daß dadurch der fromme erhebende Eindruck noch bedeutend gewonnen haben würde, der doch zum Wesen eines Passionsspiels gehört.

Allerdings hat man es leicht, Vorschriften zu machen, bedenkt man jedoch, was ein solch tagelanges Spiel, wenn es nur einigermaßen mit Feuer gegeben werden soll, für Anforderungen an die Person stellt, das dazu über vier Monate hindurch, und öfters an unmittelbar auf einander folgenden Tagen aufgeführt wurde, dann muß man staunen über die gleichmäßige Tüchtigkeit der Aktion, die sich in allen Theilen offenbarte. Das Textbuch strebt im Ausdruck ja nicht nach besonderm poetischen Schwunge, sodaß die persönliche Kunst der Darsteller, auf deren Schultern alles ruht und die auch jene einfache Prosa zu hoher dramatischer Wirkung zu bringen verstanden, um so höher zu schätzen ist. Wenn wir etwas geändert wissen möchten, so ist es im Texte selbst das ganze Arrangement der Auferstehung, worauf übrigens schon vor Jahren von anderer Seite hingewiesen worden ist. Sollte es dem feinen Sinn der Oberammergauer selber und der modernen Technik nicht gelingen, die Auferstehung auch auf der Bühne, vor den Augen der Zuschauer als einen Triumph Christi zu entwickeln? Sowohl theologisch wie formell künstlerisch ist der plötzliche Umschlag, der durch die Auferstehung herbeigeführt wird, wichtiger und bedeutsamer als etwa die Himmelfahrt. Den würdigen Schluß des ganzen herrlichen Spiels bildet ein mächtig wirkender Jubelgesang des Gesammtchors auf den Sieg des Herrn.

P. S—n.



LII.

Kirchengeschichte in Vorträgen. [1])

In seinem bedeutsamen Schreiben an die Cardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther vom 15. August 1883, betreffend die wahre Geschichtswissenschaft, sagt Papst Leo XIII., daß „diejenigen, welche die Kirche und das Papstthum zu verdächtigen und gehässig zu machen suchen, mit großem Eifer und Schlauheit die Geschichte der christlichen Zeit angreifen", und daß man heute mehr als je die Behauptung aufstellen könne, „die Kunst der Geschichtsschreibung sei eine Verschwörung gegen die Wahrheit." Mit ganz besonderer Vorliebe nehmen unsere Gegner heutigen Tages ihre Angriffswaffen aus dem Gebiete der Kirchengeschichte und suchen in Wort und Schrift ihre Irrthümer und Lügen in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Leider haben sie hier oft den besten Erfolg. Es ist daher dringend geboten, daß auf Seiten der Katholiken „die Kenntniß der wahren Geschichte unserer hl. Kirche in die breitesten Schichten der Bevölkerung getragen und die kirchenhistorischen Irrthümer der Gegenwart überall, insbesondere aber in Kirche, Schule und Vereinen widerlegt werden" (Ender S. I). Wenn wir unseren Feinden wirksam begegnen wollen, so muß „dem geschriebenen Wort das gesprochene zur Seite gehen; die Kirchengeschichte muß zum Gegenstande zusammenhängender freier Vorträge gemacht werden."

Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel hierzu bietet das Werk von Prof. Ender, „welches den in verschiedenen kirchen- und weltgeschichtlichen Werken zerstreuten Stoff in ausführlichen, leicht zu memorirenden Skizzen oder Dispositionen zu freien Vorträgen enthält." Das Buch hat nicht nur für die Historiker seinen Werth, sondern es liefert auch den Geistlichen bei der Verkündigung des göttlichen Wortes auf der Kanzel ein schätzbares, wohl geordnetes Material. Von der größten Wichtigkeit aber ist das Buch für geistliche und weltliche Redner in Ver-

1) Die Geschichte der katholischen Kirche in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen für Vereine, Schule und Kirche, zugleich ein kirchengeschichtliches Nachschlage- und Erbauungsbuch für die katholische Familie von Anton Ender, Professor in Feldkirch. Einsiedeln, Benziger. 1900. IV u. 1066 S. (18 M., geb. 20 M.)



einen und Volksversammlungen, für welche die Ausarbeitung derartiger Vorträge sonst mit einem großen Aufwand von Zeit und Mühe verbunden ist. Für Alle aber ohne Ausnahme ist das Werk wegen seines apologetischen Charakters sehr geeignet, als ein praktisches, rasch orientirendes Nachschlagebuch zu dienen, zu welchem Zwecke ein ausführliches und genaues Namen- und Sachregister angefügt ist.

Bezüglich der Form und der Eintheilung des Stoffes ist das Buch durchaus neu und originell. Mit großem Fleiß und historischem Wissen hat der Verfasser die Schwierigkeiten überwunden, welche die strenge logische Gliederung des Ganzen und der einzelnen Theile behufs Erreichung einer klaren Uebersicht nothwendig mit sich brachten. „Wenn sich dabei hie und da Wiederholungen nicht vermeiden ließen und Zusammengehöriges mitunter getrennt erscheint, so möge dieses in Rücksicht auf den Zweck des Buches erklärt und entschuldigt werden" (S. III).

In der Einleitung (S. 7—22) bespricht der Verfasser, ausgehend vom ersten Pfingstfeste, „dem Geburtstag der Kirche", die Wirksamkeit der Apostel, an der Spitze das Wirken des Apostels Petrus, „in dem sich das Schicksal der Päpste aller Zeiten spiegelt" Weiterhin wird geschildert das „Wachsthum der jungen Kirche", die Ursachen dieses riesigen Wachsthums, sowie die natürlichen Hindernisse. Sodann wird im „Ersten Zeitabschnitt" (S. 23—238) das christliche Alterthum, die Zeit bis Karl dem Großen in fünfundsiebenzig Vorträgen behandelt. Wie hier, so behandelt der Verfasser auch in den folgenden Abschnitten „gewisse kirchenhistorische Materien, die für unsere Zeit von besonderer apologetischer Bedeutung, oder schon ihrer Natur nach für das Volk von größerem Interesse sein können", besonders ausführlich. Dies ist z. B. der Fall bei der Schilderung der „Christenverfolgungen". Das Martyrerthum wurde ein Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums, aus dem Dunkel der Katakomben stieg die Kirche glänzend empor, Constantin der Große pflanzte das Kreuz auf die heidnischen Götzentempel und Julian der Abtrünnige mußte sterbend bekennen, daß der „Galiläer" gesiegt habe. — Weiterhin werden eingehend „die christologischen Kämpfe" besprochen, und der endliche Sieg der Lehre Christi über die Häresie, die Verdienste der lateinischen und griechischen Kirchenväter, die segensreichen Folgen der Concilien in diesen Jahrhunderten, die Wirksamkeit des Mönchthums im Allgemeinen und für die Christianisirung der germanischen Volksstämme im Besondern. Durch Erwerb des „Kirchenstaates" erlangte der Papst die Mittel zur freien und ungehinderten Leitung und Regierung der Kirche.



Aus dem „Zweiten Zeitabschnitt“ von Karl dem Großen bis Luther (S. 239—576) heben wir aus den 129 Vorträgen besonders hervor: die Schilderung des Islam, der Kämpfe der weltlichen Macht gegen das Papstthum besonders zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., des Avignoner Exils und seiner traurigen Folgen für die Kirche. Weiterhin handelt der Herr Verfasser über die Pflege der katholischen Wissenschaften im Mittelalter (Scholastik und Mystik), sowie über die hervorragenden Leistungen der Kirche auf profanwissenschaftlichem Gebiet. Für die idealen Bestrebungen der Kirche in jener Zeit zeugen die Geschichte der Kreuzzüge und der religiösen Orden, sowie die Schöpfungen der Baukunst, Sculptur, Malerei und Dichtkunst.

Im „Dritten Zeitabschnitt“ (S. 577—1008) wird in 169 Vorträgen die Zeit von der Reformation bis auf unsere Tage behandelt. Die kirchlichen Kämpfe gegen die Reformatoren und deren Bestrebungen in den einzelnen Ländern werden lichtvoll geschildert. Daran schließt sich die Geschichte des Concils von Trient und der kirchlichen Reformbestrebungen „in capite et membris“, der Kämpfe und Siege der Kirche gegen die Revolution, besonders in Frankreich, die Schilderung des Gewaltstreiches Napoleon's I und die Säcularisation. Großes Interesse bietet die Behandlung der Geschichte der Päpste im 19. Jahrhundert, die bezüglich der Pontificate der Päpste Pius VII., Pius IX. und Leo XIII. eine glorreiche genannt werden muß. Für die Zeit des sogenannten Culturkampfes wird besonders hervorgehoben, daß „Laientreue und Laienmuth“ sich aufs glänzendste bewährt, daß Bischöfe und Priester ein herrliches Bekenntniß von Glaubenseifer und Glaubensfestigkeit abgelegt haben.

Wir sehen hieraus, daß der an sich oft trockene geschichtliche Stoff in interessanter Weise verarbeitet und geschickt gruppirt ist. Dadurch, daß die manchmal auseinander liegenden Ereignisse pragmatisch mit einander verbunden werden, wird das Verständniß und die Uebersicht bedeutend erleichtert. Ferner wird „bei jeder passenden Gelegenheit auf das sichtbare Walten der göttlichen Vorsehung im Leben der Kirche, Völker und Fürsten hingewiesen“ (S. III).

In der That zeigt uns der ganze Gang der Kirchengeschichte mit dramatischer Deutlichkeit, daß eine höhere Hand hineingreift in das scheinbar so verworrene, planlose Spiel menschlicher Kräfte, daß eine göttliche Macht schützend und schirmend über der Kirche waltet, der alles, auch das Widerstrebendste, dienen muß zur Durchführung ihres ewigen Weltplanes. Die Kirche ist ein Amboß, der schon viele Hämmer abgenützt hat.



LIII.

Zwei Eisenbahnkriege.

Ein wichtigstes Bedürfniß ist für den Menschen die sichere Bewegungsfreiheit; daher ist im Grunde genommen seit jeher der Ursprung der meisten Kriege eine — Wegstreitigkeit. Wenn der Grund und Boden für die wandernden Nomadenstämme zu enge wird, sind sie sich gegenseitig im Wege. Und selten sagt dann ein Stammeshäuptling zum andern wie Abraham zu Loth, gehst du rechts, so geh ich links (nämlich: von der die Interessengrenze der Hirten bildenden Wasserscheide), sondern sie gerathen aneinander und die Schaf- und Rinderknechte werden Kriegsknechte. Haben sie bisher gelegentlich Wölfe und Bären erschlagen, so erschlagen sie dann berufsmäßig sich gegenseitig. Noch schneller kommen Jagdzüge mit einander in blutigen Kampf, wenn ihre Fährten sich kreuzen; bald finden diese Leute Geschmack an der Menschen- und auch Sklavenjagd. Und sie kommen um die Wege nächst den friedlichen Ansiedelungen der Ackerbauer, sich Gastfreundschaft erzwingend, dann spionirend, dann Einfälle vorbereitend, endlich erobernd. Oder sie bedrohen als Räuber, Wegelagerer, unfreiwillige Geleitsmannschaft die Verbindungsstraßen von einer Oase zur anderen, von einer Ansiedlung zur anderen, oder der Straßen die an den Hafenplätzen des Meeres, an den Furthen der Flüsse zusammentreffen. Die Kaufleute, welche ihr halbes



Leben auf diesen Straßen zubringen, denen sie unentbehrliche Mittel des Erwerbes sind, erkennen am besten deren Bedeutung und achten eifersüchtig darauf, offene Thore für sich zu haben, und Mautschranken für die Concurrenten. So gruppiren sich die wirthschaftlichen und politischen Interessen um die Straßen zu Land und zu Wasser. Die vielen Streitigkeiten, welche um das Recht auf dieselben entstehen, und von Generation zu Generation sich fortpflanzen, nähren fortwährend die Erbfeindschaft; und es entstehen die Zukunftspläne und politischen Testamente und traditionellen Bestrebungen. In ihnen ist die Kriegslust und Eroberungsgier latent. Es bedarf nur eines Ereignisses, eines Zwischenfalles, und mit einem Male werden sie acut; und es ist dann eine ganze Reihe von Fragen aufgerollt, deren Lösung nur gefunden wird an der Spitze des Schwertes.

Es ist daher gar nicht verwunderlich, daß in unserem Zeitalter die zwei größten Straßen der Welt — selbstverständlich Eisenbahnstraßen — Anlaß zu Kriegen geben: denn im Zeitalter des Dampfes können neben den Wasserwegen nur solche auch Weltstraßen sein. Die Bahn vom Cap der guten Hoffnung nach Alexandrien und die von Petersburg nach Wladiwostok sind heute solche Streitobjekte. Sie durchqueren die ältesten Continente an ihren größten Längenausdehnungen von Süd nach Nord, beziehungsweise von West nach Ost; und die Pacificbahnen Nordamerikas sind im Vergleiche zu ihnen nur Vorübungen der Eisenbahnbautechnik. Die moderne Technik weicht den Hindernissen nicht mehr aus; nein, sie sucht dieselben auf; sie baut früher drei Transversalbahnen über den breiten Continent Nordamerikas, bevor es dazu kommt, daß die schmale Landenge von Panama durchstochen wird. Letzteres Projekt bleibt ein Jahrhundert lang links liegen; und man beeilt sich nicht einmal jetzt mit demselben. So wunderbar sind die Wege — auch der Culturgeschichte!

Vielen ganz unerwartet entstand der erste der beiden



großen Eisenbahnkriege tief unten in Afrika gegenüber zwei kleinen Freistaaten, von deren Bestand der europäische Durchschnittsmensch vor zwei Jahren kaum eine Ahnung hatte. Unbegreiflich schien es, warum das mächtige England über dieses bischen Transvaal sich so sehr erhitzt. Aber abgesehen von den Gold- und Diamantenfeldern zeigt ein Blick auf die Karte, und zeigen die südafrikanischen Kriegsereignisse nachträglich, wie unvermeidlich dieser Eisenbahnkrieg war. Wäre er nicht jetzt am Anfang ausgebrochen, später hätte er noch viel heftiger und in größerem Maßstabe entbrennen müssen. Wie sehr war jetzt schon Englands Bahnverbindung nach dem Norden unterbunden durch die kühnen Reiterschaaren des kriegerischen Burenvolkes! Welche Verkehrsstörung wäre erst eingetreten, wenn die transafrikanische Verbindungsbahn bereits vollendet gewesen wäre, und dann etwa noch innerafrikanische Kriegsvölker den Buren zu Hilfe gekommen wären, um den englischen Kaufleuten den dann bereits vollendeten Schienenweg streitig zu machen? Was man auch von dem Egoismus der Phönicier der Neuzeit sagen mag, wie unbegreiflich muthwillig und ungerecht auch dem Beobachter dieser vom Zaun gebrochene Burenkrieg erscheinen mag: jetzt, wo er eine geschichtliche Thatsache geworden, sieht man es erst ein, daß er eine unvermeidliche Thatsache war. So wie Oesterreich die Predilbahn oder die Fernbahn aus strategischen Rücksichten auf Italien beziehungsweise auf Bayern nicht bauen durfte, so hätte eigentlich die Thalbahn hart an der bergigen Westgrenze der Transvaalstaaten nicht gebaut werden dürfen. Wie gefährlich das war, haben die Ereignisse bis zum Entsatz von Mafeking gezeigt. Einige Hundert Buren genügten, diese Verkehrsader von der Höhe der zu nahen Grenze aus den Engländern dauernd streitig zu machen. Zu spät haben sie es eingesehen, daß die Bahn strategisch unzweckmäßig war. Und da man sie nicht von dort wegschieben konnte, so mußte man die Grenze wegschieben, d. h. Transvaal und Oranje



von der Landkarte wegwischen; ihre Bestrebungen, selbständige Staaten zu sein, waren ein Hinderniß, ein Stein am Wege. England glaubte, um jeden Preis denselben hinwegräumen zu müssen; es war der letzte Augenblick für die praktische Anerkennung dieser zu lange versäumten verkehrspolitischen Nothwendigkeit. Auf dem weiteren Wege zum Ziele wird England ohnehin noch Abessynien finden, wo Rußland nicht umsonst seine Hand bereits in's Spiel gemischt hat. Von Aegypten südwärts, vom Vaalfluß nordwärts, vollzieht sich der Aufklärungsdienst, die politische Tracenrevision für die englische Weltbahn, welche den Suezkanal mit dem Kap der guten Hoffnung verbinden muß, damit England Herr der Meere bleibt.

Wir Bewohner Mitteleuropas müssen aufhören, England mit unserem continentalen Maßstabe zu messen; wir müssen endlich anfangen es zu verstehen, zumal wenn Deutschland eine Seemacht werden will. Man braucht die Engländer nicht zu lieben; aber sich in die blinde Wuth gegen Albion hineinzureden, die gerade in „alldeutschen" Kreisen Brauch geworden, zeigt, wie klein diese gerngroßen Leutchen eigentlich denken.

Doch bleiben wir zunächst noch in Afrika. England hat dort, an der Ostseite des schwarzen Erdtheiles, einfach die Hand gelegt auf dessen Inneres; es hat — vielleicht schon um ein halbes Jahrhundert zu spät! — gelernt, daß der Besitz der Küstenstädte nur dort genügt, wo das Hinterland im Besitze inferiorer Völkerschaften ist. Und jetzt, wo die Culturstaaten sich schon alle im Innern Afrikas zu schaffen machen, könnte England dort bald das Nachsehen haben, wenn es sich nicht beeilen würde, im Flußgebiet des Zambesi und obersten Nil sich rechtzeitig festzusetzen. Diese Bedeutung hat das englische Eisenbahnprogramm in Afrika. Es ist nicht bloß die kaufmännische Unersättlichkeit der Gold- und Diamantenkrämer das treibende Element seiner Politik



(obwohl natürlich auch diese nicht geläugnet oder beschönigt werden soll); sondern es kommt die Existenz Englands selbst in Frage, das Absatzgebiet für die Waaren des englischen Mutterlandes. Die Culturvölker Europas, Amerikas, Australiens haben sich bereits eigene Industrien geschaffen und der englischen Industrie Millionen bisher williger Käufer abwendig gemacht. England muß dafür sorgen, daß es neue willige Kundschaften im Innern Afrikas gewinnt, und in diesem Absatzgebiete eine gegen alle Wechselfälle der Politik gesicherte Straße besitzt.

* * *

Von diesem Standpunkte der leitenden Eisenbahnpolitik aus erscheint auch die chinesische Frage in einem klareren Lichte. Hier ist es Rußland, das sich einen Weltweg baut und dabei — abgesehen von dem Widerstande seitens der Asiaten — den unfreundlichen Empfang seitens der Engländer zu gewärtigen hat, welche längst früher schon auf dem ihnen besonders bequemen Seewege das gleiche Ziel, die chinesischen Küstenstädte, erreicht haben.

So klein ist die Erde geworden unter dem Zeit und Entfernung verkürzenden Einflusse der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen, daß England und Rußland am gelben Meere zusammenstoßen!

Die Rivalität dieser beiden Mächte ist auf den ersten Blick hin eigentlich kaum zu erklären. England ist ja eine Seemacht, Rußland eine Continentalmacht, jenes hat tief eingeschnittene Meeresküsten und kurze Flußläufe, dieses die größten Ströme und fast nur am baltischen Meerbusen, am schwarzen Meere und gegen den Nordpol hin, erst neuerer Zeit auch am stillen Ozean, Häfen von mehr als lokaler Bedeutung. Jenes ist dicht, dieses äußerst dünn bevölkert, jenes hat eine alles verschlingende Industrie, dieses die größten Kornkammern der alten Welt, hier das kälteste,



dort in dem größten Theile seiner überseeischen Besitzungen Tropenklima. Auch das Bildungsprocent ist ein ganz anderes, und während dort die größte politische Freiheit und religiöse Toleranz, sowie fast gar keine nationale Frage die Geister fesselt, ist in Rußland der Absolutismus, die größtmögliche nationale Unduldsamkeit und das starrste Staatskirchenthum die unabänderliche Regel. Die Sprache, das Maß und Gewicht sind grundverschieden und man sieht kaum ein, wie so diese beiden größten Staatswesen sich jemals als Concurrenten in den Weg kommen könnten, warum sie nicht beide auf dem weiten Erdenrunde Platz haben sollten?

Der Interessenzwiespalt ist gegeben durch Rußlands Bestrebungen nach dem Meere. Es suchte den Weg zur Levante; schnell war England bei der Hand und warf sich zum Protektor der Türkei und zugleich zum Befreier Griechenlands auf. Rußland suchte den Weg zum persischen Meerbusen hin; da verdoppelte England die Wacht am Himalaya. Nun hat Rußland sich den Amur gesichert und Wladiwostok zum Kriegshafen gemacht. Um dem zu begegnen, stärkte England Japan; denn dieses kleine England des Ostens schien ihm doch weniger gefährlich, als der russische Koloß. Und nun, wo Rußland daran geht, sich den längstmöglichen Weg zum Meere zu bauen, die transcaspische Eisenbahn, jetzt wird die Sache für England ernster als je.

Man kann nicht sagen, daß England in der Mandschurei gewühlt, und am Amur die Chinesen gereizt hat, den Moscowitern diesen Schienenweg noch während des Baues streitig zu machen; die Zopfträger merkten schon selbst die Gefahr, die ihrer Ruhe, ihrem Jahrtausende alten Culturstillstande und Culturfrieden drohte. China erkannte selbst das Mene Tekel Upharsin in Wladiwostok, Port Arthur und Kiautschou. Hatten ja doch eigentlich die stammverwandten



Japaner ihnen dieselbe auf den breiten Rücken gebrannt. Jetzt erwachte endlich sogar der stumpfsinnige Continental-Mongole und glaubte mit einem Hiebe seiner Tatze all' diese kleinen Fliegen erschlagen zu können, die sich bei ihm eingenistet hatten. Freilich hat der alte Drache am Peiho sich hierin sehr gewaltig getäuscht. Er hat eben so ungefähr ein Jahrtausend der Weltgeschichte verschlafen, und das bischen Drill eines Theiles seiner nicht allzu tapferen Krieger, selbst die gekauften Kanonen können die in Waffen starrenden Militärstaaten des Westens nicht mehr vertreiben. Diese sind über den Kinderschreck mit hölzernen oder ledernen Kanonen längst hinaus. Sie unterschätzen keineswegs die ungeheure natürliche Wucht des grausamen Raubthieres und auch nicht seine Hinterlist und nicht die im Kampfe um den eigenen Herd vielleicht noch erwachende Geschicklichkeit und ungeahnte Widerstandskraft; aber, daß das Unthier schließlich gefesselt daliegen wird, darüber ist kein Zweifel, mag es noch so sehr um sich schlagen und sein Schuppenpanzer noch so undurchdringlich sein. Jede Seite der Culturgeschichte zeigt, daß die Maschine stärker ist, als die stärkste Menschenkraft; der menschliche Geist zwingt auch das stärkste Thier zu Boden; kein Krieg und keine Revolution, beziehungsweise Gegenrevolution, bricht den eisernen Hebel, den die Maschine in Bewegung setzt. Das Meer selbst und die größten Gebirge, aber auch die Handarbeit und der Botengang zu Fuße, müssen ebenso unterliegen, wie die blanke Faust oder Pfeil und Bogen dem Magazingewehr oder der Kanone.

Das unabänderliche Verhängniß China's ist besiegelt schon am Anfang des Krieges, — welchen Verlauf auch immer derselbe nehmen und wie lange er auch dauern mag. Hier liegt nicht die Gefahr für Europa, wohl aber in der fast ebenso unvermeidlichen Uneinigkeit der Mächte bei Theilung der Beute.

Bleiben wir indeß bei der Vergangenheit und Gegen-



wart; denn das Vorhersagen von Einzelheiten ist mißlich und müßig.

Rußland also ist im letzten Jahrzehnte der Vollendung des größten Schienenweges der Welt ziemlich nahe gekommen. Es hatte nicht, wie England, das Verkehrsgebiet seiner Zukunftsbahn erst zu erobern. Es ist seit jeher im Besitze desselben. Und nur an einer Stelle, nahe dem Ende, geht die nächste Linie zum Meere über chinesisches Gebiet. Die früher willig für Eisenbahnzwecke gewährte Gebietsabtretung China's an Rußland reute das erstere, als nach dem japanischen Kriege alle übrigen Colonialmächte und sogar das ferne Deutschland, auf Grund des russischen Präcedenzfalles, statt des kleinen Fingers immer mehr die ganze Hand ergriffen. Man kann sich sehr lebhaft das Unbehagen vorstellen, welches die leitenden chinesischen Staatsmänner angesichts der Unersättlichkeit der fremden Eindringlinge ergreifen mußte, und ebenso ist es psychologisch vollkommen erklärlich, daß die fremdenfreundlichen Minister China's bei ihren Landsleuten immer unbeliebter, ja endlich verhaßt wurden — um so mehr, da ihre Nachgiebigkeit wohl auch kaum ganz uneigennützig war. In Wirklichkeit verkauften sie wohl Stück für Stück ihres Vaterlandes an den jeweils Meistbietenden unter den Fremden. Man versetze sich doch nur selbst in ähnliche Lagen. Wie mißliebig sind z. B. schon ausländische Concessionäre in jedem europäischem Culturstaat; wie theuer erkauften die Wiener z. B. die Unabhängigkeit von der englischen Gasgesellschaft? Oder wie boten die Vereinigten Staaten Alles auf, den Bau des Panamakanals durch europäische Unternehmer zu vereiteln? In China gab man aber ahnungslos Stück für Stück sogar der natürlichsten staatlichen Oberhoheit auf, und sah sich schließlich vor einem Zustande, der von der Annexion ganzer Länderstrecken, von einer Sequestration der eigenen Staatshoheit in nichts mehr sich unterschied. Rußland von der Landseite her, England von der Seeseite aus hatten dieß freilich längst gethan,



aber doch langsam und vorsichtig. Und es mag ganz richtig sein, daß gerade der Tropfen deutscher Gebietserwerbung in China den vollen Eimer chinesischer Unzufriedenheit zum Ueberfließen brachte.

Was wußten die Chinesen bis jetzt von der Macht Deutschlands? Ihnen mußte die Rücksicht auf dieses als überflüssig und die Ansprüche gerade dieser an Territorium und Bevölkerungszahl gegen Rußland, England und Amerika so weit zurückstehenden Macht als besonders herausfordernd erscheinen. Daher wagten sie sich wohl auch zuerst an den Vertreter Deutschlands und meinten mit dessen Preisgebung an die Boxer ein Exempel zu statuiren, welches die übrigen Gesandten schrecken sollte. Der Abschreckung der Europäer galt auch die spätere Aussprengung der Schreckensnachrichten von dem Gemetzel in Peking, und die spätere Bedrohung derselben als Geisel. In ihrer Unwissenheit über europäische Verhältnisse, in ihrer eigensinnigen Verbohrtheit einerseits und naiven Leichtgläubigkeit andererseits, glaubten sie sich durch die paar europäisch gedrillten Regimenter und Anwendung neuer Waffen bereits der Kriegführung der Fremden ebenbürtig; und weil ihre eigenen Soldaten schnell geneigt sind, der Ueberzahl zu weichen, fühlen sie sich überhaupt im Gefühle der Ueberzahl als denselben unzweifelhaft überlegen.

Es kann hier keineswegs die Aufgabe sein, die Wahrscheinlichkeiten des Kriegsverlaufes zu erörtern und etwa die künftigen Friedensbedingungen zu erwägen. Es genügt festzustellen, daß das Endergebniß sein wird und sein muß: die Wegfreiheit für den europäischen Unternehmungsgeist zu den Naturschätzen China's, also der europäischen Maschinen und Waaren zu den chinesischen Produktionsstätten und Consumenten, sowie der chinesischen Produkte zu den Märkten der Europäer, jedoch auf europäischen Fahrzeugen und Wegen zu Wasser und zu Lande. Sobald in entsprechenden



Handelsverträgen diese volkswirthschaftliche Angelegenheit erledigt ist, wird der Krieg sein Ende haben, früher nicht; der Kriegsruhm selbst, die Freiheit für die Ausbreitung des Christenthums, alle idealen Errungenschaften kommen mit jenem wirthschaftlichen Hauptzweck scheinbar nebenbei auch zur Erledigung und Geltung. Ist einmal die Bahn frei für die Waaren, so ziehen an derselben Straße die wissenschaftlichen Forscher, die Missionäre, die Arbeiterreserven, welche dann mobil werden und von der Freizügigkeit Gebrauch machen. Die nächste Zukunftsfrage für die Wissenschaft der Geschichte ist nur die, ob die europäischen Mächte sich dort über ihre Wege rechtzeitig verständigen; ob sie sich nicht gegenseitig in den Weg kommen und vor der Theilung der Beute schon über einander herfallen. Und die Aufgabe der Diplomatie, aber auch des Kriegsglückes ist es, dieser der wissenschaftlichen Voraussicht nächstliegenden Gefahr vorzubeugen.

Der Umstand, daß England durch den Krieg um die freie Bahn in Afrika in entscheidenden Augenblicken dort gleichsam festgenagelt war, daß also der nächste Rivale, Rußland, einen ernstlichen Widerstand von dieser Seite nicht zu befürchten hatte, erleichterte anfänglich die Aufgabe der Diplomaten. Sie hatten zunächst nur mit Japan und den Vereinigten Staaten, als den geographisch nächstliegenden Rivalen zu thun. Rußland hat aber dieselben nicht zu fürchten, es ist des Löwenantheils der Beute am sichersten. Deutschland drängt sich mit Feuereifer in den Vordergrund derer, welche ihre Haut zu Markte tragen; der deutsche Idealismus glänzt wieder im hellsten Lichte, und etwas Vortheil wird ja neben dem Ruhme auch zu holen sein; zunächst ist es ein Gedanke von verblüffender Einfachheit und bestechendster Hoheit, daß so wie die deutsche Einheit auf den Schlachtfeldern Frankreichs zusammengeschmiedet wurde, die Einheit Europas auf denen von China geschweißt werden soll. Gegenüber den Weltmächten England und



Nordamerika die Continentalstaaten Europas unter Deutschlands Führung — das ist eine Gruppirung, die viel für sich hat. Ein napoleonisches Frankreich würde in dieselbe freilich nicht hinein passen. Aber als Republik, und vorläufig gesättigt mit den Schätzen Hinterindiens, für die Zukunft beschäftigt mit der Civilisirung des nordwestlichen Afrika, paßt es sich ganz gut in dieselbe hinein; und so hat es den Anschein, daß wieder einmal ein Wendepunkt in der Weltgeschichte eingetreten ist, welcher für ein Jahrhundert oder einige Jahrzehnte unseres schnellebigen Zeitalters die Wege weist.

Rudolf Frhr. v. Manndorff.

(Schluß folgt.)

LIV.

Psychologische Grundfragen.

III.

Mit Freude kann man constatiren und es verdient unseren aufrichtigen Dank, daß auch hervorragende katholische Philosophen der Gegenwart sich der experimentellen Psychologie mit warmem Interesse und anerkanntem Geschick annehmen, daß sie nicht bloß genau Fühlung nehmen mit dem, was in dieser Beziehung erforscht und an's Licht gebracht wird, sondern an der Erforschung und psychologischen Interpretirung auch selbstthätigen Antheil nehmen. Mercier ist mit Eifer bemüht, das Mißtrauen, das der eine oder andere christliche Philosoph dieser experimentellen Methode gegenüber haben könnte, zu beheben. Es handelt sich nicht darum, so führt



er aus, die Gedanken zu wägen oder die Dimensionen der Seele zu messen. Vielmehr nur darum handelt es sich, einen Bewußtseinsvorgang so zu nehmen, wie er ist, nämlich in seiner materiell-immateriellen Zusammensetzung. Durch seine materielle Seite steht er in Verbindung mit der äußeren Welt, wird von ihr beeinflußt, reagirt auf sie. Diesen Thatbestand vermag schon das vulgäre Bewußtsein festzustellen. Aber dieses kann keinen Aufschluß geben über die Elemente, aus denen ein complicirter Vorgang sich zusammensetzt. Für eine solche Analyse ist die psycho-physische Wissenschaft mit ihren heutigen Mitteln besser ausgerüstet. Es ist ein ähnliches Verhältniß, wie wenn z. B. in der Astronomie Teleskope zu Hilfe genommen werden. Diese sollen die Sehkraft des Auges nicht ersetzen, sondern nur seine Sehweite verlängern. So dienen die Instrumente der psychologischen Laboratorien dazu, die Auffassungsfähigkeit zu steigern, um präcisere Urtheile zu gewinnen. Die Psychophysik ist eben so gut eine Hilfswissenschaft der eigentlichen Psychologie, wie z. B. die Physik, die Chemie, die Geologie Hilfswissenschaften der Kosmologie sind. Es kann darum die Nützlichkeit der Psychophysik nicht bloß als Wissenschaft, sondern als philosophische Hilfswissenschaft nicht bestritten werden. Man wende auch nicht ein, daß eine solche Wissenschaft nicht von großem Werth sei, daß wenig daran liege zu wissen, ob eine Farbenempfindung einfach oder zusammengesetzt sei, welches die physischen und physiologischen Bedingungen einer Vorstellung seien, nach welchen Gesetzen die Combination des gesammten Bewußtseinsinhaltes vor sich gehe. Wer kann über den Werth oder Unwerth einer Entdeckung für die Zukunft etwas voraussagen? Was der Allmächtige zu erschaffen seiner würdig gefunden hat, was er mit höchster Weisheit regiert, das zu studiren soll der menschliche Verstand seiner nicht unwürdig finden. Der Löwener Thomist würdigt so die Psychophysik in hohem Maße, ohne deßhalb die Selbstbeobachtung, auf der schließlich



doch die ganze Psychologie ruht, herabzusetzen. Denn das Experiment schärft, übt und vervollkommnet die Selbstbeobachtung. Man kann mit Wundt sogar sagen, daß es eigentlich eine richtige Selbstbeobachtung erst lehre und diese in manchen Stücken corrigire. Aber andererseits ist auch wahr, daß auch das Experiment nur auf dem Grund der Selbstbeobachtung operiren kann, daß nur durch diese die experimentellen Ergebnisse aufgefaßt werden können. Das Zeugniß des Bewußtseins wird darum immer das grundlegende Mittel der psychologischen Erforschung bleiben. Und es wäre falsch zu sagen, daß es eigentlich erst eine empirische Psychologie gebe, seitdem man psychophysische Experimente mache.

Gutberlet sagt hierüber: „Man kann gewiß sehr viele und fundamentale innere Thatsachen durch bloße Selbstbeobachtung, zumal wenn dieselbe mit gehöriger Vorsicht vorgenommen wird, constatiren; auf diese Weise hat die ältere Psychologie all' ihr Erfahrungsmaterial gewonnen und daraus wichtigere Schlüsse gezogen für den Zusammenhang, das Wesen und die letzten Ursachen der seelischen Erscheinungen, als dies die experimentelle Psychologie vermag. Es gibt und gab eine empirische Psychologie und darauf gestützt eine rationale, ohne daß experimentell beobachtet zu werden brauchte." (Kampf um die Seele S. 31.)

Daß man übrigens bei aller Werthschätzung für die Psychophysik die Bedeutung dieser Wissenschaft und ihrer Ergebnisse für die Philosophie auch nicht überschätzt, dafür sorgt schon die Uneinigkeit, die bis zur Stunde unter den Psychophysikern herrscht über die meisten Fragen, in denen man Aufschluß von ihnen haben möchte. Wie seiner Zeit der Altmeister Fechner von allen Seiten heftig angegriffen wurde, ähnlich ist es in unseren Tagen Wundt ergangen. Wie groß sind nur die Meinungsverschiedenheiten in Betreff dessen, was als die bedeutendste Errungenschaft der Psycho-



physik angesehen wird, der Bestimmung des Verhältnisses der Empfindungszuwüchse zu den Reizverstärkungen und ebenso bezüglich der Deutung der gewonnenen Ergebnisse. Die Psychophysiker vermeinten recht exakt arbeiten zu können, wenn sie sich von metaphysischen Voraussetzungen frei machten und nur die Empirie allein befragten. Aber die unnatürliche Scheu vor der soliden alten Metaphysik, die ja mit Nothwendigkeit zur Annahme einer Seelensubstanz hinführt, das Außerachtlassen fester metaphysischer Richtpunkte mußte sich schwer rächen und eine Unsicherheit und Uneinigkeit zur Folge haben, die sich eigenthümlich ausnimmt neben der oft wiederholten Behauptung, daß jetzt die „exakte", empirische Psychologie an die Stelle der überwundenen alten Seelenlehre getreten sei.

Hören wir darüber noch in einigen Sätzen das Urtheil unseres hochverdienten Philosophen Gutberlet, der die psychophysische Bewegung von Anfang an und fortgesetzt mit regem Interesse und seltenem Verständniß verfolgt und an der Lösung der interessanten Probleme thätigen Antheil genommen hat. „Die Zerfahrenheit auf Grund der Empirie und exakten Beobachtung ist größer als je, weit allgemeiner als damals, wo die Metaphysik sich um Realismus und Nominalismus stritt . . . . Jene Streitigkeiten boten kein so chaotisches Gewirre dar, wie die neuere Philosophie und gerade die empirische Psychologie. Dort waren nur zwei oder drei größere Parteien, jetzt hat man so viele verschiedene Systeme, speciell Psychologien als Philosophen." (A. a. O. S. 20 f.) „So gibt es überhaupt kein einziges Resultat der experimentellen Beobachtung, welches einmüthig von allen Richtungen auf diesem Gebiete zugegeben würde. Aber selbst unter den Vertretern derselben Schule und Richtung ist wenig Uebereinstimmung zu finden. Jede Nachprüfung eines Experimentes läßt die Ergebnisse des Vorgängers als irrig oder doch einseitig erscheinen. Der Streit dreht sich aber nicht bloß um die Ergebnisse der Experimente, sondern



auch um deren Methode .... Dann kommt die Deutung der Resultate" u. s. w. (23 f.). „Ich selbst habe die Fechner'schen ‚Elemente der Psychophysik' mit ihrer exakten mathematisch naturwissenschaftlichen Methode mit Begeisterung begrüßt, mit dem regsten Interesse studirt und ausführliche Referate darüber in einer längeren Reihe von Artikeln in ‚Natur und Offenbarung' geliefert. Auch die weitere Entwickelung der Psychophysik durch Wundt und seine Schüler habe ich mit demselben Interesse verfolgt und theils in ‚Natur und Offenbarung', theils in dem ‚Philosophischen Jahrbuch' einem weiteren Leserkreis zugänglich zu machen gesucht. Bis zur Stunde liefert das ‚Philosophische Jahrbuch' in seiner Zeitschriftenschau gerade aus den der experimentellen Psychologie gewidmeten Fachschriften die ausgedehntesten Auszüge. Unser ‚Lehrbuch der Psychologie' liefert doch den überzeugendsten Beweis, daß wir nicht mit Befangenheit der exakten Psychophysik gegenüberstehen: wo immer ein gesichertes Resultat derselben aufgefunden wurde, ist es aufgenommen; ... manche selbst noch recht hypothetische Entdeckungen sind, weil sie zur Aufhellung dunkler Punkte zu dienen scheinen, aufgenommen worden. Allerdings die Hoffnungen, welche Fechner und wir mit ihm auf das Experiment in der Psychologie gesetzt, haben sich nur sehr schwach erfüllt: es sind äußerst wenige Punkte, welche als sicheres Ergebniß hingestellt werden können, bedeutendes Licht haben sie in die Fragen des Seelenlebens nicht gebracht, in Bezug auf die meisten Probleme herrscht ärgere Unsicherheit und Meinungsverschiedenheit als ehedem." (S. 33 f.) —

Nachdem wir uns im Vorausgehenden mehr im Allgemeinen darüber orientirt haben, welche charakteristische Züge und Tendenzen der moderne Betrieb der Psychologie aufweist, können wir uns nun den uns über alles interessirenden Fragen zuwenden: Wie löst die moderne Psychologie näherhin die Probleme von der Seele und von ihrer Verbindung mit dem Leibe? Welche Ein-

wendungen werden von dieser Seite gegen die alte Seelenauffassung der christlichen Philosophie gemacht? und was ist von den modernen Lösungen zu halten?

Wir sind mit Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum genöthigt, uns etwas kurz zu fassen. Wir können daher die diesbezüglichen vorherrschenden Theorien der Gegenwart nur entweder in ihren charakteristischen Linien oder in besonders typischen Ausprägungen vorführen und müssen auf ausführliche Citate verzichten.[1])

Die christliche Philosophie betrachtet die Seele als eine geistige Substanz. Gerade die Substanzialität wird nun von der modernen Psychologie der Seele streitig gemacht. Daß die Seele eine geistige Substanz sei, das gilt bei einer erschreckend großen Anzahl von Denkern und Gelehrten unserer Tage als ein überwundener Standpunkt, als eine Anschauung, die nur auf dem Boden eines unentwickelten, in metaphysischen oder eigentlich mythologischen Bedürfnissen befangenen Denkens gedeihen konnte. Machen wir uns zuerst in Kürze klar, was die alte Philosophie unter Substanz versteht. Substanz kommt her von sub stare. Das erste Wörtchen sub deutet an, daß bei Substanz zu denken ist an das, was den Erscheinungen zu Grunde liegt, an den tiefen, innersten Grund eines Seins, einer Realität

1) Solche findet man bequem zusammengestellt in Gutberlet, „Kampf um die Seele", auch in den schätzenswerthen Artikeln von V. Grimmich über den „Seelenbegriff in der neueren Psychologie" in der Zeitschrift „Die Cultur" 1. Jahrg., 2. und 3. Heft, sowie bei O Flügel „Der substanzielle und der aktuelle Seelenbegriff ꝛc." in der „Zeitschr. für Phil. u. Pädag." 3. und 4. Jahrg. (1896 u. 1897). Zu gründlicher Belehrung ist besonders das neue Werk von Gutberlet zu empfehlen. Treffliches für die Rechtfertigung der christlichen Seelenlehre bietet auch Dr. Jos. Müller, System der Philos. (1898), obwohl den Verf. sein Standpunkt hindert, der scholastischen Auffassung die volle Würdigung angedeihen zu lassen.



Der zweite Bestandtheil stare weist darauf hin, daß unter Substanz etwas zu verstehen ist, was eine gewisse Festigkeit und Selbständigkeit besitzt (stat). Darum wurden von den Peripatetikern und Scholastikern nur diejenigen Realitäten als Substanzen bezeichnet, welche in sich selbst Bestand haben. Jene Philosophen gingen davon aus, daß alles was existirt, entweder in sich selbst existiren oder einem anderen inhäriren muß, entweder Substanz oder Accidens sein müsse. Das Insichsein, das in sich selbst Bestand haben, bildet das wesentliche Merkmal des peripatetisch-scholastischen Substanzbegriffs. Wir müssen dies hier besonders betonen, weil der Substanzbegriff in der neueren Philosophie gefälscht worden ist und weil nun gegen eine falsch gefaßte Seelensubstanz polemisirt wird. Man hat in der Neuzeit das Wesentliche der Substanz in die Beharrlichkeit, die Unveränderlichkeit gegenüber den wechselnden Erscheinungen verlegt. Es ist nun nicht in Abrede zu ziehen, daß diese Beharrlichkeit bei der Substanz auch eine Rolle spielt. Aber daß sie in der scholastischen Substanzbestimmung nicht das ausschlaggebende Moment war, sieht man schon daran, daß die Scholastiker mit Aristoteles wirkliche substanzielle Veränderungen in der Natur annahmen. Ob sie damit Recht hatten, thut hier nichts zur Sache. Es soll nur ersichtlich gemacht werden, daß die Scholastik im Begriff der Substanz immer das Moment als das wichtigste und wesentlichste angesehen hat, das es wirklich ist, nämlich das Insichsein. Substanzielles Sein besagt so viel als selbständiges Sein. Substanzen sind solche Wesen, die durch sich selbst Bestand haben und nicht einem anderen als Zuständlichkeiten inhäriren. Man könnte nun zwar sagen, die neuere Philosophie könne den Substanzbegriff fassen wie sie wolle und wie sie es für gut finde, sie brauche sich in dieser Beziehung nicht nach der Scholastik zu richten. Allein wenn man den scholastischen Seelenbegriff bekämpfen will, wird es sich doch schicken, einigermaßen auf ihn Rücksicht zu nehmen, namentlich wenn

man nachher von sich rühmen will, man habe denselben zu Tode getroffen. Im Uebrigen freilich braucht sich die neuere Philosophie nicht nach der Scholastik zu richten, aber um so unzweifelhafter nach den Gesetzen des Denkens. Die Scholastik ist aber mit ihrer Unterscheidung von Substanz und Accidens und mit ihrem Substanzbegriff einer Denknothwendigkeit gefolgt, die noch kein Argument wegzustreiten vermocht hat. Eine Denknothwendigkeit ist es, daß eine Thätigkeit auch ein Thätiges voraussetzt, und daß es im Unterschied von dem, was einem anderen als Zuständlichkeit inhärirt, auch etwas geben muß, was nicht in einem anderen, sondern in sich selbst Bestand hat. Denn alles kann nicht wieder in einem anderen subsistiren.

Freilich auch Beharrlichkeit muß der Substanz beigelegt werden. Damit vindicirt die christliche Philosophie der Substanz aber nicht starre Unveränderlichkeit, sondern sie will nur sagen, daß die Substanz der innere, tiefliegende Theil oder besser Grund von einem Wesen ist, der nicht von jeder an der Oberfläche vor sich gehenden Veränderung betroffen wird, daß die Substanz das bleibende Subjekt, der feste Träger für die verschiedenen, wechselnden Thätigkeiten und Erscheinungen ist.

Das ist, kurz angegeben, der alte Begriff von der Substanz. Da nun die Seele das Princip geistiger Thätigkeiten ist, so, schließt die Scholastik, ist sie eine geistige Substanz. Man sollte meinen, diese Schlußfolgerung müßte auch der neueren Philosophie einleuchten, da diese ja in ihren besten Vertretern vom krassen Materialismus sich abwendet und uns zugibt, daß die geistigen Thätigkeiten nicht auf chemische und physikalische Vorgänge reducirbar, daß die Gedanken keine Bewegungszustände der Materie sind. „Man sollte meinen, sagt Gutberlet, das einzige Consequente wäre, für diese aus dem körperlichen Organismus nicht ableitbaren geistigen Prozesse auch ein besonderes, vom Leib unterschiedenes geistiges Princip zu fordern. Muß ja



doch jede Wirkung ihre Ursache, müssen verschiedene, entgegengesetzte Wirkungen entgegengesetzte Ursachen haben."

Aber nein, eine geistige Substanz anzunehmen, dazu kann sich die neuere Philosophie nimmer entschließen. Eine körperliche Substanz, dagegen hat sie am Ende nicht viel aus, mindestens läßt sie sich eine solche als unentbehrlichen Hilfsbegriff gefallen. Aber daneben auch noch eine geistige Substanz, das wäre ja Dualismus, und unsere Zeit betrachtet es als ihren höchsten Ruhm, daß sie sich zum Monismus emporgearbeitet hat. Man sucht lieber die unmöglichsten, die absurdesten Ausflüchte, ehe man eine geistige Seelensubstanz zugibt. Man hat raffinirte Manöver ersonnen, um über die alte Seelenlehre hinwegzukommen, man läßt es nicht an Angriffen und Einwürfen fehlen, um sie zu diskreditiren. Wenn es bisher nicht gelungen ist, die christliche Seelenauffassung abzuthun und bei denen, die noch unbefangen prüfen, wirklich in Mißkredit zu bringen, so trägt weder Mangel an Gelehrsamkeit, Geschick und Gewandtheit, noch Mangel an gutem Willen die Schuld. Es muß wo anders fehlen. Wir dürfen sagen, wenn es der Philosophie der Neuzeit bei Aufgebot einer oft erstaunlichen geistigen Arbeit und höchsten Scharfsinns noch nicht gelungen ist, den mit allen zugänglichen Mitteln betriebenen Prozeß gegen die geistige Seelensubstanz zu gewinnen, so muß dieser Prozeß überhaupt nicht zu gewinnen sein.

Eine philosophische Richtung der Neuzeit besteht nun darin, daß man sagt: über das Wesen der Seele läßt sich wissenschaftlich absolut nichts aussagen. Das ist der Standpunkt des Positivismus oder des Agnosticismus. Die Psychologie, so hören wir von dieser Seite, hat es nur mit den empirischen psychischen Vorgängen zu thun; sie muß empirische Psychologie bleiben und behält nur so lange wissenschaftlichen Charakter, als sie dieses bleibt. Die Frage, ob hinter den empirischen psychischen Geschehnissen noch ein Seelenwesen da ist und wie dasselbe beschaffen ist, gehört

in die Metaphysik, d. h. in ein Gebiet, über welches uns schlechterdings nichts Sicheres, nichts Positives zu wissen vergönnt ist.

Wir wollen dagegen nur Folgendes bemerken. Der Mensch spürt in sich einen untilgbaren Drang nach einer über die sinnliche Erfahrungswelt hinausgehenden, tieferen Erkenntniß. Selbst Positivisten, wenn sie nicht auf ganz bornirtem Standpunkt stehen, müssen zugeben, daß der philosophische Geist die Menschen jeder Zeit dazu treiben wird, sich in metaphysische Probleme zu vertiefen. Nun, auf diesen unwiderstehlichen Wissens- und Wahrheitsdrang, auf dieses unabweisbare Fragen nach dem Grund und Wesen, nach dem Höchsten und Letzten, hat der Positivismus nur die ganz deprimirende Antwort: Ihr möget tausendmal nicht anders können, ihr möget ruhelos ringen nach Lösung metaphysischer Probleme, — diese Dinge werden euch doch ewig unlösbare Räthsel bleiben. Ihr möget das höchste Interesse haben zu wissen, was die Seele ist, oder ob ihr eine geistige, selbständige Seele habt, — ein Wissen darüber wird euch immer verschlossen bleiben. Wer einen so unendlich trostlosen Bescheid gibt, von dem sollte man doch erwarten, daß er auch gute Gründe dafür geltend zu machen hätte. Ueber alles befremdlich muß es erscheinen, wenn man etwas, was so schroff unserer Natur und ihren Bedürfnissen und Erwartungen widerspricht, ohne allen Beweis wie ein unbestrittenes und unbestreitbares Axiom hinstellt. Das thut der Positivismus. Damit verletzt er eine Grund- und Hauptregel jedes wahrhaft positiven Forschens. Denn positiv Forschen heißt doch immer nur von solchen Wahrheiten ausgehen und solche Denkprincipien in Anwendung bringen, die sicher, evident, unbestreitbar sind. Was aber der Positivismus zum Ausgangspunkt nimmt, ist nichts weniger als sicher und unbestritten. Oder soll es a priori evident sein, daß es etwas Immaterielles nicht gibt? Dafür kann kein Schatten von Beweis vorgebracht werden. Wenn es aber Immaterielles



geben kann und wenn solches sich wirklich manifestirt, soll es dann so sicher und klar sein, daß dieses Immaterielle in keiner Weise erkannt werden kann, auch von einem intelligenten, vernünftigen Wesen nicht erkannt werden kann? Sonst läßt man doch den Satz gelten, daß ein Erkennen möglich sei, wenn das erkennende Subjekt dem zu erkennenden Objekt proportionirt sei. Sollte nun, wo es sich um das Erkennen unserer eigenen Seele handelt, ein vollkommenes Mißverhältniß bestehen zwischen Subjekt und Objekt, hier, wo doch das eine mit dem anderen identisch ist? Man sollte doch denken, diese Identität würde eher eine Wahrscheinlichkeit bieten für die Zulänglichkeit unseres Geistes zu der betreffenden Erkenntniß, würde jedenfalls diese Zulänglichkeit nicht a priori ausschließen. Die Behauptung, das Wesen der Seele sei für uns absolut unerkennbar, leidet überhaupt an einem unlösbaren inneren Widerspruch. Denn wer sagen will, es sei für uns durchaus unmöglich, mit unserer Erkenntniß in das Wesen der Seele einzudringen, der muß doch schon vorher wissen, wie weit unsere Erkenntnißkraft reicht, was die Seele zu leisten vermag und was nicht. Wer aber die Seele so weit kennt, für den ist sie nicht mehr etwas in ihrer Natur Unbekanntes. Kennt man aber die Seele wirklich nicht und in keiner Weise, so vermag man auch nicht kategorisch ihre Leistungsfähigkeit zu bestimmen und abzugrenzen.

Der Positivismus vermag dem Beweise, durch welchen die christliche Philosophie die Seele nicht bloß als etwas für uns Erkennbares, sondern bestimmt als eine geistige Substanz darthut, absolut nichts Stichhaltiges entgegenzusetzen. Dieser Beweis ruht auf zwei unerschütterlichen Pfeilern, nämlich auf einer sicheren, unbestreitbaren Thatsache und einem eben so unanfechtbaren, evidenten Denkprincip. Die Thatsache ist diese: Die Seele setzt im Denken rein geistige Akte, die nichts Materielles an sich haben, ja jede materielle Qualität positiv ausschließen. Sie faßt nicht



bloß das Materielle auf immaterielle Weise auf, sondern sie bildet auch Begriffe von rein geistigen Dingen. Um nun aus dieser empirischen Thatsache auf das Wesen der Seele selbst zu schließen, bringen wir einfach das unleugbare Princip in Anwendung: Alles was geschieht, muß eine entsprechende Ursache haben. Da das intellektuelle Denken ein geistiger Vorgang ist, so muß auch die Ursache dieses Denkens, die Seele, ein immaterielles, geistiges Wesen sein. Das ist, denken wir, wahrhaft positiv gedacht und geschlossen. Will man unsere Folgerung bestreiten, so muß man entweder den Satz leugnen, daß jedes Geschehen eine entsprechende Ursache voraussetzt, oder man muß die Thatsache ableugnen, daß der Mensch außer den sinnlichen Vorstellungen auch noch geistige Ideen hat. So lange man vernünftiger Weise weder das eine noch das andere in Abrede stellen kann, ist die alte Lehre eine bestens fundirte Wahrheit und kann auch trotz allen Geredes des Positivismus eben so sicher und gewiß erkannt werden, als jene Voraussetzungen, aus denen sie nothwendig folgt, evident und unbestreitbar sind. —

Während die eben gezeichnete Theorie des Positivismus die Erkennbarkeit (und wissenschaftliche Beweisbarkeit) eines den seelischen Vorgängen zu Grunde liegenden Seelenwesens in Abrede stellt, geht eine andere Richtung — wir können sie im allgemeinen als die des Phänomenalismus bezeichnen — noch weiter. Sie sagt nicht bloß: es bleibt uns ewig verwehrt, in das Seelenwesen einen sicheren Einblick zu gewinnen; sie sagt geradezu: es ist außer den psychischen Vorgängen, Ereignissen, Erscheinungen überhaupt nichts mehr vorhanden. Schaut doch, ruft man uns zu, hinein in euer Inneres, was findet ihr da, was nehmet ihr wahr? Ihr findet Vorstellungen, Empfindungen, Gefühle, Wollungen, die aufeinander folgen, einander verdrängen und ablösen, die im beständigen Wechsel den Inhalt unseres Bewußtseins ausmachen. Außer diesen Vorstellungen (im weiteren Sinn)



ist nichts mehr vorhanden. Was wißt ihr denn noch von einer Seelensubstanz, von einem Ich außer seinen Thätigkeiten? Alle die Vorstellungen mit einander machen die Seele aus. Nimmt man die Vorstellungen alle hinweg, so bleibt lediglich nichts mehr übrig. Dann wollt ihr Scholastiker aber erst noch eine Seelensubstanz finden. Dazu habt ihr keine Berechtigung. Real sind nur die psychischen Vorgänge. Außer und hinter denselben noch eine Seelenrealität entdecken zu wollen, ist metaphysische Rückständigkeit. Die Seele ist nichts anderes als die Summe, die Gesammtheit der psychischen Phänomene. Seele ist ein bloßer Collektivterminus, eine Fiktion, eine sprachliche Abbreviatur für die Totalität der Bewußtseinserscheinungen. Freilich ist der Ausdruck Seele praktisch recht brauchbar, um die Vielheit der seelischen Geschehnisse mit einem Terminus zusammenzufassen. Aber man muß sich bewußt bleiben, daß er nur symbolischen Charakter hat, oder daß er nur logisch grammatikalische Geltung hat. Will man aus diesem logischen Subjekt ein reales Subjekt machen, eine metaphysische Substanz, eine selbständige vom Leib unterschiedene Seele, so wird man unwissenschaftlich. Will man wissenschaftlich reden, so kann man eigentlich auch nicht sagen: die Seele hat Vermögen, Zustände, setzt Thätigkeiten; vielmehr die Zustände, Thätigkeiten, Erscheinungen in ihrer Gesammtheit sind die Seele selbst. In solcher und ähnlicher Weise (wir haben verschiedene uns vorliegende Aeußerungen in diese Sätze zusammengedrängt) wird von neueren Philosophen, z. B. Taine, Wundt, Paulsen, Jodl, van Grot, die substantielle Realität der Seele bestritten und bekämpft.[1])

Wenn es eine Theorie gibt, die mit dem klaren und bestimmten Bewußtsein eines jeden Menschen im schärfsten Widerstreite liegt, so ist es diese. Wie? Es soll außer

---

1) Die genannten Gelehrten haben aber theilweise noch andere, besondere Argumente, die später zu behandeln sind.



den seelischen Thätigkeiten, Vorstellungen nichts Reales geben? Es soll den psychischen Vorgängen nichts Wirkliches zu Grunde liegen, das sie erzeugt, das sie zur Einheit des Bewußtseins verbindet, das bei allem Wechsel immer dasselbe bleibt? Eine Doktrin, gegen die das allgemeine Bewußtsein so energisch Widerspruch erhebt, kann unmöglich auf wahren Gründen, sie muß auf Sophismen ruhen. Ich bin mir mit absoluter Sicherheit bewußt, daß ich immer derselbe bin, wenn auch meine Erlebnisse und Zuständlichkeiten wechseln, daß die Vorstellungen, die Erlebnisse, die sich auf mein ganzes Leben vertheilen, meine Vorstellungen, meine Erlebnisse sind. Will die in Rede stehende Theorie dieses Zeugniß des Bewußtseins als Täuschung ausgeben? Dann ist sie beim absoluten Skepticismus angekommen und geht nothwendig daran zu Grunde. Das Seelenleben ist völlig unerkärlich, wenn es in demselben nicht einen festen Kern gibt, ein constantes Subjekt, ein reales, substanzielles Ich. Ohne Beharrlichkeit des Ich könnte es keine Vergleichung verschiedener Vorstellungen oder Zustände mit einander geben, ohne Constanz des Subjektes wäre keine Erinnerung, kein zusammenhängendes Denken, kein sich entwickelndes und fortschreitendes Geistesleben, kein Unterricht und keine Erziehung möglich.

Es ist übrigens charakteristisch, daß die Vertreter des Phänomenalismus ihre Lehre gar nicht vortragen können, ohne sich selbst zu widerlegen. Sie mögen es anstellen, wie sie wollen: wenn sie die seelischen Vorgänge beschreiben und erklären wollen, so sehen sie sich ihrem System zum Trotz genöthigt, zu reden nicht bloß von Vorstellungen, die auf einander folgen, sondern von „meinen" oder „unseren" Erlebnissen, von Vorgängen, die sich „in uns" abspielen. „Mein", „unser", das sind pronomina possessiva; die haben keinen Sinn, wo kein Subjekt vorhanden ist, dem die Erlebnisse angehören. Und wenn außer den sich aneinander reihenden Vorstellungen nichts Reales da ist,

so kann man sich unmöglich so ausdrücken: ich bin mir der Vorstellungen bewußt; sie spielen sich in mir ab. Es gibt ja kein Ich. Es ist nicht einmal ein Faden da, an dem man die Seelenerlebnisse aufreihen kann. Man kann den Phänomenalisten getrost das Kunststück aufgeben, psychologische Vorgänge natürlich und sachgemäß zu beschreiben, ohne auf Ausdrücke zu verfallen, die für ein constantes Ichsubjekt zeugen; und man kann ihnen versprechen, wenn sie das fertig gebracht haben, sich in eine weitere Diskussion einzulassen.

(Schlußartikel folgt.)

LV.

War Pseudo-Donis Benedictiner in Reichenbach?

Die neunte Centenarfeier der Entdeckung des Festlandes von Amerika durch die Normannen im Jahre 1000 lenkt naturgemäß die Aufmerksamkeit auch auf den gefeierten Kosmographen Donnus Nicolaus Germanus, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (c. 1470) das normannische Grönland wiederholt kartographisch darstellte. Ueber Nicolaus Germanus, der irrthümlich Nicolaus Donis genannt wird, läßt sich, wie Nordenskiöld meint, mit Sicherheit nur sagen, daß er Benedictiner in Reichenbach gewesen, und daß er zur Zeit des Papstes Paul II. (1464–1471) gelebt habe.[1]) An der Richtigkeit der letzteren Angabe läßt sich nicht zweifeln, da unser deutscher Landsmann seine Ptolemäus-

1) Nordenskiöld E., Facsimile-Atlas S. 10.



Recension dem Papste Paul II. gewidmet hat. Wie aber steht es mit der Begründung der Ansicht, daß „Donis“ ein Benedictiner und zwar aus dem bayerischen Kloster Reichenbach gewesen sei?

Nordenskiöld glaubt dies „mit Sicherheit“ behaupten zu dürfen, da Trithemius es in seinem Werke: De scriptoribus ecclesiasticis bezeuge, Trithemius, der fast als Zeitgenosse (1462—1516) des Kosmographen Nicolaus gelten könne. Aber Nordenskiöld erschüttert, wie uns scheint, selbst die unbedingte Zuverlässigkeit des Sponheimer Abtes, da er an derselben Stelle unwiderleglich beweist, daß der Name Donis, der sich zuerst in den Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486 findet, auf ein Mißverständniß zurückzuführen ist. Statt Donis muß es heißen Donus oder Donnus d. h. Dominus.[1]) Zur Bekräftigung der von Nordenskiöld festgestellten Wahrheit läßt sich noch darauf hinweisen, daß auch die von Nordenskiöld nicht verwertheten Donnus-Handschriften in der Vaticanischen und Wolfegg'schen Bibliothek Donnus voll ausgeschrieben oder abgekürzt enthalten, sowie darauf, daß es nicht Donis Nicolaus, sondern Nicolaus Donis heißen müßte, wenn Donis wirklich der Geschlechtsname des Kosmographen Nicolaus Germanus gewesen wäre. Trithemius schreibt auch in der That nicht Donis Nicolaus, sondern Nicolaus Donis, obgleich es in seiner Vorlage, den Ulmer Ptolemäus-Ausgaben von 1482 und 1486, ausdrücklich heißt Donis Nicolaus Germanus.[2]) Wie aber kommt Trithemius zu seiner Angabe? Es wäre

---

1) Vgl. Nordenskiöld a. a. O. S. 11. Wieser stimmt in seiner eingehenden Besprechung des Facsimile-Atlasses [Peterm. Mitth. 36 (1890), 273] und in der des Periplus [a. a. O. Bd. 45 (1899), 193] dieser Beweisführung bei, desgleichen Storm in seinem bedeutsamen Aufsatze: Den danske Geograf Claudius Clavus [Ymer (1891) S. 35].

2) Vgl. Trithemius, De scriptoribus ecclesiasticis z. J. 1470 und die Ulmer Ptolemaeus-Ausgaben.

ja absolut möglich, daß der durch ein Mißverständniß oder einen Druckfehler mit Donis statt Donnus bezeichnete Gelehrte wirklich Donis geheißen habe. So unwahrscheinlich diese Annahme auch ist, — es ist die einzige Ausflucht, um die sonst stark erschütterte Zuverlässigkeit des Zeugnisses des Trithemius zu retten. Nordenskiöld versucht keine so unbegründete Einwendung, er hält unbedingt daran fest, daß der Name Donis als Geschlechtsname des Kartographen Nicolaus Germanus abzuweisen ist, und er gebraucht den Namen Donis nur der Kürze halber. Ist aber, so schließen wir Nordenskiöld gegenüber wohl mit Recht, das Zeugniß des Trithemius nicht zuverlässig, sondern geradezu falsch, wo es sich um den Namen des von ihm gefeierten Gelehrten handelt, so darf es nicht ohne Weiteres als unbedingt zuverlässig hingestellt werden, wenn es sich um den Stand und den Aufenthaltsort des angeblichen Donis handelt.

Gehen wir zudem näher auf die Angaben des Sponheimer Abtes über Donis, soweit sie sich in seinem Schriftsteller-Katalog (De scriptoribus ecclesiasticis) finden, ein, so zeigt sich alsbald, daß auch alle anderen dem Ulmer Ptolemaeus entlehnt sein dürften. Jeder, der die Initialen der stereotypen Eingangsphrase: Non me fugit sieht, wird in dem Mönche, der dem in vollem Ornate thronenden Papste knieend sein Werk überreicht, einen Benedictiner erkennen. Und wie für Namen und Stand, so genügen die Ulmer Angaben für die Bemerkungen, daß Donis ein in den weltlichen Wissenschaften wohl unterrichteter Mann, kein unwissender Theologe, ein trefflicher Philosoph und Mathematiker gewesen, daß er sich um die Kosmographie des Ptolemaeus hervorragende Verdienste erworben, daß er durch nicht zu verachtende Schriften seinen Namen der Nachwelt überliefert, daß er insbesondere ein durch Bilderschmuck und neue Karten auf's eleganteste ausgestattetes und sorgfältig verbessertes Werk „in cosmographiam Ptolemaei“ dem

Papste Paul II. gewidmet habe. Nur eine Angabe soll Trithemius an derselben Stelle gemacht haben, die er unmöglich den Ulmer Ptolemaeus-Ausgaben entlehnen konnte, es ist dies die Angabe, daß Donis dem Kloster Reichenbach angehört habe. Aber thatsächlich hat die von Trithemius besorgte erste Ausgabe seines Werkes: De scriptoribus ecclesiasticis vom Jahre 1494 kein Wort vom Kloster Reichenbach und eben so wenig ist dies der Fall in der durch einen Nachtrag bedeutend vermehrten Kölner Ausgabe vom Jahre 1531 oder in der Freher'schen vom Jahre 1601.

Die von Nordenskiöld mit Berufung auf Raidel angeführte Quelle versagt also vollständig.[1]) Gleichwohl wäre es verfehlt nun zu behaupten, Trithemius erwähne überhaupt nicht das Kloster Reichenbach in Verbindung mit dem angeblichen Benedictiner Nicolaus Donis. Die von Nordenskiöld mit Berufung auf Trithemius angeführte Bezeichnung „aus dem Kloster Reichenbach" erfordert vielmehr eine eingehendere Prüfung aller Angaben des Sponheimer Abtes über den angeblichen Donis, zumal alle älteren und neueren Lobredner desselben sich auf Trithemius als unbedingt zuverlässigen Gewährsmann berufen.

An drei Stellen seiner überaus zahlreichen Werke kommt Trithemius auf unseren Pseudo-Donis zu sprechen: erstens (I.) in seinem Schriftsteller-Katalog: De scriptoribus ecclesiasticis (1494), sodann (II.) in dem verwandten Werke: De luminaribus sive de viris illustribus Germaniae (1495), und endlich (III.) in den vier Büchern: De viris illustribus Ordinis S. Benedicti, die erst nach dem Tode des Verfassers (1516) erschienen sind.[2]) Zum besseren Verständniß

1) Nordenskiöld a. a. O. Raidel stellt übrigens die Sache richtig dar in seiner Commentatio critico-literaria de Cl. Ptolemaei geographia (Norimbergae 1737) S. 31, wie ich mich nachträglich überzeugte.

2) Ueber das Verhältniß und die Würdigung dieser „literärgeschichtlichen Werke Trithem's" vgl. Silbernagel, Joh. Trithemius



theilen wir die drei in mancher Hinsicht interessanten Stellen wörtlich mit.

I. In der ersten Ausgabe des Werkes: De scriptoribus ecclesiasticis heißt es über Donis: Nicolaus Donis, natione teutonicus, ordinis divi patris Benedicti, vir in saecularibus litteris studiosus et eruditus et divinarum scripturarum non ignarus, philosophus et mathematicus insignis, cosmographiae Ptolemaei vigilantissimus repertor et sagacissimus instaurator, ingenio praestans et clarus eloquio. Scripsit non contemnenda volumina, quibus nomen suum ad posteros transmisit. E quibus extat opus mirandum et celeberrimum cum picturis et novis tabulis elegantissime ordinatis et diligentissime correctis.

In cosmographiam Ptolemaei. Ad Paulum papam secundum lib. VIII. Non me fugit beatissime. De locis quoque mirandis lib. I. Quoniam, ut ait Augustinus. Epistolae variae ad diversos. Et quaedam alia. Claruit autem sub Frederico Imp. tertio et Paulo papa secundo. Anno Domini 1470.[1])

II. Aehnlich und vielfach wörtlich übereinstimmend lautet die Angabe des Trithemius in seinem Cathalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium: Nicolaus Donis, monachus ordinis divi patris Benedicti, monasterii (ut ferunt) Richenbacensis, vir certe in secularibus litteris studiosus et eruditus et divinarum scripturarum non

---

(Landshut 1868) S. 58–80. Der Titel des an zweiter Stelle (II.) angeführten Werkes lautet übrigens nach der in München (Staatsbibliothek) befindlichen Ausgabe: Cathalogus illustrium virorum Germaniam . . . exornantium.

1) In allem Wesentlichen stimmen mit der zu Grunde gelegten ersten Ausgabe v. J. 1494 die Kölner Ausgabe v. J. 1531 (die übrigens irrthümlich statt lib. VIII schreibt lib. 7) und die Freyer'sche v. J. 1601 (Opera historica Trithemii) genau überein.



ignarus, philosophus et astronomus insignis, cosmographie Ptolemei vigilantissimus receptor et diligentissimus instaurator, ingenio praestans et clarus eloquio. Scripsit non contemnenda volumina, quibus memoriam sui posteris commendavit. E quibus extat mirandum et celeberrimum opus cum picturis et novis tabulis elegantissime ordinatum in cosmographiam Ptolemei ad Paulum papam secundum lib. VIII.

De locis quoque mirandis lib. I.

Epistolas etiam et multas et iudicio meo non inelegantes ad diversos composuit. Claruit sub Frederico imperatore tertio et Paulo papa secundo. Anno Domini 1470.[1])

III. In mancher Hinsicht verschieden heißt es dagegen in dem bisher für unsere Frage nicht verwertheten Werke: De viris illustribus O. S. B. lib. II. c. 143: De Nicolao Donis monacho. Nicolaus Donis, natione Teutonicus, monachus nostri ordinis, c u i u s c o e n o b i u m m e m o r i a e n o n o c c u r r i t, vir in secularibus literis admodum eruditus, cosmographus nostro tempore admirandus, scripsit ad Paulum secundum, summum pontificem, laboriosum opus cum picturis super Ptolomaei tabulis. De cosmographia lib. 8. De quibusdam locis et admirabilibus mundi lib. 1.

Et quaedam alia nobis invisa. Claruit sub Paulo secundo et Sixto quarto. Anno Domini 1480 et ante hoc ferme septennium moritur.[2])

Wie man sieht, findet sich der Name Nicolaus Donis an allen drei Stellen, desgleichen die Angabe, daß Donis

1) Mit der zu Grunde gelegten alten Münchener Ausgabe, die weder den Ort noch die Zeit des Druckes nennt, stimmt die Freher'sche Ausgabe genau überein.

2) Mit der zu Grunde gelegten Ausgabe in der Regula S. Benedicti (Coloniae Agrippinae 1575) S. 464 stimmt die Ausgabe von Busaeus, Trithemii opera pia et spiritualia S. 60 und die Freher'sche II, 403 im Wesentlichen genau überein.

dem Benedictiner-Orden angehört, dem Papste Paul II. seine bewundernswerthe, durch neue Karten ausgezeichnete Ptolemäus-Recension gewidmet, ein Buch über auffallende Orte[1]) und eine Anzahl Briefe verfaßt habe, die nebenbei bemerkt von Trithemius (II.) sehr gelobt werden, obschon er sie nicht näher kannte (III. „nobis invisa"). Nur an einer Stelle (III.) erwähnt der Sponheimer Abt die ungefähre Zeit des Todes seines Donis. Da dies in dem 1492 abgefaßten[2]) zweiten Buche über die berühmten Männer des Benedictinerordens mit den Worten geschieht: „vor ungefähr sieben Jahren", so ergäbe sich als Todesjahr etwa 1485. Eine Quelle gibt Trithemius für diese Zeitbestimmung nicht an, vielleicht erklärt sie sich daraus, daß die Ulmer Ausgabe von 1486 neben dem Verleger Justus de Albano de Venetiis ausdrücklich den Joh. Reger als Provisor des Druckes nennt, was sich leicht als durch den Tod des Donis nothwendig geworden deuten ließ. Gibt man diesen Erklärungsversuch zu, so bleibt nur eine ganz unbestimmt hingestellte Angabe übrig, die Trithemius nicht den Ulmer Ausgaben entlehnen konnte, nämlich die Angabe über den Aufenthaltsort des vermeintlichen Donis.

Wie aus den meistens nicht beachteten Worten (II.): „wie man sagt (ut ferunt) aus dem Kloster Reichenbach" erhellt, übernimmt Trithemius keine Verantwortung für diese Angabe. Und um so weniger darf der Sponheimer Abt als Zeuge dafür, daß „Donis" im Kloster Reichenbach gelebt habe, angerufen werden, da er (III.) erklärt, das Kloster, dem Donis angehörte, „memoriae non occurrit."

1) Die Art wie Trithemius dieses angebliche Werk des Pseudo-Donis citirt, ist recht beachtenswerth; I. u. II. heißt es: De locis quoque mirandis, III. dagegen: De quibusdam locis et admirabilibus mundi; in der von Reger besorgten Ulmer Ausgabe von 1486 dagegen: De locis ac mirabilibus mundi, ebenso lautet der Titel in der Wolfegg'schen Handschrift.

2) Vgl. Silbernagel a. a. O. S. 74.



Da Trithemius den Ausdruck nicht in einer Unterhaltung gebraucht, sondern in einem wissenschaftlichen Werke, in dem er gerne sichere Angaben über seinen vermeintlichen Ordensgenossen machen wollte, da er ferner, hätte ihn nur augenblicklich das Gedächtniß im Stiche gelassen, in den späteren Jahren (das Werk erschien, wie bereits bemerkt, erst nach seinem Tode) Zeit genug hatte, das Versäumte nachzutragen und auch Grund genug, da er sich nachweislich in den folgenden Jahren noch wiederholt mit dem Kosmographen Nicolaus befaßte und an dem Werke über die berühmten Benedictiner weiter arbeitete, so dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß der gelehrte Polyhistor überhaupt nichts Zuverlässiges über den Aufenthaltsort seines Donis vorfand.

Da die Autorität des Trithemius also wegfällt, insofern der Aufenthaltsort des Pseudo-Donis in Betracht kommt,[1]) da sie sich als durchaus unzuverlässig erweist, insofern es sich um den Familiennamen des Donnus Nicolaus Germanus handelt, so kann sie auch keine volle Sicherheit gewähren, wenn der Stand desselben in Frage gestellt wird. Das Zeugniß des Trithemius gilt da nicht mehr als die Initialen der Ulmer Ptolemaeus-Ausgaben, die bekanntlich einen Benedictiner darstellen, der knieend einem Papste ein Buch überreicht. Bietet aber diese Darstellung an sich sichere Gewähr dafür, daß Nicolaus Germanus ein Benedictinermönch war? Dies würde wohl der Fall sein, wenn die Ulmer Ausgaben von Donnus Nicolaus Germanus selbst besorgt wären, oder wenn ihre Initialen einem von Donnus

1) Falk hat in seinem interessanten Aufsatze: Des Benedictiners Nic. Donis Verdienste um die Kartographie 1470 (Katholik 71 [1891] II. 72 ff.) darauf hingewiesen, daß die dem 18. Jahrhundert angehörige Hausgeschichte des Klosters Reichenbach von dem Kosmographen Nicolaus de Donis als einem Professen des Klosters Reichenbach berichte. Da sich dieselbe dabei aber auf Egger, Idea ordinis Hierarchico-Benedictini (Constanz 1715) stützt, der seinerseits offenbar auf Trithemius zurückgeht, so kann dieselbe keine weitere Beachtung beanspruchen.



selbst herrührenden Originale getreu nachgebildet wären. Daß aber Pseudo-Donis die Ulmer Ausgaben selbst besorgt habe, wird durch nichts bewiesen und scheint durch den verhängnißvollen Irrthum „Donis", der sich in beiden Auflagen findet, vollständig ausgeschlossen. Nicht besser scheint es mit der zweiten Möglichkeit bestellt zu sein. Von allen bisher bekannten Donnus-Handschriften, mit Einschluß der beiden vaticanischen, kann keine den Ulmer Ausgaben zur Vorlage gedient haben, wie aus der Verschiedenheit der Karten erhellt.[1]) In der bisher unbeachtet gebliebenen, mit Miniaturen reich ausgestatteten Donnus-Handschrift auf Schloß Wolfegg, welche dieselben Karten aufweist, findet sich statt des knieenden Benedictiners die prachtvolle Initiale eines weltlichen bärtigen Astronomen.

Bei anderer Gelegenheit gedenke ich nähere Mittheilungen über die Wolfegg'sche Donnus-Handschrift, sowie über die Ergebnisse meiner Forschungen betreffs der Person und der Werke unseres Landsmannes Donnus Nicolaus Germanus zu machen; vorläufig möge es genügen, dargethan zu haben, daß es auf Grund der bisher verwertheten Quellenangaben nicht zu halten ist, daß Pseudo-Donis ein Benedictiner aus dem bayerischen Kloster Reichenbach gewesen sei.

Feldkirch. Jos. Fischer S. J.

---

1) Wenn Walkenaer in dem eingehenden Artikel über Donis (Bibliogr. universelle, Paris 1832) die Ansicht vertritt, die Ulmer Ausgabe von 1482 gebe genau die Karten des Ptolemaeus-Manuscriptes der Pariser Nationalbibliothek 4802 wieder, so ergab eine von mir angestellte genaue Nachprüfung die Unrichtigkeit dieser Behauptung. Die Initialen dieser Handschrift bieten übrigens eben so wenig wie die eben dort befindliche Donnus-Handschrift (Nr. 4805) irgend etwas, das an den knieenden Benedictiner der Ulmer Ausgaben erinnerte; dasselbe gilt, wie mir der Präfekt der Vaticanischen Bibliothek P. Ehrle auf eine briefliche Anfrage mitzutheilen die Güte hatte, von den Initialen der Vaticanischen und Florentinischen Donnus-Handschriften.

LVI.

Annette von Droste-Hülshoff.[1]

Mit hoher Freude dürfen wir es begrüßen, daß die schöne, reichhaltige Biographie der großen Dichterin, die uns P. Kreiten's nimmer müde Feder vor Jahren geschenkt hat, endlich in zweiter Auflage vor uns liegt, natürlich nach dem Stande der neuesten Forschung verbessert und theilweise umgearbeitet.

Freilich, 13 Jahre hat's gedauert: eine lange Frist und ein neuer Beweis, wie wenig A. von Droste bisher ihrem Volke bekannt geworden ist, trotz all' ihrer Vorzüge, trotz all' der begeisterten Anerkennung, womit die berufensten Kritiker der verschiedensten Richtung einmüthig und einstimmig ihr die Palme zuerkannt haben. Daß sie überhaupt jemals das werde, was man „volksthümlich“ nennt, dürfen wir wohl mit Fug und Recht bezweifeln. Wir mögen dieses Schicksal bedauern; doch läßt sich die Thatsache nicht aus der Welt schaffen. Wir finden genügenden Trost in dem Bewußtsein, daß, wenn es ihren Werken auch an einer Heerschaar von Bewunderern fehlt, doch ein Häuflein feingebildeter Leser zu ihrer Fahne geschworen hat. Da gerade im katholischen Deutschland und ohne Zweifel unter den

1) Aus Anlaß der eben erschienenen zweiten Auflage ihrer Biographie von P. Wilhelm Kreiten. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1900. 525 S. (M. 5,00.)



Lesern der Histor.-polit. Blätter der Kreis der Droste-Kenner und -Verehrer nicht klein ist, so dürfen wir wohl darauf rechnen, daß ihnen einige Mittheilungen über Kreiten's altes und doch neues Buch willkommen sein werden.

Schon die erste Auflage seiner Biographie bezeichnete der gelehrte Verfasser bescheidener Weise als ein Charakterbild, das „als Einleitung in ihre Werke" dienen sollte, die er als Beirath der Freiin Elisabeth von Droste-Hülshoff in den Jahren 1884 ff. im gleichen Verlage hat erscheinen lassen. Dieser Charakter ist auch in der Neuauflage nicht geändert worden.[1]) Es hat das seine gute, aber auch seine weniger gute Seite: einmal entlastet es die Lebensbeschreibung, da auch jeder Theil der Werke noch besonders eingeleitet wird, von manchem literarischen Detail, das nun an anderer Stelle untergebracht ist; andererseits aber zerreißt dies Verfahren auch den Stoff in gewisser Weise, indem z. B. die Beurtheilung der verschiedenen Gruppen der Dichtungen zumeist den besonderen Einleitungen vorbehalten geblieben ist, die man eben so gerne schon hier läse. Daß dies auch Anlaß zu gelegentlichen Wiederholungen gibt, sei nur nebenhin bemerkt. Unseres Erachtens wäre es besser, bei den Werken sich in aller Kürze auf das Nothwendigste zu beschränken, d. h. auf die Darstellung der kritischen Grundlage, der Ausgaben, meinetwegen auch der Stimmen der Kritik, im Uebrigen aber für die Entstehung der Dichtungen und ihre Gesammtbeurtheilung auf das Lebensbild zu verweisen. Stellen wie die „Widmung" des „Geistlichen Jahres" an die Mutter der Dichterin müßten natürlich auch vor der Ausgabe desselben Platz finden.

Mit diesem Bedenken treten wir natürlich dem hohen

1) Doch ist die Biographie, ebenso wie die einzelnen (4) Bände der „Gesammelten Werke" der Dichterin, einzeln käuflich. Hoffentlich folgen der Biographie auch die „Werke" alsbald in neuer Auflage nach.

Verdienste Kreiten's keineswegs zu nahe. Dasselbe ist ihm schon 1887 von den verschiedensten Seiten und aus berufenstem Munde in reichem Maße zugestanden worden. Auch der Umstand schmälert dies Verdienst nicht, daß sein Buch von anderer Seite die gehässigste und kleinlichste Anfeindung erfahren hat und gelegentlich noch erfährt. Es gibt eben gewisse Leute und Kritiker, die es nicht vertragen können, wenn ein Autor vom positiv-gläubigen Standpunkte aus eine Gegend zu beleuchten wagt, wie Kreiten das hier augenscheinlich gethan hat. Nur schade, daß diese Herren und Herrchen allzuschnell verurtheilen; oft, ehe sie sich den zu verurtheilenden Delinquenten auch nur gründlich angesehen haben. Daher haben sich denn einige von ihnen auch unverwelkliche — Lorbeeren gepflückt. So veröffentlichte noch vor Kurzem ein solcher Kritikaster einen angeblich unedirten Brief der Droste,[1]) bei welcher „passenden“ Gelegenheit er es nicht unterlassen durfte, so nebenbei Kreiten's Ausgabe und Biographie als ein Werk des ödesten Jesuitismus und katholischen Muckertums zu brandmarken. Aber siehe da! Nach zwei Tagen schon stellte es sich heraus, daß der gelehrte Editor einer groben Selbsttäuschung zum Opfer gefallen war: der bewußte Brief oder vielmehr das Briefstück war schon längst gedruckt,[2]) auch an einen anderen als den vermutheten Adressaten gerichtet[3]) und — gerade von dem gelästerten Biographen P. Kreiten angezogen und besprochen gewesen.[4]) So war denn die Jugend wieder einmal allzuschnell fertig gewesen mit dem Wort!

---

1) Im zweiten Morgenblatt der Frankf. Ztg. 1900, Nr. 176 (28. Juni).

2) Bei Schlüter, Briefe S. 140 ff.

3) Nicht an Schücking, sondern an Junkmann.

4) Kreiten, Leben² S. 346. — Vermuthlich hatte Annette die betr. Stelle, die ein unübertreffliches Stimmungsbild und liebenswürdiges Idyll gibt, für Levin Schücking abgeschrieben, als

Ein zweites nicht unergötzliches Beispiel, dessen Urheber sich freilich nicht speciell mit der Biographie Kreiten's, sondern mit seiner Gesammtauffassung und insbesondere seiner Beurtheilung des „Geistlichen Jahres" befaßt, sei uns noch gestattet. Wilhelm von Scholz[1]) meint, der Jesuit Kreiten, „der die vollständigste Ausgabe der Werke besorgt hat", habe Stellen des „Geistlichen Jahres", die ein fruchtloses Ringen um den Glauben anzeigen sollen, „durch einen vertuschenden oder verständnißlosen Commentar vergebens unschädlich zu machen gesucht." Dann fährt er fort: „Neben Stellen in Annettens Briefen, die auf Frömmigkeit schließen lassen,

---

Beitrag zum „Malerischen und romantischen Westfalen". So gerieth dann wohl das Blatt unter Schücking's hinterlassene Papiere, um jetzt erst solch' seltsame Urstände zu erleben.

1) S. seine nicht unverdienstliche Dissertation: Annette von Droste-Hülshoff als westfälische Dichterin. München (1897) S. 8. — Der Verfasser hat sich schon in einem Aufsatze über „Annette von Droste und ihre moderne Bedeutung" (Neue litter. Blätter, redigirt von Dr. Paul Bernstein, Berlin 1897, Heft 11 und 12) durch sein wüstes Schimpfen gegen P. Kreiten hervorgethan; sobald er auf ihn zu sprechen kommt, wird er grob wie Bohnenstroh; vgl. a. a. O. S. 859. Zur Kennzeichnung nicht dieses Geschimpfes, sondern seiner Anschauung theilen wir daraus die verschwommene Würdigung der religiösen Seite unserer Dichterin mit (a. a. O. S. 861): „Der Glaube selbst, zum mindesten in der positiven Form eines Bekenntnisses, ist gewichen. Das Dasein eines persönlichen Gottes hat aus der religiös-phantastischen eingelernten Bekenntnißformel die Gestalt einer frei errungenen Weltanschauung aufgenommen, die allerdings, wie jede Weltanschauung, einige Zufallselemente, mit denen der Begriff Welt für Annette immer verbunden war, mit herüber genommen hatte. Ueber ihre Weltanschauung steht uns hier kein Urtheil zu (!). Genug, wir haben gezeigt, daß sie sich so weit durchgerungen hat, wie jeder große Mensch es muß" u. s. w. Ja, S. 783 lesen wir sogar das apodiktische Urtheil: „Alle schönen Züge an ihr, ihre Wohlthätigkeit zum Beispiel, beruhen auf ihrem warm fühlenden Herzen, nicht auf Lehren der katholischen Kirche."

finden sich auch solche, die stark für das Gegentheil sprechen." Wir sind neugierig, den Beweis dafür kennen zu lernen, und werden auf eine Briefstelle [1]) verwiesen, wo die Schreiberin den Ausdruck gebraucht „ein perfider Streich von unserem Herrgott", den nach der Ansicht des Herrn v. Scholz ein frommer Katholik nicht gebrauchen dürfte. Doch die Neugier plagt uns weiter, und wir schlagen die Briefsammlung auf, um diese freche Blasphemie schaudernd unter die Lupe zu nehmen; denn, soweit wir die gute Poetin kannten — und wir glaubten ihren Charakter und ihr Herz einigermaßen zu kennen, trotz Herrn v. Scholz —, so etwas hätten wir ihr doch nicht zugetraut. Aber wahrhaftig, da stand's, schwarz auf weiß! Doch wir wollen dem gütigen Leser nicht vorgreifen; er urtheile selbst, ob Annette nicht den Kirchenbann verdiene. Sie entschuldigt sich ihrem Freunde gegenüber, daß ihr Geschreibsel so abgerissen und dürr sei; sie sei aber an dem Tage, wo sie es geschrieben, „hundskrank und ungefähr in der angenehmen Lage eines Halberdrosselten" gewesen. „Jetzt weiß ich, daß es in der Luft lag; denn in dieser Nacht (es war im Februar) ist eine dicke Schneedecke gefallen, und wir sind mit einem Male mitten im Winter. Die Blumen und gelben Schmetterlinge — denken Sie, deren gab es schon! — müssen alle erfrieren; das ist ein perfider Streich von unserm Herrgott!" Der lächelnde Leser wird mit uns der Ueberzeugung zuneigen, daß es Herrn von Scholz nicht schwer fallen kann, noch weitere klare Zeugnisse für Annettens unfrommen Sinn in den Briefen aufzuspüren, z. B. den ganz unchristlichen, speciell unkatholischen, ganz und gar höllischen Fluch den „kein frommer Katholik" in den Mund nähme: „Der Teebel hol' mir!" Risum teneatis, amici!

Wir wollten mit diesen lächerlichen Ausfällen einiger allzujunger Köpfe nur die Art illustriren, „wie es manchmal

1) Briefwechsel mit Schücking S. 166.



gemacht wird.“ Anders liegt natürlich die Sache bei ernsten Kritikern, die wohlwollenden Sinnes und tüchtigen Wissens den Verfasser berichtigen, ohne ihn zu beleidigen, selbst dann, wenn sie auch in grundsätzlichen Dingen nicht mit ihm übereinstimmen, stets des Dichterwortes eingedenk:

> Das ist die beste Kritik von der Welt,
> Wenn neben das, was ihm nicht gefällt,
> Jemand was Eigenes, Besseres stellt.

In einem solchen Verhältniß steht P. Kreiten zu der anderen, ebenso grundlegenden und schönen Droste-Biographie von Prof. Herm. Hüffer. Zu wiederholten Malen hat jener sich geäußert, daß er nur ungern sich der Mühe unterzogen habe, das Leben der Dichterin zu zeichnen, und daß nur der bisherige völlige Mangel einer erschöpfenden Biographie, die auch anscheinend noch lange auf sich warten lassen konnte, ihn dazu bewogen (vgl. Vorrede S. VI). Daß nun fast gleichzeitig auch das Hüffer'sche Werk erschien, welches das seine in mancher Hinsicht ergänzte, in anderen Fällen berichtigte, mag für ihn anfänglich keine sehr angenehme Ueberraschung gewesen sein. Aber neidlos und dankbar erkannte er an, was jener ihm Neues bot. Auch wir fragen uns, wie wohl das Bild ausgefallen wäre, wenn jedem der Biographen von vorn herein das gesammte Material in seiner Hand zu vereinigen vergönnt gewesen. Einheitlicher wäre das Bild unter dieser Voraussetzung geworden und auch reichhaltiger; ohne Zweifel. Aber noch mehr, glaub' ich, dürfen wir uns darüber freuen, daß die Darstellungen der beiden feinsinnigen Kenner sich gegenseitig ergänzen, indem Kreiten auf dem Hülshoffer, Hüffer auf dem Meersburger Nachlaß fußt; wir freuen uns, daß ein jeder von ihnen in seiner Eigenart den Entwickelungsgang Annettens verfolgt. Weßhalb soll Deutschlands große Dichterin sich nicht zweier Biographen erfreuen dürfen, da so viele Sterne zweiter Größe viel mehr Aufmerksamkeit auf sich ziehen?

Es ist klar, daß P. Kreiten für die zweite Auflage das

Hüffer'sche Buch mit Dank und häufig benutzt hat. „Kein Wunder, sagt er, daß wir Gelegenheit fanden, aus dem uns durch Hüffer erschlossenen Quellenreichthum manche Schilderung unseres Buches zu beleben, anderes schärfer zu zeichnen, hier und da auch wohl einzelnes zu berichtigen."

Aber seit dem ersten Erscheinen der Biographie waren auch ursprüngliche Quellen in großer Zahl neu erschlossen worden, die Berücksichtigung heischten und fanden. In allererster Linie steht darunter der 1893 veröffentlichte Briefwechsel zwischen der Dichterin und Levin Schücking.[1] Für Kreiten's Darstellung war diese neue Veröffentlichung um so einschneidender, als er bisher die Bedeutung, die Schücking in Annettens Leben spielt, entschieden unterschätzt hatte. Ebenso hat Annettens treueste Freundin, Frau Elise von Hohenhausen, eine richtigere Beleuchtung erhalten; demgemäß sind auch ihre vielfachen Mittheilungen über die Dichterin nicht mehr als romantische Ausschmückungen, sondern ihrem wahren Werthe nach eingeschätzt worden. Eine Ehrenrettung ist es, wenn es jetzt (gegenüber den herabsetzenden Aeußerungen der ersten Auflage) von der Genannten heißt, daß keine Frau Annettens Herzen andauernd näher geblieben sei als eben sie. „Mit Ausnahme Schücking's hat aber auch Niemand aus dem Freundeskreise der Dichterin so oft über Annette geschrieben und so viel zur Ausbreitung der Kenntniß ihrer poetischen Eigenart gethan wie die Regierungsräthin. Ihrer bescheidenen Art gemäß drängt sie in diesen Mittheilungen ihre Persönlichkeit nie in den Vordergrund, sondern begnügt sich meistens, uns die Freundin in ihrem Stillleben zu zeichnen, wie die Schreiberin selbst es so manches Mal getheilt hatte."

Leider ist aber gerade hier zu beklagen, daß der reiche Briefwechsel, den die Dichterin in den letzten zehn Lebens-

1) Briefe von Annette von Droste-Hülshoff und L. Schücking. Herausgegeben von Theo Schücking. Leipzig, F. W. Grunow. 1893.

jahren mit dieser Freundin geführt, uns noch immer nicht zugänglich geworden ist. Nach den bisher ans Licht getretenen Proben darf man gerade in ihm einen Schatz von neuen Mittheilungen erwarten, der unsere Kenntnisse in erfreulichem Maße bereichert hätte. Mit Freuden hörte man seiner Zeit, daß die ehrwürdige Matrone diesen treugehüteten Schatz selbst veröffentlichen wolle, und, wie wir von Kreiten (Vorrede XIII) hören, lag die Sammlung 1898 druckfertig zur Herausgabe vor. Weßhalb dieser Plan unterblieb, ob er überhaupt noch zur Ausführung kommen wird, wissen wir nicht; aber es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn wir um diese Hoffnung betrogen würden. Ueberhaupt wartet der so überaus wichtige, gesammte Briefwechsel unserer Dichterin noch einer würdigen Ausgabe, die seinem Werthe entspricht und seine völlige Ausnützung bequem gestattet.[1])

Fragen wir nun, wie Kreiten den neu hinzugekommenen Stoff verwerthet hat, so können wir ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er, ohne sein Werk im Wesentlichen zu ändern, doch wo es noth that gründlich und auch glücklich geändert und gebessert hat. Die Hauptpunkte haben wir im Vorstehenden schon hervorgehoben. Nur über eins — von geringfügigen Einzelheiten sehen wir hier natürlich ab — hätte er sich nach unserem Wunsche noch unzweideutiger erklären dürfen. Wenn er seine Meinung über eine etwaige Jugendneigung Annettens jetzt auch viel zurückhaltender ausspricht, als früher, indem er meint (S. 69): „Der Menschenkenner wird die Frage gern als wahrscheinlich, weil natürlich bejahen, der Geschichtschreiber dagegen kann nur mehr oder minder begründete Vermuthungen beibringen“, so meinen wir, ein solcher Gegensatz besteht nur insofern, als der Geschichtschreiber freilich den Schleier, der über dieser zarten Angelegenheit liegt, nicht ganz wird lüften können; aber

1) Man vergleiche Hüffer in der „Deutschen Rundschau“ 1898. Heft 5, S. 180.



sicherlich wird er nicht bloß als Menschenkenner, sondern auch auf Grund seiner Quellen feststellen dürfen, daß irgend eine (früher eben bezweifelte) Liebesneigung der jungen Dichterin existirt hat. Freilich bei den Gedichten, die sie selbst veröffentlicht hat, ist es nicht sicher auszumachen, ob irgend eines der „Liebe" gewidmet ist; indessen ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß wenigstens drei Gedichte ihr gelten.[1]) Und ihre Jugenddichtungen berühren das Problem derart, daß die Annahme, sie habe bloß objektiv solche Gefühle und Zustände schildern wollen und spreche nicht aus eigener Erfahrung, uns unbegreiflich erscheint. Mit Staunen liest man daher noch jetzt bei Kreiten, daß sich im Nachlaß der Dichterin nicht die geringste Angabe oder auch nur Andeutung finde.[1]) Wir sehen keinen Grund ein, weßhalb er an seiner früheren Meinung so starr festhalten will.

Im Uebrigen aber empfehlen wir die prächtige Leistung Kreitens, die auch stilistisch an vielen Stellen durch veränderte Fassung nur noch an Werth gewonnen hat, aufs allerwärmste unseren Lesern. Wer in die große Dichterin und ihre Werke tiefer eindringen will, kann sein liebevoll eingehendes Lebensbild nicht entbehren. Hoffentlich dauert es nicht allzulange, bis auch die eben so unentbehrliche Gesammtausgabe der „Werke" die Neuauflage erlebt, der dann auch all die vielen großen und kleinen inzwischen erschienenen Beiträge zu gute kommen dürften. Wie wir hören, ist das „Geistliche Jahr" dem Neudrucke sehr nahe. E. A.

---

1) Man vergleiche (außer Hüffer S. 53 ff., der in dieser Frage sehr besonnen und maßvoll urtheilt) insbesondere Wormstall Annette im Kreise ihrer Freunde S. 12, und Riehemann, Erläuternde Bemerkungen, 2. Theil S. 18.

2) Gleich die aus „Bertha" S. 70 f. angeführte Stelle, oder S. 102 widerlegt diesen Satz. Bestehen bleibt natürlich, daß wir über alle näheren Einzelheiten höchstens Vermuthungen haben.

LVII.

Zur Wirthschaftsgeschichte.

I. (Kiener. Schulte. Röhricht.)

Es liegen wieder eine Reihe hervorragender Arbeiten zur Wirthschaftsgeschichte vor. Das Bedeutendste ist ohne Zweifel die sogleich zu behandelnde Geschichte des mittelalterlichen Handels von Al. Schulte, eine wahrhaft epochemachende Leistung. Wir beginnen aber hier zunächst mit einem anderen Werke, das nur indirekt hieher gehört, nämlich mit der „Verfassungsgeschichte der Provence seit der Ostgothenherrschaft bis zur Errichtung der Consulate“ (510—1200) von Fritz Kiener (Leipzig, Dyk. 1900).

Das Buch enthält manche Beiträge zur Wirthschaftsgeschichte. Die Verfassungsgeschichte baut sich auf der Wirthschaftsgeschichte auf. Allerdings hätte der Verfasser in dieser Richtung noch weiter gehen dürfen.

Die Provence mit ihrem römischen Namen hatte immer eine gewisse Sonderstellung und genoß immer eine materielle Blüthe, die zur Zeit der Troubadours einen gewissen Höhepunkt erreichte. Aus dem starken Nachwirken römischer Art hat man schon die Entstehung der Rittersitte erklärt, die sich von der Provence aus nach dem übrigen Europa verbreitete. Die germanische Einwanderung war hier ziemlich gering, die romanischen Elemente überwogen. Kein Herzog, sondern ein Patricius stand zur Merovingerzeit an der Spitze der Verwaltung; statt der Grafen waren ihm Vicedomini untergeordnet, es sollte dadurch eine größere Einheitlichkeit der Verwaltung erzielt werden. Die Unabhängigkeit der Städte, das Municipal-



leben war verschwunden, auch der Handel war gering. Der Großgrundbesitz war nicht sehr bedeutend, jedenfalls fehlte die Selbstwirthschaft großer Güter. Statt dessen überwog die Kleinpacht des Colonates, der sich aus der Römerzeit erhalten hatte. Der Gemeinfreien gab es mehr als anderwärts. In der Karolingerzeit entwickelte sich ein zahlreicher kleiner Adel, ein starker Ritterstand. — Auch die Karolinger suchten in der Provence eine möglichst einheitliche Verwaltung zu schaffen: ein einziger Graf sollte mit Vikaren und Vicecomites das Land in Ordnung halten. Aber die feudale Zersplitterung war unaufhaltsam. Zahllose kleine Herrschaften wuchsen empor und regierten fast unabhängig vom Staate die Untergebenen durch Vikare, Castellane und Bajuli. Doch kamen allmählig die Städte empor und schufen eine neue Ordnung, das städtische Consulat bildete sich aus als eine eminente Friedensmacht. Der Schlußtheil des Buches schildert die Entstehung des Consulates in verschiedenen Städten, in Arles, Marseille, Nizza, Avignon u. s. f. So gründlich das Buch gearbeitet ist, werden doch die wirthschaftlichen Verhältnisse, der materielle Untergrund hier ungenügend behandelt. Gerade hier bei den Städten wäre es am meisten nöthig gewesen, diese Seite in den Vordergrund zu rücken. Der Handel, der sich mit den Kreuzzügen verband, schuf die mächtigen Stadtterritorien, die Stadtrepubliken Italiens. Ohne Zweifel war er auch von Einfluß auf die provenzalischen Städte. — Der Handel mit Italien durch den St. Gotthardpaß schuf die Schweizer Eidgenossenschaft: das ist eine der wichtigsten Ergebnisse der zweiten epochemachenden Arbeit Schulte's. Bei Schulte kann man sehen, wie die wirthschaftlichen Verhältnisse auf die politischen einwirkten. Die politischen Ereignisse erhalten eine ganz neue Beleuchtung.

Schulte's Buch, dessen genauer Titel lautet: „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß von Venedig", herausgegeben von der Badischen historischen Commission (Leipzig, Duncker und Humblot, 1900), enthält im ersten Bande die Geschichte des Handels (742 Seiten), im zweiten Bande sind die wichtigsten Urkunden abgedruckt,



ein genaues Register, sowie eine Karte der Heerstraßen ist beigelegt (358 Seiten). Die Darstellung beginnt nach einer geographischen Einleitung mit den Alpenpässen des Alterthums und des früheren Mittelalters. Die zwei wichtigsten Pässe waren St. Bernhard und mehr im Osten die Bündnerpässe; der Gotthard dazwischen war ungangbar, auch die Römer hatten ihn nicht benützt. Im frühen Mittelalter war der Handel noch sehr gering. Die Pässe wurden nur benützt von Kriegsfahrern, Pilgern. Häufig bewegten sich Reliquienzüge über die Alpen. Schon im 9. Jahrhundert gab es am großen St. Bernhard ein Hospiz. Orientalische Gewürze und orientalische Edelsteine blieben auch in dieser dunklen Zeit begehrenswerth; der so nothwendige Weihrauch mußte vom Osten bezogen werden. Außerdem kam auch der friesische Wollhandel in Betracht. Es waren meist fremde orientalische Kaufleute, die den Handel vermittelten; selten kamen Nordländer nach Byzanz oder nach byzantinischen Städten wie Venedig. Die häufigen Römerzüge belebten den Handel, und bereits im 13. Jahrhundert treffen wir deutsche Kaufleute in den italienischen Städten, häufiger freilich italienische Kaufleute in Deutschland. Die Italiener zogen den byzantinischen Handel an sich und noch mehr. In Italien blühte eine Woll- und Seidenindustrie auf, deren Erträge neben anderen Waaren den Gegenstand des lebhaftesten Verkehres über die Alpen bildeten. Das Aufkommen der Wollkleidung, das Wollgewerbe, der Wollhandel ist eines der einschneidendsten und folgenreichsten Ereignisse im mittelalterlichen Wirthschaftsleben, noch wichtiger als der Uebergang von der Fronhofwirthschaft zum Pachtsystem, der sich etwas früher vollzog. Bei Schulte tritt das klar zu Tage. Der Wollhandel nöthigte zu Handelsgesellschaften und schuf große Messen und Märkte. Viele Städte verdanken ihre Blüthe dem Wollgewerbe und dem Wollhandel.

Ein neuer Handelsweg brach sich im 13. Jahrhundert durch den St. Gotthard. Die stiebende Brücke über die Reuß, eine der größten Thaten der Technik jener Zeit (wohl zu unterscheiden von der Teufelsbrücke) hatte die wichtigsten Folgen. Die Waldstätte, bis dahin fast nur mit Wald bedeckt, wurden zu dem vielbesuchtesten Durchgangslande des Handels.



Dieser Handel, der alle Zeit offene Zusammenhang mit Italien, das Vordringen Mailands im Tessinthale, gab ihnen einen Rückhalt in ihrem Widerstande gegen die Habsburger. Sie wollten wohl Reichsland bleiben, nicht aber Hausbesitz der Habsburger werden. Umsonst suchten sie die Habsburger, vor Allem König Albrecht, zu überwinden. Sie waren nicht auszuhungern. Schiller hat unrichtig die Schweizer als ein einfaches Bauern- und Waldvolk geschildert, es waren weitsichtige, handelsgeriebene Politiker. Nicht Tell, sondern der Erfinder der stiebenden Brücke ist der Staatsgründer, der Stifter der Eidgenossenschaft.[1])

Der Gotthard war ein deutscher Paß. Die Deutschen betheiligten sich jetzt mehr aktiv am Waarenhandel. Aus dem Waarenhandel zurückgedrängt, warfen sich die Italiener um so eifriger auf den Geldhandel. Die Curie bahnte ihnen den Weg hiezu und half selbst dazu bei, das Zinsverbot zu überwinden. Es waren vor Allem die Abgaben an die Curie, Kreuzzugssteuern, Annaten, Palliengelder und andere Taxen, deren Erhebung die Italiener besorgten. Die deutschen Prälaten mußten häufig deßhalb Schulden machen und Darlehen und Wechsel aufnehmen, dabei gab es oft hohe Zinsen. Trotz der theoretischen Verurtheilung der Zinse hat die Curie mitgewirkt, daß Kapital und Zinse den italienischen Geldhändlern nicht entgingen. Hat doch die Curie selbst Darlehen aufgenommen und Zinsen bezahlt! Die interessanten Beweise Schulte's ergänzen die Arbeiten Gottlob's in dieser Hinsicht. In allen bedeutenden deutschen Städten finden sich im 14. Jahrhundert italienische Geldhändler, Lombarden, Kawertschen, wie man sie hieß. Im Ansehen standen sie nicht sehr hoch, sie galten als unehrliche Leute, aber man betrachtete sie als nothwendiges Uebel und zog sie vielfach den Juden vor. Im 15. Jahrhundert verschwinden sie, die Deutschen selbst betreiben jetzt Geldhandel. Der Geldhandel, wenn man will, die Geldwirthschaft, ging weit über die Reformation zurück, wie wir sehen. Trotzdem möchte ich nicht von einem Eindringen oder einer Herrschaft der Geldwirthschaft sprechen, denn das Geld

1) Schulte in der „Kultur" I, 177.



war dienendes, nicht herrschendes Glied im Produktionsbetrieb. Der schwierigen Frage, wann die Geldwirthschaft anfing, mit der sich der Referent öfters beschäftigte, ist der Verfasser nicht näher getreten.

Die größere zweite Hälfte des Buches befaßt sich mit dem spätmittelalterlichen Handel und Verkehr. Der Handel verliert hier seine übersichtlichen Linien, er breitet sich in ein weitmaschiges Gewebe aus und dringt extensiv und intensiv weiter vor. Die deutschen Kaufleute treten zu Gesellschaften organisirt in Italien auf. Konstanz, Ravensburg betreibt neben Augsburg und Nürnberg einen mächtigen Handel und birgt in seinen Mauern ein reiches Handelspatriciat.

Wir scheiden von dem Buche mit dem Gefühle der Dankbarkeit für die Fülle des Neuen, das es bietet, und aufrichtiger Bewunderung für die Masse von Arbeit, die in ihm steckt. Schulte bleibt nicht am Detail haften, das er mit großer Gewissenhaftigkeit sammelt, sondern erhebt sich zu allgemeinen Gesichtspunkten; zuverlässig im Einzelnen, ist er umsichtig und weitsichtig genug, die großen Zusammenhänge nicht aus dem Auge zu verlieren. Er eröffnet neue Perspektiven; seine Auffassung, seine Hinweise werden den Historikern noch lange zu schaffen machen. Vor Ignorirung ist das Buch geschützt, kein Forscher und kein Culturhistoriker kommt an ihm vorbei. Auch ohne Empfehlung ist es der Beachtung sicher.

Eine gewisse Ergänzung zu Schulte bietet das eben erschienene Buch von Reinhold Röhricht: „Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Land," neue Ausgabe, Innsbruck, Wagner, 1900. Mit wahrem Bienenfleiße hat der Verfasser eine Unzahl von Notizen über Pilgerreisen gesammelt und denselben eine prächtige Einleitung über den allgemeinen Verlauf der Pilgerreise vorausgeschickt. Die Reise nach Venedig, die Einschiffung, der Schiffahrtsvertrag, bietet der Cultur- und Wirthschaftsgeschichte reichlichen Stoff.[1])

Grupp.

1) Zu Seite 12, 51 N. 144 wären nachzutragen die kurzen Notizen, die ich in meinem Maihinger Handschriftenverzeichniß S. 21, N. 584 mittheilte.



LVIII.

Das Ministerium Waldeck-Rousseau.

Die im Jahre 1871 aufgerichtete Republik hat die Erwartungen ihrer Freunde nicht erfüllt und die schlimmsten Befürchtungen ihrer Gegner nur zu sehr bewahrheitet. Die inneren Zustände Frankreichs sind im Jahre 1900 verrotteter und verfahrener als im Jahre 1870, die Parteisucht, das Cliquenwesen, die Vergewaltigungen der Minoritäten, die Verfolgung und Maßregelung von eifrigen Geistlichen, pflichttreuen Offizieren, untadeligen Beamten haben einen solchen Grad erreicht, daß alle Gutgesinnten mehr oder minder vogelfrei sind und zu gewärtigen haben, ihres Amtes entsetzt, ihres Gehaltes beraubt zu werden, wenn sie ihre Person oder ihren Stand gegen die Angriffe der vom Staat gedungenen Myrmidonen, Socialisten, Dreyfusisten vertheidigen. Das Ministerium Waldeck-Rousseau ist eine Mischung der heterogensten Elemente, noch vor zwei Jahren hätte keiner, der die Angriffe Waldeck-Rousseaus auf die Socialisten, oder die Vergangenheit Galliffets kannte, erwartet, daß dieselben im Bund mit den Socialisten den Feldzug gegen die gemäßigte Partei eröffnen, und mit einer Rücksichtslosigkeit und Maßlosigkeit, die an orientalische Despoten erinnert, die Rechte ihrer Mitbürger mit Füßen treten würden.

Die Vergewaltigungen seitens der Regierung werden von den Gutgesinnten um so bitterer empfunden, je mehr man den Socialisten, Dreyfusisten, den streikenden Arbeitern



nicht nur die Zügel schießen läßt, sondern sie förmlich zu Angriffen auf die bestehende Ordnung ermuthigt. Die üblen Folgen dieser Unterstützung der unbotmäßigen Elemente seitens der Regierung sind noch nicht vollkommen zu Tage getreten, Zeitungen wie der regierungsfreundliche „Temps“, Nationalökonomen wie Paul Leroy Beaulieu lassen ihre warnende Stimme vernehmen, daß Frankreich dem Bankerott entgegengehe, daß alle Ersparnisse der einzelnen Familien verschlungen würden, wenn jedes Jahr mit einem bedeutenden Deficit abschließe, wenn man zu immer neuen Anlehen seine Zuflucht nehme und nicht zu sparen anfange. Nur der katholischen Kirche gegenüber ist der Staat überaus knauserig und nimmt jede Gelegenheit wahr, Bischöfen und Geistlichen ihr Gehalt zu sperren, ja trägt sich sogar mit dem Gedanken, das bewegliche und unbewegliche Eigenthum aller Orden, d. h. aller, welche die drei Gelübde abgelegt haben, einzuziehen. Man hofft hierdurch aus den Schulden herauszukommen.

Die finanzielle Lage des zweiten Kaiserreiches war eine äußerst günstige trotz der unter Napoleon III. geführten Kriege; trotz der großen auf Anlegung von Straßen und auf allerlei Bauten verwendeten Summen war der Wohlstand so groß, daß Frankreich die schlimmen Folgen der großen Niederlage verwinden konnte. Die fünf Milliarden von Kriegskosten, die Summen, welche die Anschaffung von Kriegsmaterial, die Anlegung von Festungen, die Wiederherstellung der von den Communisten beschädigten Gebäude verschlangen, hätten den Credit eines jeden Landes erschüttert, aber dank der guten Verwaltung unter Thiers und Mac Mahon erholte sich Frankreich zusehends. Die Steuern waren weit geringer, der Verlust der Provinzen Elsaß-Lothringen wurden noch schwer empfunden, bis man neue Mittelpunkte für die elsäßisch-lothringische Industrie gefunden hatte. Gleichwohl stieg der Staatskredit, gleichwohl nahm der Wohlstand zu, während heute der staatswirthschaftliche



Niedergang des Landes sich nicht bestreiten läßt. Der Steuerzahler kann sich nicht mit dem Gedanken trösten, daß die Unternehmungen der Regierung das angelegte Kapital mit Zinsen zurückerstatten werden, daß die Staatsschuld nach einer bestimmten Frist abnehmen werde; denn in Folge der schlechten Verwaltung und der zu hohen Zahl der Beamten erzielt der Staat weit geringere Gewinne als England oder Deutschland. Die Engländer übertreiben wohl das Ungeschick und die Kopflosigkeit der französischen Colonialbeamten; aber die Thatsache läßt sich nicht ableugnen, daß die Colonien Frankreich nicht nur nichts einbringen, sondern große Summen kosten, daß Engländer und Deutsche in manche französische Colonien weit mehr Fabrikate einführen als die Franzosen selbst, daß man in den Häfen weit mehr fremde als einheimische Handelsschiffe findet. Die französischen Häfen Havre, Marseille haben in Folge der im Lande herrschenden Anarchie, in Folge der rasch auf einander folgenden Streiks, in denen die Regierung Partei für die socialistischen Arbeiter nimmt, gewaltig gelitten. Der „Temps" v. 8. September bemerkt: Es steht eine Interpellation betreffs der Streiks zu erwarten; man kann sich die Erregtheit und die Besorgniß nicht verhehlen, die in der politischen Welt, der Industrie und den Handelskreisen bestehen. Unterbrechung unseres Verkehrs mit den afrikanischen Besitzungen, Verhinderung und Verzögerung der Abfahrt unserer Truppen, Lähmung unseres Küsten-Ueberseehandels, Vernichtung der auf den Häfenquais sich ansammelnden Waaren, Aufblühen von Genua und Antwerpen auf Kosten Havres und Marseilles: das sind sehr bedenkliche Symptome. Die Regierung kann den finanziellen Niedergang des Landes nicht durch den Hinweis auf die Ueberlegenheit ihrer Flotte und ihrer Landarmee entschuldigen, sie hat ja durch ihr feiges Zurückweichen betreffs Faschodas anerkannt, daß ein Seekrieg mit England die größte Calamität für Frankreich gewesen wäre, daß die französische Flotte



der englischen gar nicht ebenbürtig sei. Was das Landheer betrifft, so hat die Regierung durch Maßregelung von Generälen und Offizieren die Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst und den Samen der Zwietracht zwischen Civilisten und Soldaten ausgesäet. Es ist wahrhaft nicht das Verdienst des vom Juden Reinach wie eine Drahtpuppe geleiteten Ministeriums, wenn die Mehrheit des Volkes für die von Reinachs Helfershelfern verhöhnten und verlästerten Offiziere eintritt und von einer Revision des vom Kriegsgericht in Rennes bestätigten Urtheils nichts hören will. Gerechtigkeit ist die Grundlage eines jeden geordneten Staatswesens, die Regierung hat die Pflicht, einem jeden, sei er Jude oder Christ, zu seinem Rechte zu verhelfen, wenn das Staatswohl hierdurch nicht gefährdet, der öffentliche Friede nicht gestört wird. In diesem Falle muß der ungerecht Bestrafte bessere Zeiten abwarten. Die Regierung begeht aber das größte Unrecht, wenn sie Beamte, Offiziere maßregelt oder ihres Amtes entsetzt, weil sie eine Revision mißbilligen, an die Unschuld von Dreyfus nicht glauben und das vom Kriegsgericht gefällte Urtheil nicht umstoßen wollen. Von einem Offizier wird bekanntlich mehr gefordert als von einem Civilisten; was bei einem Civilisten entschuldbar ist, das gilt bei einem Militär als Verbrechen. Hätte die Regierung dies beherzigt, dann hätte sie sich manche Anfeindungen erspart, so hat sie durch ihr Bestreben sich in militärische Angelegenheiten zu mischen, die Armee und deren Bewunderer entfremdet und den von manchen ausgesprochenen Verdacht bestätigt, daß sie einfach zu dem Zweck eingesetzt worden, die Freisprechung von Dreyfus durchzusetzen und das Kriegsgericht zu diskreditiren.

Wir haben hier nicht nöthig, auf den unerquicklichen Prozeß Dreyfus, auf die Verhandlungen vor dem Kassationsgerichte einzugehen oder zu zeigen, wie man alle Hebel in Bewegung setzte, um das Kriegsgericht in Rennes zu Gunsten des Verurtheilten zu beeinflussen. Die Thatsachen sind



offenkundig. Das Ministerium wollte offenbar das Reinach gemachte Versprechen halten und ließ alle die büßen, welche seine Pläne durchkreuzt hatten. Der Armee, den Nationalisten, den Katholiken gegenüber hielt man alles für erlaubt; um sie zu maßregeln, schrak man vor keiner Ungerechtigkeit, keiner noch so großen Gesetzesverletzung zurück. Um die Nationalisten und die Armee in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, streute man Gerüchte von geheimen Verschwörungen, von geplanten militärischen Erhebungen aus, setzte die Polizeispitzel in Bewegung, erklärte, man hätte die Fäden einer großen Verschwörung in der Hand und ließ 67 Männer arretiren. Man beraubte sie der Mittel, dem Publikum gegenüber ihre Unschuld nachzuweisen. Trotz aller Chikanen und Intriguen der Kronbeamten, trotz viermonatlicher Untersuchung wurden von den 67 Angeklagten nur drei schuldig befunden, von den 64 Unschuldigen waren manche von fünf Wochen bis sechs Monate eingekerkert. Ein ordentlicher Gerichtshof hätte alle sofort freigesprochen, deßhalb wurde ein eigenes Obergericht eingesetzt, dessen Mitglieder bei den wichtigsten Verhandlungen vielfach durch ihre Abwesenheit glänzten. Durch einen elenden Kunstgriff wurde Deroulède, der von den Geschworenen freigesprochen worden war, noch einmal vor Gericht gezogen und verurtheilt und zwar auf die Aussage von Leuten hin, die den Kronbeamten, die sich auf ihr Zeugniß beriefen, nur Ekel und Abscheu einflößen konnten. Daß die Zeugen und Ankläger sich widersprachen, sich über die Namen der Triumvirn (Radelsführer) nicht einigen konnten, von Versammlungen berichteten, die gar nicht stattfanden, konnte das Vertrauen der Richter auf ihre Glaubwürdigkeit nicht erschüttern. Da Waldeck-Rousseau nach der Festnahme der Angeklagten erklärt hatte, die Beweise für das Complott seien so zahlreich und unwiderleglich, daß man sie nur zu kennen brauche, um dem Vorgehen der Regierung seine Zustimmung zu geben, mußte man dem Publikum Sand in die Augen streuen, konnte



man der Wahrheit nicht die Ehre geben und alle Angeklagten freisprechen. Die Presse verfehlte nicht das Gerichtsverfahren einer strengen Kritik zu unterwerfen; Advokaten, Richter, Marcère, Wallon, Rambaud, Mazeau, Courcel erhoben ihre Stimme gegen die Rechtsverletzung, deren sich der oberste Gerichtshof schuldig gemacht hatte. Der Gerichtshof sollte durch sein Ansehen die Regierung decken, und hat sich beim Publikum um den Credit gebracht.

Waldeck-Rousseau hat offenbar verschiedenes Maß und Gewicht für seine Freunde und seine Feinde und scheut sich nicht, in demselben Athem nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen zu handeln. Staatsbeamte, Professoren dürfen Artikel und Aufrufe in den Zeitungen veröffentlichen, die Entscheidung des Kriegsgerichts von Rennes verurtheilen, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt würde, wenn aber Cardinal Richard, Erzbischof von Paris, den Assumptionisten einen Beileidsbesuch abstattet, wird er vom Minister, als wäre er ein subalterner Beamter, abgekanzelt. Das nennt man in Frankreich Gerechtigkeit und Freiheit. Was man auch immer gegen die Assumptionisten und die von ihnen redigirte Zeitung ‚Croix' einzuwenden haben mag, so wird man doch anerkennen müssen, daß sie mannhaft für die katholischen Interessen eintraten, und auf das Volk einen heilsamen Einfluß ausübten. Das Ministerium, das mit den allerradikalsten socialistischen Blättern liebäugelt, das ruhig zusieht, wenn unsittliche, die Grundlage der modernen Gesellschaft untergrabende Schriften colportirt werden, konnte in seiner Liebe zur „Freiheit" es nicht ertragen, daß eine einflußreiche religiöse Partei zu Worte komme, und suchte die Assumptionisten mundtodt zu machen und ihr Blatt zu unterdrücken. Das Letztere ist freilich nicht gelungen, das Blatt fährt unter anderer Redaktion zu erscheinen fort und hat in Folge der Feindseligkeit der Regierung mehr Abnehmer als früher. Waldeck-Rousseau hat alle längst in Vergessenheit gerathenen Gesetze aus der Rumpelkammer hervorgeholt, um



durch sie die Freiheit seiner Gegner zu beschränken, aber ein neues Preßgesetz, das die Aburtheilung von Preßvergehen den vom Staate besoldeten Beamten zuweist, wird er schwerlich durchsetzen, denn die Radikalen und Socialisten werden nie ihre Zustimmung zu einem Gesetze geben, das die Reaktion, die nicht ausbleiben kann, gegen sie ausbeuten würde.

Die französische Geschichte wiederholt sich, das gegenwärtige Ministerium ist gerade so willkürlich und schwach wie das Direktorium, und vernachlässigt über rauschenden Festen und Gelagen die Interessen der Nation. Um das Maß der Thorheit voll zu machen, hat es sich in einen langwierigen, ganz unnöthigen Streit mit der Armee verwickelt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Waldeck-Rousseau ist hier in die Fußtapfen seiner Vorgänger eingetreten, denen die Armee und namentlich die höheren Offiziere nicht republikanisch genug waren. Man setzte Legitimisten und Conservative ab, ohne dadurch das Ziel zu erreichen, das Experiment mußte immer wiederholt werden; man beförderte unfähige aber gesinnungstüchtige Freimaurer, Socialisten; auch das hat nichts geholfen, radikalere Kuren waren nothwendig, um das Heer zu Grunde zu richten. Die Offiziere hatten sich von der Politik ferngehalten, sie wurden gewaltsam in dieselbe hineingezogen, die stetig wechselnden Kriegsminister gewährten dem Generalstab und dem Kriegsrath große Freiheit und enthielten sich meistens jeglicher Einmischung in Besetzung der höheren Stellen. Das ist unter den Kriegsministern Galliffet und André anders geworden. Ersterer saß kaum fest im Sattel, als er die Vertagung des Parlamentes benützte, um die Generale Zurlinden, Negrier 2c. abzusetzen, und als man die Gründe hierfür wissen wollte, erwiderte er: „Das ist mein Recht; bin ich nicht ihr Vorgesetzter!“ Beiläufig bemerkt, hätte selbst ein Ludwig XIV. so etwas nicht wagen dürfen. Mit derselben Rücksichtslosigkeit behielt sich Galliffet das Recht vor, aus der vom Kriegsrath eingesandten Liste nach eigenem



Belieben die einen zu verwerfen, die anderen zu höheren Posten zu befördern. Selbst Galliffet konnte übrigens nicht zu allen an ihn gestellten Forderungen die Hand bieten, und mußte einem gefügigeren Werkzeuge, General André, weichen, der wohl in kurzer Zeit einem anderen Rivalen Platz machen wird.

Man hat alle diese Gewaltakte durch den Hinweis auf eine weitverzweigte, gefährliche Verschwörung der höheren Offiziere zu rechtfertigen gesucht. Wenn man glaubt, man könne durch Beschimpfung und Absetzung der besten Offiziere die Armee gewinnen, so befindet man sich in grober Täuschung. Was man verhüten will, das wird man herbeiführen, wenn man nicht bald andere Wege einschlägt. Wie das lange Parlament im Jahre 1653 von Cromwell's Soldaten auseinandergejagt, wie das Direktorium von Napoleon gestürzt wurde, so wird voraussichtlich in kurzer Zeit die republikanische Regierung einem glücklichen Abenteurer weichen müssen, einem Diktator, der seine Gegner wie Töpfergeschirr zerbrechen wird. Beklagen sich die Minister schon jetzt, daß sie von der Presse mit Hohn und Schmach gesättigt werden, daß sie in der dumpfen Atmosphäre, von der sie umgeben werden, kaum athmen können, wie wird es ihnen nach der Ausstellung, beim Zusammentreten des Parlaments ergehen?

Eine kurze Charakteristik der vielen Minister, die sich seit dem Jahre 1871 in der Regierung des Landes abgelöst, wäre ein sehr interessantes Kapitel der modernen Geschichte und würde die Behauptung der Aristokraten, daß die Demokratie in der Wahl ihrer Führer nicht eben glücklich war, nur zu sehr bestätigen. Die Unfähigkeit der französischen Demokratie, den für den höchsten Posten geeignetsten Mann zu finden, tritt noch viel mehr in der Wahl des Präsidenten hervor. Thiers war sicher kein großer Staatsmann und hat sich in den Friedensunterhandlungen mit Bismarck, in seiner Vertrauensseligkeit und Schlaffheit den Communisten gegenüber die größten Blößen gegeben, aber alle seine Nachfolger



hat er um Kopfeslänge überragt. Marschall Mac Mahon war ein ehrenwerther Charakter, aber mittelmäßiger Politiker, der unentschieden hin und her schwankte; Grevy, der trotz seiner Mittelmäßigkeit und Bestechlichkeit zwei Mal zum Präsidenten gewählt wurde, hat den Advokaten, der auf juristische Kniffe sein Vertrauen setzt und den pekuniären Vortheil der Ehre vorzieht, nie verleugnet; Carnot empfiehlt sich als Träger eines großen Namens durch seine geistige Beschränktheit und eine gewisse Ehrlichkeit; Casimir Perier fehlte die Selbstbeherrschung und Ausdauer; der in der Politik und den Geschäften unerfahrene Felix Faure, der vom Gerber zum Präsidenten der Republik avancirte, verstand es wohl, bei Schaugeprängen seine Rolle zu spielen und die Gäste der Republik zu empfangen, aber für die Regierung eines Staates wie Frankreich fehlten ihm die nöthigen Eigenschaften. Der Petit bourgeois von Montelimar, Emil Loubet, hatte als Minister die Parlamentsmitglieder seiner Partei, die sich von den Agenten des Panamakanals hatten bestechen lassen, in Schutz genommen und den Prozeß, der gegen sie angestrengt wurde, niedergeschlagen. Diese Heldenthat erwarb ihm das Vertrauen der jüdischen Clique und den Präsidentenstuhl; man erwartete zuversichtlich, daß er zu allen vom Juden Reinach beliebten Maßnahmen Ja sagen würde. Ein Mann mit einer solchen Vergangenheit konnte dem Publikum keinen Respekt einflößen und mußte die öffentliche Mißstimmung nur erhöhen. Loubet ließ sich nicht einschüchtern und blieb auf seinem Posten, die Polizei sorgte dafür, daß das Publikum den Präsidenten nicht länger öffentlich verhöhnte, aber trotz alledem ist Loubet in der öffentlichen Achtung nicht gestiegen. Die Presse überbietet sich in ihren Sticheleien, ihrer Verhöhnung und Beschimpfung des Präsidenten. Wir geben eine Probe der Ungezogenheit und Maßlosigkeit, zu der sich die Gegner Loubet's versteigen. „Ich habe meinen Feldzug, sagt Gaston Mery, der Verfasser der Schrift: ‚Loubet, die Schande‘,



mit dem Ruf: Nieder mit Loubet begonnen, weil derselbe nach meiner Ansicht ein Ausbund jeglichen Aergernisses und jeglicher Schmach ist, durch den die Nation herabgewürdigt worden ist. Er repräsentirt die Gemeinheit, Ungerechtigkeit, die Frankreich längst zu Grunde gerichtet hätten, wenn es überhaupt untergehen könnte. Als einfacher Journalist habe ich Sie jeglicher Infamie bezichtigt, Sie haben alle diese Anklagen auf sich sitzen lassen; jetzt, nachdem ich Stadtrath geworden bin, wiederhole ich dieselben Anklagen, Sie können dieselben nicht von sich weisen, Sie müssen mich gerichtlich verfolgen." Eine ähnliche Sprache führte Drumont; Beide wissen recht wohl, daß ein Prozeß den öffentlichen Unwillen nur noch erhöhen und zu Gunsten der Angeklagten ausfallen würde.

Man sollte meinen, eine so schwache Regierung, die ihren Fortbestand einer kleinen und rührigen Partei, der Apathie des Parlamentes, der Gleichgültigkeit einflußreicher Männer verdankt, welche von Politik überhaupt nichts hören wollen, würde vorsichtiger auftreten und die stetig steigende Unzufriedenheit zu beschwichtigen suchen. Dies ist indeß keineswegs der Fall, denn sie bildet sich ein, durch Verdrängung ihrer Gegner aus allen einflußreichen Stellungen sich gegen künftige Angriffe sichern zu können. Eine nur oberflächliche Kenntniß der Geschichte der großen Revolution könnte die Minister des Irrthums überführen; was Guillotine und Proscription nicht vermocht haben, werden der Socialismus und die religiöse Verfolgung nicht zu Stande bringen. So weit ist Frankreich doch noch nicht gekommen, daß es das einzige Heilmittel gegen alle inneren Schäden in Abschaffung des Eigenthums, in Uebertragung der höchsten Gewalt an streikende Arbeiter erblickt; manche, wie Jules Lemaître, Goyau, Nourrison, Copin, Albancelli, Lepelletier, die sich früher von der Politik fern gehalten hatten, treten jetzt für die nationale Sache ein. Der gut unterrichtete „Temps" (10. Mai 1900) urtheilt über die nationale Bewegung also:



„Was dieselbe charakterisirt, ist nicht die Begeisterung für irgend eine Partei oder irgend welche Regierungsform, sondern üble Laune, Unruhe, Ueberdruß, dieselbe ist ein Protest gegen die rothe Revolution, gegen die Velleität, den Prozeß Dreyfus wieder aufzunehmen, gegen die überspannten Forderungen der Arbeiter, gegen die sich stetig anhäufenden Streiks, gegen die Unthätigkeit der Progressisten. Kurz, gegen die Politik des Ministeriums Waldeck-Rousseau."

Letzterer gab in einem unbewachten Augenblicke selbst zu, daß er seine letzte Karte ausgespielt habe, als er einen Angriff Ribot's also zurückwies: „Herr Ribot bekämpft nicht die Mächtigen, er greift nur die an, deren Fall nahe bevorsteht." Die Reihen der Ministeriellen sind gewaltig gelichtet, die einen sind nicht wiedergewählt worden, andere sind zu den Gegnern übergegangen, wieder andere halten sich passiv. Die Parole: Tod und Verderben den Klerikalen, nieder mit den freien Schulen, wird wenig Anklang finden, die Interpellationen im Parlament werden nicht ausbleiben und es wird den Ministern trotz ihrer Zuversicht schwer fallen, ihre Maßnahmen zu vertheidigen.

Die besseren Klassen waren in Frankreich, gerade wie in den Vereinigten Staaten, äußerst geduldig und langmüthig und sagten sich: Laßt diese Herren es treiben, wie sie wollen, so lange wir unseren Geschäften nachgehen können. Seitdem ist es ihnen zu bunt geworden, seitdem haben viele eingesehen, daß sie Verpflichtungen dem Staate, der Religion und Sittlichkeit gegenüber haben, daß man den politischen Maulwürfen das Handwerk legen muß. Die Katholiken allein sind zu schwach, einen Umschwung herbeizuführen, aber im Bunde mit den Nationalisten und der Friedenspartei haben sie Aussicht auf Erfolg. Daß der Kampf sich in die Länge zieht, daß die gegenwärtigen Leiter der Republik verzweifelte Anstrengungen machen, um am Ruder zu bleiben, gibt ihnen Gelegenheit, die Tugenden der Geduld und Beharrlichkeit zu üben.

Aa.



LIX.

Mauriner und Emmeramer.[1]

Die Anhänger der „Philosophie (und Theologie) der Vorzeit" pflegen sich über die Geringschätzung und Mißachtung zu beklagen, welche die von ihnen hochgehaltene Epoche christlicher Wissenschaft da und dort erfährt, begehen aber fast regelmäßig dasselbe Unrecht gegen ihnen mißliebige wissenschaftliche Richtungen, indem sie nur die Vorzeit loben, die sie meinen. Wie es bis vor kurzem mancherorts als Beweis wissenschaftlicher Gesinnungstüchtigkeit galt, über Mittelalter und Scholastik abzusprechen, so ist in manchen katholischen Kreisen noch heute das Achselzucken über die theologische und philosophische Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts gang und gäbe. Daß beiderlei Gebahren einseitig ist und auf — mehr oder weniger verschuldeter — Unkenntniß beruht, zeigt sich beim Fortschreiten unserer historischen Erkenntniß immer deutlicher. Der Irrthum, als ob die Geistesthätigkeit immer in derselben Richtung sich bewegen müßte, oder als ob nur ein Zweig oder eine Methode menschlicher Wissenschaft der göttlichen Wahrheit dienstbar werden könnte, die Unterstellung, als ob die historische „Schule" der Kirche schade und nur die Schule κατ' ἐξοχήν,

---

1) Correspondenz der Mauriner mit den Emmeramern und Beziehungen der letzteren zu den wissenschaftlichen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. Von Dr. J. A. Endres, Prof. der Philosophie am k. Lyceum zu Regensburg. Stuttgart und Wien, Jos. Roth, 1899. 103 S. gr. 8⁰.

d. h. die Scholastik, ihr förderlich sei — alle diese Phantome müssen verschwinden angesichts der Leistungen der Mauriner wie der modernen Historiographie und angesichts der Thatsache, daß das Christenthum doch mindestens ebensogut geschichtliche Erscheinung als „Philosophie“ ist.

Jahrhundertelang gingen neben den Ausläufern der Scholastik die Versuche her, eine Regeneration der Wissenschaft und ihres Betriebs herbeizuführen. Bei den formalen Schwächen der Schulweisheit setzte der Humanismus ein mit seiner Betonung der schönen Form, bei der Armuth an innerem Gehalte ebenfalls die humanistische Renaissance und die erwachende Naturwissenschaft, beide, indem sie die Thatsachen der Geschichte und der Erfahrung als Vorwurf der Wissenschaft proponirten. Welche Verdienste schließlich die Mauriner um die Begründung einer theologisch-historischen Wissenschaft in Frankreich und Deutschland erwarben, ist bekannt. Aber nicht eben so bekannt sind die concreten Wege, auf denen die gelehrten Ordensmänner ihre hohen Ziele erreichten.

Einen von diesen Wegen zeigt uns die Publikation von Professor Endres, welche als Beitrag zur Kenntniß des kirchlich-wissenschaftlichen Lebens in dem theilweise künstlich verrufenen 18. Jahrhundert freudigst zu begrüßen ist und welcher recht viele Nachfolgerinen zu wünschen sind. Das Benediktinerstift St. Emmeram in Regensburg ragte im vorigen Jahrhundert durch seine wissenschaftliche Bedeutung hervor, und wurde in dieser Beziehung schon von Zeitgenossen mit dem berühmten St. Blasien auf dem Schwarzwalde verglichen. Verhältnißmäßig früh tauchen dort die ersten Reformversuche des philosophischen und theologischen Studienwesens auf; die Philosophie ward durch die Pflege der Naturwissenschaften neu belebt, und die Erlernung der biblischen Sprachen, die historisch-patristischen Studien begründeten einen Aufschwung der theologischen Studien. Bei der Suche nach den Faktoren dieses Umschwunges machte E. die überraschende Wahrnehmung, daß derselbe direkt auf die Mauriner zurückgehe; der Beweis liegt in der auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Correspondenz (Starkiana nr. 21) der Mauriner mit den Emmeramern, aus welcher 35 Stücke mitgetheilt werden.



Zwei Perioden sind in diesem literarischen Verkehre zu unterscheiden. Zum erstenmale wurde die Verbindung angeknüpft durch den Emmeramer Kaspar Erhard (geb. 1685, † 1729), sodann durch J. B. Kraus fortgesetzt; sie erstreckte sich von der Mitte des zweiten bis zur Mitte des fünften Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts. Den strebsamen Erhard beschäftigte die Frage, welches wohl der Studiengang jener Männer sein möge, die mit ihren gelehrten Riesenwerken die Welt in Erstaunen setzten. Wie sein Ordensgenosse, der berühmte Geschichtsschreiber Karl Meichelbeck von Benediktbeuren, wendet er sich daher an die Mauriner, näherhin den gelehrten Prudentius Maran um Aufschluß über jene Frage. Dieser spricht ihm (7. August 1719) die Ueberzeugung aus, daß die Mauriner all' ihre literarischen Erfolge ihrem von der Scholastik abweichenden Studiengange verdanken, und empfiehlt ihm die Lehrbücher, welche sie beim Unterrichte gebrauchen, darunter die Logik von Port-Royal, ‚L'art de penser'. Für die Philosophie sind zwei Jahre in Aussicht genommen, für die Theologie drei; aber letztere wird ebenfalls nicht scholastisch, sondern positiv-historisch betrieben, und Petavius ist hiefür u. a. zu empfehlen. Uns möchte es auffallen, daß man nicht einmal diesen in Deutschland kannte; aber Maran mußte erst ein Exemplar besorgen, etwa 100 Fr. werde es kosten, kündigt er an. „Welches wird wohl", reflektirt der Herausgeber (S. 13), „der Eindruck dieses ersten Briefes von Maran an Kaspar Erhard gewesen sein, der mit redlichem Streben bisher unentwegt die von Jahrhunderten her geebneten Bahnen der Scholastik gegangen war, in dem vielleicht bisher kaum eine Ahnung aufgekommen war, daß es in theologischen Kreisen auch eine andere Denkrichtung geben könne als die scholastische, daß auch andere Controversen möglich seien als die von Jahrhunderten her stets aufs neue gepflogenen?" Und doch, wie recht hatte Maran, wenn er sagte, die Deutschen müssen ihren altererbten Glauben gegen die Häretiker vertheidigen. Aber „dafür ist die Scholastik eine zu leichte Waffe, auf sie geben die Häretiker nichts; sie verschanzen sich hinter die hl. Väter und das kirchliche Alterthum", erinnert er weiter; auf diesen Gebieten müsse man ihnen nachgehen. Mit diesen Anweisungen



kamen auch Werbungen für den Gallikanismus und Jansenismus, dem damals die Mauriner, wie fast alle Gelehrten Frankreichs, die mit der Vorherrschaft der Jesuiten unzufrieden waren, noch fest anhingen. Aber Erhard widerstand der Versuchung, welche überhaupt unter den deutschen Benediktinern nicht gefährlich war. Dagegen die Mahnungen Marans zu einem veränderten Betrieb der Wissenschaft war er gesonnen zu befolgen, mußte aber schweren Herzens melden, daß er durch den bestimmten Willen seiner Obern gezwungen sei, in den scholastischen Geleisen weiter zu gehen.

Immerhin hatte er aber das durchgesetzt, daß ein junger Emmeramer, Johann Baptist Kraus, den Maurinern zur Ausbildung geschickt wurde; Pfingsten 1721 traf er in St. Germain-des-Près ein. Doch war er angewiesen, nur in der griechischen, hebräischen und französischen Sprache sich ausbilden zu lassen; mit den theologischen Anschauungen der Mauriner in die Heimat zurückzukehren, davor hatte man ihn, wie Maran halb scherzend, halb klagend bemerkt, zeitig in St. Emmeram geschützt. Allein so ganz blieb man dabei doch nicht stehen, und Maran selbst schreibt, er habe den jungen Deutschen etwas von der neueren Philosophie zu kosten veranlaßt und zum Studium einer wahren Theologie an den Quellen der Väter selbst geführt. Nach zwei Jahren kehrte Kraus in die Heimat zurück, bereits schwankend geworden in seinem Verhältnisse zur Scholastik; durch Briefe seiner Lehrer wurde er noch mehr zur neuen Richtung hingezogen nachdem er selbst zum Lektor der Philosophie in seinem Kloster bestellt worden war. Inwieweit er der kartesianischen Philosophie sich zuwandte, läßt sich zwar in Ermangelung von Belegen nicht feststellen; aber bald nach seiner Wahl zum Fürstabt (1742) finden wir zwei Eklektiker unter den Philosophieprofessoren des Stiftes. Da die Emancipation von der peripatetischen Schule und die eklektische Freiheit z. B. an der Universität Jena erstmals 1756 diskutirt wurde und einige Jahre später an der Benediktineruniversität Salzburg, verdient dies Beachtung. „Sollte es zufällig sein, daß gerade St. Emmeram zu den frühesten katholischen Verfechtern des Eklekticismus und der



Philosophie und zwar unter der Regierung von unserem J. B. Kraus sein Contingent stellte?" (S. 26.)

Ein zweites Mal knüpften sich nähere Beziehungen zwischen Maurinern und Emmeramern an unter Fürstabt Frobenius Forster, welcher seit 1762 regierte. Diesem seltenen Manne schwebte nichts Geringeres vor, als die Bildung einer Benediktiner-Congregation in Deutschland, deren einigendes Band, wie bei den Maurinern und Lothringern, das wissenschaftliche Streben sein sollte. Als dieser Plan nicht zu verwirklichen war, schuf er 1766 wenigstens in seinem Kloster eine Art Akademie für philosophische — einschließlich Mathematik und Physik — und theologische Studien. Mit der Reform derselben Ernst machend, erbat er sich vom Erzabt der Mauriner den berühmten Sprachgelehrten Charles Lancelot für den Unterricht in den orientalischen Sprachen auf einige Jahre. Endres verzichtet auf eine Wiedergabe dieser zweiten Serie der Correspondenz, weil damals bereits eine Studienreform, ähnlich der durch Maria Theresia angestrebten und von Martin Gerbert in St. Blasien durchgeführten, in St. Emmeram einheimisch war und die Berichte keine weiteren Anhaltspunkte für die Charakterisirung jener Bewegung bieten; wir hätten sie gleichwohl der Veröffentlichung werth gehalten: Briefe von solchen Männern bieten immer Anregung und Belehrung, und bringen sie nichts Neues zur Kenntniß der Zeitströmung, so doch zu besserer Würdigung der Persönlichkeiten. Dafür entschädigt uns aber der Herausgeber durch Mittheilung zweier Briefentwürfe Forster's an Dom Josef François in Metz, ein Mitglied der Lothringer Congregation, aus dem Jahre 1760, als Forster mit aller Energie an der Studienreform arbeitete. Wie einst Erhard nach St. Germain, so hatte Forster nach Metz sich gewandt mit der Bitte um Aufschluß über die Art und Weise, wie die Studien dort gehandhabt werden. Seit Jahren, schreibt er, habe man in St. Emmeram begonnen, mit den scholastischen Quisquilien aufzuräumen, bessere Studien zu pflegen und eklektische Philosophie und dogmatische Theologie zu lehren nach dem Vorbilde trefflicher Männer, die hauptsächlich aus Frankreich hervorgegangen. Gleichzeitig habe dieser Studienbetrieb an der Salzburger Universität und damit auch



in den Klöstern Oesterreichs, Schwabens und Bayerns, und endlich auch an der gemeinsamen Studienanstalt der bayerischen Benediktinercongregation Eingang gefunden. Aber die Prälaten seien dagegen eingenommen worden, weßhalb es sehr wünschenswerth wäre, ihnen zu zeigen, „daß diese Philosophie und Theologie in den berühmtesten Congregationen unseres Ordens, in welchen unter dem Beifalle der ganzen Kirche das trefflichste Studienwesen besteht, in der Maurinercongregation und der eurigen nämlich, gelehrt werde." Er hätte gerne ein gedrucktes Lehrbuch der Philosophie und Theologie von einem Mitgliede der Lothringer Congregation gehabt, das er seinen Lektoren als Norm hätte vorlegen können; da ihm kein solcher Autor namhaft gemacht worden sei, so möchte er nun François selbst bitten, dieser möchte seine eigenen einschlägigen Manuskripte mit seinem Namen und der Approbation seiner Obern veröffentlichen oder ihm zur Veröffentlichung überlassen, da es in Deutschland leichter sei, einen Verleger zu finden, als in Frankreich.

Eine ausführlichere Schilderung von Forster's Reformthätigkeit behält Endres sich vor. Möge er dann wenigstens einen Theil jener Briefe beigeben, deren Zurückhaltung wir eben bedauerten!

All' dieser edlen Bestrebungen Forster's und der Männer gedenkend, „welche in seiner Schule aufgewachsen, als Zierden ihres Ordens und einer gediegenen Wissenschaft zugleich, die letzten Tage der mehr als tausendjährigen Agilolfingerstiftung zu Regensburg verherrlichten," constatirt unser Verfasser, „daß dieser letzte Abt des Klosters, der als solcher starb, wie zu einer dauernden Anklage gegen die Barbarei einer wahllosen Säcularisation den Ruhm mit sich in's Grab nehmen sollte, ‚der Schöpfer des goldenen Zeitalters von St. Emmeram' genannt zu werden" (S. 38). In der That, wenn man der Säcularisation alles verzeihen wollte, wenn man ihr zerstörendes Werk bisweilen gern als Akt der rächenden Gerechtigkeit gelten lassen könnte — das wird ein ewiger Schandfleck in ihrer Geschichte bleiben, daß sie auch solch' herrliche Pflanz- und Pflegestätten der Wissenschaft vernichtet, daß sie die katholische Wissenschaft aus ihrer schönsten Blüthe aufgestört und heraus-



gerissen und dafür dem blödesten Josefinismus einerseits, dem ödesten Scholasticismus andererseits Thür und Thor geöffnet hat. Vor dieser Katastrophe hatten die Mauriner, die St. Blasianer und St. Emmeramer Werke geschaffen, welche nicht nur auf der Höhe der Zeit standen, sondern theilweise dieser weit vorangeeilt waren; haben doch die gelehrten Gesellschaften von Paris, Wien, Berlin und München erst vor relativ kurzer Zeit angefangen, sich Aufgaben ähnlich großen Stils zu stellen und sie der Lösung entgegenzuführen. Und wo liefert heute die katholische Wissenschaft jene monumentalen Werke, womit jene der ganzen Welt imponirten? Durch die vielseitigen Angriffe gegen die Kirche, zumal durch den Culturkampf, ist man so in's „Widerlegen" und Apologetisiren hineingedrängt worden, daß man auch in objektiv und wissenschaftlich sein wollenden Werken viel zu viel Material für den Kampf des Tages, statt positiver, uninteressirter Forschung findet; jenes sollte man populären Schriften überlassen. Immerhin haben wir in Deutschland wenigstens achtungswerthe Anfänge und auch schon eine Zahl von Größen ersten Ranges. Zu eifrigem Vorwärtsstreben kann uns der Gedanke anspornen, was die Mauriner und ihre Gesinnungsgenossen erst mit den Mitteln der heutigen Wissenschaft zu Stande brächten. Ihre Werke allein schon liefern den Beweis, daß eine wirklich wissenschaftliche Theologie möglich ist. Ihre Arbeit war um so mehr zur Ehre und zum Besten der Kirche, weil sie Geist und Leben hatte, weil sie wirkliche Forschung war.

Würzburg. Sebastian Merkle.





LX.

Madame Louise von Frankreich,[1)]

Tochter Ludwigs XV. und Carmeliterin zu St.-Denis (1737—1787).

Der Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts hat in erhöhtem Maße das Andenken an die große französische Staatsumwälzung, welche den Abschluß des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichnet, wieder wachgerufen. Den leitenden Männern der Revolution, aber nicht minder den beklagenswerthen Opfern derselben hat man seit 1890 eine fast unübersehbare Literatur in Frankreich gewidmet. Selbstverständlich spielt das entsetzliche Verhängniß, welches die königliche Familie traf, in diesen Publikationen eine hervorragende Rolle. Was Ludwig XVI., seine Gemahlin Marie Antoinette, die Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, seine fromme Schwester Madame Elisabeth und der zarte Dauphin in harter Gefangenschaft und schmählichem Tode erduldet haben, das ist aus mehr als einer Schrift zu ersehen. Bei dem lebendigen Interesse, welches man an dem Schicksale der unglücklichen Königsfamilie nahm, war es vom Standpunkt der Kirchengeschichte aber auch eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, die Aufmerksamkeit des heutigen Geschlechtes auf ein Mitglied des entthronten königlichen Geschlechtes zu lenken, welches inmitten des schlimmsten Verderbnisses im Glanze reinster Tugend strahlte und seit dem

---

1) Léon de la Brière. Madame Louise de France. Deuxième édition. Paris, Victor Retaux. 1900. 8° 344 pag.



14. Juni 1873 durch Dekret Pius' IX. den auszeichnenden Titel einer ehrwürdigen Dienerin Gottes trägt. Es ist Madame Louise von Frankreich, Tochter Ludwig's XV. und der Maria Lesczinska von Polen, Carmeliterin in der alten Königsstadt Saint-Denis.

Man würde den französischen Katholiken Unrecht thun, wollte man ihnen Gleichgültigkeit gegen die hehre Gestalt dieser Heldin christlicher Tugend vorwerfen. Im Gegentheil: seit dem seligen Heimgang der ehrwürdigen Dienerin Gottes ist die kirchengeschichtliche und hagiologische Forschung nicht müde geworden, durch dicke Bücher, wie knappe Abhandlungen über bedeutende Einzelpunkte den merkwürdigen Lebensgang dieser Königstochter aus einem altehrwürdigen Geschlechte zu beleuchten. Sie wird wie eine untergehende Sonne gefeiert, welche bestimmt war, einen letzten Glanz auf eine Dynastie zu werfen, deren Untergang unvermeidlich schien und zu dessen Besiegelung Ludwig XV., der Vater der verklärten Ordensfrau, selbst nicht wenig beigetragen hat. Den geneigten Lesern die heute hoch angeschwollene Literatur über Madame Louise hier eingehend zu beschreiben, kann unmöglich meine Aufgabe sein. Dagegen dürfte sich ein kurzer Bericht über die neueste Arbeit auf diesem Gebiete empfehlen, die ich nicht bloß vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft, sondern auch als erzbischöflicher Commissarius eines blühenden Klosters der Carmeliterinen strenger Observanz in hiesiger Stadt, mit ebenso reichem geistigem Gewinn als geistlicher Erbauung gelesen habe.

Ein echter Franzose, schreibt Leon de la Brière mit ebenso großer Feinheit der Darstellung wie Durchsichtigkeit in der Anordnung. Für weitere Kreise, oder, sagen wir vielleicht passender, für die höhere Gesellschaft seine Schrift bestimmend, verzichtet er auf gelehrten Ballast und kritischen Apparat. Aus den besten gedruckten und ungedruckten Quellen werden packende Stellen passend zu einem lebensvollen Bilde zusammengestellt. Je häufiger indeß der Leser auf wörtliche Anführungen stößt, um so stärker ist sein Erstaunen, wenn er findet, daß genauere Citate fehlen. Doch darüber wollen wir weiter mit dem Verfasser nicht rechten, sondern zu seiner



Empfehlung beifügen, daß er seinen Stoff in souveräner Weise beherrscht und in eigenen, selbstgeschaffenen Bahnen wandelt. Demzufolge tritt die Chronologie in den Hintergrund. Dagegen weiß er als bewanderter Schriftsteller einzelne Hauptgesichtspunkte geschickt hervorzuheben und seinen Stoff um dieselben zu lagern. Demnach werden behandelt: die Thatsache; geheime Aktenstücke; der leitende Beweggrund; der Kampf; das Ansprachszimmer; die Zelle; der Speisesaal; die Erholung; die Kapelle; die Arbeit; Stolz und Intrigue; der Ausgang. Ein Blick auf das vorletzte Kapitel ist geeignet den Leser in der Ueberzeugung zu bestärken, daß der Verfasser *keine* Neigung empfindet, die Rolle eines *Lobredners* zu spielen. Als Sohn der katholischen Kirche, als Mann von gereifter Erfahrung von den Erscheinungen des mystischen Lebens mit hoher Bewunderung erfüllt, kennt er anderseits die auf die Prüfung des Lebens gestützte Lehre, gemäß welcher die Heiligen ihr Ziel unter beständigem Ringen wider ihre verderbte Natur erreicht haben. Das gilt auch von Madame Louise, mag man ihren Spuren in jener Periode ihres Lebens nachgehen, welche sie mitten unter den Verführungen einer entarteten Hofgesellschaft verbrachte (1752—1770), oder mag man sie mit dem Auge des Geistes auf dem rauhen Pfade einer Tochter der hl. Theresia verfolgen. Kampf, Abtödtung, Entbehrung und Bußgeist — das war das Banner, unter welchem sie wirkte, ausharrte, vollendet hat. Hierorts sei beigefügt, daß die lesenswerthe Schrift mit Bezug auf die Jugendzeit der Prinzessin eine sehr willkommene Bereicherung empfangen hat durch die Sammlung und Herausgabe einiger Briefe des königlichen Vaters an seine Töchter und deren Antworten aus der Abtei Fontevrault, wo sie unter Leitung der dortigen Benediktinerinen ihre Erziehung und Ausbildnng empfingen.[1])

---

1) Les filles de Louis XV à Fontevrault. Lettres inédites du Roi et des Madames de France par H. Chérot S. J. Paris. Libraire Techner. 1899. 35 pag.

Als zehntes und letztes Kind Ludwig's XV. am 15. Juli 1737 geboren, erhielt Madame Louise seit dem Juni 1738 mit ihren drei älteren Schwestern Victoire, Sophie und Therese in der genannten Abtei ihre Erziehung. Hier verblieb sie bis zum 14. Oktober 1750, wo sie an den Hof von Versailles kam, dessen „Engel" sie genannt wurde. Zwanzig Jahre hat ihre Vorbereitung auf den Eintritt in einen der strengsten, aber auch einen der blühendsten Orden der katholischen Kirche gedauert. Rührend hat de la Brière die Gründe dargelegt, welche den anscheinend langen Aufschub in der Ausführung ihres Vorhabens rechtfertigen. Die Schlag auf Schlag erfolgenden Todesfälle in der königlichen Familie, das Streben nach immer tieferer Erfassung des Tugendideals, dem sie zu dienen wünschte, vereinigten sich mit den Rathschlägen ihres geistlichen Leiters, des berühmten Pariser Erzbischofs de Beaumont, um sie annoch an den Hof zu fesseln. Wenngleich Madame Louise in Folge eines unvorsichtigen Sprunges, den sie als Kind aus dem Bette gethan, eine Krümmung an der linken Schulter davon getragen, die sie scherzhaft ma bosse (Buckel) zu nennen pflegte, und deßhalb kaum als wohlgestalt gelten konnte, fanden sich doch manche Bewerber um ihre Hand ein. Unter andern gehört dazu der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, der Erzherzog Max Franz, der nachmalige letzte Erzbischof-Kurfürst von Köln, dessen Bildniß noch heute im Berathungssaale des Kölner Domkapitels prangt. Alle Bewerber wurden abgewiesen.

König Ludwig XV. hat von P. Lacordaire das Beiwort „Sardanapal" empfangen. Welch bittere Kränkungen er der Königin und seinen musterhaften Töchtern durch den ausgeschämten Umgang mit der Du Barry zufügte, mag der Leser aus der Biographie der Carmeliterin ersehen. Dennoch bleibt die Thatsache bestehen, daß er mit wirklicher Liebe an seinen Kindern hing, insbesondere an Madame Louise, die sein Liebling, sein petit coeur, war. „Der Herr Erzbischof", schrieb der König aus Versailles 16. Februar 1770, „hat mir, liebe Tochter, Rechenschaft über alles gegeben, was Sie ihm gesagt und aufgetragen haben, er wird Ihnen zu erkennen gegeben



haben, was ich ihm erwidert. Thun Sie den Schritt für Gott allein, dann darf ich weder seinem Willen, noch Ihrem Entschlusse entgegentreten .... Ich habe gezwungen Opfer gebracht; dieses Opfer wird Ihrerseits freiwillig sein. Gott wird Ihnen Kraft verleihen, um in Ihrem neuen Stande auszuharren, denn ist der Schritt einmal gethan, dann ist keine Rückkehr möglich. Von ganzem Herzen umarme ich Sie, liebe Tochter, und ertheile Ihnen meinen Segen" (21).

In ihrem dankbaren Gemüthe haben Ludwigs XV. Töchter die Liebe des Vaters erwidert. Man lese die Aufopferung, mit welcher die drei ältesten dem an den Masern erkrankten Vater im April 1774 beigestanden haben, als der Hof aus Furcht vor Ansteckung floh und selbst die Aerzte nur unter Anwendung äußerster Vorsichtsmaßregeln sich dem Lager des Monarchen näherten. Madame Louise aber war es, die ein Leben strenger Entsagung in der Welt und dann 1770 den Stand harter Buße im Carmel sich erwählte zu dem Zwecke, um dem König die Gnade der Bekehrung von Gott zu erwirken. Der Carmeliterin unausgesetztes Ringen nach diesem herrlichen Ziele hat de la Brière mit seinem psychologischen Verständniß im dritten Kapitel mit dem Titel „Pourquoi" dargelegt. Gott hat ihr Opfer angenommen und ihr die Seele des Königs geschenkt, welcher die Du Barry vom Hofe verwies, ein offenes Bekenntniß seiner Uebertretungen ablegte, reumüthig dem Abbé Maudoux seine Beichte verrichtete und dann aus den Händen des Cardinals Rohan die heilige Communion empfing. „Die Gnaden, welche Gott ihm erwiesen", schrieb Ludwig's XV. Enkel, jetzt Ludwig XVI., am Tage nach des Großvaters Hinscheiden († 10. Mai 1774) an die Carmeliterin, „waren äußerst tröstlich. Er ist heimgegangen mit dem Crucifix in der Hand, die Gebete selbst verrichtend" (122). Auch das Testament des Königs legt Zeugniß ab für dessen reumüthige Umkehr, und nicht minder die Briefe der Königin Marie Antoinette an ihre Mutter Maria Theresia.

Im Orden Schwester Theresia vom hl. Augustinus genannt, und von der Carmeliterin Julie von Mac Mahon, aus irischem Geschlechte, die ihr nach Ordensbrauch als Engel beigegeben



wurde, geleitet und berathen, hat die Carmeliterin Madame Louise die letzten dreizehn Jahre ihres Daseins der Danksagung für die Errettung des königlichen Vaters durch ein Leben der Buße gewidmet, welches uns in Erstaunen setzt. Sechs volle Kapitel sind den manchfachsten Seiten dieser Bußarbeit gewidmet. Sie bezeugen zugleich die Höhe, auf welcher der französische Carmel zu einer Zeit sich zu halten wußte, in welcher nicht wenige Orden vom Zeitgeiste stark berührt worden, und lassen, wie das Kapitel „Parloir" bezeugt, ebensowenig Zweifel darüber bestehen, daß die Königstochter in den besten Kreisen Frankreichs das Ansehen eines Schutzengels genoß, dem alle reinern Elemente der Gesellschaft ihre Verehrung und Liebe zu bezeugen wünschten. Häufig hat sich in Saint-Denis bei der Carmeliterin eingefunden Msgr. de Bonal, der Nachfolger des berühmten Massillon auf dem bischöflichen Stuhle in Clermont — ein Bekenner des Glaubens, der in der Nationalversammlung Turgot gegenüber die Rechte der Kirche wahrgenommen hat, dann mit Verbannung belegt wurde und am 3. September 1800 in München verschieden ist. Mehr als einmal haben die Päpste Clemens XIV. und Pius VI. die Verdienste anerkannt, welche sie durch ihr herrliches Beispiel gegeben, während die elenden Spöttereien Voltaire's und seiner dämonischen Gesellen ihren Ruhm nicht minder zu erhöhen geeignet sind.

Kein Gemälde darf der Schatten entbehren. Diejenigen, mit welchen das Seelengemälde der königlichen Carmeliterin behaftet ist, hat de la Brière in dem Kapitel „Stolz und Intrigue" in das Lebensbild eingetragen. In der That: Madame Louise war stolz. Aber wer hätte diesen Hang unerbittlicher, ausdauernder, erfolgreicher bekämpft als sie in den Stadien, die sie als Postulantin, Schwester und Priorin durchlaufen hat. Sie hat intriguirt, aber mit Recht, mit Erfolg, zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschheit. Sie intriguirte beim Nuntius um taxfreie Ausfertigung der Bullen in Rom für einen unbemittelten Bischof; bei Pius VI. für die Seligsprechung der Stifterin des französischen reformirten Carmel Maria von der Menschwerdung (Madame Acarie),



die auch wirklich 1791 vom hl. Stuhl gewährt wurde; beim Siegelbewahrer für die Herausgabe der Werke Fenelon's; bei Joseph II. für die von dessen gottesräuberischen Maßnahmen betroffenen Carmeliterinen in Brüssel; bei Clemens XIV. für die bedrohten Jesuiten.

Das letzte Kapitel schildert den ruhmwürdigen Ausgang der heiligmäßigen Carmeliterin, die am 23. September 1787 in Saint-Denis verschied. Die Nachrichten über die Veranlassung zu ihrem Tode (Vergiftung durch ein mit der Post gesandtes Packet mit Reliquien, dem sie mit dem Munde zu nahe gekommen), sowie über den Verbleib ihrer sterblichen Ueberreste in der Revolution widersprechen sich. Pius IX. hat die Heldin christlicher Tugend am 14. Juni 1873 als ehrwürdig erklärt und 1877 den verstorbenen Cardinal-Erzbischof Guibert von Paris, nebst dem Bischof (heute Cardinal) Perraud von Autun mit der Führung des Processes der Seligsprechung beauftragt.

Aus einem Lebensbilde wie das der königlichen Carmeliterin strömt dem Leser der süße Wohlgeruch heldenmüthiger Tugend entgegen, welcher den Geist erfreut und das Herz erquickt.

Aachen. Alfons Bellesheim



LXI.

Graf von Hoensbroech

hat vor Kurzem den über 700 Seiten starken ersten Band eines großen Werkes erscheinen lassen, welches „Das Papstthum in seiner social-culturellen Wirksamkeit“ schildern soll (Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900. L u. 683 S.). Derselbe behandelt: „Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwesen“. Titelblatt und Vorrede bezeichnen den Verfasser kurz als „Graf von Hoensbroech“; man hat sich darunter den früheren Jesuiten Paul von Hoensbroech vorzustellen, der nebenbei bemerkt seine älteren, noch im Ordensstande geschriebenen Bücher der Aufführung in Kürschners Literaturkalender nicht für würdig erachtet. Das Buch erweckt großen Respekt durch seinen ungewöhnlichen Umfang, ein sieben Druckseiten füllendes „Verzeichniß der benutzten Bücher und Schriften“ und tausende von Citaten aus zum Theil schwer zugänglichen Quellen und Bearbeitungen, wiederholt auch aus Handschriften, so daß der gutmüthige Leser sofort den Eindruck einer fabelhaften Belesenheit und Gründlichkeit bekommt. Auch kann man dem Verfasser nicht den Vorwurf übertriebener Bescheidenheit machen. Die Zuversichtlichkeit seiner Behauptungen und die Kraft seiner Sprache lassen nichts zu wünschen übrig, Andersdenkende werden mit Ausdrücken von größter Urwüchsigkeit behandelt, und gleich in der Vorrede (X) läßt er keinen Zweifel an der ganz ungewöhnlichen Bedeutung seiner „Materialiensammlung“: „Die



Thatsachen sollen zu Worte kommen, nicht ich. Und diese Thatsachen verkünden laut: Das Papstthum ist nichts weniger als eine göttliche Einrichtung; wie keine zweite Macht der Welt hat es Fluch und Verderben, blutige Gräuel und Schändung in das innerste Heiligthum der Menschheit hineingetragen". Nun kann man zwar nicht sagen, daß Graf H. „nicht zu Wort gekommen" sei — im Gegentheil — aber einerlei: ob er oder „die Thatsachen" jene These „laut verkünden", ihr Beweis wäre eine wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges.

Nun ließe sich ja über die Leistung des Grafen H. ein sehr langes Kapitel allgemeinerer Natur mit allerhand Fragen schreiben; man könnte ausführen, es sei doch befremdlich, daß er die social-culturelle Wirksamkeit des Papstthums, die nach bisheriger Annahme in die ältesten christlichen Zeiten zurückreicht, erst etwa vom Jahre 1000 ab und zwar, zur Einleitung des Ganzen, unter Beschränkung auf solche Dinge schildert, bei welchen die Schattenseiten der Geschichte der katholischen Kirche besonders dunkel hervortreten; mancher Forscher wird den Kopf schütteln über das mit bemerkenswerther Consequenz durchgeführte System, alle Schlechtigkeiten, die seit 900 Jahren in der Christenheit vorgekommen sind, auf das Papstthum als verantwortlichen Hauptfaktor zurückzuführen — seit dem 16. Jahrhundert tritt besonders noch die Gesellschaft Jesu als Mitschuldiger hinzu — und im Nothfalle das Papstthum mit den Haaren heranzuziehen; viele werden sein als Begründung dieses Systems dienendes Axiom anzweifeln, das Papstthum sei ja seit dem Mittelalter die absolut geltende Macht gewesen, und auf unzählige Vorkommnisse hinweisen, bei welchen diese Macht sich als ohnmächtig erwiesen habe. Auch könnte man möglicherweise den Beweis antreten, das Buch sei in seltenem Grade verworren, die Gruppirung der Thatsachen, mitunter schon in chronologischer Hinsicht, ein wüster Knäuel, die Auswahl derselben von einer nicht zu übertreffenden Ein-



seitigkeit, die mildernden, geschichtlich und menschlich erklärenden Momente würden schonungslos unterdrückt, dabei wimmele das Buch von Schnitzern u. s. w. Hier beschränke ich mich auf zwei Punkte, welche die schriftstellerische Thätigkeit des Hrn. Grafen in besonders hellem Lichte erscheinen lassen: Die Benutzung der Vorlagen und die Behandlung der Gegner. Das Eingehen auf mitunter kleine Einzelheiten ist dabei unvermeidlich, aber äußerst instruktiv.

H. wirft (S. 73) seinem früheren Ordensgenossen Blötzer vor, sein Aufsatz über die Inquisition sei „im Uebrigen maßlos oberflächlich zusammengeschrieben"; ein Abschnitt in Pastors Papstgeschichte sei „unbeschreiblich oberflächlich" (133); Janssen-Pastor hätten ihre Geschichte des deutschen Volkes „zusammengeschrieben" (469); „zur Entlastung Diefenbachs" lasse sich anführen, „daß er wohl kaum eines der Bücher, die er anführt, selbst eingesehen hat", wobei das beliebte Prädikat „unglaublich oberflächlich" wieder nicht fehlt (478 Anm.). Wer so über andere urtheilt, muß sich natürlich eine Untersuchung gefallen lassen, wie es mit seiner eigenen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit steht, im Besonderen mit seinem eigenen Verhältniß zu „den Büchern, die er anführt". Diese Untersuchung führt zu überraschenden Ergebnissen: Ein jedenfalls nicht unerheblicher Theil des Buches ist eine an Plagiat streifende Compilation und an vielen Stellen hat er seine Vorlagen auch noch falsch wiedergegeben. Zum Beweis beschränke ich mich auf einige wenige der von H. „benutzten" Bücher, übernehme auch keine Bürgschaft dafür, sämmtliche Congruenzen mit denselben gefunden zu haben; eine ganz systematische Vergleichung würde vermuthlich noch andere Dinge zu Tage fördern.

Im „Verzeichniß der benutzten Bücher und Schriften" hat H. seltsamer Weise eine seiner wichtigsten Vorlagen vergessen: „Religion oder Unglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. Von Graf Paul von Hoensbroech, Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly)



1897". Wenn das nicht Bescheidenheit ist, dann ist es bedauerlicher Undank gegen den Verfasser, denn ausgedehnte Abschnitte des „Papstthums" erwecken die Vermuthung, H. habe die erwähnte Flugschrift auseinandergeschnitten und je nach Umständen blätter- oder bogenweise in die Breitkopf'sche Druckerei geschickt. Man vergleiche: Papstthum 207—209 mit Religion 57—60 (über das Rituale Romanum); P. 217 bis 223 mit R. 61—68 (Alphons von Liguori); P. 234—235, R. 85 (Auszüge aus Görres' Mystik, die S. 230—240 zehn Seiten lang ausgeschrieben ist; eine Stelle 235 „In Mutina in der Lombardei" kann man S. 311 zum zweiten Male wörtlich lesen); P. 240—244 (nur theilweise congruent), R. 91—94 (Auszüge aus Bautz); P. 245, R. 94 (Lehmkuhl); P. 245—247, R. 105—106 (Zeiler und Schmöger); P. 288 bis 289, R. 106 (Katharina Emmerich). Wenn ich noch beifüge, daß S. 308—338 und 343—350, mit Ueberleitungen und Anmerkungen ganz oder fast buchstäblich aus Religion und Aberglaube herübergenommen sind, so wird der Leser genug haben. Allerdings sind die Congruenzen damit nicht nicht erschöpft. Die Annahme, daß 60—70 Druckseiten, ein Zehntel des ganzen Textes, der älteren Schrift des Verfassers entlehnt sind, bleibt vielleicht noch hinter der Wahrheit zurück. „Religion und Aberglaube" bestand schon fast nur aus Citaten, so daß eine eingehende Kritik in Nr. 78 der ‚Köln. Volkszeitung' vom 1. Februar 1897 dieses „Pamphlet" eine „Scheerenarbeit" nannte. Wenn H. das Bedürfniß fühlte, von dieser Anthologie im „Papstthum" eine neue Auflage zu veranstalten, so hätte er das doch wenigstens sagen können, aber er hat es im Bücherverzeichnis und soweit ich sehe auch im Texte verschwiegen. Was sein alter und sein neuer Verleger davon denken werden, weiß ich nicht; die Besitzer der älteren Schrift werden jedenfalls nicht davon erbaut sein. Ob H. bei dieser bequemen Methode, dicke Bücher zu schreiben, auch noch andere eigene Schriften benützt hat, kann ich im Augenblick nicht untersuchen; zufällig sehe ich, daß viele



Stellen des ersten Buches (Papstthum und Inquisition) schon in dem gleichnamigen kurzen Aufsatz H.s im Aprilheft der Fleischer'schen „Deutschen Revue" stehen, wobei allerdings auf das demnächst erscheinende große Werk verwiesen wird.

Die Vorliebe H.'s für Abdruck beschränkt sich aber nicht auf Eigenes: in umfassender Weise hat er fremdes Eigenthum in den Bereich seiner copirenden Thätigkeit gezogen. Hiefür einige Proben, die den Bereich seiner Annexionen schwerlich erschöpfen.

Der Abschnitt über die Stedinger füllt stark 10 Seiten (105—115). Er citirt hier wiederholt Schumachers bekanntes Buch ‚Die Stedinger' (1865), aus dem das ganze, meist aus den betreffenden Bullen Gregors IX. bestehende Kapitel, abgesehen von einigen Ueberleitungen und Kraftausdrücken, abgeschrieben ist. Noch häufiger aber hat er das Citiren vergessen; für diesen Mangel werden wir entschädigt durch eine überaus stattliche Zahl von Citaten aus Urkundenbüchern und Chroniken, die große Achtung vor H.s Quellenkenntniß erwecken, bis man sieht, daß sie sammt und sonders aus Schumacher abgeschrieben sind. (Vergl. Schumacher S. 3, 81, 90, 95, 99, 107, 118, 121, 127 und die im Anhang beigefügten Citate.) Unabhängig von Schumacher ist die fasche Datirung der Bulle Gregors IX. vom 26. Juni (statt Juli) 1231 (S. 106, Schumacher 90) und das neue griechische Wort χειικός (111) statt σχειικός (Schum. 187).

Sehr genau scheint H. den Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach studirt zu haben. Mehr als anderthalb Seiten lang (224—226) gibt er aus dem merkwürdigen Buche Stellen über den Teufel, die sehr gewissenhaft mit einigen Dutzend Citaten belegt werden. Bei genauerem Zusehen findet man, daß der ganze Abschnitt aus Roskoff Geschichte des Teufels I, 319 ff. und Soldan-Heppe Geschichte der Hexenprocesse I, 186 unter wörtlicher Anlehnung entnommen ist. Hier und da finden sich Differenzen im Citat, die möglicherweise durch Zurückgehen H.s auf Cäsarius



entstanden sind, aber auch verschiedene Unfälle: S. 224 prangt nach Roskoff I, 319 das 56. Kapitel des ersten Buches des Dialogus, obwohl das erste Buch nur 43 Kapitel hat, und S. 225 wird für die Geschichte vom Landgrafen von Thüringen Dial. III, 34 citirt, während Soldan richtig I, 34 hat. Von den liebenswürdigen Seiten des Cäsarius, die Roskoff gebührend hervorhebt, erfahren wir nichts, er erscheint lediglich als Liebhaber von Teufelsgeschichten; dafür werden wir durch die Mittheilung erfreut, daß „seine zahlreichen Schriften" nicht nur „Gemeingut aller Klöster" waren, sondern auch — ein „wichtiger Zusatz", wie H. meint — „auch heute noch für die meisten Klöster beider Geschlechter einen großen Bestandtheil der ‚geistlichen Lesung' ihrer Insassen bilden". Schade, daß der Dialogus lateinisch geschrieben, nicht übersetzt und also schon deßhalb wenigstens für die meisten Frauenklöster eine höchst sonderbare „geistliche Lesung" ist. Noch ein Curiosum. H. erzählt S. 84 von „zahlreichen Ketzern" in Besançon und berichtet mit Anführungszeichen: „Alle wurden verbrannt". Als Quelle ist angegeben: Caesar Heisterb., hist. V c. 18. Schlägt man den Dialogus des Cäsarius V, 18 nach — „Historien" hat er gar nicht geschrieben — so findet man schon in der Ueberschrift, daß die „zahlreichen" Ketzer, die „alle" verbrannt wurden, sich auf — zwei beschränken.

Soldan und Roskoff werden in dem Abschnitt über Cäsarius mit keiner Silbe erwähnt. An anderen Stellen werden sie genannt — oder auch nicht. Roskoff scheint wenig benutzt zu sein, häufiger und eigenthümlicher Soldan. S. 496 wird für ein paar Zeilen Soldan citirt, für die vorausgehenden zwei französische Werke, die Citate stehen aber schon bei Soldan I, 223. S. 522 wird für den Abschnitt über die Fuldaer Hexenverfolgungen unter dem Fürstabt Balthasar von Dernbach Soldan genannt; die Hauptfigur ist der „Malefizmeister" Balthasar Nuß. Am Schluß heißt es: „Nach dem Tode des Balthasar (1606) hörte



die Hexenverfolgung etwas auf", wobei jeder Leser an den Malefizmeister denken muß. Thatsächlich (vgl. Soldan II, 55 f.) stirbt 1606 der Fürstabt; daß sein Nachfolger den Malefizmeister sofort verhaften läßt und bis zu seiner späteren Hinrichtung in härtester Gefangenschaft hält, sucht man bei H. vergebens. Die beiden Absätze über die Mainzer Verfolgungen (526) stammen aus Soldan II, 79 f. Genannt wird er nicht, wohl aber zwei von ihm citirte Bücher. Das Folterprotokoll (wörtlich abgeschrieben) ist bei Soldan 1627 (nicht 1625) datirt, fällt also nicht in die Zeit des „Jesuitenfreundes" Kurfürst Johann Schweikart, der schon 1626 stirbt. Soldans Mittheilung, daß unter Johann Philipp die Verfolgung gemildert worden sei, fehlt. S. 527 ist für die Bamberger Verfolgungen eine volle Druckseite aus Soldan II, 39 entnommen, citirt wird nur, dafür aber zweimal, Soldans Vorlage. S. 534 ff. werden fast sechs Seiten mit dem schauerlichen Verzeichniß von Würzburger Hexenbränden (1627—29) gefüllt, das schon wiederholt gedruckt worden ist bei Hauber, Soldan und Roskoff; möglich, daß H. es direkt aus Hauber entnimmt, dessen Bibliotheca magica mir nicht zur Hand ist, merkwürdig aber, daß in der Ueberschrift bei H. die bei Soldan wie Roskoff stehenden Worte fehlen, die Opfer seien „mit dem Schwerte gerichtet und hernacher" verbrannt worden. S. 541 endlich wird ein langer Absatz aus Hauber citirt, der aber mit dem Citat schon bei Soldan II, 39 steht.

S. 100 ff. ist mehr als eine Druckseite über die deutschen Waldenserverfolgungen aus Haupt's Waldenserthum und Inquisition excerpirt. Haupt wird mehrmals genannt, dazwischen aber paradiren zehn Citate, die sammt und sonders aus Haupt abgeschrieben sind. Der Garstener Proceß (S. 102) fällt übrigens nicht 1396, sondern 1398 (vgl. Haupt in Quidde's D. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 1889 S. 286, 1890 S. 351, 374, 380).

Lehrreich für H.s Verhalten gegenüber seinen Vorlagen



ist eine Vergleichung mit Ficker's Aufsatz „Die gesetzliche Einführung der Todesstrafe für Ketzerei" (Mittheilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung I, 179 f.). In demselben wird ausgeführt (vgl. das Resumé S. 225), daß in Deutschland die Todesstrafe, und zwar durch Verbrennen, früher bestanden habe als in Italien; hier sei sie zunächst für die Lombardei durch den Kaiser verfügt worden, jedoch sei diese Constitution von 1224 anfangs anscheinend ganz erfolglos geblieben, bis durch die Statuten Gregors IX. der Wendepunkt eingetreten sei. Die feine Untersuchung Ficker's, die hier im Einzelnen nicht geprüft werden kann, wird von H. für mehrere Druckseiten (164 ff.) zu Grunde gelegt, aber wie! Ficker S. 198 hält es für „sehr möglich", daß die Anregung, als Strafe für Ketzerei den Feuertod zu bestimmen, von dem „damaligen Legaten für Oberitalien, Erzbischof Albert von Magdeburg", ausgegangen sei; H. 166 dagegen erklärt kategorisch; „Veranlasser dieser Constitution war der päpstliche Legat (von H. gesperrt) für Oberitalien, Erzbischof A. v. M." Die Tendenzmacherei hat H. hier einen bösen Streich gespielt: Albert war nämlich kaiserlicher Legat (vergl. die Notizen bei Winkelmann, Kaiser Friedrich S. 217), und außerdem konnte H. bei Ficker 198 den Satz finden: „Eine Einflußnahme des Papstes Honorius ist ganz unwahrscheinlich". Auf derselben Seite kann man bei H. lesen, die Aufnahme des Feuertodes in die Stadtordnung von Brescia (1230) habe „einen auch wieder (!) auf das Papstthum hinweisenden Grund": Bischof sei der Dominikaner Guala gewesen, „der langjährige Vertreter Gregors IX.", der „wie kaum ein Anderer die Gesinnungen des damaligen ‚Statthalters Christi' kannte"; zu Grunde liegt wieder Ficker 199 ff., wo aber gerade umgekehrt (vergl. besonders 201) als wahrscheinlich angenommen wird, Guala habe den Papst beeinflußt, nicht umgekehrt! Die von Ficker scharf hervorgehobene Thatsache, daß die Todesstrafe für Ketzer in Deutschland früher bestand als in Italien, ist in der auf Ficker



beruhenden Darstellung H.s verschwiegen. Was H. nicht paßt, das sieht er eben nicht, und unbequeme Thatsachen werden einfach auf den Kopf gestellt. Ein ergötzliches Beispiel findet sich S. 130: dort hören wir, „daß (in Spanien) diese Todesstrafe (Verbrennung) mit dem Auftreten des Dominikanerordens eingeführt wurde"; unmittelbar dahinter wird erzählt, schon 1197 habe Peter von Aragonien die Verbannung event. Verbrennung angeordnet, 1197, wo es noch gar keine Dominikaner gab! Der Haß macht blind.

Von den „benutzten Büchern" hat H. Riezlers Geschichte der Hexenprocesse in Bayern (Stuttgart 1896) in besondere Affektion genommen. Das ist erklärlich: hier fand er seine These, daß die Verantwortung für die Hexenprocesse ganz besonders auf das Papstthum abzuladen sei, nachdrücklich vertreten — daß ein so unverdächtiger Kritiker wie Felix Stieve (Allg. Ztg. 1897 Beilage 39) einschränkende Bemerkungen gemacht hat, scheint ihm entgangen zu sein — und zudem behandelt Riezler seinen Gegenstand mit einem Temperament im Ausdruck, das eine Natur wie H. sehr sympathisch berühren mußte; allerdings bleibt Riezler in dieser Beziehung hinter seinem Nachfolger ebensoweit zurück, als er ihn an Gründlichkeit übertrifft. Die Ausschlachtung Riezlers ist natürlich am stärksten, wo vom Hexenwesen in Bayern die Rede ist (512 ff. 570 ff.), aber auch sonst ist er stark ausgeschrieben. Einzelne Entlehnungen mit Citaten und Anführungszeichen, wie die anderthalb Druckseiten S. 381—383 werden im folgenden übergangen. Auch die wörtlich an Riezler sich anschließende umfangreiche Beschreibung einer Pariser Handschrift (S. 99) kann passiren, weil Riezler genannt wird. Mehrere Notizen über Johannes Nider (S. 419—421) schließen sich wörtlich an R. (56—59) an; um so befremdlicher ist es, daß H. Nider frischweg „päpstlichen Inquisitor" nennt, obwohl R. (59 Anm.) ihm diese Eigenschaft bestreitet. Was man S. 464 über Gregor von Valentia liest, ist annähernd wörtlich aus R. 188 ent-

nommen. Wieder ein Curiosum ist die in besonderem Alinea beigefügte Bemerkung: „Diese Weisung des einflußreichen Jesuiten (wann Folterung gestattet sei) ist für die Hexenprocesse in Deutschland maßgebend geworden; sie hat Tausende von Menschen den Flammen und dem Stricke überliefert; die damalige Entvölkerung Baierns ist ihr Werk". Hiefür wird auf R. verwiesen, wo aber steht: „U. a. wird (bei Gregor) eine Regel ausgesprochen, die dann auch in den folgenden Processen in Bayern beobachtet wurde und die dazu führte, daß nach einigen Jahrzehnten Jesuiten selbst mit Schaudern auf die drohende Entvölkerung des Landes hinweisen". Sehr bezeichnend ist der S. 465 folgende Abschnitt über den Jesuiten Tanner, den Vorgänger Friedrich Spee's. Vorgänger ist zunächst Riezler, aber mit einer sehr charakteristischen Variante. Vgl. R. 248: „In der Hexenfrage gebührt ihm in der That das doppelte Lob, daß er den schrecklichen Wahn seiner Zeit in zwei wichtigen Punkten wenigstens nicht unbedingt und nicht in vollem Umfange theilte, noch mehr aber: daß er Milderungen des Processes, besonders in Anwendung der Folter, befürwortete, deren Durchführung den allzu massenhaften Hinschlachtungen ein Ende gesetzt haben würde", was dann im Einzelnen ausführlich begründet wird. Daraus macht H. 465: „Will man ihm in Bezug auf das Hexenwesen ein Verdienst zusprechen, so ist es, daß er zu weniger häufigen Anwendung der Folter und zur Vorsicht im Hexenproceß mahnte". S. 466 will H. nicht leugnen, „daß die Ausführungen Tanners etwas von Milde, Umsicht und Ueberlegung erkennen lassen", aber im Uebrigen ist der ganze Abschnitt eine Polemik gegen Tanner. Um diese Ungerechtigkeit zu ermessen, genügt es eigentlich schon, auf die eingehende Darstellung bei Riezler zu verweisen, der scharf gegen die Ueberschätzung Tanners vorgeht und ihn selbst bei Gelegenheit bitter tadelt, aber ihm doch ein Maß von Anerkennung zollt, das bei H. fast bis auf die letzte Spur verschwunden ist.



S. 468 ist eine ganze Druckseite über den Jesuiten Laymann nebst Citaten aus R. 259 f. entlehnt, R. selbst wird nur für ein paar Zeilen in einer Anmerkung genannt. Ein Genuß für den Kenner ist die lange Polemik gegen Janssen-Pastor bezw. Duhr (S. 469), weil sie Laymanns angebliche Schrift Processus iuridicus contra sagas „verschwiegen" bezw. Laymanns Autorschaft bestritten haben. H., der in seinem Bücherverzeichniß S. XLVII die Schrift mit Laymanns Namen aufführt, kann jetzt aus dem Aufsatz von Binz in der Histor. Zeitschr. ersehen, daß sie von dem Bonner Canonicus Jordanäus herrührt.

Auf S. 512 beginnt die Abschreiberei im Großen. Soweit ich sehe, ist das ganze Kapitel „Opfer des Hexenwahns in Bayern" (S. 512—20) aus R. copirt oder excerpirt, aber mit merkwürdigen Abweichungen und sonstigen Begleiterscheinungen. Der umfangreiche erste Absatz (Verfolgungen in Werdenfels) ist mit drei Citaten geschmückt, darunter R., aus dem aber auch die beiden andern entnommen sind, das erste mit einer falschen Nummer; R.s Feststellung, daß die Verfolgung hier „aus der Mitte des Volkes ausgeht", ist verschwiegen. Der große Absatz über Hinrichtungen in München, Ingolstadt ꝛc ist vollständig aus R. 192, 198, 200, 203 herübergenommen; genannt wird er nicht, wohl aber sieben Handschriften und Bücher, die bei R. als Quelle angegeben sind. Bei der besonders grausamen Hinrichtung in München 1600 ist R.s Feststellung (S. 198) verschwiegen, von den 11 Hingerichteten „schienen wenigstens mehrere gemeine Verbrecher gewesen zu sein". Auch die Anmerkung S. 513 stammt aus R. 167, 168. Wenn der letztere den Hofrath Lagus sagen läßt, „vor 80 Jahren seien an 3000 Hexen in Oberdeutschland verbrannt worden" (also zu Anfang des 16. Jahrhunderts), so macht H daraus: „seit 80 Jahren, also seit Erscheinen des Hexenhammers seien schon an 3000 Hexen in Deutschland verbrannt worden"; Tendenz liegt ja hier nicht vor, der Fall ist nur



wieder bezeichnend für H.s Ungenauigkeit. Für den Rest des Kapitels ist R. vereinzelt genannt, in einer Menge von Fällen dagegen begnügt sich H. damit, R.s Citate buchstäblich abzuschreiben.

Das ein bis zwei Druckbogen füllende Kapitel „Hexenwahn und römische Kirche“ (S. 561—587) ist, möglicherweise mit Abzug der letzten vier Seiten, Abschrift aus Wächter, Hinschius, Hansen und Riezler, wobei letzterer wieder den Löwenantheil hat. Meistens sind die Vorlagen citirt, aber für ganze Druckseiten hat H. es vorgezogen, statt R. dessen Quellen anzuführen. Ein zwei Seiten füllendes Citat aus R. (S. 568—70) ist trotz der Anführungszeichen zum Theil Auszug, wobei wenigstens einmal der Text willkürlich verändert wird, um die gestörte Verbindung herzustellen. S. 570 liegt das Jahr 1509 „zwölf Jahre nach Erscheinen des Hexenhammers“, während R. 131 richtig „etwa zwei Jahrzehnte“ sagt; S. 572 wird der Verfasser eines herzlosen Berichts kurzer Hand zum Geistlichen gemacht, wovon die Vorlage (R. 191) nichts weiß. Die Bestimmung des bayerischen Strafgesetzbuches von 1751, „der Ketzer und Zauberer solle mit dem Schwerte gerichtet und sein Körper verbrannt werden“ (S. 573) beruht auf R. 275, doch fehlt die Feststellung: „Aus anderen Stellen geht allerdings hervor, daß Kreittmayr die von der Reichsverfassung geschützten Protestanten nicht unter die Ketzer gezählt wissen wollte“. Die Darstellung des Hexenstreites in der bayerischen Akademie 1766 ist verworrene Abschrift aus R. (hauptsächlich S. 302—9), der wieder nicht genannt wird; der vernünftige Ordenspriester (vgl. R. 298) Sterzinger, der das Signal gab, figurirt nur als „Mitglied der historischen Klasse der Akademie“ und wird in fünf Zeilen abgemacht, während R. dem interessanten Manne eine eingehende Betrachtung widmet. Dagegen bekommt der Augustiner Simon, der in einer Streitschrift scharf auf die Schuld der geistlichen Inquisitoren hingewiesen haben soll (R. 309

behandelt dies als hypothetisch, H. 576 aus unbekannten Gründen als Thatsache), das Prädikat „ehrlicher Geistlicher"; R.'s Bemerkung (302): „Sein Charakter wie seine Aufführung scheinen nichts weniger als ehrenwerth gewesen zu sein", ist dabei anscheinend übersehen worden.

Auch für eine Reihe polemischer Bemerkungen ist R. ausgebeutet. Die Anmerkung S. 217 gegen P. Schneider steht bei R. 42, Citat fehlt. Für die polemische Riesenanmerkung S. 611 und 612 ist R. (S. 55) mehrfach Wegweiser gewesen, desgleichen für die Bemerkung gegen Hergenröther S. 613; Citat fehlt hier wie dort. Die langen Ausführungen gegen Diefenbach mit vielen gelehrten Quellencitaten S. 478 sind nichts als eine in der zweiten Hälfte erweiterte Abschrift aus R. 120, der aber nur einmal für wenige Zeilen genannt wird.

Eine der abstoßendsten Seiten in H.s Compilation ist die Behandlung seiner literarischen Gegner. Aeußerste Rohheit der Sprache, förmliche Schmähsucht paart sich hier mit Abenteuern, die man am mildesten mit der Annahme erklärt, H. habe in seinem Fanatismus das Lesen verlernt. Schon das auch sonst von Schimpfwörtern wimmelnde Inhaltsverzeichniß enthält eine Menge beleidigender und direkt beschimpfender Ausdrücke: „Ultramontane Unwissenheit und Unwahrhaftigkeit" (XXIII), „ultramontane Unwahrheit" (XXIV), „die ultramontane Lüge Ecclesia non sitit sanguinem, das System der ultramontanen Geschichtsfälschung, ultramontane Blindgläubigkeit" (XXV), „Unwissenheit und Unehrlichkeit" (XXVII) u. s. w. Im Text wird dieser Stil nicht minder eifrig cultivirt, aber sehr oft an den denkbar ungeeignetsten Stellen. Hierfür einige drastische Beispiele.

S. 74 wird die „Unwissenheit und Unwahrhaftigkeit", mit welcher „auch heute noch in der ultramontanen Welt" die spanische Inquisition als Staatsinstitut hingestellt werde — vorher hat H. eine Reihe „ultramontaner" Zeugen für



die entgegengesetzte These angeführt! — u. a. an Hefele's Cardinal Ximenes illustrirt, dessen 2. Auflage (H. benutzt die erste von 1844) vor fast genau einem halben Jahrhundert (1851) erschienen ist. Gleich dahinter hören wir, Ranke habe „leider" dasselbe gesagt; an „Unwissenheit" leidet er auch, „der Altmeister hat sich ganz geirrt", und „die ultramontane Geschichtsklitterung" hat sein Wort „aufgegriffen". Daß aber für H. bei Ranke von „Unwahrhaftigkeit" keine Rede sein kann, versteht sich von selbst, die kommt nur bei „Ultramontanen" vor. S. 132 Anmerkung führt H. ein Beispiel für die „Wahrheitsliebe" Hefele's an: Er habe aus Llorente drei Fälle von spanischen Autos da Fe entnommen, bei welchen keine Hinrichtungen stattfanden, und ein dazwischen erwähntes Auto mit 27 Hinrichtungen „ausgelassen;" ich war — ausnahmsweise bei der Controle H.'scher Behauptungen — einigermaßen erstaunt, als ich an der betreffenden Stelle (2. Aufl. 323) die 27 Opfer ausdrücklich erwähnt fand. In der ersten Auflage werden sie schwerlich fehlen.

Derselbe Mann, der mit Bezug auf Hefele über „die Niederungen ultramontaner ‚Wissenschaft'" spottet (S. 131), begeht unmittelbar darauf erstaunliche Kunststücke bei Berechnung der unter den vier ersten spanischen Großinquisitoren erfolgten Verbrennungen. Nach S. 133 „wurden unter Torquemada [1483—98], wie die unverdächtigsten Zeugen berichten, 2000 Christen als Ketzer verbrannt". S. 138 dagegen werden mit Berufung auf Llorente bis 1499 gleich 10,000 angenommen; auf die drei folgenden Großinquisitoren (1498—1522) rechnet er, immer nach Llorente, über 2500 + über 3000 + ungefähr 1620 Verbrannte, zusammen 7120, und unmittelbar dahinter (S. 140), wieder nach Llorente, „für die 43 Amtsjahre der vier ersten Großinquisitoren, [also 1479—1522, thatsächlich aber wird Torquemada erst 1483 ernannt] fast 20,000 Verbrannte". Eine solche Addition hätte sich einmal Hefele erlauben sollen! Von Hefele's ein-



gehender Kritik der Schätzungen Llorente's nimmt H. keine Notiz. Llorente erzählt er (S. 134) auch die Geschichte von den „vier hohlen Bildsäulen“ nach, innerhalb deren „die Ketzer langsam zu Tode geröstet wurden“. Er hätte schon aus Hefele 329 sehen können, daß Llorente in einem späteren Bande diese Schaueranekdote zurückgenommen und gemeint hat, die Verurtheilten seien an die Bildsäulen angebunden worden.

Der staatliche oder kirchliche Charakter der spanischen Inquisition — übrigens eine Frage, die sich mit einem einfachen Ja oder Nein nicht beantworten läßt und heute kaum als endgiltig erledigt bezeichnet werden kann — bietet auch sonst H. Anlaß zu Ausfällen eigener Art. S. 69 druckt er zustimmend eine volle Seite aus einem Aufsatz des Jesuiten Grisar ab, mit der liebenswürdigen Einleitung, Grisar schreibe „mit einer wegen ihrer Seltenheit besonders anerkennenswerthen Ehrlichkeit“ ꝛc. Weit schlimmer ergeht es S. 160 Pastor. Obwohl derselbe „die ultramontane Lüge von der Staatlichkeit preisgibt und ihre Unhaltbarkeit mit großem ‚wissenschaftlichen Apparat‘ erhärtet“, werden ihm verschiedene Grobheiten an den Kopf geworfen. Er gibt sich damit nur „den Schein großer Sachlichkeit und Vorurtheilslosigkeit, er erweckt bei seinen Lesern den Schein der vollkommenen Sachlichkeit und Vorurtheilslosigkeit [Wiederholungen sind H.'s starke Seite], so daß sie ihm für das Uebrige um so blinder glauben,“ er ist „unwissend“, „unehrlich“, ja „in Bezug auf das Wirken der Inquisition der ärgste Fälscher“. Zum Beweise heißt es: „Obwohl sein Werk [Geschichte der Päpste] die Päpste von 1305—1523 umfaßt, also Jahrhunderte, aus denen unendlich Viel über das Wirken der päpstlichen Inquisition vom Historiker gesagt werden muß, also Päpste, die für die Geschichte der Inquisition geradezu epochemachend waren, so enthalten doch von den 2522 Seiten der Pastor'schen Geschichte sage und schreibe nur fünf und eine halbe Seite Etwas über die spanische



Inquisition. Also alles Uebrige von der Inquisition in Italien, Frankreich, Deutschland, Belgien verschweigt Pastor, und zwar so vollständig, daß, wer nicht von anderer Seite her von der päpstlichen Inquisition gehört hat, aus dem Pastor'schen Werke nicht einmal von ihrem Dasein Kunde erhält." Vorab ist festzustellen, daß Pastor's Papstgeschichte das ganze 14. Jahrhundert (1305—1417) ausdrücklich nur in Form eines „Rückblicks" von 170 Seiten behandelt; auch das 2. Buch behandelt die Päpste 1417—1447 nur summarisch auf 120 Seiten. Außer der von H. erwähnten Stelle (II, 541—46; ich muß hier auf die erste Auflage verweisen) spricht Pastor — soweit ich bei flüchtiger Durchsicht ermittele — von der spanischen Inquisition nochmals III, 265 (3. Aufl. 1899). Gleich dahinter (266—268) wird die Hexenbulle behandelt, wobei natürlich auch die Inquisition (nicht die spanische) erwähnt wird; „zur Geschichte der Hexenprocesse und der Inquisition" kann Pastor hier sogar auf zwei ungedruckte Breven Innocenz' VIII. verweisen. An anderem Ort (616) hat H. diese Stelle glücklich entdeckt um gegen einen Satz derselben zu polemisiren III, 514 hören wir von der Bestellung von Inquisitoren in Böhmen und Mähren, auf der folgenden Seite werden Alexander's VI. Zugeständnisse an die spanische Inquisition getadelt, III, 734 f. hören wir von Inquisitoren in Toul, Neapel, Spanien u. s. w. unter Julius II. Das wird genügen.

Was H. 614 ff. gegen Janssen und Pastor wegen ihrer Behandlung der Hexenbulle Innocenz' VIII. sagt, gehört zu den seltsamsten Dingen, die uns bei diesem seltsamen Polemiker begegnen. Sie sollen (Gesch. des deutschen Volkes VIII, 507) versuchen, „der Bulle ihren dogmatischen Charakter zu nehmen. Ein unmögliches Beginnen, nur der großen Verlegenheit entspringend, in die der Ultramontanismus durch die Bulle versetzt wird". Thatsächlich heißt es an der bezeichneten Stelle: „Diese Bulle enthält an sich durchaus nicht eine dogmatische Entscheidung



über das Hexenwesen; Niemand ist verpflichtet, zu glauben, was darüber nach den dem Papste gewordenen Berichten in der Bulle enthalten ist, auch wenn Innocenz VIII. selbst daran geglaubt hat.“ Mit anderen Worten: Die Bulle hat mit der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes nichts zu schaffen, was Pastor an anderer Stelle (Gesch. der Päpste III, 266 f.) weiter ausgeführt hat. H. ist anfangs (617) ebenfalls der Meinung, daß der Bulle „der formale Charakter einer ex cathedra-Entscheidung nicht zukommt“, argumentirt sich aber auf der folgenden Seite zu dem Satze hindurch: „So sind die Päpste ex cathedra, d. h. von ihrem Amtssitze aus Ausgangs- und Mittelpunkt geworden für ein blutiges pornographisches Widerchristenthum.“ Dazwischen werden wir belehrt, daß „jeder Katholik“ gegenüber den Sätzen der Bulle Gregors IX. und der Hexenbulle „zu einem silentium obsequiosum verpflichtet“ sei und „gegen den dem Papste schuldigen Gehorsam verstieße, wenn er einen der in den Bullen enthaltenen Sätze öffentlich oder privatim bestritte, oder auch nur einen Zweifel darüber laut werden ließe.“ Vielleicht interessirt es H., zu erfahren, daß ich als Katholik mich nicht scheue, die beiden Bullen als zwei der traurigsten Blätter der Kirchengeschichte zu bezeichnen; ich ermächtige ihn, mich deshalb bei dem Erfinder des berüchtigten Satzes von den „gesegneten Scheiterhaufen“ zu verklagen. Dies zur Antwort auf H.'s pathetische Aufforderung an die „ultramontanen Schreiber“ (S. 490).

Im Zusammenhang mit diesem ex cathedra-Zwischenfall steht eine arge Entgleisung H.'s auf S. 616: Pastor sage in seiner Geschichte der Päpste III, 266 von der Schrift Sauters (Zur Hexenbulle), „daß nach dessen Darlegungen ‚kein ernster Forscher die Anklagen gegen die Hexenbulle wiederholen darf‘“. Thatsächlich sagt Pastor nur: „Diese Anklage [d. h. Soldan's und Döllinger's Meinung die Bulle enthalte eine dogmatisch verpflichtende Entscheidung] wurde von Sauter und Haller so schlagend widerlegt, daß



kein ernster Forscher sie mehr wiederholen darf." Wie wir gesehen haben, ist H. „formal" derselben Ansicht wie Pastor und Sauter; das hindert ihn aber nicht, auf Grund eines — modificirten Citats „die ‚ernsten Forscher' Sauter und Pastor" als ein „par nobile fratrum" zu präsentiren!

Auf der gleichen Stufe bescheidener Lesefähigkeit steht die Bemerkung S. 615: „30 Zeilen genügen ihnen (Janssen-Pastor) für den Inhalt der Bulle. Dazu kommt, daß sie den Inhalt entstellen. Als wörtliche Wiedergabe der Worte des Papstes — sie gebrauchen Anführungszeichen — tischen sie ihren Lesern Folgendes auf." H. hat in der Freude über seinen Fund übersehen, daß der in indirekter Rede gegebene Auszug bei Janssen-Pastor VIII, 506 zwar mit einem Anführungszeichen beginnt, daß aber nach genau vier Worten ein Schlußzeichen steht und von dem ganzen Reste noch nicht zwei Zeilen in Anführungszeichen stehen. Die Komik dieses Windmühlengefechts wird vollständig, wenn man sieht, daß die kurze Bulle bei H. selbst (S. 378, sie ist in Anführungszeichen gesetzt, der Text aber etwas gekürzt) wohlgezählte 82 Zeilen zählt und daß Riezler (Hexenprocesse in Bayern, 84) sich gar mit 27 Zeilen begnügt. Hoffentlich verfehlt H. nicht, auch diesen seinen Liebling dafür gebührend abzuwandeln.

Da ich gerade bei der Hexenbulle bin, sei gleich ein Prachtstück von Uebersetzung erwähnt, das H. (379) an ihr vornimmt. Er fand im lateinischen Texte (vgl. z. B. Roskoff, Gesch. des Teufels II, 223) als solche, die von den Zauberern und Hexen gepeinigt würden, erwähnt: Homines, mulieres, jumenta, pecudes et animalia, übersetzt: „Die Menschen, die Weiber, die Zug-, Last- und Hausthiere", und rief dann (Anm.) in galanter Entrüstung aus: „Für die ultramontane Auffassung vom Weibe ist es bezeichnend, daß hier der Papst das Weib nicht eigentlich zu den Menschen, sondern mehr zum Vieh rechnet. Diese verächtliche Auffassung des weiblichen Geschlechts ist Gemein-



gut der ultramontanen Theologie (vergl. unten S. 385)". Auf S. 385 finden wir nichts als einige Auszüge aus dem Hexenhammer. Wichtiger ist, daß H. nicht einmal weiß, daß homo in der mittelalterlichen Latinität nicht nur Mensch, sondern auch Mann bedeutet. Den direkten Beweis kann er zwei Zeilen weiter in der Hexenbulle finden: homines ne gignere, mulieres ne concipere valeant. Sollte das ihn noch nicht befriedigen, so möge er im ersten besten französischen oder italienischen Wörterbuch homme und uomo nachschlagen. Hält er dann das Gesagte aufrecht, dann wird er seine Entrüstung auf ganz Frankreich und Italien ausdehnen müssen.

Weit ernster als dieser ebenso unfreiwillige wie trefflich gelungene Uebersetzungsscherz H.'s ist ein Kunststück auf S. 12: „In lapidarer Kürze drückt das canonische Recht die Stellung des Papstes aus: Romanus pontifex, qui non puri hominis, sed veri Dei vicem gerit in terris: Der Römische Papst nimmt nicht die Stellung eines bloßen Menschen, sondern die des wahrhaftigen Gottes auf dieser Welt ein. Also der Gott-Papst, der Papst-Gott!" Ein Quartaner kann H. belehren, daß vicem gerere nicht heißt „die Stellung einnehmen", sondern die „Stelle vertreten"; seine Uebersetzung ist ein grober Schnitzer und sein daraus gezogener Schluß etwas noch Schlimmeres.

Die vorstehende Untersuchung hat sich nur auf einen Theil der wichtigen neueren Erscheinungen erstreckt, die H. unter den „benutzten Schriften" anführt. Daß vieles Andere auf direkter Benutzung der Quellen beruht, ist möglich; so scheinen mir namentlich die Auszüge aus dem Hexenhammer, del Rio ꝛc. auf eigener Lektüre zu beruhen; möglich oder vielmehr sicher aber auch, daß weitere Vergleichungen noch zahlreiche weitere Belege für den compilatorischen und dabei nichts weniger als gewissenhaften Charakter der H.'schen „Streitschrift" beibringen würden. Auch ändert der Umstand, daß H. vielfach kritiklos compilirt hat, nichts an den vielen tief-

traurigen Verirrungen und Verbrechen, die Aberglaube und Fanatismus im Laufe der Jahrhunderte begangen haben. „Er macht das Herz zu einem Stein und das Gehirn zu Stroh", hat man vom Aberglauben gesagt, und vom Fanatismus kann man dasselbe sagen. Das gilt auch für das Gebiet der Kirchengeschichte, und auch Inhaber der päpstlichen Würde sind Mitschuldige gewesen. Bei den neuerdings so lebhaft geführten Untersuchungen über diese Dinge ist jede Vertuschung, auch wenn sie „zur Vertheidigung der Kirche" versucht wird, schonungslos abzuweisen; hier ist die ehrlich und methodisch erforschte Wahrheit, und sie allein, maßgebend, mag sie nun von Pastor und Janssen, oder von Henner, Riezler und Hansen erforscht werden. Das aber darf man von jedem Forscher, gleichviel welcher religiösen Richtung, verlangen: Ernste Arbeit, Scheidung des Eigenen und des Fremden, und, meinetwegen bei scharfer Polemik, gewissenhafte und vornehme Behandlung des Andersdenkenden. Daß H.'s Buch diesen primären Forderungen entspricht, wird nicht leicht Jemand behaupten, der das Buch und die vorstehenden Glossen zu demselben gelesen hat. Hier liegt nicht ein wissenschaftliches Werk vor, sondern ein „maßlos oberflächlich zusammengeschriebenes" Pamphlet. H. C.

LXII.

„Erziehungsziel“ und „Confessionelle Schule“

in Rein's Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik.

Die pädagogische Literatur Deutschlands ist in den letzten Decennien gewaltig angewachsen, derart, daß dem Einzelnen schlechterdings die Möglichkeit genommen ist, von allen neuen Erscheinungen gebührend Notiz zu nehmen. Auch muß constatirt werden, daß zu diesem Wachsthum die Protestanten nicht bloß absolut, was ja nichts Auffallendes hätte, sondern auch relativ mehr beigetragen haben, als die Katholiken. Den Gründen dieser Thatsachen wollen wir hier nicht weiter nachgehen. Möglicherweise erblicken die Gegner des Katholicismus auch hierin wieder einen Beweis für die „geistige Rückständigkeit“ der Katholiken. Demgegenüber wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß doch alles in der Welt seine zwei Seiten hat und daß die geringere Produktivität der Katholiken auf dem pädagogischen Literaturfelde möglicherweise auch etwas Anderes beweist, als ihre Gegner anzunehmen belieben. Das ist doch klar: Wer sich in *sicherem Besitz der Wahrheit* weiß, der sucht sie nicht erst; und wer über die Grundprincipien aller menschlichen Erziehung, als da sind: Ursprung, Ziel und Natur des Menschen, Mittel zur Erreichung des Zieles u. a., wer über all dieses, sozusagen von Haus aus, im Reinen ist, der hat wenig oder kein Bedürfniß mehr, darüber noch viel zu philosophiren. Das überläßt er jenen, welche an



keine göttliche Offenbarung glauben. In den hochwichtigen und für die Pädagogik grundlegenden Fragen des Woher und Wohin des Menschengeschlechts lehnen die Katholiken es grundsätzlich ab, bei den „Weisen dieser Welt“ um Aufschluß zu bitten. Sie haben dessen nicht nöthig. Die Lehren des Christenthums genügen ihnen. Der Katechismus ist für sie nicht bloß ein kurzgefaßter Lehrbegriff des religiösen Glaubens und Lebens, sondern auch ein sicherer Wegweiser für das Gebiet der Pädagogik.

Wir sind natürlich weit entfernt, mit diesen Bemerkungen sagen zu wollen, die pädagogische Schriftstellerei sei für die Katholiken etwas Ueberflüssiges oder auch nur Nebensächliches und könne ohne Schaden für ihre religiösen Interessen unterbleiben. Nichts weniger als das. Gibt es doch auf dem weitschichtigen Gebiete der Pädagogik außer den grundlegenden Erziehungsprincipien noch so viele andere Dinge, über welche die Offenbarung entweder keinen oder nur geringen Aufschluß gewährt, die aber alle einer eingehenden Behandlung bedürfen. Die nähere Erklärung der Principien z. B., die Art und Weise ihrer praktischen Anwendung, der ganze Unterrichtsbetrieb, die Didaktik und Methodik: all das sind Dinge, welche besprochen und klargelegt werden müssen, soll das pädagogische Wirken in sicherem Geleise sich vollziehen und günstige Resultate zeitigen. Und gerade das Interesse für die Sicherung günstiger Erziehungsresultate im Geiste des Christenthums hat von jeher auch katholische Pädagogen auf die Bahn der literarischen Thätigkeit geführt. Wir erinnern hier nur an Dursch, Kellner, Ohler, Stöckl und O. Willmann, den bekannten Verfasser der „Didaktik“, lauter Namen von gutem Klang auch bei den Gegnern des Katholicismus. Von einer Vernachlässigung der Schriftstellerei auf katholischer Seite kann demnach gewiß keine Rede sein. Auch Katholiken haben hier wacker gearbeitet, wobei ihnen aber der nicht hoch genug anzuschlagende Vortheil zustatten kam, daß sie, wie schon oben hervorgehoben wurde, die pädagogischen



Grundwahrheiten nicht erst mühsam aufzusuchen brauchten. Dieselben lagen sozusagen schon fertig in ihrem religiösen Bewußtsein, und es bedurfte nur, dieselben in ein System zu bringen, allseitig zu beleuchten und für das pädagogische Wirken zu fruktificiren.

Auf Seiten der Protestanten liegt die Sache, so will uns dünken, wesentlich anders, besonders seit dem Auftreten des Königsberger Philosophen Kant, der mit Vorliebe der „Philosoph des Protestantismus" genannt wird. Kant hatte seine eigene Philosophie, aber auch seine eigene Pädagogik. Derselben legte er nicht die christliche Offenbarung, sondern die „Wissenschaft", d. h. seine eigene Philosophie zu Grunde und gestaltete sie so zu einer „wissenschaftlichen Pädagogik", im Gegensatz zu der herkömmlichen „dogmatischen Pädagogik". Auf den Standpunkt Kant's stellten sich seitdem die meisten protestantischen Pädagogen. Zu den wenigen Ausnahmen gehört z. B. das treffliche „Lehrbuch der Erziehung" von Schwarz-Curtman,[1]) ebenso, wenigstens im Großen und Ganzen, die zehnbändige „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens" von K. A. Schmid.[2])

In den Jahren 1895—1899 erschien in dem protestantischen Verlag von Hermann Beyer u. Söhne in Langensalza, unter der Redaktion des Professors Dr. Wilhelm Rein

---

1) Die 8. Auflage, 1880, wurde von dem evang. Pfarrer Freienseh ner herausgegeben.

2) Die zweite Auflage erschien 1877—1887 und wurde in ihrem letzten Theile von dem preuß. Regierungsrath Dr. W. Schrader besorgt. — Zu bedauern ist, daß die auf katholischer Grundlage aufgebaute „Realencyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens" von Pfister und Rolfus über die zweite Auflage (1871 ff.) nicht hinausgekommen ist; und noch mehr zu bedauern wäre es, wenn das verdienstvolle Werk ganz vom pädagogischen Büchermarkt verschwände. Uns scheint es eine Ehrenpflicht des katholischen Deutschlands zu sein, die Erhaltung des genannten Werkes zu fordern und dafür zu sorgen, daß es eine für die jetzigen Zeitverhältnisse angemessene Umarbeitung finde.

von Jena, ein großes, acht Bände starkes „Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik", das im Gegensatz zu der Schmid-schen Encyklopädie ganz im Geiste Kant's und Herbart's gehalten ist. Die in den weitesten Kreisen des protestantischen Deutschlands herrschenden Anschauungen über das menschliche Erziehungs- und Bildungswesen sind hier niedergelegt und ausführlich dargestellt. Für uns Katholiken kann das Werk schon deßhalb nicht gleichgiltig sein, weil es allem Anschein nach auch auf dem Gebiete der Politik eine Rolle zu spielen bestimmt ist. Das öffentliche Schulwesen ist leider eine politische Sache geworden. Die politischen Parteien haben sich desselben bemächtigt und suchen dessen Ausgestaltung durch den Staat in ihrem Sinne zu beeinflussen. Da nun aber das politische Parteiwesen in Deutschland zweifellos im Zeichen des Protestantismus steht, dieser aber, wie gesagt, in seinem philosophischen und pädagogischen Denken und Fühlen fast ganz im Fahrwasser Kant's und Herbart's segelt; und da es für uns Katholiken, soweit wir am öffentlichen Leben Theil nehmen, nur von Interesse sein kann, über dieses protestantisch-pädagogische Denken und Fühlen möglichst genaue Kenntniß zu besitzen: so erscheint es durchaus gerechtfertigt, wenn katholischerseits von dem genannten Werke gebührend Notiz genommen wird.

Zweck dieser Zeilen ist nun nicht, das ganze Werk unter die kritische Sonde zu nehmen; es genügt, an zwei, freilich sehr significanten Beispielen den Geist zu constatiren, der in dem Buche weht. Es sind dies die Abhandlungen über das Ziel der Erziehung und über die Confessionalität der Schule. Beide Abhandlungen berühren Materien, welche für die Schulfrage von entscheidender Bedeutung sind, da in dem ganzen Schulkampfe der Streit sich ja im Grunde nur darum dreht, welches Erziehungsziel durch die öffentliche Schule erstrebt werden solle.



I. Erziehungsziel.

Die Abhandlung über das hochwichtige Kapitel von dem Erziehungsziel hat den Herausgeber des Werkes selbst, Professor Dr. Rein, zum Verfasser. Einleitend weist Rein auf die Nothwendigkeit der Aufstellung eines Zieles für die Erziehung hin und bemerkt mit Recht: „Die Erziehung besteht in einer langen Reihe von Thätigkeiten, die ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern in dem Endresultat haben, auf das sie gerichtet sind. Das Endresultat mag sein, welches es wolle, aber das ist doch klar: das Ziel kann nur da annähernd erreicht werden, wo das Endziel mit voller Klarheit und in scharfer Bestimmtheit dem Erzieher vor der Seele steht."

Uebergehend zur „Formulirung des höchsten Erziehungsziels" wendet sich Rein zunächst gegen den „Versuch, aus dem Begriff der Erziehung das Ziel abzuleiten," da auf diesem Wege unmöglich festgestellt werden könne, welche Art von Bildung im Zögling erreicht werden solle. Wohl sage man: „Das Ziel ist kein anderes als das, gute und tüchtige Menschen aus unseren Kindern zu machen"; aber, fragt Rein mit Recht: „Was ist gut und tüchtig?"

Daß es bei der Bestimmung des höchsten Erziehungsziels des Menschen in erster Linie auf die richtige Beantwortung dieser Frage ankommt, steht für jeden Einsichtigen außer Zweifel, und es muß anerkennend hervorgehoben werden, daß Rein mit Nachdruck diese Frage in den Vordergrund stellt.

Keine Frage, die Jugend muß zu guten und tüchtigen Menschen erzogen werden. Welche Art von Güte und Tüchtigkeit aber durch die Erziehung beigebracht werden solle, das ist eine Frage, an deren Beantwortung im Laufe der Geschichte die verschiedensten Geister sich versucht haben. Die Beantwortung mußte natürlich verschieden ausfallen, je nach dem Standpunkt, von dem ausgegangen wurde. Mit Prof. Fr. Schultze (Deutsche Erziehung) glaubt auch Rein vier verschiedene Standpunkte unterscheiden zu müssen: den utili-

taristischen, den kirchlich-religiösen, den politischen und den rein menschlichen.

Der utilitaristische Standpunkt, oder der Standpunkt des egoistischen Nutzens, hat zur Erziehungsparole: „Erziehe die Kinder so, daß sie möglichst bald für irgend ein Fach tüchtig seien, auf eigenen Füßen stehen und Geld verdienen.“ Dies war, sagt Rein, der Standpunkt Locke's, Basedow's, Herbert Spencer's und vieler anderer „Pädagogen“ und ist der Standpunkt „nicht weniger Eltern“. Diesen Standpunkt verwirft Rein mit Recht, da er die Bildung des inneren Menschen nicht genügend berücksichtige und der Selbstsucht und dem Materialismus die Wege bereite.

Aber auch der kirchlich-religiöse Standpunkt findet vor Dr. Rein keine Gnade, weil er „das Ziel in einem himmlischen Jenseits“ suche. Die kirchlich-religiöse Pädagogik, die den Zweck verfolge, den Menschen weniger für sein jetziges als vermittels der Religion für sein künftiges Leben auszurüsten, sei wegen ihrer Einseitigkeit gerade so gut abzuweisen wie die utilitaristische Pädagogik mit ihrem ausschließlich diesseitigen Ziele. „Niemand wird,“ bemerkt Rein erläuternd, „den berechtigten Kern dieses (nämlich kirchlich-religiösen) Standpunktes leugnen wollen, falls es sich hierbei nur um die Religion, nicht um Theologie, nur um Gesinnung, nicht um Unterwerfung unter ein dogmatisches Bekenntniß, nur um sittliche Wiedergeburt, nicht um kirchliche Beherrschung handelt. Aber es liegt die Gefahr nahe, daß dieser Standpunkt in eine einseitige kirchliche Orthodoxie ausartet. Dann ist dieser Standpunkt geeignet, weltentfremdete Schwärmer zu erziehen, menschenfeindliche Fanatiker, die jeder selbständigen individuellen Entwickelung entgegentreten, jede religiöse und politische Freiheit unterdrücken, Wissenschaft und Kunst bekämpfen. Dies war der Standpunkt der mittelalterlichen Kirche, der durch die Reformation gebrochen wurde, aber immerfort sich wieder Geltung zu ver-



schaffen sucht. Er kann nicht der maßgebende Standpunkt sein, weil bei ihm eine Reihe von berechtigten Interessensphären zu kurz kommen und das menschliche Leben eine einseitige Färbung erhält."

Das schiefe Urtheil Rein's über den kirchlich-religiösen Standpunkt ist zu charakteristisch, als daß eine wörtliche Wiedergabe hier hätte unterlassen werden dürfen. Das ganze Raisonnement deckt sich, wie man sieht, so ziemlich mit den landläufigen Deklamationen des „aufgeklärten" Liberalismus über das finstere Mittelalter und die Bildungsfeindlichkeit der katholischen Kirche. Vielleicht daß der Jenaer Professor nur mit der protestantischen Orthodoxie abrechnen wollte. Doch ist dies sehr unwahrscheinlich, angesichts der Wendung von dem „Standpunkte der mittelalterlichen Kirche, der durch die Reformation gebrochen wurde." Da die Begriffe „mittelalterliche Kirche" und „katholische Kirche" im gewöhnlichen Sprachgebrauch sich decken, qualificiren sich die Angriffe auf die mittelalterliche Kirche selbstverständlich zugleich auch als Angriffe auf die katholische Kirche. Da möchten wir doch im Interesse der Wahrheit und der Gerechtigkeit den Jenaer Professor ersuchen, sein verfehltes Urtheil über die Pädagogik der katholischen Kirche bei einer Neuauflage seines Werkes rektificiren zu wollen. Das ist durchaus nothwendig, will er sich nicht den Vorwurf zuziehen, als habe er ohne Kenntniß der geschichtlichen Thatsachen und ohne Einsicht in das pädagogische Denken und Streben der katholischen Kirche ein Urtheil gefällt. Er möge es uns glauben: der katholischen Kirche ist es bei ihrer erziehlichen Thätigkeit nur um die Religion, nur um die Gesinnung, nur um die sittliche Wiedergeburt zu thun; und nichts liegt ihr ferner, als „weltentfremdete Schwärmer", „menschenfeindliche Fanatiker", Feinde der „Wissenschaft und Kunst" und Unterdrücker jeglicher „religiösen und politischen Freiheit" zu erziehen. Wer das Gegentheil behauptet, ist entweder ein Ignorant oder will absichtlich irreführen. Diese Bemerkungen zur



Abwehr mögen hier genügen. Unten wird sich Gelegenheit bieten, den katholischen Erziehungsgedanken noch näher darzulegen und zu beleuchten.

Der dritte Standpunkt in der Erziehung — Rein nennt ihn den politischen — hat nur das Ziel, die Menschen zu tüchtigen Gliedern eines Staatswesens heranzubilden. Diese „Staatserziehung" war am ausgeprägtesten bei den Spartanern und wurde theoretisch bis in die äußersten Consequenzen von Plato in seiner Staatslehre vertheidigt. Rein verwirft sie, weil einseitig, auf das entschiedenste. Mit vollem Rechte, da doch der Mensch etwas mehr ist, als ein Staatsbürger, und etwas mehr sein will, als ein gesetzestreuer Staatsunterthan.

Der vierte Standpunkt endlich ist der rein menschliche. Auf diesem Standpunkte wird der Zweck verfolgt, den Menschen, wie er ist, zu einem Menschen, wie er seiner Idee nach sein soll, auszubilden. Dieser Standpunkt kann indessen wiederum in vierfacher Gestalt und Richtung sich geltend machen, je nach der Idee, welche man sich von einem guten Menschen macht. Der humanistische Standpunkt hat Menschen im Auge nach dem Muster der alten Griechen; der realistische solche nach dem Muster eines tüchtigen, strebsamen und arbeitsamen Weltbürgers; der ästhetische solche nach dem Vorbilde eines Künstlers, und der moralische Standpunkt endlich will sittlich charaktervolle Menschen.

Auf diesen letzteren Standpunkt stellt sich nun Dr. Rein. Er vertritt den Satz, daß das höchste Ziel der Erziehung in der Bildung tüchtiger sittlicher Charaktere gesucht werden müsse, und ist der Ansicht, daß mit der Erreichung dieses Zieles im Großen und Ganzen auch dasjenige schon gegeben sei, was von allen anderen Standpunkten aus von einem „gebildeten" Menschen mit Recht verlangt werden könne.

Bevor jedoch Rein in eine nähere Erörterung seiner Formulirung des Erziehungsziels eintritt, macht er noch mit



Recht darauf aufmerksam, daß es ein ganz verfehltes Beginnen sei, bei der Erziehung nur formale Zwecke zu verfolgen. Ein bloß formales Erziehungsziel sei z. B. in dem Satze ausgesprochen: „Das Hauptziel aller Erziehung ist die harmonische Ausbildung aller Kräfte des Menschen“; desgleichen in der Formel: „Erziehe das Kind so, daß es vollkommener ist als sein Erzieher“; ebenso in der Formel: „Erziehe dein Kind zur Selbständigkeit“. Alle diese Formeln erklärt Rein mit Recht für hohle Phrasen. Was bedeutet „harmonische Ausbildung aller Kräfte“? Welche Kräfte sind auszubilden? Wie sind sie auszubilden? Wann sind sie „harmonisch“ ausgebildet? Und was heißt „Erziehung zur Selbständigkeit“? In was soll der Zögling selbständig sein? Kann er nicht seine Freiheit ebenso zum Guten gebrauchen, wie zum Bösen mißbrauchen? In Sachen der Erziehung muß alles klar und bestimmt erfaßt sein, soll ein Resultat zu Stande kommen. Ein Hauptziel muß scharf ins Auge gefaßt werden und die ganze Erziehungsthätigkeit muß sich in der consequenten Verfolgung dieses Hauptzieles concentriren.

Dieses Hauptziel setzt nun Dr. Rein, wie gesagt, in die Bildung tüchtiger sittlicher Charaktere und beruft sich dafür auf Kant und Herbart. Bestimmter lautet seine Forderung: „Die Erziehung soll den Menschen zu einer sittlichen Persönlichkeit heranbilden und ihn damit ausrüsten für die großen Lebensgemeinschaften, in denen er zu wirken berufen ist, deren Unvollkommenheiten entgegenzutreten er Kraft und Freiheit besitzen soll.“

Diesem Satze wollen wir nicht widersprechen. Im Gegentheil können wir es nur mit Genugthuung begrüßen, wenn dem materialistischen Zeitgeist gegenüber mit Nachdruck betont wird, daß der Werth des Menschen in seiner Gesinnung, in seinem Wollen und Streben, in seinem ganzen Geistesleben beruht. Ist dieses Geistesleben wohl geordnet, weiß der Mensch, was er will, und will er, was er



soll: dann ist er nicht bloß der Hochschätzung aller vernünftig denkenden Menschen sicher, sondern fühlt sich auch in seinen eigenen Augen dieser Werthschätzung würdig. Noch so glatte äußere Formen, noch so feines Benehmen im Umgang, auch vieles Wissen allein vermögen nicht dem Menschen das zugeben, was ihm eine edle, feste Gesinnung zu geben im Stande ist. Liebe zur Wahrheit, Lauterkeit in der Gesinnung, Treue in der Erfüllung erkannter Pflichten, Festigkeit im Charakter: hier liegt das Geheimniß des Werthes eines Menschen. Und weil der Mensch zur Wahrheitsliebe, zur Gesinnungstüchtigkeit, zur Aufrichtigkeit, zur Pflichttreue, wie zu jeder anderen Tugend nicht gezwungen ist, vielmehr in seinem ganzen Tugendstreben sich vollkommen frei fühlt, so kommt bei ihm offenbar alles auf einen guten Gebrauch seines Willens an, und die ganze Erziehung eines Menschen gestaltet sich in ihrem Wesen zu einer Erziehung seines Willens.

Wenn wir nun die Weckung und Befestigung eines guten Willens im Menschen als das höchste Ziel aller menschlichen Erziehung hinstellen, so sprechen wir damit anscheinend nicht mehr aus, als was Dr. Rein oben mit „Erziehung zu einer sittlichen Persönlichkeit" ausgesprochen hat. Denn unter sittlicher Persönlichkeit kann nichts anderes verstanden werden, als eine Persönlichkeit, welche in ihrem freien Wollen und Streben stets das Gute im Auge hat und beharrlich verfolgt. Zudem betont Rein es auch ausdrücklich, daß „der löbliche Wille, das redliche Streben an sich" dasjenige sei, was den Menschen gut mache, und führt zu seiner Rechtfertigung den Ausspruch Kant's an: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung könnte für gut gehalten werden, als allein ein guter Wille." Dieser Ansicht sind auch wir. Aber, müssen wir fragen, wann ist der Wille ein guter Wille? Wie leicht ersichtlich, ist die Beantwortung dieser Frage von entscheidender Wichtigkeit für die ganze Päda-



gogik. Hier scheiden sich aber auch unsere Wege von denen Rein's.

Wir sagen: Gut ist der Wille, wenn er auf das Gute gerichtet ist. Und da nur „Gott allein gut ist" und er die Quelle und das Maß aller Güte ist, wo immer sie sich findet, so folgt, daß der menschliche Wille gut ist, wenn er seine Richtung auf Gott hat, oder, was dasselbe ist, wenn er mit dem Willen Gottes sich deckt. Aus diesem Satze ergibt sich als natürliche Folgerung der weitere Satz, daß die Erziehung des Menschen zu einer „sittlichen Persönlichkeit" ihren Ausgangspunkt und ihren Endpunkt in Gott haben muß, und daß eine sittliche Erziehung ohne Berücksichtigung Gottes einfach undenkbar ist. Wenigstens vermögen wir uns eine sittliche Ausbildung des Menschen ohne religiöse Grundlage nicht vorzustellen. Anders aber denkt Kant und mit ihm auch Dr. Rein. Wie ist das aber möglich?

Bekanntlich hatte der Philosoph von Königsberg über die Vernunftwahrheiten von Gott, Seele, Welteinheit und dergleichen transscendente Dinge seine eigenen Ansichten. Er ließ sie als Wahrheiten im eigentlichen Sinne, d. h. als wissenschaftliche, objektive Wahrheiten nicht gelten. Als solche galten ihm nur die aus der sinnlichen Erfahrung gewonnenen Wahrheiten. Er leugnete die Existenz eines persönlichen Gottes nicht, auch nicht die Unsterblichkeit der Seele; nur war er der Ansicht, daß diese Dinge keine objektive Wahrheiten wären, wie etwa die Existenz der Sonne, sondern bloße „Postulate der Vernunft", d. h. Wahrheiten, über deren reale Existenz man nichts Sicheres weiß, die man aber gleichwohl annimmt, weil die Vernunft sie fordert. Sie sind also Wahrheiten — wenn man bloße Gedanken überhaupt Wahrheiten nennen darf —, die nur im Geiste existiren, aber keine solche Wahrheiten, denen eine sichere Objektivität entspricht, wie dies bei den wissenschaftlichen Wahrheiten der Fall. Auf dieser Philosophie baute



nun Kant seine Pädagogik auf. In der Pädagogik hat man es ja mit r e a l e n, nicht mit bloß gedachten Dingen zu thun. Ein r e a l e s menschliches Individuum, ein r e a l e r menschlicher Wille ist zu erziehen, und zwar so zu erziehen, daß er in die verschiedenen r e a l e n Lebensgemeinschaften, in denen er sich zu bethätigen berufen ist, hineinpaßt. Bei diesem durch und durch realen Erziehungsgeschäft hat sich der Erzieher einzig an reale, d. h. objektiv gegebene, wissenschaftliche Wahrheiten zu halten, und hat darum alles Subjektive, die „Postulate der reinen Vernunft" wegzulassen. Das war der Standpunkt und die Forderung Kant's und damit glaubte er die Pädagogik zur Würde einer w i s s e n s c h a f t l i c h e n Disciplin erhoben zu haben. Die Streichung der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Seele aus der Kategorie der „wissenschaftlichen" Wahrheiten hat natürlich zur Folge, daß bei dem Erziehungsgeschäft, soll es „wissenschaftlich" betrieben werden, auf Gott und Religion keine Rücksicht genommen werden kann. Eine weitere Folge ist, daß die G ü t e (die Gutheit, bonitas) des Willens in etwas Anderem gesucht werden muß, als in der Uebereinstimmung desselben mit dem göttlichen Willen, von der wir oben gesprochen haben. Und worin sucht sie Kant? In der Harmonie des Willens mit dem Erkennen, des Handelns mit dem vernünftigen Denken, oder, um einen bekannten Ausspruch Kant's zu gebrauchen, in der Unterordnung des Willens unter den „k a t e g o r i s c h e n I m p e r a t i v".

Wir leugnen nicht, daß darin viel Wahrheit liegt, und wir stehen gar nicht an, zu behaupten, daß ein Wollen nach den Weisungen des vernünftig urtheilenden Verstandes ein gutes und löbliches Wollen ist, und daß überhaupt der Wille, weil eine von Natur „blinde Kraft", z u n ä c h s t immer an die denkende und urtheilende Vernunft als seine natürliche Führerin und Beratherin sich zu halten und ihr zu gehorchen hat. Die Vernunft befiehlt, der Wille gehorcht. So soll es sein. Und wo es so ist, da ist Ordnung und auch Güte.

Ist dies aber die volle Güte des Willens? Denn das ist klar, daß die bloße Harmonie zwischen Wollen und Erkennen nicht die ganze Güte darstellt. Denn nicht bloß das Wollen, sondern auch das Erkennen muß gut, d. h. richtig sein. Und da die erkennende Vernunft, wie offenbar ist, die Führung im Geistesleben hat, so liegt es auch in erster Linie bei ihr, dem Wollen die volle Güte zu verleihen, dadurch, daß sie immer das Richtige befiehlt, und daß man sicher ist, daß es das Richtige sei. Kant macht sich nun die Sache leicht, indem er die Behauptung aufstellt, die menschliche Vernunft sei ihr eigener Herr, sie sei „autonom" und in ihren Weisungen an den Willen vollkommen frei und Niemandem verantwortlich, und alle ihre Weisungen tragen den Charakter des „Richtigen" schon in sich selbst, vorausgesetzt, daß die Denkgesetze nicht verletzt worden seien. Mit anderen Worten: der Mensch macht sich sein Sittengesetz selbst und sein Wille ist gut, wenn er diesem selbstgemachten Sittengesetz Gehorsam leistet.

Das ist die Anschauung Kants. Sie widerspricht aber nicht bloß allem herkömmlichen Denken und Fühlen des christlichen Volkes, sondern steht auch im Gegensatz zu den Aufstellungen einer gesunden Philosophie. Es geht nicht an, die Wahrheiten von Gott, Unsterblichkeit der Seele u. a. als „wissenschaftliche" Wahrheiten zu streichen und sie als belang- und einflußlos für die „wissenschaftliche" Pädagogik hinzustellen. Die Existenz Gottes, die höchste Herrschergewalt Gottes über den Menschen, die totale Abhängigkeit des Menschen von Gott für Zeit und Ewigkeit und andere für das menschliche Geistesleben tief einschneidende und darum für die ganze menschliche Erziehung hochbedeutsame Wahrheiten sind objektive, für alle richtig denkenden Menschen wohl erkennbare Wahrheiten. Das ist selbst den alten griechischen Denkern nicht entgangen und die Religion, d. h. das ganze Verhältniß des Menschen zur Gottheit, bildete einen wesentlichen Bestandtheil in ihren philosophischen





Systemen. Wie nach einer gesunden Philosophie alles von Gott stammt, so auch die moralische Weltordnung, so auch das Sittengesetz, dessen Existenz dem Menschen zum Bewußtsein kommt ohne sein Zuthun. Der Mensch findet es, wenigstens in seinen Umrissen, in seinem Geiste fertig vor und fühlt sich daran gebunden. Nach Kant'scher Auffassung wäre dies nur Einbildung, Vorurtheil, Aberglaube: eine natürliche Consequenz der Kant'schen Philosophie, aber falsch, wie diese selbst.

Wie Kant vom Standpunkt der „Wissenschaft" keinen Gott kennt und dem Menschen das Recht vindicirt, sich selbst sein Sittengesetz zu machen, so kennt er auch keine Pflichten des Menschen gegen Gott und spricht darum den „Gebildeten" von der Pflicht frei, sich um Gott und Religion zu kümmern und nach dem Willen Gottes zu forschen. Vom Standpunkt der Wissenschaft muß er weiter auch die Unterordnung des menschlichen Willens unter den göttlichen für religiöse Schwärmerei erklären und kann darum auch die Uebung des sittlich Guten mit Rücksicht auf Gott, um dessen Wohlgefallen und Belohnung zu verdienen und dessen Strafe zu entgehen, nicht für eines „gebildeten" Menschen würdig erachten.

Dr. Rein rechnet es Kant geradezu als großes Verdienst an, daß er mit dem „Eudämonismus" aufgeräumt und die Sittenlehre sozusagen auf eigene Füße gestellt habe. Er äußert sich darüber also:

„Selbst Männer wie Sokrates und Platon, die ein richtiges, sittliches Bewußtsein besaßen, hatten sich nicht erheben können zu einer Betrachtung und Beurtheilung eines Wollens nur an sich, ohne Bezug zu irgend welchem Objekte. Ja selbst das Christenthum, das seiner innersten Natur nach den Werth des Menschen in solcher Gesinnung sucht, hatte sich nicht rein halten können von eudämonistischen Zusätzen, und die christliche Kirche war nach und nach ganz in Eudämonismus versunken. Die evangelische Lehre drängt wieder, ohne



irgend einen Umweg zu nehmen, auf die Gesinnung, auf den Willen; sie sucht das Gute nicht, wie die alte Welt, in Werken und Thaten, in dem, was heraustritt in die Erscheinung — sondern tiefer, in der Reinigkeit und Heiligkeit des Herzens. Eine nothwendige Reaktion; denn in der christlichen Gemeinschaft fand ein allmähliches Abgleiten in den Eudämonismus statt und mit der wachsenden Ausartung der katholischen Kirche machte sich derselbe unter dem Deckmantel des religiösen Mysteriums in so roher und unsittlicher Form geltend als irgendwo anders. Wie das jüdische Gebot sagte: Du sollst Vater und Mutter ehren, damit es dir wohl gehe — so suchte die Kirche durch die Motive des Lohnes und der Strafe die Kräfte zu ersetzen, welche auf dem sittlichen Gebiete doch allein den Ideen gebühren."

Was Dr. Rein hier der Kirche so übel vermerkt, daß sie nämlich den „Eudämonismus" fördere, indem sie Lohn und Strafe als Motive für die Haltung des Sittengesetzes in den Vordergrund stelle, das könnte, dünkt uns, ihr eher zum Ruhme angerechnet werden. Denn damit kommt sie der Weisung des Heilandes nach, der in der bekannten Bergpredigt seine Mahnungen zur Uebung der Tugend mit dem Ausrufe schloß: „Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel" (Matth 5, 12). Uebrigens ist es ein Irrthum, zu meinen, die Kirche suche das Gute „in Werken und Thaten, in dem, was heraustritt in die Erscheinung", statt „in der Reinigkeit und Heiligkeit des Herzens"; und als suche sie die Kräfte der sittlichen Ideen durch die Motive des Lohnes und der Strafe zu „ersetzen". Nein, nicht ersetzen, wohl aber unterstützen will die Kirche die Kraft der Idee des Sittengesetzes durch den Hinweis auf Lohn und Strafe von Seite Gottes. Wenn die Kirche, mit Hinweis auf Lohn und Strafe, auf „Werke und Thaten" drängt, so ist das nur ein Drängen auf Erfüllung von Pflichten. Und wenn die Kirche auf Erfüllung von Pflichten drängt, so will sie damit nur auf Erfüllung des Willens Gottes drängen, der sich in den verschiedenen Pflichten ausspricht. Diese Erfüllung des göttlichen

Willens soll aber nicht geschehen nach Weise der Sklaven, in knechtischer Unterwürfigkeit, sondern nach Weise der Kinder, aus Liebe und Ehrfurcht. Erziehung des Menschen zur ehrfurchtsvollen Liebe und zur liebenden Ehrfurcht gegen Gott, den Schöpfer und Vater: das ist das höchste Erziehungsziel der Kirche. So war es immer, auch im „finsteren" Mittelalter; so ist es jetzt noch, was in allen katholischen Katechismen und Moralbüchern zu lesen ist; und so wird es auch bleiben, da es der Kirche wesentlicher Beruf ist, die Menschen für Gott zu erziehen — durch die Nachfolge Christi. Es mag sein, daß bei der erziehlichen Thätigkeit der Kirche manches zu Tage getreten ist, was nicht gelobt werden kann; aber dafür kann unmöglich das kirchliche Erziehungsprincip verantwortlich gemacht werden. Die Schuld liegt vielmehr an der Unzulänglichkeit oder Schwäche derjenigen, welche im Dienste der Kirche arbeiten.

Kant hat jegliche Theologie zu einer unwissenschaftlichen Doktrin degradirt mit seiner Behauptung, daß wir über Gott kein „Wissen" haben könnten. Er hat sie darum grundsätzlich aus seiner Philosophie der reinen Vernunft ausgeschieden und wußte mit ihr natürlich auch nichts anzufangen, als er daran ging, die Pädagogik „wissenschaftlich" zu behandeln. Seine pädagogischen Grundprincipien mußte er deßhalb auf dem „rein menschlichen" Gebiete suchen. Erziehung des Menschen zu einem Menschen mit gutem Willen, ohne Rücksicht auf Gott und Religion: das galt ihm als höchstes Erziehungsprincip der „wissenschaftlichen" Pädagogik, und dieses Erziehungsprincip ist denn auch zum Schibboleth der sogenannten modernen Pädagogik geworden. Es ist wesentlich atheistisch. Wohl glaubt man, demselben das atheistische Gift nehmen zu können durch den Hinweis darauf, daß es ja nicht positiv gegen die Religion und gegen das subjektive religiöse Empfinden verstoße und nur darauf abziele, das für jeden Menschen nothwendige sittliche Fundament zu legen,



auf dem dann auch die Religion weiter bauen könne, wenn es so beliebt werde; aber das ist ein zum mindesten sehr „unwissenschaftlicher“ Bemäntelungsversuch. Die Religion will nicht als Zusatz, als etwas Nebensächliches behandelt werden, sondern will schon gleich im Anfang, bei der Fundamentirung des sittlichen Bewußtseins selbst berücksichtigt sein; sie erhebt sogar den Anspruch, für das ganze sittliche Bildungsgebäude als allein berechtigtes Fundament anerkannt und angenommen zu werden. Die Kirche und die ganze christliche Weltanschauung hat diesen Anspruch voll und ganz anerkannt und lehnt es darum ab, in dem Erziehungsprincip des Königsberger Philosophen einen Fortschritt und eine Quelle des Segens für die Menschheit zu erblicken. D. P.

LXIII.

Zwei Eisenbahnkriege.

(Schluß.)

Es mag diese Auffassung der Dinge allzu krämerisch nüchtern erscheinen, ja es mag so aussehen, als ob im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung die Vorgänge der Weltgeschichte als blos wirthschaftliche Kämpfe um's Dasein aufgefaßt würden. Dies scheint indessen nur so. Daß die Ethik und selbst die Romantik bei dieser Betrachtungsweise der großen Ereignisse, inmitten deren wir leben, nicht zu kurz kommt, wird sich sofort zeigen.

Der Glaubensbote und der wissenschaftliche Forscher gehen allerdings mit der vollsten Uneigennützigkeit ihre Wege;



der Seeleneifer und die Wißbegierde sind die Triebfedern auserlesener Geister, die ihren idealen Zwecken Alles zu opfern bereit sind; der religiöse und der wissenschaftliche Selbstzweck, als ihr Vorkämpfer oder Geleitsmann und Beschützer der Kriegsruhm, rechnen nicht mit dem kaufmännischen Soll und Haben. Und sie wirken daher Wunder der Thatkraft und Beharrlichkeit, des Opfermuthes und des Erfindungsgeistes. In ihnen zeigt sich die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Bezug auf die Schaffenskraft Gottes; all' diese Geisteskräfte sind wegbahnend durch das Chaos, schöpferisch.

Der Kaufmann geht, so lang er kann und es ihm Vortheil bringt, gebahnte Wege. Seine starke Seite besteht in dem Geschick, sich dieselben zu erhalten und sie auszubeuten. Und die bedenkliche Seite seines Eifers ist die Scrupellosigkeit in Verfolgung seines Vortheiles; er begnügt sich nicht immer mit dem ehrlichen Gewinn bei Kauf und Verkauf, er ist oft zu schnell bereit, unehrliche Mittel, List und selbst Gewalt anzuwenden, um schneller als auf dem Wege des gewöhnlichen, freiwilligen Tauschhandels reich zu werden; er will den Gewinn, den Absatz, ein Handelsprivilegium mit Ausschluß des Wettbewerbes Anderer erzwingen. Und daraus entstehen dann die vielen Interessenconflikte, welche zu kriegerischen Verwicklungen führen.

Dazu kommt die vergleichsweise Verantwortungslosigkeit und der verführerische Reiz des Uebermenschen, die inferiore Race zu mißbrauchen. Man vergegenwärtige sich doch die vielfache Gelegenheit, straflos in der Fremde, weit von der heimischen Obrigkeit, unbewacht von der Sitte civilisirter Völker, allen Lüsten und Leidenschaften fröhnen zu können. Nur ein übermenschlich starker Charakter widersteht solcher Versuchung; und der sogenannte Tropenwahnsinn findet seine Nahrung, zumal bei Menschen, die weit in die Fremde ziehen, um eben dort ein zügelloses Leben führen zu können. Vielweiberei, Sklaverei, heidnische Laster führen zu jenen



Orgien der Grausamkeit, von welchen ohnehin nur die ärgsten zur Kenntniß des Mutterlandes gelangen. Bevor es zu solchen Ausnahmserscheinungen kommt, ist schon die ganze Atmosphäre der entlegenen Handelscolonie erfüllt von erschlaffender Genußsucht und rücksichtsloser Habgier. Als alltägliche Regel auch schon im Privatleben der Colonisten herrschen oft Zustände, die in civilisirten Ländern als himmelschreiender Mißbrauch angesehen würden. Und dieser Reiz der Verantwortungslosigkeit im Privatleben ist es auch, der mitunter die schlimmsten Abenteurer, Leute, die sich im Muterlande bereits in jeder Hinsicht unmöglich gemacht haben, hinauszieht in die Ferne; dort wollen sie vor Allem sich austoben, und doch vielleicht nebenbei sich auch bereichern, um später mit Schätzen und Ansehen beladen wieder heimzukehren in die Heimat, wo man von ihren schlechten Wegen und Mitteln nicht viel weiß. Das ist ungefähr das Zukunftsbild, die Vorstellung, welche — freilich nicht eingestandenermaßen — sehr viele in jene fernen Länder zieht.

Und daher kommt es auch, daß der Einfluß der Fremden in jenen Ländern — von dem nächsten Umkreis der Missionsanstalten abgesehen — zumeist ein verderblicher ist. Der Haupteinfuhrartikel ist selbst in den besten Colonien der Branntwein, anderwärts das Opium, außerdem die in Europa unanbringliche Schundwaare, immer aber das fertige Produkt der civilisirten Länder. Und das Nützlichste, was die Civilisation den Ureinwohnern bringen könnte, die Handfertigkeit, die Geschicklichkeit, der Unterricht und die Lehre im Selbstproduciren wird ihnen geflissentlich vorenthalten. Wenn die Ureinwohner dieser Colonien, statt Rohstoffe auszuführen, Fabrikate selbst erzeugen könnten und wollten, wenn sie in den Künsten und Kenntnissen der Einwanderer unterrichtet, zu Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten und Künstlern herangezogen würden — dann hätte ja das eigennützige Mutterland alsbald keinen Export mehr; die ehemaligen Wilden würden in der zweiten, dritten Generation die Colo-

nisten verdrängen und auf eigene Rechnung Handel und Industrie betreiben, ihren Lehrmeistern, sie überflügelnd, scharfe Concurrenz machen. Dies zu verhüten, hält man die Wilden absichtlich in Rohheit und Unwissenheit, damit sie willige Käufer bleiben und sich ausbeuten und immer mehr ins Innere drängen lassen, weg von den Hafenplätzen und später auch weg von den Eisenbahnstationen, auf welchen die Waaren entladen werden. Nur als Schiffszieher, Lastenträger, unqualificirte Arbeiter duldet man die Eingebornen; die systematische Volksverdummung, die Erhaltung derselben als ungebildet und hilflos liegt großentheils im Interesse dieser engherzigen Colonialpolitik. Die Geschichte des Handels und da namentlich die Geschichte Englands ist voll der empörendsten Beispiele geflissentlicher Unterdrückung der einheimischen Produktion in den Colonien, ja in Indien — so wie früher in Irland — der Zerstörung derselben, nur um ihnen dann die Waaren aus den übervölkerten Industriebezirken Englands aufzudrängen.

Die tiefe Unsittlichkeit dieser Handels- und Colonialpolitik, diese geheime Triebfeder derselben ist auch die Wurzel der Feindschaft gegenüber den Missionen. So lange diese die Eingeborenen nur beten und sittlich leben lehren, begnügt man sich, sie zu verlachen, und ärgert sich mehr im Stillen über die verminderte Gelegenheit, das wüste Leben fortzusetzen, von welchem oben eine Andeutung gegeben ist. Wenn aber dann die Missionäre aus den Nomaden und Jägern ansässige Ackerbauern, oder gar gewerbefleißige Handwerker und geschickte Arbeiterinen machen wollen, aus welchen dann unternehmende einheimische Geschäftsleute hervorgehen, dann hört auch die äußerliche Freundschaft auf, dann beginnt die Gehässigkeit und grimme Feindschaft; und hierin liegt der Ursprung der Klagen über „die Einmischung der Missions-Geistlichen in die weltlichen Angelegenheiten“, durch welche der Frieden in den Colonien angeblich gestört wird.

Gegenüber jener Handels- und Colonialpolitik ist der

Missionär, welcher das Volk wirklich civilisirt, nicht blos religiös belehrt, sondern auch auf eine höhere Culturstufe bringt, der gefährlichste Feind. Denn er macht in späterer Zukunft der Ausbeutung der Eingeborenen durch die fremden Kaufleute ein Ende; er treibt mittelbare und durch Erziehung der Einheimischen zur Arbeit und Selbsthilfe sogar zuweilen unmittelbare Geschäftsstörung, indem er die Dienste der fremden Kaufleute entbehrlich macht. Und das ist begreiflicher Weise ein Verbrechen in den Augen der Apostel der Habsucht überall dort, wo sie die Colonial- und Handelspolitik leiten.

In China, wo allerdings nicht uncivilisirte Wilde das Ausbeutungsobjekt bilden, hat die Ausbreitung des Christenthums unter den Einheimischen ähnliche Folgen; ihre Christianisirung ist sowohl einerseits für die dortigen Machthaber als anderseits für die Vertreter der unchristlichen Colonial- und Handelspolitik eine wirkliche Gefahr; sie durchbricht die chinesische Mauer und stört die eigennützige Rechnung sowohl der bestechlichen Mandarinen als der Bestechenden, welche nur solange dort gute Geschäfte machen, als der bezopfte Chinese seinen beschränkten Gesichtskreis bewahrt. Wird der Chinese mehr international, kommt der Strom der chinesischen Auswandernng wenn nicht nach Europa, so doch in deren Colonialgebiete, greift der chinesische Fleiß und die chinesische Schlauheit einmal in den Welthandel ein — dann erwächst den Europäern (und den Amerikanern) eine Concurrenz, die der bisherigen Ausbeutung Chinas durch europäische und amerikanische Kaufleute ein Ende macht.

Doch da erwächst nun dem Christenthume ein seitens seiner Vorkämpfer ungeahnter Helfer und Förderer; das ist der Schienenweg. Hat dieser schon im alten Abendlande Berge geebnet und Thäler ausgefüllt und einen Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt, der tief hinein wirkte in Hütte und Palast, in Werkstatt und Wirthschaftshof, in



Kaufläden und Schulhäuser, so wird umsomehr etwas Aehnliches bewirkt im fernen Osten, im dichtbevölkerten China. Auf die Dauer kann das sprichwörtliche Chinesenthum dem revolutionirenden Einflusse der Eisenbahn nicht widerstehen. Ist bisher der Stillstand, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden, die abergläubische und fanatische Abwehr gegen das Neue, das Fremde die Regel — so wird umgekehrt die Neugier, das Mißtrauen in die eigenen Einrichtungen, der sichtliche Erfolg moderner Künste und Anschauungen auch dort bald das unterste zu oberst kehren. Es fällt die chinesische Mauer nicht der Gewalt der Waffen, sondern dem unaufhörlich sich ins Innere einbohrenden Schienenwege. Zunächst sind freilich die chinesischen Eisenbahnen und nebenbei auch Banken und Fabriken und sonstigen Erwerbsunternehmungen der Europäer nur Maschinen zur besseren Ausbeutung der Chinesen; und sie werden dort wie hier auch die arbeitende Bevölkerung in Mitleidenschaft ziehen. Derselbe Widerstand, der in England und Europa anfänglich seitens der in ihrem gewohnten Erwerbe bedrohten Handwerker sich zeigte, erwacht in China. Und dort umso heftiger, weil der chinesische Handwerkerstand nicht durch Zunftschranken und Genossenschaftswesen vor der Concurrenz noch eine Weile geschützt ist, wie es in Europa vor fünfzig Jahren noch der Fall war. Sonderbar, dort herrscht vollständigste Gewerbefreiheit; und der Mitbewerb der Maschine gegenüber der Handarbeit ist dort nur noch einigermaßen gezügelt durch die gegenüber stehende Macht der Gewohnheit. Aber eben diese wird durch die Eisenbahn, den sie begleitenden Telegraphendraht, den vervielfältigten Verkehr, die Oeffentlichkeit und Raschheit des Nachrichtendienstes durchbrochen. In wenigen Jahren wird es nicht mehr möglich sein, daß die chinesischen Machthaber der Bevölkerung von unaufhörlichen Siegen über die „rothhaarigen Teufel“ gerade dann berichten, wenn Niederlagen, eine schmachvoller als die andere, selbst die bestgedrillten chinesischen Regimenter zu



Boden geworfen haben. Die unglaubliche Lügenhaftigkeit oben, die nicht minder erstaunliche Leichtgläubigkeit unten findet dann ihre Grenze an den Eisenbahnen, welche alle Hiobsposten in die Bevölkerung gelangen lassen, alle Staatsgeheimnisse verrathen und den ganzen Nimbus zerstören, welcher die chinesischen Intelligenzprotzen heute noch umgibt.

Und daß auf diesem Wege die Wahrheit sich Bahn bricht, das kann nur derjenige bezweifeln, der an die Macht der Wahrheit überhaupt nicht mehr glaubt, sondern in seelenmörderischem Pessimismus überall nur die Spuren des Lügners vom Anbeginn, nirgendsmehr die wunderbaren Wege der Vorsehung erkennt.

Freilich zog seinerzeit mit den Eisenbahnen auch viel Entartung in vormals stille Thäler unseres europäischen Heimatlandes und es ist nicht alles Gold gewesen, was glänzte. Aber dort drüben im dicht bevölkerten China ist hinsichtlich der Entartung in sittlicher Hinsicht kaum mehr etwas zu verderben. Nicht die Eisenbahn bringt dort die schrecklichsten Laster; eher vertreibt sie dieselben aus manchen ihrer Brutstätten. Und namentlich kann sie zum Beispiel durch Ein- und Auswanderung die Ueberzahl der Weiber, welche in Nordchina zu so grauenhaften Verirrungen und zum systematischen Kindermord führt, beseitigen helfen. Auch lassen sich Leute, die dank dem zunehmenden Verkehr mit wohlwollenden Fremden belehrt und geistig wie sittlich gehoben sind, wirthschaftlich nicht mehr so gedanken- und willenlos ausbeuten. Es wird vielleicht europäisches Wesen gerade in China mehr Gutes als Böses stiften. Und in diesem Sinne haben wir diese Einrichtungen dort mehr als anderswo als Wegbereiter auch des Christenthums zu begrüßen.

* * *

Es hat diese von den wirthschaftlichen und verkehrspolitischen Fragen ausgehende Betrachtungsweise der Dinge



in Afrika und Asien durchaus nicht zu ausschließlich weltlichen Schlußfolgerungen geführt; sondern es war vielleicht nöthig, diesen Dingen einmal auch von dieser Seite her auf die Spur zu kommen. Wie es kein Zufall ist, daß beim Tunnelbau, wenn von beiden Seiten her die Stollen in den Fels getrieben werden, tief drinnen im dunklen Bergesinnern die beiderseitigen Arbeiter doch an der gleichen Stelle zusammentreffen, so darf der Freund der Wahrheit mit fester Zuversicht von welcher Seite immer seine Forschung beginnen; vom Compaß der Wahrheit geleitet, muß er an irgend einer Stelle der eingeschlagenen Richtung mit seinen Freunden zusammentreffen, welche von der anderen Seite her vordringend das gleiche Ziel erstrebten.

Und so möge durch diese Erörterung jene Betrachtungsweise der öffentlichen Angelegenheiten und Zeitfragen empfohlen sein, welche zunächst den weltlichen Dingen und nüchternen kaufmännischen, wirthschaftlichen, materiellen, ja mechanischen Vorgängen größere Aufmerksamkeit schenkt. Wie fruchtbar diese Betrachtungsweise werden kann, dürfte wohl gerade in diesem Falle sich zeigen.

Wir haben auf Grund derselben als die Quelle vielen blutigen Kampfes die Wegstreitigkeiten erkannt, in welche die Menschen bei dem Suchen nach den Früchten und Schätzen der Erde gerathen. In Nutzanwendung dieser Erkenntniß zur Beurtheilung der gegenwärtigen Zeitläufte haben wir die Weltbahnen in den Längenrichtungen von Afrika und Asien als mächtige Faktoren im Gange der Zeitereignisse auch der näheren Zukunft nachgewiesen. Die Transvaalrepubliken sind vorläufig aus dem Wege geräumt, welchen England sich durch den schwarzen Erdtheil bahnt, um nach den Meeresküsten nun auch dessen gewaltigstes Flußnetz auszubeuten. In China dagegen ist Rußland im Begriff, seinen Schienenweg von Petersburg nach Wladiwostok und der neueren Etappe Port Arthur mit möglichst wenig Geräusch, aber unerbittlicher

Beharrlichkeit zu vollenden; und dabei kam zwar nicht als unmittelbarer Widerstand gegen diesen Eisenbahnbau, aber doch als mittelbarer Widerstand gegen die Tendenz, die demselben zu Grunde liegt, der von der chinesischen Regierung begünstigte Boxeraufstand in die Quere. Derselbe erscheint als die letzte gewaltige, grausame, aber aussichtslose Erhebung des Chinesenthums gegen die Ueberfluthung durch die weiße Race. Von Westen, Osten und Norden dringt letztere vor gegen Innerasien, dessen Süden bereits längst europäisch besetzt ist. Den Engländern allerdings sind die Hände durch den Transvaalkrieg und seine Folgen, den Amerikanern durch die Präsidentenwahl für eine kurze Uebergangszeit gebunden. Und diese Zeit benützt Deutschland im Einverständniß mit Rußland, um dem Greater Britain der englischen Imperialisten und dem amerikanischen Imperialismus in Asien einen möglichst starken Riegel vorzuschieben. Die romanische Welt ist theils machtlos geworden — wie Spanien —, theils vorläufig gesättigt — wie Frankreich — und begnügt sich einstweilen mit der Gefolgschaft.

Die Wechselfälle des Tages, die Strömungen und Gegenströmungen, welche in regierenden und Volkskreisen Europas und Amerikas, auch Englands, sich so verwirrend und störend geltend machen, können auf die Dauer doch nicht den Gang dieser Weltereignisse wesentlich ändern. Es schwingt sich nur der eine früher, der andere später auf den Triumphwagen; oder es sieht der Dritte neidig zu, wie andere bereits oben sind; es hält wieder ein anderer sich krampfhaft fest, um nicht abgeworfen zu werden; und es sucht die List bald diesen, bald jenen wegzulocken, durch scheinbares Wiederabsteigen; — aber der Wagen geht fort, hier nach Innerasien hinein, wie dort nach Innerafrika. Dabei werden verschiedene Leute von verschiedenen Beweggründen erfüllt, von Herrschsucht oder Habgier, Ehrgeiz oder idealem Weltverbesserungstrieb. Edle und unedle Motive, Thatkraft und Zaghaftigkeit, Vorsicht und Kühnheit, welche die kurzsichtige Klugheit als Unbesonnen-



heit anspricht, kämpfen um jeden Schritt, der nach vorwärts gethan wird oder um den dieser und jener zurückgedrängt werden soll.

Und in Europa wie in Asien und Afrika (obwohl hier am wenigsten) drängen die freiwilligen Vorkämpfer der Thorheit und der Bosheit, als Boxer der gelben oder weißen Race, sich in den Vordergrund; freilich geschieht dies immer nur dort, wo sie auf Wehrlose schießen oder ungestraft verleumden können. Dort mit Knüppel und Staupbesen, hier mit Feder und Zeitungspapier, mit oder ohne simplicistische Klexerei, führt dieses unsterbliche Ungeziefer der Ephialtes- und Thersitesnaturen den Kampf gegen den Idealismus.

Im Dienste der Dummheit und Bosheit und aller schlechten Beweggründe, welche jemals die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken, die Unterdrückung des ehrlichen, bescheidenen Arbeiters durch den streberischen Abenteurer bewirkten, wird in einem Theile der festländischen Presse Europas der Boxeraufstand schier als eine verzeihliche, ja bewundernswerthe That der nationalen Nothwehr hingestellt. Das feige Niedermetzeln Wehrloser ist in den Augen dieser ihnen geistesverwandten Wort- und Federhelden eine That, und die am vergossenen Blute Schuldigen sind in ihren Augen diejenigen, welche alle Entbehrungen und Opfer der Auswanderung ohne deren Vortheile auf sich nehmen: die Missionäre, — besonders die katholischen Missionäre, deren Selbstlosigkeit zu allen Zeiten und aller Orten gerade wahrheitsliebende Protestanten und Atheisten am freimüthigsten anerkannt haben.

Wahrlich, die Boxer haben für die Greuel, die sie anrichten, noch eine gewisse Entschuldigung; sie glauben wenigstens die heimische Scholle gegen Fremdlinge zu vertheidigen; ihre europäischen Vertheidiger aber begeifern schamlos ihre eigenen Landsleute, um damit jene Wütheriche als Vaterlandsvertheidiger verherrlichen zu können.



Freilich sagt man mit einem Schein von Recht: Was suchen die Europäer, und zumal die Deutschen, in China?

Aber aus derlei Suchen und den Versuchen, neue Wege zu finden, besteht eben die Weltgeschichte der Menschen im Gegensatz zur Naturgeschichte, zum Verhalten der Heerdenthiere und den Vorgängen im Reiche des Unbewußten. Freilich stößt der Mensch bei Durchführung von Hochentwürfen und Großthaten auf Hindernisse; und sie zu überwinden kostet meist Gewalt. Aber es ist doch, wo diese unvermeidlich wird, ein Unterschied zu machen; und wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht immer dasselbe. Der trojanische Krieg ist doch vergleichsweise gerechtfertigter als des Xerxes übermüthiger Zug über den Hellespont; Alexanders und Cäsars Züge hatten trotz aller damit verbundenen Schreckensthaten doch einen anderen culturellen Charakter als die bloßen Verwüstungs- und Raubzüge der Hunnen; die Türkenkriege in Europa sind doch nicht auf eine Linie zu stellen mit den Kreuzzügen; diese z. B. sind freilich den Kleingeistern eine Thorheit und ein Aergerniß. Aber wenn bei denselben auch manches Schreckliche vorkam und manches Unedle sich einmischte, so war doch der Beweggrund zu denselben bei den Predigern und allermeisten Mitkämpen der Kreuzzüge ein so hochherziger, daß er eben darum all den kurzsichtigen Leuten, die bloß in der Erdenwelt denken, ganz und gar unverständlich erscheint. Uebrigens kommt hier nicht bloß die Romantik in Betracht, obwohl auch diese als eine der höheren Potenzen im Leben der Menschen zu schätzen ist; sondern es konnten zugleich das nüchterne Interesse, der Friede und die Sicherheit des Abendlandes damals nur durch diese kräftigen Offensivstöße gegen den Orient einigermaßen erzielt werden. Ohne dieselben wäre die europäische Cultur gleich der Nordafrikas unter den Roßhufen der Islamiten zerstampft worden.

Aehnlich so ist es jetzt im Interesse Europas, im fernen, im großen Orient festen Fuß zu fassen; es ist nicht etwa bloß ein wirthschaftliches, sondern ein Culturinteresse in des



Wortes tiefster Bedeutung; es gilt, die der Stagnation verfallenen Völkerschaften der Idee des Fortschrittes dienstbar zu machen. Es ist nicht alles uferlos, was über den Horizont des Philisters geht; und wenn wir auch in dieser Betrachtung mit dem scheinbar nebensächlichen Hinweise auf die seit urgeschichtlichen Zeiten so tief gehende Bedeutung der Straßen und Wege begonnen und dann auf die Interessen des Handelsverkehrs hingewiesen haben, denen auch die Eroberer sich dienstbar erweisen, — so ist damit weder vergessen noch geleugnet, daß dabei die höchsten Ziele der Menschheit doch die Hauptsache sind, sowohl was die Ursachen, als was die Folgen des handels- und wirthschaftspolitischen Interessenkampfes betrifft. Die hiebei zunächst in Betracht kommenden Interessen sind eben das Leibliche neben dem Seelischen; und im Gebiete des irdischen Lebens ist das Zusammenbleiben von Seele und Leib die Vorbedingung desselben, ihre Trennung der Tod. Die beiden Seiten dieses Lebensweges der Menschheit auf Erden in ihrem Zusammenhang und ihren nothwendigen Wechselbeziehungen an einem Beispiel aus der Geschichte der Gegenwart wieder einmal aufzuzeigen und zum Bewußtsein zu bringen, das war der geschichtsphilosophische Zweck dieser Erörterung.

Rudolf Frhr. v. Manndorff.



LXIV.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

VII. Der Hellebank.

Tritt leise auf und halte den Athem an, du stehst auf geweihtem Boden; siehe da, der Tempel der heiligen Kunst! Pallas, weißt du, ist dem Haupte des Göttervaters entsprossen; dort oben im Giebelfelde glänzt sie in ihrer marmornen Jungfräulichkeit umgeben von den Kamönen. Gelüstets dich nicht nach ihren Lorberkränzen? Halte den Athem an und tritt ein. Nun? warum bleibst du stehen und läßt dir das Blut zu Kopfe steigen? Aha! es geht dir wie der Heldin in Clara Viebig's Roman („Es lebe die Kunst"), die — so Julius Hart in einer Besprechung — „erfüllt von dem ganzen heiligen Provinzialidealismus" in den literarischen Salons nur Götter und Helden zu finden hoffte, aber statt in einen Tempel in eine Börsenhalle gerieth. „ . . . . . und die berühmten Dichter sind auch nichts als Geschäftsspekulanten, kleine, eitle und gefallsüchtige Gecken, die ängstlich horchen auf das, was das Publikum haben will". Angebot und Nachfrage — ja, wenn es bei der Börsenhalle bliebe! Keine ernsten Priester, keine begeisterten Gottverkünder schüren die heilige Flamme, nein, nur „Tantième-hungrige Simonisten" feilschen an den Mäklerbänken, um auch bald des Glückes einer literarischen Sinecure, einer arbeitslosen Pfründe zu genießen, etwa so à la Bierbaum, der sich von der unverantwortlich luxuriösen „Insel" für seinen Namen 10—18,000 Mark Gehalt verabreichen

läßt, oder auch nur à la Hackländer, dem jährlich 2000 fl. baar dafür in den Schoß fielen, daß er im Titelblatte der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer“ als Redakteur figurirte. Nur wenige walten mit den Weihrauchfässern ihres Amtes, viele aber sitzen draußen an der Betteltreppe, wie weiland der arme Lazarus, zu Grunde gerichtet vom Idealismus im „malheur d'être poète“, weil sie nach berühmten Mustern — vgl. Grillparzer's „Sappho“ und Goethes „Torquato Tasso“ — ihre Kunst nicht auf so geschniegelte Weise wie ihre Collegen von der Tagesfeder mit dem Leben in Einklang zu bringen wußten. Und der Lorber? Der gilt den Machern, so lang ihn der Kurszettel als unverzinsliches Kapital aufweist, nicht einmal al pari. Bald sind es 100 Jahre, daß das Wort geschrieben:

„Ein unfruchtbarer Zweig ist das Geschenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Aufs Leichtste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Martyrers den gold'nen Schein
Ums kahle Haupt wohl schwerlich; und gewiß
Der Lorberkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks“.

Das ist gesagt von dem genialen Salerner, dem Verfasser der „Gerusalemme liberata“, dem Spittler von St. Anna zu Ferrara, welcher starb, als ihm das Glück der römischen laureazio winkte.

„ . . . und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch es gibt Kränze, Kränze gibt es;
Von sehr verschied'ner Art, sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen“.

Spazierengehn . . . . fatal! daß eine so klassische Stelle ganz unmittelbar die Erinnerung an Gründeutschland „auslöst“, das, wie einmal ein böser Mund behauptete, „eine Versicherungsgesellschaft auf gegenseitige Hochachtung und Anerkennung“ gegründet.

Nun aber der Helledank! rufst du lieber Leser ungeduldig. Bitte um Entschuldigung, ja der Helledank. Fr. W. Helle,



der Sänger des dreibändigen „Messias“ ist, wie wir bereits früher angedeutet, auch einer jener armen Schlucker, die am Portale auf die Brosamen des Mitleids harren. Hoffen und Harren . .! Es ist noch nie etwas so ergreifendes und herzzerreißendes über das Künstlerelend geschrieben worden, wie die eine erste Seite, mit der Adolf Hinrichsen 1889 sein zur Unterstützung „nothleidender Schriftsteller“ gegründetes „Glück auf!“ bevorwortete.

„Gold zu suchen ist des Bergmanns Beruf. Auch des Dichters und Denkers. Welches dieser Metalle reiner, edler ist — das entscheide du. Ich aber sage dir: jener steigt hinab in den Schoß der Erde und hebt seinen Schatz zwischen schmutzigem Gerölle, unwerthem Schutt und Gestein. Dieser aber steigt empor und holt den seinen vom Himmel. Aber da jener zurückkam, ruhte er von des Tages Last, aß und trank im Kreise der Seinen und erquickte sich an der Zufriedenheit in sich und um sich her. Jener aber fand — zurückgekehrt, die Erde und ihre Güter vertheilt. Zu seinem Schrecken; denn auch er fühlte sich hungernd und dürstend, frierend und erschöpft. Auch ihn umringten die Seinen und fragten erst leise, dann laut und lauter, zuletzt schrien sie — nach Brot. Er hatte nichts. Er sah auf seinen Schatz, ein Papier in seiner Hand. Darauf flimmerte es von Gold und Edelstein. Und wie er darauf hinstarrte, begann er zu träumen. Er sehnte sich zurück, von wannen er gekommen . . . Aber das Schreien um ihn wurde lauter, durchdringender, schmerzensreich. Als er es endlich vernahm und auf die hohlen Wangen, die tiefen Augen, die schwankenden Gestalten um sich schaute, als er sich selbst zittern fühlte und beklommenen Herzens rath- und hilflos in die Weite starrte, da erschrack er, seine Brust schnürte sich zusammen, und sein Auge schaute angstvoll zurück vor dem Sehen; es bannte sich fest auf dem Papier voll Gold und Edelstein in seiner Hand, und er — flüchtete sich zurück, von wannen er gekommen . . . Umsonst! Auch sein Himmel stieß ihn aus. Der Schacht, durch den er sonst emporgestiegen, verschloß sich ihm: der steht nur dem *Sehnenden*, nicht dem offen, der in ihn *flüchtet*, weil er — Hunger hat.



Er hinterließ seinen Schatz, das Papier voll Gold und Edelstein. Eine Welt war reich davon. Sie trauerte um ihn, baute ihm gewaltige Säulen und ein Grabgewölbe, das für seinen so eingeschrumpften Leib wahrlich zu umfangreich war. War das nicht wahrhaft edel und dankbar für seinen Schatz?"

„Glück auf!" existirt nicht mehr, Helle[1]) aber entbehrt noch. Auch im letzten Jahre errichtete Deutschland seinen Todten wieder dankbar an allen Ecken ein Ehrenzeichen: Klopstock, Gottfried Keller, August Becker, Gustav Freytag, Bodenstedt, Rittershaus u. s. w., alle erhalten ihren Theil, der eine einen Stein, der andere ein „Stübchen", von Goethe gar nicht zu reden, dem man allmählich so viele Monumente errichtet hat, daß die Frankfurter Frauen nun mit dem Gedanken umgehen müssen, auch seine Mutter, die Frau Rath, auf den Sockel zu stellen. Oh, das dankbare Deutschland! oder hat vielleicht Rosegger Recht, wenn er in seiner — allerdings nicht allwegs gut angebrachten — Unumwundenheit den Lebendigen den Vorwurf des Egoismus macht, der an den Rockschößen der großen Einzelnen in die Höhe kommen will? Der steirische Waldnovellist darf freilich zufrieden sein; nicht jeder Tausendste kann vom Wanderschneider — und säße er auch doppelt so lang in den Nächten beim Kienspanlicht — mit der Feder sich bis zum Villenbesitzer hinaufdichten, dem eine eigene „Rosegger-gesellschaft" auf der Pretul-Alpe ein „Rosegger-Alpenhaus" errichtet. Nicht jeder; darum bravo für die im vorigen Jahre begonnene Gründung des „Schriftsteller-Heim's" in Jena,[2]) das „verdienstvollen, alten oder kränklichen Dichtern, Schriftstellern und Journalisten als trauliche Zufluchtsstätte" dienen soll, „damit endlich dem deutschen Volke die Schmach

1) Er durfte freilich von Hinrichsens Wohlthätigkeitsblatt, an dem ein Ludwig Büchner mitarbeitete, kein persönliches „Glück auf!" erwarten.

2) Dr. Timon Schroeter schenkte den Baugrund im Werthe von 25,000 Mark.



erspart werde, Männer und Frauen von nicht selten bedeutendem Geiste in Noth und Einsamkeit verkommen zu sehen". Ernst von Wildenbruch's Anwesenheit im „Heim-Comitee" stellt freilich Leuten von Helle's Schlag nicht viel in Aussicht. Ja, es könnte sogar der Fall eintreten, daß der gesinnungsfeste Westfale, wie vor fast 10 Jahren Sebastian Brunner,[1]) eine von gegnerischer Seite angebotene Pension ablehnen müßte. Ob der Sänger des „Messias" wohl schon eine namhafte Summe aus der „Deutschen Schiller-stiftung" erhalten hat, die im Jahr 1898 rund 53,000 Mark[2]) an „Ehrengaben" für bedürftige Schriftsteller verausgabte? Gewiß, wir haben großes Mitleid für die armen Angehörigen des Romanpsychiaters Sacher Masoch, und auch uns packt der wehmüthige Humor in Liliencron's „Zwiegespräch":

„Sieh her, heut sandte mir die Post zwei Mark,
Für ein Gedicht, das mich acht Wochen kostet,"

allein wir haben vor allem für unsere eigenen Leute zu sorgen, für die Männer, die unser eigen geworden sind durch den Einsatz ihrer Persönlichkeit für das Gesammte, durch Mühe und Arbeit im Dienste unserer religiösen, socialen und künstlerischen Interessen. Von diesem Gedanken beseelt haben einige Freunde der katholischen Poesie, nachdem die 46. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Neisse eine vorgeschlagene Dichterkrönung Helle's als ihren Traditionen fremd abgelehnt hatte, einen Aufruf erlassen, durch welchen sie etwa 30—40 hochgesinnte Glaubensgenossen zu einer lebenslänglichen Jahresrente mit Einzelbetrag von 100—200 Mark zu begeistern hofften. Viele Lebensjahre stehen dem müden, gebrochenen Manne (geb. 1834) nicht mehr in Aussicht, und doch . . . das Unternehmen verlief im Sande. Was war der Grund? Die Sache war einerseits

1) Der Verfasser der „Schreiberknechte" zog den Aufenthalt im Greisenasyl einem reichen Stipendium der Wiener „Concordia" vor.

2) a) Lebenslängliche Pensionen: 13,450 Mark; b) vorübergehende Stipendien: 27,755 Mark; c) einmalige Gaben: 11,030.75 Mark).



unpraktisch angelegt, und außerdem brachte noch der „Hausschatz“ bald darauf die verfrühte und unbegründete Nachricht von der glücklichen Staaroperation durch Herzog Karl Theodor (der betreffende Aufsatz stammte übrigens aus der prächtigen Feder Ottos von Schaching, dem die ganz aus der Luft gegriffene Kunde, welche er aus München erhalten hatte, Anlaß zum Ausdrucke herzlicher Freude gab). Nun liegt der halbblinde Helle mittellos, wie er ist, noch dazu an einem schmerzlichen Blasenleiden, einem Angebinde des Culturkampfs, seit längerer Zeit darnieder! Die Unzuträglichkeiten, die das unstete, politische Leben für eine Familie und besonders für die Kindererziehung, haben muß, wollen wir nicht weiter berühren; die älteren Leser dieser Blätter erinnern sich vielleicht noch all der Conflikte des damaligen Redakteurs und Journalisten mit der Regierung, all seiner Zurücksetzungen, seines ruhelosen Lebens und seiner Gefängnißperioden, einer Summe von Leiden für die Sache der heiligen Kirche.[1]) Sollten wir Jungen uns die Früchte fremden Schweißes so ohne weiteres, so ohne Habedank in den Schoß fallen lassen? „Ueberall blühten ihm Preßprocesse als dem Schwärzesten der Schwarzen“, heißt es im biographischen Begleitwort zu Heemstede's Würdigung des

1) Wir können hier nicht näher auf die „zigeunerhaften Wanderungen von 1871/92“ eingehen, daher nur die Hauptdaten. 1871 Redakteur der „Dortmunder Zeitung“, Januar 1872 an die eben entstehende „Coblenzer Volkszeitung“, Oktober desselben Jahres an die „Saarzeitung“ in Saarlouis berufen. 1873 zweiter Redakteur bei der „Schlesischen Volkszeitung“ in Breslau, 1876 eine Zeitlang als Redaktionsverweser der „Oberschlesischen Volksstimme“ in Gleiwitz, ebenso der „Ratibor-Leobschützer Zeitung“. 1877 Leiter der Huch'schen Offizin und der „Frankenstein-Münsterberger Zeitung“ in Frankenstein, von wo er 1880 nicht ohne allerlei Scherereien nach Oesterreich auswanderte. 1887 Redakteur der „Salzburger Chronik“, 1891—92 der „Deutschen Volksschrift“ in Bilin bei Teplitz. Helle lebt jetzt als „passer solitarius in tecto“ zu München (Augustenstraße 43/II).

„Jesus Messias" („Dr. Friedrich Wilhelm Helle". Heiligenstadt, F. W. Cordier.); wären solche „Blüthen" nicht einer vollen Saatreife würdig? Es ist katholische Ehrensache, dem verdienten Centrumsinvaliden, dem Märtyrer des Parteikampfes einen ruhigen Lebensabend zu bereiten, aber unverzüglich, denn es könnte bald zu spät sein ....

Man hat vielfach den „theuern" Preis der 3bändigen „christologischen Epopoe" (brosch. 21 Mark; geb. 33 Mark. Verlag: F. W. Cordier, Heiligenstadt) achselzuckend als Grund einer verhältnißmäßig geringen Verbreitung angegeben. Zu kostspielig! und dabei wirft unsere Zeit — kommenden Geschlechtern zum Spott — unmäßiges Geld für Allotria und gedankenleere Sammeleien hinaus. Ob eine Briefmarke moosgrün oder rosaroth, was verschlägts? und doch bezahlt der gewiegte Philatelist die Seltenheit der Nuance leuchtenden Blickes mit 33 Mark. Wir können in diesem Geldbeutel-Minus keinen „ethnographischen" Gewinnst entdecken. Welche Ausdehnung hat der Ansichtskartensammel-Sport angenommen! Wir rechnen nicht, wo es ein Vergnügen gilt, doch eine Kunstschöpfung, die auch den Geist in Anspruch nimmt, ist uns zu „theuer", wenn nicht irgend eine buchhändlerische Extravaganz das Werk in die Sammelsphäre hinaufhebt. Ein Büchlein in 300 Exemplaren auf „grünem Büttenpapier" gedruckt, à la Stephan Georges „Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod" zieht, je enormer der Preis gestellt ist.[1]) Dem Inhalt bringen die literarischen Protzen — pardon! die Bibliophilen eine solide Dosis Bismarckischer „Wurstigkeit" entgegen. Wir wollen nicht ungerecht sein, ein sehr großer Theil des Mißverdienstes an Helle fällt auf die protestantische Literaturgeschichtsschreibung, deren „ignorantia crassa" und ohne Zweifel auch „affectata"

1) Köstlich persiflirt ist dieser Auswuchs unseres Bücherlebens in: „Steckbriefe, erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur" von Martin Möbius. Berlin 1900.



wohl nirgends größer ist als hier. Adolf Bartels [„Die deutsche Dichtung der Gegenwart", 1899], der doch eine Nataly von Eschstruth immerhin in den Kreis seiner Besprechung zieht, wenn er sie auch kurz und bündig todtschlägt mit dem Sätzlein: „Ihre Romane sind direkt Schund!", Julius Hart [Geschichte der Weltliteratur 2 Bände 1896], dessen Kritik sich selbst auf ganz unbedeutende Unterhaltungstalente erstreckt, Max Koch [„Geschichte der deutschen Literatur 1893], dem es bei aller Kürze auf ein paar Namen mehr oder weniger nicht ankommt, Robert König, Otto von Leixner, und natürlich ganz besonders der vor den römischen Scheiterhaufen und Jesuitenschlichen zitternde Barthel-Röpe: was sollen wir alle hier aufzählen, sie kennen insgesammt den Dichter des Jesus Messias nicht. Der schon erwähnte Gustav Koepper aber [Literaturgeschichte des Rheinisch westfälischen Landes, ohne Jahreszahl, aber nach 1897] hat die Dreistigkeit, dem Romhasser und Logenpoeten einen Panegyricus von 6 Seiten mit Titelporträt und Proben (vorab natürlich die „gepfefferten Terzinen" gegen die päpstliche Encyclica vom 21. November 1873) zu widmen, und den dem Wupperthäler in künstlerischer Beziehung mindestens vollwerthig gegenüberstehenden Ultramontanen nur im Index mit Angabe des Geburtsdatums zu erwähnen. Jeder neuentdeckte Scheffel'sche Bierwitz wird sorgfältig nach kritisch-historischer Untersuchung dem Kunstbestande eingereiht, und wäre es auch nur die plebeische Plattheit vom versoffenen „Commissari" und seinem dito „Secretari". So bleibt denn einem Helle — viele anderen theilen hierin sein Schicksal — abgesehen von ein paar guten katholischen, aber weniger gelesenen Literaturgeschichten nur noch eine Unterkunft im Schriftsteller-Lexikon, ein Stehplatz vierter Klasse unter vielen zweifelhaften Existenzen. Habent sua fata libelli! Es gibt Werke moderner Goldschnitt- und Salonpoesie, die sich einer fabelhaften Verbreitung rühmen, z. B. die Epen von Julius Wolff — von den unsittlichen Sachen eines



Zola, d'Annunzio, Sudermann u. s. w. gar nicht zu reden — und mittelmäßige Leistungen wie Ernst Eckstein's Gymnasialhumoreske „Der Besuch im Karzer" erreichen nie dagewesene Auflagen. Karl May streicht mit seinen Abenteuer-Romanen Riesenhonorare ein und Helle darbt. Das hat er nun von seinem ehrlichen, ernsten und zielgläubigen Idealismus, daß er unter unsicherem Erwerb dahinlebt, verbittert durch sein Schicksal, mit dem Bewußtsein, Weib und Kind im Elende zurückzulassen — poète maudit. Es hat uns das Herz zerrissen, als wir ihn sagen hörten: „Wenn ich doch wenigstens nicht blind wäre, so wollt' ich mich schon mit Copieren durch das Leben schlagen!" Das ist das Wort eines akademisch gebildeten Mannes, eines Dichters von Gottesgnaden. All jene Werke eines prickelnden Symbolismus der „Unverständigen" werden im Wellenspiel des Zeit- und Büchermarktes verschwinden, der „Jesus Messias" aber ist ein dauernder Besitz der Nation, und doch würde sich sein Verfasser der verachtetsten Handarbeit nicht schämen, um demuthsvoll und ergeben das Schicksal so vieler verzweifelten Collegen zu vermeiden. Aber was hilfts? wenig fehlt mehr, bis daß Helle des Allerwelts-Pflastertreters Jean Arthur Rimbaud „poème de sa propre vie" („Durendal". Revue catholique d'Art et de Littérature 1898) ganz auf sich anwenden kann, das, in dem schillernden Tone Verlaine's erfaßt, hier seine Stelle finden mag als furchtbarer Zeuge der Bitterkeit einer Künstlerarmuth.

„Je m'en allais, les poings dans mes poches crevées,
Mon paletot aussi devenait idéal.
J'allais sous le ciel, Muse et jétais ton féal.
Oh! là, là, que d'amours splendides j'ai vécues!

Mon unique culotte avait un large trou.
Petit Poucet rêveur, j'égrenais dans ma course
Des rimes. Mon auberge était à la Grande Ourse,
Mes étoiles au ciel avaient un doux frou-frou;



Et je les écoutais, assis au bord des routes,
Ces bons soirs de septembre où je sentais des gouttes
De rosée à mon front, comme un vin de vigueur;

Où, rimant au milieu des ombres fantastiques,
Comme des lyres je tirais les élastiques
De mes souliers blessés, un pied contre mon coeur!" —

Voilà un homme! Ein Stück Weltgeschichte, zu der schon im voraus F. Reuter in den Briefen des „immeriten Entspectors" Bräsig die Erklärung geliefert hat: „Wo wär's, wenn ich mir mit die Schriftstellerei befieß . . . ., sollt mich das woll soviel einbringen, als wenn ich junge Hunde aufzög und sie nachher verkaufte?" Oh, wir kennen Viele, die in bitterer Noth sind; selbst der von Freund und Feind gefeierte dänische Convertit Johannes Jörgensen trug, als wir ihn vor etlichen Jahren kennen lernten — seither hat sich seine Lage etwas gebessert — einen „paletot idéal".

Vor Kurzem hat man dem Polen Henryk Sienkiewicz zu seinem 25jährigen Schriftstellerjubiläum mit öffentlicher Geldsammlung einen prächtigen Adelssitz zum Geschenk gemacht; bravo! Aber sorgen wir doch in erster Linie für den Ganz-Armen, für den Hungernden! Es wäre doch unverantwortlich, wenn auch von Helle einst gesagt werden müßte, wie Hinrichsen in seinem „Vorwort" fortfährt: „Ich denke mit Trauer und Klage eines Tages, da ich einem Manne nur nach eigenen geringen Mitteln helfen konnte, der als College, für Frau und Kinder bittend, zu mir trat; ich erschrack, als er seinen Namen nannte, einen geehrten Namen der Literatur. Bald darauf fand man den Mann auf dem Pflaster — ich weiß, woran er gestorben ist . . . Ich denke — doch nein! wozu Eulen nach Athen tragen; vorwärts, nicht rückwärts den Blick! Wer hören will, der hörte, wer sehen will, der sah . . ."

Katholisches Volk! Einen Edelstein deiner Krone, wenn auch Helle den Schlußsatz aus Clara Viebig's Roman sprechen kann: „Jetzt weiß ich's: Befreiung und Frieden, das ist die Kunst!" —

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.



LXV.

Zur Wirthschaftsgeschichte.

II. (Sommerlad. Memminger. Fischer. Will.)

Im Mittelalter gingen von der Kirche, wie wir schon an den kurzen Mittheilungen aus Schulte und Röhricht sehen, die wichtigsten Impulse des Wirthschaftslebens aus. Wie sie auf das wichtigste Gewerbe, auf den Ackerbau einwirkte, ist dabei nicht einmal zur Sprache gekommen. Daß die Kirche wohlthätig wirkte, war bis vor kurzem viel allgemeiner angenommen worden als heute. Forscher wie Arnold, Raumer u. a. beurtheilten den Einfluß der Kirche günstig, sie standen noch unter der Nachwirkung der Romantik. Seitdem nun sich katholische Forscher des Gegenstandes bemächtigten, das Bild mittelalterlicher Cultur in leuchtenden Farben zu schildern begannen, wurde der Widerspruch viel lebhafter. Ein neues großartig angelegtes Werk von Theo Sommerlad scheint zu einer wahren Anklageschrift gegen die Kirche sich gestalten zu wollen. So glänzend der Verfasser vor kurzem „die sociale Thätigkeit der Hohenzollern" schilderte (s. Bd. 124 S. 873 dieser Blätter), so dunkel droht das Gemälde zu werden, das uns hier von der mittelalterlichen Wirthschaft unter kirchlichem Einfluß entrollt wird. Dort ein Lobredner fast ohne Einschränkung, wird er hier ein scharfer Kritiker; ich fürchte, daß er weder hier noch dort ganz unbefangen war. Sein Buch führt den Titel „Die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. I. Band: die wirthschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland in der naturalwirthschaftlichen Zeit bis auf Karl den Großen" (mit Ausschluß des letzteren). Es erscheint in wahrhaft pompöser Ausstattung in nahezu Folioformat mit großen gothischen Lettern, wie man sie etwa von einem Missale des 15. Jahrhunderts erwartet. (Verlag v. J. J. Weber, Leipzig.)

Das erste Kapitel befaßt sich mit den Germanen der



Urzeit. Gegenüber neueren Versuchen, die Germanen als Barbaren mit viel Hörigkeit zu fassen, erscheinen sie hier wieder in viel lichterer Gestalt als Ackerbauer: sie sind schon von Anfang an Individualisten. Die Theorien von dem Geschlechterstaat und den Markgenossenschaften werden als „Mären" abgethan Aber die Germanen leben in einfachen Vorstellungen und sind nicht gewachsen der großen Dialektik und Logik römischer Missionäre. Sie werden eingefangen in den großen Gedankenbau des römischen Kirchenthums; Severin und Bonifatius sind die großen Menschenfischer.

Daß die römische Kirche eine Art communistischer Grundlehren habe, wurde in den letzten Jahrzehnten vielfach behauptet, namentlich von den Socialisten, aber auch Männer wie Ritschl und Eicken haben diese Theorie vertreten, nur hüteten sie sich, an dem Urchristenthum schon communistische Züge zu entdecken, wie die Socialisten. Eicken betont geflissentlich die Verwerfung von Eigenthum, Ehe und Staat, die Verneinung der Welt, die Unterschätzung der Arbeit und des Wirthschaftslebens. Aber, führt er weiter aus, die Verwerfung hat eine große Kehrseite: die Weltverneinung, die Weltüberwindung dient im Grunde nur der Weltbeherrschung. Eben deßhalb werden die weltlichen Güter heruntergesetzt, damit sie die Kirche um so leichter unterwerfen kann. Alles muß doch nur der Kirche dienen und zuletzt gar dem Papste. Die Kirche verschlingt alles, ertödtet alles selbständige Leben, Staat und Gesellschaft. Unter dem Bann dieser Ideen steht nun Sommerlad. Ich sage nicht, daß er sie ganz theilt, jedenfalls spricht er sie nicht so in dieser Nacktheit aus, aber eine gewisse Beeinflussung ist unverkennbar.

Schon bei Christus und dann bei den Kirchenvätern rückt er das Communistische, Weltverneinende ihrer Anschauungen in den Vordergrund. Augustinus erscheint als der große Systematiker, der geistige Schöpfer des Gottesstaates. Dem Gottesstaat muß alles andere dienen, d. h. der römischen Kirche. Staat und Gesellschaft hat nach ihm keine selbständige Bedeutung, sie muß in einem höheren Ideale aufgehen. In dieser Anschauung gleicht er nach Sommerlad Karl Marx, dem großen Socialisten: der Verfasser führt den Vergleich



allen Ernstes weiter aus. Die Ideen des Augustinus hat zuerst Severin zu verwirklichen gesucht; den Beweis dafür muß die Thatsache liefern, daß Severin den kirchlichen Zehnten einführte. Noch weiter ging Bonifatius. Es soll nicht geleugnet werden, daß Sommerlad seine Anschauung mit viel Geist durchführt, er trägt alles mit großer Lebhaftigkeit vor, in bewegter Sprache, die das Gefühl der Langweiligkeit nicht aufkommen läßt. Die Literatur beherrscht er in großem Umfange, auch die katholische Literatur ist berücksichtigt, freilich nur einseitig; bedeutende Werke, wie die Untersuchungen Webers und Wintersteins über die Stellung des Evangeliums zur Arbeit und zum Erdengut (s. Bd. 122 S. 377 dieser Blätter) blieben unberücksichtigt.

Es soll Sommerlad zugegeben werden, daß das Mittelalter seine großen Fehler hatte, dies zeigt sich schon in der Erbschaft, die das Mittelalter hinterließ in der Gestalt der Bodenzinse und der Bauernlasten, mit deren Geschichte uns eine Arbeit August Memmingers beschäftigt. Nur soll hier gleich betont werden: es waren Jahrhunderte nothwendig, diese Lasten anzuhäufen und die Hauptlasten brachte doch erst das 16. und 18. Jahrhundert; dagegen hat die neueste Zeit die Bauern mit Lasten belegt, denen gegenüber die früheren doch sehr gering waren. Gegenüber der Kapitalhörigkeit neuester Zeit war die Feudalhörigkeit ein mildes Loos.

Aber es bleibt immerhin belehrend, zu sehen, wie der Bauer auch in alter Zeit immer mehr und mehr in die Abhängigkeit gerieth, zumal wenn uns ein kundiger Führer über dieses Gebiet geleitet. Die Schrift August Memminger's „Zur Geschichte der Bauernlasten mit besonderer Beziehung auf Bayern“, Würzburg 1900, verdankt einer Anregung Ruhlands ihre Entstehung, sie zeichnet sich aus durch klaren Aufbau und übersichtliche Eintheilung; nur neigt der Verfasser zu einem gewissen Pessimismus hin. Als eine erste Quelle der Bodenlasten wird mit Recht das Bodenregal, das Bannrecht des Königs behandelt,[1] in zweiter Linie der Lehens-

1) Daß königliche Steuern und Abgaben wirklich sich zu einer Bodenlast niederschlugen, dafür habe ich Beispiele in der Passauer Monatschrift 1897 VII, 806 beigebracht.



verband und in dritter der Kirchenverband. Die Weiterentwicklung der Bauernlasten im Mittelalter wird dann des weitern zutreffend geschildert,[1]) besonders werden bayerische Verhältnisse ins Auge gefaßt. Etwas kurz fiel die Neuzeit aus, dagegen ist wieder die Ablösungsgesetzgebung des 19. Jahrhunderts sehr eingehend behandelt.

Doch was bekümmern wir uns um die Bauern! Sie gehören, nach Arnold Fischer zu schließen, einer überwundenen Periode der Cultur und Volkswirthschaft an. In dem Buche „Die Entstehung des socialen Problems“, Rostock 1897, theilt Arnold Fischer die Culturgeschichte in drei große Perioden ein: in die Culturperiode der reinen Empfindung, in die Culturperiode der freien Vernunft und in die Periode der reinen Vernunft. Die reine Empfindung herrschte in der naiven Zeit des Mittelalters, in den Zeiten der Grundherrschaften und Markgenossenschaften, des Patriarchalismus: alles war hier familienhaft gebunden, der Staat war Geschlechterstaat — wir sahen oben, daß Sommerlad diese Anschauung schon für die germanische Urzeit verwirft. Gelöst wurde die Cultur aus der Gebundenheit durch die Reformation. Die Reformation machte die Vernunft frei und erhob das Bürgerthum. Aber die Befreiung war noch nicht vollständig, erst die Revolution entfesselte den vollen Individualismus und das 19. Jahrhundert arbeitete an dessen weiterer Ausgestaltung. Der Träger der neuesten Cultur ist die Arbeiterschaft. An Stelle der Religion wird künftig das Sittengesetz, an Stelle der Volkswirthschaft die Weltwirthschaft herrschen. Fischer ist zwar kein Marxist, er will das Unternehmerthum nicht ganz zu Grunde gehen lassen, aber der Arbeiterschaft wird die größte Bedeutung beigelegt und ihrer Herrschaft das Wort geredet.

Trotz der Socialdemokratie, trotz Marx und Bebel läßt die Organisirung der Arbeiterschaft noch vieles zu wünschen übrig. Die Regierungen sträuben sich immer noch dagegen,

1) Ueber die Ursachen des Bauernkrieges s. die Artikelserie im 124. Band dieser Blätter S. 18, 90, 167, 249. Neuerdings erschien noch Hubert Naendrup „Zur Geschichte deutscher Grunddienstbarkeiten“ (Paderborn, Junfermann).



die volle Versammlungs- und Vereinsfreiheit zu gewähren. Diese Thatsache wird ausführlich beleuchtet von Dionysius Will in der Schrift „Das Koalitionsrecht der Arbeiter in Elsaß-Lothringen im Vergleich zu dem in Frankreich und im deutschen Reich geltenden Rechte“, Straßburg, Herder 1899. Anerkannt im vollen Umfange ist im Deutschen Reiche die Coalition zur Erlangung besserer Lohnverhältnisse, aber sie darf nur vorübergehend sein. Dauernde Vereinigungen fallen unter die Versammlungs- und Vereinsgesetze der einzelnen Staaten und diese sind noch sehr mißtrauisch. Gewerkvereine werden als politische Vereine behandelt und sind von der Gnade der Regierung abhängig, die sie und ihre Versammlungen anerkennen kann oder nicht; eine Vereinigung der lokalen Gewerkvereine ist vollends ausgeschlossen. Das freisinnigste Vereinsgesetz hat Baden, dagegen bestehen im benachbarten Elsaß-Lothringen noch engherzige französische Gesetze. In Frankreich herrschte schon zu Zeiten des Absolutismus ein den Verbänden und Vereinen feindlicher Geist. Die Auflösung der Zünfte war das letzte Werk des Absolutismus; gerade sie hat, wie es Rudolf Meyer öfters ausführte, das Kommen der Revolution beschleunigt. Wie in so vielen Stücken vollendete die Revolution nur, was der Absolutismus begonnen hatte, sie bereitete der Versammlungs- und Vereinsfreiheit vollends das Grab. Wie wir aus der lehrreichen Darstellung Wills sehen, blieb die französische Gesetzgebung bis vor einigen Jahrzehnten befangen unter der Furcht vor den Vereinen und den Versammlungen. Napoleon schien zwar sehr arbeiterfreundlich und seine Gesetze versprachen viele Freiheiten, aber es war nur Schein. Erst das Jahr 1884 brachte für die Gewerkvereine volle Freiheit; zur Genehmigung genügt, daß die Statuten eingereicht werden. Freilich vermochte diese Freiheit die Arbeiter nicht auf den Weg der Ordnung zu weisen, sie erhoffen alles nach wie vor von dem Umsturz. Angesichts dieser Thatsache scheinen die Hoffnungen, die Will in der Vorrede auf die volle Vereinsfreiheit setzt, doch etwas zu optimistisch. Im übrigen verdient die klare, gründlich gearbeitete Schrift den wärmsten Dank.



LXVI.

Zeitläufe.

Abschied des Kanzlers vor dem einzuberufenden Reichstag.

Den 12. November 1900.

Der Kaiser hatte in seiner Ansprache an die nach China abreisenden Truppen gesagt: „es sei ein historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeute", und alle Welt fragte sich, ob denn der Reichstag nicht gehört werden würde. Selbst nach dem Reichskanzler sah man sich vergebens um; er war seit Monaten auf Reisen in Rußland bis nach der Schweiz. Alles ging von oben vor sich ohne Vorwissen des staatsrechtlich allein verantwortlichen Kanzlers. Sein Vertreter, Graf Bülow, soll bereits im Monat Juli die Einberufung des Reichstags verlangt haben, aber der Kaiser habe entschieden widersprochen. Zuletzt soll auch Fürst Hohenlohe sich bereit erklärt haben, im Reichstage sein Amt zu vertreten, als er am 11. Oktober sich in Berlin wieder sehen ließ. Sechs Tage nachher war sein Entlassungsgesuch bewilligt. Es wurde ihm nachgerühmt, daß er zwar bemüht gewesen sei, übereilte Schritte zu „verhindern", es wird aber bezweifelt, ob ein Mann von starkem Rückgrat es über den „Schattenkanzler" hinausbringen würde. Das Unglück mit China hatte gerade seinen Siedepunkt erreicht, als das Leipziger Bismarck-Blatt vom „Kanzler, der nicht da ist", schrieb:

„Gewiß erheischen Alter und Rang des Fürsten Hohenlohe Ehrerbietung, und niemand wird so hart seyn, frühere Verdienste



des greisen Mannes zu leugnen. Aber es wird auch niemanden Freude und Stolz das Herz schwellen, wenn er immer wieder vernimmt, wie in kritischer Zeit Fürst Chlodwig in traulicher Sommerfrische sich pflegt oder gen Rußland pilgert, um hier einen Inspektor, dort einen neuen Vorarbeiter zu dingen. In dem Kanzler soll der verantwortliche Repräsentant der deutschen Politik gegeben seyn, wie sich die Einheit in der unverantwortlichen Persönlichkeit des Kaisers verkörpert; in seiner Hand sollen alle Fäden zusammenlaufen, unter seinen Willen haben die Ressorts sich zu fügen. Er soll nicht nur eine Unterschriftsmaschine darstellen, sondern er soll eigene Initiative entwickeln, er soll frisches Leben verbreiten, seines Geistes soll man überall einen Hauch verspüren. Aber längst hat selbst das kurzsichtigste Gemüth aus der Entwicklung unserer inneren Politik die Gewißheit entnommen, daß die Einheitlichkeit des Willens abhanden kam und die Klagen über den Widerstreit der Resortinteressen sind niemals verstummt. Und wenn Probleme der auswärtigen Politik zur Diskussion stehen — wer spricht dann von dem Kanzler des Deutschen Reiches, von Chlodwig, Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst? Er ist dem Gesichtskreis entschwunden, vergebens spähen wir umher, wir finden seine Spur nicht mehr, und immer wieder tritt vor uns die Gewißheit, daß der Kaiser nicht nur sein eigener Kanzler seyn will, sondern in der That auch sein eigener Kanzler ist. Damit steht das Reich unter einem persönlichen Regiment, und alles andere ist Beiwerk".[1])

In einer seiner ersten Aeußerungen im preußischen Abgeordneten-Hause sagte der Fürst im Rückblick auf das Jahr 1870: „Ich bin damals als bayerischer Ministerpräsident durch ein mich ehrendes Mißtrauensvotum beider Kammern beseitigt worden". Kurz vorher hatte er in seiner Antrittsrede vor dem Reichstag gesagt: in der Presse habe man auf seine Betheiligung an den kirchenpolitischen Bewegungen am Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre hingewiesen,

1) „Leipziger Neueste Nachrichten" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 11. August d. Js.

und daraus Schlüsse für die Zukunft gezogen. „Wenn ich auch meine damalige Haltung als eine durch die Verhältnisse berechtigte ansehe, so gehört meine Thätigkeit jener Zeit der Geschichte an. Seitdem haben sich die Zeiten geändert. Die Gegenwart bringt andere Pflichten. Unsere Zeit weist mehr als je darauf hin, daß es nöthig ist, ein freundliches, verständnißvolles Zusammenwirken der staatlichen und kirchlichen Autoritäten zu pflegen und zu fördern".[1]) Sonderbarer Weise hat gerade bei seinem Rücktritt verlautet, daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes bevorstehe. Ja, wenn er sich getraut hätte! Eugen Richter mit seinem Scharfblick hat recht gehabt, wenn er von dem neuen Kanzler sagte: „Fürst Hohenlohe habe ich vor 20 Jahren kennen gelernt, und mich seinerzeit gewundert, daß er bayerischer Ministerpräsident geworden ist. Er war immer ein biegsamer Mann, sonst würde er die manigfachen Phasen, wie sie die Bismarck'sche und andere Zeiten gebracht haben, nicht überdauert haben. Er ist ein friedliebender Herr, nicht conflictlüstern, und wird im Reichstag die Rolle des Schweigers übernehmen".[2]) Was er in dieser Rolle in dem neuen Regierungssystem alles überdauert hat, das zählt genanntes Bismarck-Blatt auf:

„Und hat nicht gerade die letzte Zeit, da Fürst Hohenlohe in holder Muße die Dinge der Welt aus der Ferne betrachtet, haben nicht all die zahlreichen Kundgebungen des Kaisers, die trotz ihrer oft unberechenbaren Tragweite vorher kein Kanzler und kein Minister kannte, die erst mühselig post festum durch officiöse Zeitungen für den allgemeinen Hausgebrauch und besonders für den Reichstag zurechtgestutzt wurden, haben nicht all' die Vorgänge, bei denen man vergeblich nach den ministeriellen Kleidungsstücken spähte, die These von dem Kaiser, der sein eigener Kanzler ist, in reichem Maße bestätigt? Es klang aus den Reden des Monarchen manches Wort, das stark

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 14. Dezember 1894.

2) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 15. Nov. 1894.



in die Herzen drang, aber es gab auch so manches Wort, das man gern missen würde. Das Bild von Etzel und seinen Hunnen konnte niemanden erquicken, die Mahnung, kein Pardon zu geben, hätten viele lieber den Frontofficieren, der Erregung der Kämpfenden überlassen, und selbst die historischen Betrachtungen von der Sparenburg, in denen versichert wird, daß die wundervollen Erfolge der Hohenzollern lediglich auf der Thatsache beruhen, daß ein jeder von ihnen sich stets bewußt blieb, nur ‚Statthalter auf Erden' zu seyn, ‚Rechenschaft ablegen zu müssen vor einem höheren König und Meister', ein ‚getreuer Arbeitsführer zu seyn im allerhöchsten Auftrage' — selbst diese Betrachtungen, die doch auch das Bild eines Friedrich I. und Friedrich Wilhelm II. einschließen, werden die Lust der Deutschen an der Kritik nicht überwinden. Aber nicht hier liegt der eigentliche und tiefste Grund zur Sorge, denn die Loyalität unseres Volkes überwindet leicht die skeptische Anwandlung. Aber es ist auch eine Eigenthümlichkeit des redefrohen Monarchen, daß er in seinen Kundgebungen programmatische Ausführungen giebt, deren Durchführung nicht in seiner Hand liegt. Die Kanalrede hat sicherlich in unserem Volke keine glückliche Wirkung geübt, die Rede gegen die ‚vaterlandslosen Gesellen' hat im Reichstag kein Echo erweckt, und Umsturzvorlage und Streikgesetz waren eine schlechte Quittung der feurigen Initiative des Monarchen. Aber vor allem im außerpolitischen Leben liegt eine ernste Gefahr darin, wenn die Freude an klingender Rhetorik auch nur in einer vereinzelten Wendung die Vorsicht verdrängt. Es gab noch immer Dinge, die man denken, aber nicht sagen durfte, wie ja auch heute die russische Politik immer neue Erfolge erzielt, ohne daß sie vor aller Welt verkündet wurden, ja gerade, weil man sie nicht im Voraus angezeigt und das stets bereite Mißtrauen der Rivalen zu Gegenmaßregeln angereizt hatte. Kaiser Wilhelm, den sein Enkel dankbar den Großen nennt, hat Ungeheueres erreicht in stiller, unermüdlicher Arbeit. Die Blockade des Piräus, die nicht stattfand, das Telegramm an Ohm Krüger, das so wunderliche Consequenzen fand, und so mancherlei sonst enthält keinen Ansporn, allzu häufige Kundgebungen über auswärtige Politik allzu freudig zu erwarten. Darum ist es nicht gut, daß wir

einen Kanzler haben, der nicht da ist, und daß der Kaiser sein eigener Kanzler ist".

Zu verwundern ist aber, wie Fürst Hohenlohe, aus der bayerischen Kleinstaat-Politik hervorgegangen und dann in die preußische Großstaat-Politik Bismarcks übergegangen, die ganze Verantwortung für die neueste China-Politik bis zu seinem Abschied auf sich nehmen konnte. Als vor sechs Jahren der Reichstag die Gratulation zur Geburtstagsfeier des ehemaligen Kanzlers nicht auf sich nehmen wollte, da sagte der neue Kanzler in dem Studenten-Commers zu Berlin: er halte es für eine Ehre, an der Huldigungsfeier für den Mann theilzunehmen, in dem er nicht allein den größten Staatsmann des Jahrhunderts, die schaffende Kraft unserer Einheit, sondern auch einen Freund verehre.[1]) Der Fürst mußte doch wissen, wie Bismarck von der neuen „Weltpolitik" dachte. Das conservative Berliner Hauptblatt citirte jüngst mit Beifall aus der Rede des englisch-liberalen Führers Gladstone des Jüngeren vom 12. Oktober die Worte: „Die Gefahr des Imperialismus liegt darin, daß er nicht ruhen kann, und die Nation von einem Abenteuer in das andere werfen muß". Das Blatt meinte freilich bloß den jetzt in England allmächtigen Minister Chamberlain, wenn es hinzufügt: „Der Imperialismus ist ein Taumel wilder Begehrlichkeit, der zu ruhiger Ueberlegtheit keine Zeit läßt".[2]) Aber was ist denn dieser „Imperialismus" anderes als eine „Weltpolitik", die bis zum Größenwahn aufschießt.

Was man in den weitesten Kreisen des Volkes dazu denkt, zeigt die Statistik der Majestäts-Beleidigungs-Processe, die noch über die dereinst berüchtigten Bismarck-Processe hinausreicht. Mit solchen Processen war Fürst Hohenlohe freilich verschont, für den eigentlich Verantwortlichen sah man ihn nicht mehr an; dagegen hatte sich der Kaiser selbst

1) Aus Berlin s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 4. März 1895.
2) Leitartikel der Berliner „Kreuzzeitung" vom 17. Okt. d. Js.



durch fortlaufende Offenbarungen und öffentliche Reden als der allein „Verantwortliche“ preisgegeben. Als vor Kurzem der beharrliche Bismarckianer, Herausgeber der „Zukunft“ in Berlin zum zweitenmale binnen Jahresfrist wegen Majestäts-Beleidigung zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt wurde, da regte sich in Berlin, da bei der Gerichtsverhandlung sogar die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wurde, die Ueberzeugung von Neuem, daß es so nicht weiter gehen könne:

„Die Majestäts-Processe mehren sich in erschreckendem Maße. Es muß wiederholt betont werden, daß derartige Verfolgungen Alles eher als geeignet erscheinen, dem monarchischen Gedanken zu nützen. Wir bedauern insbesondere, daß bei dem gestrigen Processe die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wurde. Dadurch ist es weiteren Volkskreisen unmöglich gemacht, die Berechtigung des Urtheilsspruches zu prüfen und anzuerkennen. Mancher Majestäts Beleidigungs-Proceß würde vermieden, wenn die leitenden Staatsmänner schärfer, als es neuerdings geschieht, ihre eigene Verantwortlichkeit für die Politik des Reiches und Staates betonten und daher die Kritik auf sich selbst ablenkten. Ist dazu auch für die Zukunft keine Aussicht, so wird sich der Reichstag ernstlich mit der Frage beschäftigen müssen, wie der heutigen Rechtsprechung zu begegnen sei, nicht nur im Interesse der Rede- und Preßfreiheit, sondern auch zum Besten der Krone und des Staatswohles“.[1])

In einer seiner letzten Reden bei den Festen auf der Saalburg hat der Kaiser gesagt: dem deutschen Vaterlande sei es beschieden, „so maßgebend zu werden, wie es einst das römische Weltreich war“. Das Wort ist verschieden ausgelegt worden. Aber in der Rede an die abfahrenden Truppen in Bremerhaven vom 27. Juli hieß es ausdrücklich: „Die Aufgaben, welche das alte römische Reich deutscher Nation nicht hat lösen können, ist das neue deutsche Reich in der Lage zu lösen“. Wie so? Das hat schon die Rede

1) Aus der „Vossischen Zeitung“ s. Wiener „Neue freie Presse“ vom 10. Oktober d. Js.

erklärt, welche der Kaiser am 16. December 1897 zum Abschied des nach China abreisenden Prinzen Heinrich im Kieler Schlosse gehalten hat. Wenn damals das auswärtige Amt in Berlin schon befähigt gewesen wäre, Kaiserreden zu revidiren, dann wäre vielleicht Manches ungedruckt geblieben; zum Beispiel: „die gepanzerte Faust, mit der der deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild auf den Boden gestellt habe". Aber die Hauptsache war die Bedeutung, welche der von China erzwungenen „Pachtung" des großen Hafengeländes von Kiaotschau zugeschrieben wurde: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt, und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann".[1]) Das bedeutete in der That nichts anderes als die Einleitung einer weltgeschichtlichen Wendung, als die officielle Proklamirung der deutschen Weltmacht-Politik.[2])

„Diese Worte scheinen uns am charakteristischsten in dem Kieler Trinkspruch des Kaisers zu seyn, weil sie die Richtung der Marine-Anschauungen angeben, die an der für die Regierung entscheidenden Stelle vertreten werden. Als ein Zeichen dieser Reichs- und Seegewalt soll das deutsche Geschwader in China auftreten, so hieß es weiter in dem Trinkspruch. Wenn diese Worte irgend eine programmatische Bedeutung haben, dann gewähren sie einen Ausblick, der nicht gerade beruhigend wirkt: denn dann künden sie gerade die specifische Art von Welt-Politik, die Macht-Politik zur See an, die von der Volksvertretung und Bevölkerung so entschieden zurückgewiesen worden ist. Andere Stellen des Trinkspruches mögen durch den Ueberschwang der Gefühle erklärt werden; aber der erwähnte Passus ist doch ein zu ernsthaftes Symptom, um darüber leichtherzig hinweggehen zu können, und man kann die Tragweite solcher Aeußerungen nach Lage der Dinge unmöglich gering anschlagen. Sie tritt namentlich hervor, wenn man weiter vernimmt, daß

1) Berliner „Germania" vom 17. December 1897.

2) Bericht des Berliner „Vorwärts" vom 17. December 1897.



es sich bei der ostasiatischen Aktion um die erste Bethätigung des Reiches in seinen überseeischen Aufgaben handelt. Also ein bloßer Anfang soll diese außergewöhnliche Machtentfaltung seyn, ein Vorbild für weitere Bethätigungen ähnlicher Art! Soll das etwa so ausgelegt werden, daß die bisherige überseeische Bethätigung der Marine als gar nichts gerechnet wird, daß man die Besetzung der Stationen mit einem oder zwei Kreuzern überhaupt nicht als eine überseeische Bethätigung anerkennt, sondern allenthalben eine große Seegewalt entfalten will? Die Worte des Trinkspruches müssen um so mehr zu derartigen Auslegungen führen, als in dem Trinkspruch diejenige überseeische Bethätigung, die sonst immer in erster Reihe angeführt wird, nämlich die bisherige deutsche Colonial-Politik, auch nicht mit einem Worte Erwähnung findet. Danach scheint es fast, als werde diese Art von Colonial-Politik schon als eine abgethane Sache betrachtet, und als solle an Stelle davon eine neue Art von überseeischer Politik mit entsprechend größeren Mitteln treten. Zu welchen Consequenzen das aber führen kann, das läßt sich noch gar nicht übersehen, um so weniger, als ja der Kieler Trinkspruch wiederum zeigt, welche unberechenbaren Einflüsse bei uns auf die auswärtige Politik einwirken".[1])

Der Reichstag war damals versammelt. Nach dem Bundesrath hatte man vergebens gerufen, und Bayern an den ihm zustehenden Vorsitz im auswärtigen Ausschuß erinnert.[2]) Der Reichstag aber war zu spät gekommen, und zwar nicht zufällig. „Alle diese Dinge spielen sich ab hinter dem Rücken des deutschen Volkes. Unseres Erachtens ist es auch gar nicht die vorgeschobene Rücksicht auf die schwebenden Verhandlungen, die der Regierung den Mund versiegeln, sondern es ist der Ausfluß einer wohl überlegten Politik, den Reichstag in auswärtigen Fragen nicht mitreden lassen zu wollen. Man will auswärtige Politik betreiben,

1) Aus der „Frankfurter Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 18. December 1897.

2) Wochenschrift der „Frankfurter Zeitung" v. 25. Dec. 1897.



ohne von der Volksvertretung irgendwie abhängig zu seyn. Und dieser Umstand ist es, der für das deutsche Parlament tief beschämend seyn muß und den es sich auf die Dauer nicht gefallen lassen darf".[1]) In richtiger Voraussicht hat aber in der Debatte über das Flotten-Gesetz der social-demokratische Redner bemerkt: „Das jetzige Vorgehen ist allerdings ein erster Schritt zu dem ‚größeren Deutschland'. Aber was dieser Kiaotschau-Hafen uns noch einmal kosten kann, zu welch schweren internationalen Verwickelungen wir durch dieses chinesische Abenteuer kommen können, steht auf einem andern Blatt".[2])

Als zum erstenmale seit dem Bestande des Deutschen Reiches eine größere Truppenmacht, vorläufig nahezu 20,000 Mann mit einem sämmtlichen Mächten zur Verfügung gestellten deutschen Generalissimus, über das Weltmeer gesendet wurde, in ein entlegenes Land, wo Deutschland kein unmittelbares Lebensinteresse zu vertheidigen hatte: da erwachte das Gewissen der breiten Volksschichten, welche außerhalb des persönlichen Regiments, des Militarismus und des Capitalismus stehen. Wo ist und bleibt der Reichstag? hörte man überall, umsomehr, als endlich die enormen Kosten durch ein nordamerikanisches Anlehen bestritten merden mußten. „Zerrütteten Staaten wie Ungarn und Rumänien haben die deutschen Banken noch vor wenigen Monaten über hundert Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Heute wollen sie nicht die achtzig Millionen Mark hergeben, die das Reich verlangt, und wir gehen mit ‚Schatzscheinen' nach Amerika pumpen".[3]) Zur selben Zeit schrieb ein gut nationales Blatt:

„Noch fünf Wochen und der Reichstag wird versammelt seyn — und der Zeitpunkt scheint es der Presse zur Pflicht zu machen, auf das Abnorme in der Leitung der Geschäfte Deutschlands wenigstens kurz hinzuweisen. Was dabei zu sagen ist,

1) Berliner „Vorwärts" vom 18. December 1897.

2) Berliner „Vorwärts" vom 7. December 1897.

3) Börsenbericht der Berliner „Zukunft" vom 22. Sept. 1900.



richtet sich auch nicht gegen die Person des Reichskanzlers, wahrscheinlich würde unter den heutigen Verhältnissen jeder andere die gleiche untergeordnete Rolle spielen. Die über die Vorwürfe der Krittelei und Nörgelei und den Mangel an Patriotismus erhabenen nationalen Parteien des Reichstages sollten die Zeit für gekommen erachten, ihre Stimme zu erheben. Das Unklare und Wechselvolle unserer Politik, ihre vielfach bedrohlichen Verheißungen sind zu einer Calamität geworden, die nicht fortdauern darf, wenn das junge Reich nicht in ernste, vielleicht verzweifelte Lage gerathen soll. Der Reichstag kann mehr als reden, er vermag wirksam zu handeln, indem er sich am rechten Orte versagt. Die nationalen Parteien haben sich zu vergegenwärtigen, daß eine Fortsetzung einer auswärtigen Politik, auf deren Gang die Berufsdiplomaten so gut wie keinen Einfluß haben, die Gefahr in sich birgt, daß der Reichscentralgewalt die Leitung der auswärtigen Politik überhaupt und auf die Dauer aus den Händen gewunden wird, und damit das Reich selbst einen unheilbaren Stoß empfängt".[1])

Gerade an dem Tage, als Fürst Hohenlohe als erster, aber auch müßigster, „Handlanger" an der Spitze der Reichsregierung, um deren zerfahrenen Zuständen ein Ende zu machen, ausscheiden mußte, hatte sein Nachfolger Graf Bülow das Glück, das Ueberinkommen in London vom 16. Oktober mit England abzuschließen. Zum erstenmale, soviel erinnerlich, hatte der Kaiser in seinen Reden zu Elberfeld und Barmen des „mächtigsten germanischen Stammes außer unserem Volke" Erwähnung gethan, und die Vereinbarung mit England als Friedens-Bürgschaft bezeichnet. Das Uebereinkommen bekennt sich zur allgemeinen Anerkennung der sogenannten „offenen Thüren" an den Küsten China's, verzichtet insbesondere auf eine ausschließliche Einflußsphäre Englands im Yangtsee-Thal und auf jeden territorialen Vortheil in chine-

1) „Leipziger Tagblatt" s. „Kölnische Volkszeitung" v. 22. September d. Js.



sischem Gebiete. Sollten andere Mächte solchen zu erlangen suchen, so würden Deutschland und England „zur Sicherung ihrer eigenen Interessen sich vorher untereinander verständigen".

Ob das Uebereinkommen eine Spitze gegen Rußland habe, fragte man sich. Noch einen Monat vorher waren alle Organe des sogenannten alten Curses in Preußen darin einig, daß die deutsche Politik sich einfach nach Rußland zu richten habe. Auf der andern Seite erschien die Zumuthung freilich zu arg. „Das deutsche Reich hatte den Degen gerade am höchsten geschwungen, als Rußland erklärte, jetzt sei es genug. Der deutschen Politik blieb nicht einmal Zeit zu einer anständigen Rückwärtsconcentrirung, sie sollte unvermittelt ihre martialische Position mit der Rolle des palmenschwingenden Friedensfreundes vertauschen. Daß dies in Berlin abgelehnt wurde, ist selbstverständlich. Die Welt würde sonst zu der Ueberzeugung gelangt seyn, daß zwischen Rußland und Deutschland etwa das Verhältniß bestehe, wie es zwischen Bismarck und seinen Botschaftern bestand; diese mußten bekanntlich ‚einschwenken wie die Unterofficiere'. Das mächtige Deutsche Reich kann es sich nicht gefallen lassen, in der öffentlichen Meinung einfach als russischer Vasall zu gelten".[1]) Und jetzt die plötzliche Schwenkung zu England hinüber!

Selbstverständlich handelt es sich für Rußland vor Allem um die Mandschurei. Schon bald nach der deutschen Festsetzung in Kiaotschau hat der bekannte „Freund des Czaren", Fürst Uchtomski, in seinem Blatt gesagt: „Die wichtigsten Aufgaben Rußlands im fernen Osten seien jetzt in der Mandschurei concentrirt; angesichts der historischen Aufgaben Rußlands erscheine Deutschlands Drang nach Osten um so weniger erstaunlich, als schon lange ein Hand in Handgehen Deutschlands mit Rußland an den Ufern des Stillen Oceans

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 15. September d. Js.



möglich und wünschenswerth erscheine, wo uns überall der gemeinsame Feind im Wege steht — England".[1]) Das war damals ohne Zweifel auch die Meinung maßgebenden Orts in Berlin:

„Endlich machen wir nur ein altes Unrecht gut, indem wir uns aus China holen, was längst in unseren Händen hätte seyn müssen. Wenige Dinge sind in patriotischen Kreisen so schwer empfunden worden, wie der klang- und sanglose Ausgang unserer Theilnahme an der Mediation im chinesisch-japanischen Kriege. Während Rußland, wie der Effekt zeigt, heute Herr der Mandschurei ist, in Korea gebietet und in Peking fester dasteht als je vorher, während Frankreich von Tongking aus immer tiefer nach Jünnan eindrang, zogen wir ab, als sei es uns nur um die schönen Augen von Li Hu Tschang zu thun gewesen; eine peinlich demüthigende Position Es ist unserer Meinung nach nicht nur eine Frage der Genugthuung und eines sehr praktischen Interesses, um die es sich für Deutschland handelt, sondern zugleich eine Ehrenfrage. Niemand in aller Welt würde es verstehen, wenn nach dem großen Anlauf, den wir schon mehrfach genommen haben, nun nicht endlich einmal gesprungen werden sollte. Auch haben wir volles Vertrauen, daß diese Dinge zu einem erwünschten Ausgange geführt werden".[2])

Dem neuen Kanzler ist Glück zu wünschen zu seinem ersten Schritte; aber die Lösung des Räthsels liegt noch lange nicht vor. Vielleicht lernt man aber einmal in dem „Deutschen" Reich einsehen, wo der wahre Feind lebt, jenseits des Kanals oder jenseits des Schwarzen Meeres.

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 12. December 1897.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 8. December 1897.

LXVII.

Karl V. und die Glaubensspaltung.

In dem Aufsatz über den „Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen“ heißt es (Seite 427, Heft 6 des 126. Bandes): „Es unterliegt keinem Zweifel, wäre Karl V. zur Reformation übergetreten, so würde sich aus den deutschen Landeskirchen auch eine große deutsche Reichskirche entwickelt haben, ähnlich der englischen Hochkirche.“

Diese Behauptung kehrt in allen protestantischen Schriften, gelehrten Werken wie Tagesblättern immer wieder, sie ist die Grundlage jeglicher protestantischen Behandlung der Geschichte Deutschlands und Europas. Nicht nur in der seitherigen Geschichte, auch in der vor Luther liegenden Geschichte gehen die Protestanten von dieser Grundlage aus. Sie dient ihnen dazu, das alte Deutschland zu verurtheilen, verächtlich, als minderwerthig zu behandeln, unsere großen Kaiser, die größte Zeit unserer Geschichte herabzusetzen. Sybel sprach sich hiebei am unumwundensten aus, indem er aufstellte, bis zu Luther und Preußen sei Deutschland irregegangen, habe es seinen Beruf verkannt. Die anderen protestantischen Geschichtschreiber drücken sich nicht so rückhaltlos und derb aus, sind aber genau von demselben Geiste beseelt. Daher auch die bittere, gehässige Behandlung, zu welcher sich solche Eiferer gegen diesen großen Kaiser versteigen. Trotz der von ihm begangenen Fehler — die auch von schlechten Berathern verschuldet sein dürften — trotzdem seine besten Absichten und Unternehmungen meist mißglückten, ist Karl V. einer der Kaiser, die sich am meisten Verdienste um Deutschland erworben haben. Ist ihm doch gerade in unseren Tagen die glänzendste Rechtfertigung geworden, die er nur hoffen konnte: die Schöpfer des Neuen Reiches, Wilhelm I., Bismarck und besonders der so ernste, tiefe Denker Moltke, haben ihn gerächt, haben die Aufgabe als geboten erachtet und

vollbracht, an welcher er, durch die Ungunst der Zeit, gescheitert war: sie haben Metz wieder mit Deutschland vereinigt. Der Verlust von Metz ist ein großer Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands, den aber die protestantischen Geschichtschreiber zu leugnen suchen, im Dunkeln lassen, zu umschreiben wissen. Denn sie müßten andernfalls das große Verbrechen scharf geißeln, welches die protestantischen Reichsstände begingen, indem sie die drei Bischof- und andere Städte an Frankreich auslieferten, sich mit diesen verbündeten und dadurch den ersten, dabei folgenschwersten Verrath am Reiche begingen. Denn es muß ihnen doch unangenehm sein, zu gestehen, daß der politische Protestantismus mit einem schweren Verrath an Kaiser und Reich begonnen hat. Deshalb verkleinern sie immerfort Karl V., weil er sich der kirchlichen Neuerung widersetzt, statt sich an deren Spitze zu stellen. Sie wiederholen immerfort, Deutschland würde kirchlich und politisch einig, groß und mächtig geworden sein, wenn auch der Kaiser von der Kirche abgefallen wäre. Dies sind alles Luftspiegelungen, denn Gründe, daß es so hätte kommen müssen, gibt es nur sehr wenige, ja fast gar keine, sondern nur Umstände, welche eher auf das Gegentheil zu schließen erlauben. Das Kaiserthum war eine Stiftung der Kirche, wurde vom Papste verliehen, ohne den es keinen Kaiser geben konnte. Nur der Kaiser hatte in Deutschland die kirchliche Weihe. Die Krönung und Salbung durch den Papst oder dessen Stellvertreter hob den Kaiser hoch über alle Fürsten hinaus, gewährte ihm, nebst der Eigenschaft als oberster Schirmherr und ältester Sohn der Kirche, den ersten Rang und besondere Rechte in der ganzen Christenheit. In solch erhabener, bevorrechteter, besonders verantwortlicher Stellung war die Untreue, die Verfehlung des Kaisers hundertmal schwerer als diejenige eines Fürsten, Reichsstandes und selbst eines sonstigen Königs. Selbstverständlich hatte sie auch schlimmere Folgen, ward schärfer geahndet. Weshalb ja auch die Kaiser verhältnißmäßig viel öfter von kirchlichen Strafen, vom Bannstrahl getroffen wurden, als die Könige der anderen christlichen Länder. Abgefallen von der Kirche ist dabei, Gott sei es gedankt, kein Kaiser. Der Kaiserthron zählt überhaupt mehr um die Kirche verdiente Männer als irgend ein Thron der Welt.



Trat Karl V. zum Lutherthum über, so machte er sich zum Kirchenhaupt gegen den Papst, alle seine kaiserlichen Rechte und Vorzüge fielen damit von selbst weg. Daß der Papst ihn ausdrücklich des Kaiserthums entsetzt, ihn mit dem Kirchenbann bestraft haben würde, ist so selbstverständlich, daß die Erwähnung genügt. Der Abfall, die feierliche Entsetzung des Kaisers würde aber doch einen ganz gewaltigen Eindruck, eine tiefe Erregung in allen Theilen des Deutschen Reiches und darüber hinaus hervorgerufen haben. Die treuen Katholiken, welche in Vertrauensseligkeit sich auf den Kaiser verlassen hatten, wären furchtbar aufgerüttelt worden. Sie würden sich zur Selbstwehr gerüstet haben. Es gab noch katholische Reichsstände, Fürsten, Bischöfe und Edelleute — selbst Prinzen des habsburgischen Hauses —, die den Widerstand gegen den Kaiser gewesenen Protestanten hätten in's Werk setzen können. Wer weiß, wie weit dieser Rückschlag hätte führen können. Denn das Volk, das eigentliche Volk, war weit überwiegend, selbst in den Gebieten der protestantischen Fürsten, katholisch geblieben. Die Vertheidigung der Kirche konnte zur wahren Volkssache werden.

Der Abfall des Kaisers hätte unzweifelhaft viel tiefer greifende Wirkungen hervorgebracht, als derjenige der Fürsten. Er würde dem Faß gleichsam den Boden ausgeschlagen haben. Karl V. hätte durch den Abfall jedenfalls keinen Zuwachs, sondern nur starke Einbuße an Macht und Ansehen gehabt. Ganz abgesehen von seinen Erblanden, Spanien und den Niederlanden, welche den deutschen Katholiken die Hand bieten konnten, um sich gegenseitig zu stützen. Nicht mehr Kaiser, eines großen, ja des größten Theiles seiner Machtmittel beraubt, konnte Karl V. nicht mehr die erste Stelle unbestritten unter den kriegerischen, vor keinem Mittel zurückschreckenden protestantischen Fürsten behaupten. Er war unter ihnen kaum mehr als ein weiterer Mitringer bei der Beutejagd. Die Fürsten wurden lutherisch, um sich der Kirchengüter und besonders auch der Kirchengewalt zu bemächtigen — ein Punkt, den Karl V. bei seinen Versuchen der kirchlichen Aussöhnung viel zu wenig in Anschlag brachte. Hiedurch verschafften sie sich Machtmittel, um unabhängiger vom Kaiser zu sein. Also alles andere, als um die Macht des gewesenen Kaisers zu vermehren, ihm zu helfen, eine Reichs-



kirche zu gründen. Diese hätte den Fürsten die angemaßte Kirchengewalt genommen, um sie dem Kaiser zu geben, dessen Macht über die Fürsten zu steigern. Die Fürsten aber waren Luther zugefallen, um größere, ja vollständige Unabhängigkeit vom Kaiser zu erlangen, sich der diesem und der Kirche zustehenden Befugnisse und Machtmittel zu bemächtigen. Und sie sollten die Ketten schmieden helfen, um sich selbst zu fesseln, sich in größere Abhängigkeit und Unterwerfung unter den machtloser gewordenen, früheren Kaiser zu bringen? Dies ist gegen alle Vernunft und Erfahrung, gegen alles folgerichtige Denken, gegen alle Verhältnisse und Dinge der damaligen Lage. Man braucht solche Fragen nur zu stellen, um sie abzuthun.

Wenn durch den Abfall Karls V. nicht der vorgedachte Rückschlag eingetreten wäre, die Katholiken nicht die Oberhand hätten erringen können, so wäre es wohl um das Römische Reich deutscher Nation geschehen, Karl V. der letzte Kaiser gewesen.

Die französischen Könige mußten mit dem Verschwinden des römisch-deutschen Reiches sehr zufrieden sein, denn sie strebten selbst danach, an dessen Stelle zu treten. Es war nicht bloße Ländergier, welche sie antrieb, sondern auch die Selbsterhebung, zugleich mit der Erniedrigung, Vernichtung des österreichischen Hauses. Man lese nur die französischen Schriftsteller, Geschichtschreiber, Dichter seit alten Zeiten. Im 14. Jahrhundert verlangt der Rechtsgelehrte Pierre Du Bois das Kaiserthum für Philipp den Schönen: „Der König von Frankreich muß der Oberherr der alten wie der neuen Welt sein.“ Im Mittelalter gibt es keinen Rechtsbeflissenen, welcher nicht die ganze Welt dem Scepter der Kapetinger unterwerfen will, schreibt Gallus in der heutigen „Libre Parole“, um dann fortzufahren:

„Als Franz I., Heinrich IV., Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. dem Hause Oesterreich den Krieg erklärten, geboten unsere Ueberlieferungen, unsere Interessen, unsere Ehre, Alles und Alle, diesen Kampf auf Leben und Tod. Um nicht unterzugehen und unser Daseinsrecht in der Welt zu verlieren, mußte die französische Nation eine Macht vernichten, welche, stark durch dasselbe Ideal wie das unserige, sich unsere überkommene Aufgabe anmaßen, sich unserer uralten moralischen Obergewalt



über Morgen- und Abendland bemächtigen wollte. Es galt die Erbschaft Karls des Großen, das Werk der Kreuzzüge zu erhalten, zu vertheidigen." Gallus spricht hiermit einfach den Staatsgedanken aus, den alle Franzosen hegen. Ebenso sehr Denker als Geschichtskundiger, befürchtet er, daß das Neue Reich, dank dem Ehrgeiz Wilhelm II. und vieler Deutschen, sowie durch die starke Stellung des Centrums, trotz seiner protestantischen Mehrheit, sich an Stelle Frankreichs setzen werde, wie es schon durch sein Schutzrecht über die deutschen Katholiken in Palästina und über die Katholiken in Süd-Schantung begonnen habe. Der Mann weiß, daß der Katholicismus die Stärke des alten Reiches ausmachte, und glaubt ahnen zu müssen, daß derselbe auch die Macht des Neuen Reiches steigern, bilden könnte.

Frankreich unterstützte die Protestanten gegen Karl V., weil dies seinen Zwecken der Vergrößerung diente. War der Kaiser durch Abfall von der Kirche ohnmächtig geworden, so konnte es seinen Zweck um so besser erreichen. Es gab immer angesehene, einflußreiche Franzosen, welche, aus echt katholischer Ueberzeugung, diese Unterstützung der Protestanten durchaus mißbilligten, dieselbe besonders unter Richelieu stark bekämpften. Diesen Katholiken zu Gefallen konnten die Könige auch sehr wohl den deutschen Katholiken die Hand reichen, wenn sie dadurch ihre Ziele besser zu erreichen vermochten. Jedenfalls würde der Abfall Karls V. und das Verschwinden des Kaiserthums alle französischen Pläne der Eroberung und Vergrößerung nur gefördert haben. Schon zu Zeiten Karls V. würde die Zerreißung Deutschlands zum Vortheil Frankreichs weiter gediehen sein, als es selbst beim westfälischen Frieden geschehen ist.

Mag man die Dinge nehmen wie man will, der protestantisch gewordene Karl V. würde der politischen und kirchlichen Vernichtung Deutschlands mächtigen Vorschub geleistet haben. Jedenfalls hätte er ebensowenig eine protestantische Reichskirche zu gründen vermocht, als die Herstellung der deutschen Einheit. Frankreich würde alles gethan haben, um die Herstellung einer solchen Reichskirche zu verhindern, welche je die Macht des Reichshauptes hätte stärken können. Es hatte die protestantischen Fürsten in der Hand, hätte sie gegen den Kaiser getrieben, nöthigenfalls sich auch zum Beschützer der katholischen Reichsstände aufgeworfen und dieselben gegen ihn ausgespielt. Gegen den protestantischen Kaiser hätte Frankreich beständig zwei Eisen im Feuer gehabt, gegen den katholischen Kaiser hatte es nur eines. Kurz, der Abfall Karl V. wäre in jedem Falle die Zerstörung des Kaiserreichs und Deutschlands gewesen, und zwar so sehr, daß die jetzige Neuherstellung ausgeschlossen gewesen wäre.



LXVIII.

„Erziehungsziel" und „Confessionelle Schule"

in Rein's Encyklopädischem Handbuch der Pädagogik.

II. Die confessionelle Schule.

Die Bearbeitung dieses für unsere Zeit so wichtigen Themas in dem Rein'schen Werke ist von dem Seminaroberlehrer Dr. E. Thrändorf zu Auerbach in Sachsen. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß die confessionelle Schule, d. h. die für die Angehörigen einer bestimmten Confession berechnete Schule, das allein richtige Schulsystem sei, und daß jedes andere System, sei es die confessionslose oder religionslose oder Simultanschule vor dem Forum einer vernünftigen Erziehungswissenschaft wie einer klugen Politik nicht bestehen könne. Es dürfte sich der Mühe lohnen, dem Gedankengange nachzugehen, auf welchem der Verfasser zu diesem Schlusse gekommen ist.

Einleitend weist er darauf hin, daß vor dem 18. Jahrhundert die Frage, ob die Schule confessionell oder simultan oder confessionslos sein solle, gar nicht existirt habe. „So lange der Staat selbst confessionell war nach dem Grundsatze: Cujus regio, ejus religio", bemerkt Dr. Thrändorf, „so lange war es selbstverständlich, daß die Schule die Religionskenntnisse den Schülern zu eigen zu machen suchte, die der Landesherr für richtig hielt".[1]) Anders aber mußte

1) Diese hier als „selbstverständlich" hingestellte landesherrliche Bevormundung der Unterthanen bezüglich ihrer „Religionskenntnisse",



sich die Sache nach dem 18. Jahrhundert gestalten, da größere mit einer compakten katholischen Bevölkerung besetzte Ländergebiete unter die Herrschaft protestantischer Fürsten kamen. Für diese entstand nun die Frage, was mit den katholischen Kindern zu machen sei? Sie zu protestantischen Lehrern in die Schule schicken, auf daß sie mit den „Religionskenntnissen" ihres neuen Landesvaters bekannt würden, ging natürlich nicht an. Man gab ihnen deßhalb katholische Lehrer und ließ sie im Geiste ihres katholischen Religionsbekenntnisses bilden und erziehen. Man hatte übrigens vielfach auch nicht übel Lust, aus den für die katholischen Kinder bestimmten Schulen die Religion ganz wegzulassen, diese Schulen also zu religionslosen zu gestalten Dem widersetzte sich jedoch die katholische Bevölkerung und der

---

diese offenbare Vergewaltigung der Gewissen, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann, sei wohl nicht, meint Dr. Thrändorf, nach dem Willen der Reformatoren gewesen, aber die „Politik" habe sie verlangt. Wir aber meinen, daß sie eine ganz natürliche Consequenz des Werkes der Reformatoren gewesen ist. Die Reformatoren hatten mit der im christlichen Episcopate ruhenden Autorität gebrochen, hatten das bischöfliche, oder wenn man will, das päpstliche Kirchenrecht beseitigt; was war natürlicher, als daß das landesherrliche an dessen Stelle trat? Ein Regiment muß doch in kirchlich-religiösen Dingen da sein. Daß es den Gemeinden, den politischen Gemeinden, zufiele, war nicht zu erwarten, angesichts der totalen politischen Unfreiheit, in welcher sich zur Zeit der Reformation die Gemeinden dem landesherrlichen Absolutismus gegenüber befanden. Der Landesherr war absoluter Gemeindeherr, und aus dem absoluten Gemeindeherrn wurde durch die Macht der Verhältnisse und die Logik der Thatsachen auch ein absoluter Kirchenherr. Da war es denn natürlich „selbstverständlich", daß die jugendlichen „Landeskinder" in den Staatsschulen die „Religionskenntnisse" ihres „Landesvaters" auch sich „zu eigen" machen mußten! Die Reformatoren als unschuldig an der von den protestantischen Landesherrn practicirten Gewissenstyrannei hinstellen zu wollen, ist darum vergebliche Mühe.



tolerant denkende Theil der Protestanten. Zu diesen tolerant denkenden Protestanten gehörte auch Friedrich II. von Preußen. Von ihm rührt der Ausspruch her: „Es ist eine Vergewaltigung, wenn man den Vätern die Freiheit nimmt, ihre Kinder nach ihrem Willen zu erziehen; es ist eine Vergewaltigung, wenn man die Kinder in die Schule der natürlichen Religion schickt, während die Väter wollen, daß sie Katholiken werden, wie sie selber".[1]) Er beließ deßhalb den Katholiken ihre katholischen Schulen, und sein Beispiel wirkte mäßigend und bestimmend auf das Verhalten anderer protestantischer Fürsten ihren katholischen Unterthanen gegenüber.

Dr. Thrändorf bemerkt hierzu sehr richtig: „Was hat der Staat gewonnen, wenn er das religiöse Leben der Unterthanen in seiner individuellen Ausprägung hindert? Genügt ihm etwa bei seinen Bürgern die bloße Ansammlung von Kenntnissen und Fertigkeiten, bedarf er nicht auch der bestimmten scharf ausgeprägten Charaktere? Die Verfechter der Simultanschule werfen ein: ‚Es kommt uns nicht in den Sinn, die Religion verdrängen zu wollen, wir wollen nur dem Staate geben, was des Staates ist, nämlich eine allgemeine Bildung, und der Kirche, was ihr gehört, Kenntniß der confessionellen Unterschiede'. Aber dem ist zu entgegnen: der Mensch ist ein Individuum, d. h. man kann ihn nicht in einen religiös indifferenten Staatsbürger und ein religiös und kirchlich warm fühlendes Gemeindeglied zerlegen. Wohl aber kann ein evangelischer Christ, dem sein Christenthum das ganze Geistesleben durchdringt, ein recht trefflicher Staatsbürger sein". Was hier Dr. Thrändorf von dem „evangelischen" Christen und dessen Brauchbarkeit für das Staatswesen sagt, dasselbe getraut er sich übrigens nicht auch von dem katholischen Christen zu be-

---

1) Siehe „Pädagogische Schriften", herausgegeb. von J. B. Meyer, S. 300.

haupten. Seine bezüglichen Bedenken werden uns später noch beschäftigen. Hier mag es genügen, zu constatiren, daß er in der Schule Religion haben will, und zwar die kirchliche d. h. die confessionelle Religion, und daß die confessionell-religiöse Aus- und Durchbildung der Staatsbürger dem Staate nicht nur nichts schade, sondern nütze. Hier spricht ein gesunder pädagogischer Sinn, und es wäre sehr zu wünschen, die Herren der hohen Politik, welche mit der Schulfrage sich zu befassen haben, würden den Anschauungen Dr. Thrändorfs die gebührende Aufmerksamkeit schenken.

Also trotz der im 18. Jahrhundert sich vollziehenden Verschiebung der Bevölkerung innerhalb vieler von protestantischen Fürsten beherrschten deutschen Staaten blieb doch die Schule confessionell und ist es auch bis in die neueste Zeit geblieben. Ist es nun im Interesse des Staates, daß es auch fernerhin bei der confessionellen Schule sein Bewenden habe, oder soll der Staat, den Zeitverhältnissen entsprechend, den confessionellen Charakter der Schule fallen lassen und sich für ein anderes Schulsystem entscheiden? „In unserem Jahrhundert", sagt Dr. Thrändorf, „ist infolge des Aufschwunges der Industrie eine ganz bedeutende Bevölkerungsverschiebung eingetreten, große Arbeitermassen aus allen möglichen Gegenden des Vaterlandes haben sich an den Mittelpunkten des industriellen Lebens zusammengefunden, und die Mischung der Confessionen ist eine viel allgemeinere geworden, als das früher der Fall war. Es fragt sich nun, ob der Staat diesen Verhältnissen gegenüber den confessionellen Charakter der Schulen noch weiter aufrecht erhalten darf, oder ob er nicht vielmehr, um allen seinen Unterthanen in gleicher Weise gerecht zu werden, die Simultanschule, die bisher nur als Ausnahme zugelassen war, allgemein einführen soll. In England, Amerika, Frankreich und anderen Staaten sind die öffentlichen Schulen religionslos, d. h. sie kümmern sich um das religiöse Leben ihrer Schüler gar nicht, der religiöse Theil der Schulbildung



wird ausschließlich den kirchlichen Gemeinschaften überlassen. Es fragt sich, ob wir ein Recht haben, wie bisher an unseren Confessionsschulen festzuhalten". Soweit Dr. Thrändorf.

Hierzu möchten wir vorerst bemerken, daß ein religionsloses Schulsystem, wie es in Frankreich und Nordamerika besteht, und bei welchem das religiöse Moment aus dem Schulbetrieb gänzlich ausgeschlossen ist, bei uns in Deutschland sobald nicht in Frage kommt. In Sachen der Schulpolitik entscheidet bei uns ohne Zweifel der Protestantismus. Eine Staatsschule aber ohne Religionsunterricht wäre für die evangelischen Landeskirchen und für den ganzen deutschen Protestantismus verhängnißvoll. Man vergesse nicht, daß der Protestantismus gerade durch die Staatsschule emporgekommen ist und im Volksleben festen Fuß fassen konnte und daß er ohne die Staatsschule sich gar nicht hätte halten können. Daß er nun, aus Rücksicht auf die stark gemischten Religionsverhältnisse in den deutschen Staaten, die Umwandlung der Staatsschule in eine religionslose Schule ruhig hinnehmen oder gar dazu helfen werde, daran ist nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung muß ihn daran hindern und nur ein Thor vermag an dem Aste zu sägen, auf dem er sitzt.

Daß der Protestantismus die religionslose Schule nicht aushalten kann, zeigen die Verhältnisse in Nordamerika, wo innerhalb des Protestantismus das Sektenwesen in einer Art wuchert, wie es nirgends auf der ganzen Welt der Fall ist, und wo die christliche Lebensauffassung überhaupt immer mehr aus der sich protestantisch nennenden Bevölkerung entschwindet. Anders steht die katholische Kirche der religionslosen Staatsschule gegenüber. Sie hat schon Mittel und Wege, die für das religiöse Leben so ungünstigen Consequenzen des religionslosen Schulsystems in etwa zu paralysiren, sei es durch Gründung und Erhaltung von Privatschulen, wo das möglich ist, wie z. B. in Nordamerika und Frankreich, oder durch intensiveren Betrieb der gewöhnlichen



Seelsorge, oder wie immer. Sie kann es zur Noth schon aushalten bei der religionslosen Staatsschule. Beweis ist wiederum Nordamerika, wo ihr Zustand ein nichts weniger als ungünstiger ist; Beweis ist aber auch die Thatsache, daß sie zur Zeit der Herrschaft des römischen Cäsarenthums, da ihre Kinder heidnische Schulen besuchen mußten, gar nicht so übel dabei wegkam. Der Protestantismus dagegen kann bei einer religionslosen Staatsschule nicht existiren; und weil in Deutschland, wie gesagt, der Protestantismus in Fragen der öffentlichen Einrichtungen und des politischen Lebens die Entscheidung so ziemlich in der Hand hat, sind wir aller Voraussicht nach vor einem religionslosen Schulsysteme in Deutschland bewahrt.

Also nicht lautet bei uns die Frage: Schule mit Religion, oder Schule ohne Religion? sondern: Confessionelle Schule oder Simultanschule? Mit anderen Worten: Soll es bleiben, wie seither, und soll das öffentliche Schulwesen den confessionellen Unterschieden angepaßt werden, oder nicht? Soll das Simultanschulwesen Regel oder Ausnahme sein? Sollen die öffentlichen Schulen allen Kindern aller Confessionen gleicherweise zugänglich sein oder nur den Kindern einer bestimmten Confession? So stellt sich bei uns in Deutschland die Frage; so formulirt sie auch Dr. Thrändorf.

Die Verfechter der Simultanschule sagen freilich: der Staat ist confessionslos; also müssen auch seine Schulen confessionslos sein. Wer diesen Schluß gelten läßt, muß natürlich der Consequenz wegen noch mehr den anderen Schluß gelten lassen: der Staat ist religionslos, also müssen auch seine Schulen religionslos sein. So schließen die atheistischen Staatsmänner Frankreichs, und weil sie die Staatsmaschine in den Händen haben, war es ihnen ein Leichtes, ihren Atheismus auch in die Staatsschule hineinzutragen; so schließen aber auch die Engländer und Nordamerika, wohl weniger aus Liebe zum Atheismus, vielmehr

aus einer gewissen Achtung vor der Gewissensfreiheit, die ohne jeden Zweifel besser in einer religionslosen als in einer Simultan-Schule gewahrt ist. Wir müssen gestehen, was Consequenz und freiheitliche Auffassung in Fragen der Schulpolitik betrifft, stehen die Vertreter einer religionslosen Schule weit über jenen, welche der Simultanschule, d. h. einer Schule mit Religion aber ohne Confession, das Wort reden. Entweder religionslose Schule mit all den Folgerungen, welche sich aus einem religionslosen Schulbetrieb von selbst ergeben; oder confessionelle Schule, auch mit all den Consequenzen, welche der Begriff einer solchen Schule in sich schließt. Das ist Logik und Consequenz.

Die Vertheidiger der Simultanschule sind in dem merkwürdigen Gedanken befangen, Religion und Confession seien zwei wesentlich verschiedene Dinge, und eine Schule könne sich der Pflege der Religion mit Erfolg annehmen, ohne Rücksicht auf das Confessionelle. Dieser Gedanke ist ein Phantom. Es gibt keine Religion ohne Confession. Confession ist ja nichts anderes als die äußere Kundgebung der in der Seele vorhandenen religiösen Gesinnung, ist religiöses Bekenntniß der religiösen Erkenntniß. Religion und Confession sind darum sachlich ein und dasselbe, sie gehören nothwendig und wesentlich zusammen, und Pflege der Religion ohne Pflege der Confession bei ein und demselben Individuum ist ein Widersinn.

Aber auch abgesehen davon; auf eine Pflege der Religion ohne Pflege der Confession kann und wird der deutsche Protestantismus, wir wiederholen es noch einmal, niemals eingehen. Er kann es nicht. Er verlangt für die protestantischen Kinder Pflege des specifisch protestantischen Christenthums, des protestantischen Christus, der protestantischen Welt- und Lebensauffassung. Und was der Protestantismus verlangt und verlangen muß, das verlangt auch die vom protestantischen Geiste beherrschte Staatsraison, das verlangen alle protestantischen Fürsten und Staats-



männer. Was diese aber für den Protestantismus postuliren, das können sie, um der staatlichen Parität willen, den Katholiken nicht versagen, um so weniger, als die letzteren auf Grund des Westfälischen Friedens in allen deutschen Staaten das Recht haben zu existiren, wie sie *sind* und nicht etwa, wie sie nach den subjektiven Anschauungen dieses oder jenes protestantischen Fürsten oder Staatsmannes sein sollten.

Diese Begründung der confessionellen Schule in Deutschland bewegt sich, wie auf der Hand liegt, mehr auf dem Gebiete der Politik. Dr. Thrändorf stellt übrigens dieses Moment nicht so scharf in den Vordergrund, wie wir es hier thun, offenbar weil es sich für ihn und für jeden Protestanten von selbst versteht. Dagegen versucht er mehr *vom Standpunkte der Schulinteressenten aus* die confessionelle Schule zu begründen, und er thut recht daran.

Für einen vernünftig denkenden und nur von Liebe zur Gerechtigkeit und Billigkeit geleiteten Menschen ist es eine ganz selbstverständliche Sache, daß bei der Einrichtung des Schulwesens gebührende Rücksicht auf jene genommen werde, *welchen die Kinder gehören.* Die Schule ist ja für die Kinder da, nicht umgekehrt; also muß auch die Schule derart eingerichtet sein, daß die Interessen derjenigen, welche für die Auferziehung und Ausbildung der Kinder Sorge zu tragen haben, in keiner Weise geschädigt werden. Hier kommen aber in erster Linie die Eltern, beziehungsweise die Familie, und die Kirche in Betracht. Darüber äußert sich nun Dr. Thrändorf also:

„Das Hauptinteresse an der Schule haben entschieden neben dem Staate die *Familie* und die *Kirche*. Die Familie vertraut der Schule ihr Theuerstes, ihre jüngsten, lenksamsten Glieder an, von der Schule erwartet sie, daß diese einen Geist in den Kindern pflegt, der dem Gedeihen rechten innigen Familienlebens günstig ist, und zugleich dem Kinde



die festen Grundlagen einer fürs Leben ausdauernden Charakterbildung bietet. Aehnliches erwartet die Kirchengemeinde von der Schule. Unter den Händen des Lehrers soll das junge Geschlecht nachwachsen, das einst bestimmt ist, den alten Stamm der Gemeinde jugendfrisch zu erhalten, das Geschlecht, in dem der Geist der Kirche, der heilige Geist, fortlebt und wirkt, ja in dem er erst zu immer klarerem Bewußtsein und thatkräftigerer Entfaltung kommt.[1]) Sollte es nun wirklich im Interesse des Staates liegen, die Wünsche christlicher Familien und Gemeinden unberücksichtigt zu lassen? Unstreitig ruht das Wohl des Staatsganzen auf der Gesundheit der einzelnen Organe und das sind die Familien, also darf der Staat in eigenem Interesse unmöglich Maßnahmen treffen, durch welche das Familienleben geschädigt wird. Ueberhaupt kann etwas, was die Einzelnen sämmtlich schwer schädigt, dem Staate unmöglich nützlich sein, denn dieser Staat ist doch eben nichts für sich allein, sondern die Gesammtheit der Einzelnen. Ebenso kann es nicht im Interesse des Staates liegen, das religiös-kirchliche Gemeindeleben an seiner Wurzel zu schädigen, denn auf der Gesundheit des sittlich-religiösen Gemeinschaftslebens beruht die Kraft und die Gesundheit des Volkslebens. Wo der Geist der religiösen Gleichgiltigkeit, der Geist der Negation

---

1) Man beachte, daß hier ein Protestant spricht. Der Protestant kennt keine allgemeine Kirche, kein sichtbares Reich Christi, sondern nur selbständige christliche Kirchengemeinden, die in der Regel mit dem politischen Gemeinwesen zusammenfallen. Den in jeder Kirchengemeinde lebenden christlichen Geist nennt Thrändorf den „heiligen Geist", der von Geschlecht zu Geschlecht sich forterben und zu „immer klarerem Bewußtsein und thatkräftigerer Entfaltung" kommen soll. Der Katholik, der an ein sichtbares über die ganze Erde ausgebreitetes Reich Christi, an eine allgemeine Kirche und an den in dieser Einen Kirche lebenden und wirkenden persönlichen heiligen Geist, die dritte Person in der Gottheit, glaubt, würde natürlich sich anders ausdrücken. Uebrigens ist diese Differenz in der christlich-religiösen Betrachtungsweise für die Behandlung der Schulfrage nach ihrer politischen Seite hin selbstverständlich von keinem Belang.



die Oberhand gewinnt, da krankt das Volksleben an seinem innersten Kern".

Hiermit stellt sich Dr. Thrändorf auf einen Standpunkt, der im Lichte der Politik wie einer vernünftigen Erziehungswissenschaft sich als der allein richtige erweist. Eine kluge und gerechte Regierung kann und darf es nie als ihre Aufgabe ansehen, gegen die eigenen Staatsbürger Gewaltpolitik zu treiben; das würde sie aber thun, wenn sie die heranwachsende Jugend zur Erziehung und Ausbildung in eine Schule hineinzwänge, deren geistige Atmosphäre eine andere ist als die in der Familie und in der Kirche; wenn sie die Kinder mit Gewalt einem Lehrer zuführte, der in Bezug auf Religion und menschliches Erziehungsziel Ansichten huldigt, welche zu den in der Familie und Kirche herrschenden in Gegensatz stehen. Eine solche Gewaltpolitik ist ungerecht und unklug zugleich, rüttelt an den Fundamenten des Staates und bedroht dessen Existenz. Das ist gar keine Frage. Nur herrschsüchtige Gewaltmenschen oder leidenschaftliche, verbohrte Kirchenhasser können für den Staat, welcher die berechtigten Interessen der Familie und der Kirche bei der Einrichtung des öffentlichen Schulwesens mißkennt und mißachtet, aus diesem Vorgehen einen Gewinn erhoffen.

Aber auch abgesehen von dieser mehr politischen Erwägung, schon die Rücksicht auf ein sicheres Gelingen der Bildungsarbeit in der öffentlichen Schule verlangt, daß der Staat sein Schulwesen entsprechend den berechtigten Interessen der Familie und der Kirche einrichte. Alle einsichtigen Schulmänner und Pädagogen, alle vernünftig denkenden Freunde eines guten Schulwesens sind überzeugt, daß nur unter der Voraussetzung einer verständniß- und vertrauensvollen Mitarbeit seitens der Familien und der Kirche überhaupt etwas Ersprießliches und Dauerndes in der Schule geleistet werden kann. Das liegt auch ganz in der Natur der Sache. Die Kinder gehören von Haus aus der Familie und, sofern



es christliche Kinder sind, auch der Kirche; der Familie kraft der Geburt und der Kirche kraft der Taufe. An diesem Zugehörigkeitsverhältniß vermag kein Mensch, kein Staatsgesetz, keine „Wissenschaft" etwas zu ändern. *Familie und Kirche sehen das Kind als ihr eigen an*, und müssen es als ihr eigen ansehen und müssen für sein leibliches und geistiges Wohl Sorge tragen; in ihrem Verbande wächst es auf; die in der Familie und in der Kirche herrschende Welt- und Lebensanschauung nimmt es unvermerkt an und lebt darin. Sehen nun Familie und Kirche, daß man in den öffentlichen Schulen ihren Kindern eine andere Welt- und Lebensanschauung beibringen wolle, müssen sie sich selbst in ihrem Innersten getroffen fühlen, müssen die Arbeit der Schule als einen frevlen Eingriff in ihre Rechte betrachten, und müssen in einer solchen Schule nicht eine Bildungs-, als vielmehr eine Corruptionsanstalt schlimmster Art erblicken. Familie und Kirche müssen von der Schule erwarten, daß ihre Kinder in der Schule denselben Geist wiederfinden, den sie zu Hause in sich aufgenommen haben. Sehen sie sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, dann bleibt ihnen nichts übrig, als ihre Kinder aus dieser Schule herauszunehmen, oder, wenn das nicht möglich ist, dieser Schule entgegenzuarbeiten, so viel sie nur können. Das halten sie für ihr Recht und ihre Pflicht. Arbeiten aber Familie und Kirche *gegen* die Schule, ist es um deren gedeihliche Wirksamkeit überhaupt geschehen. So lehrt die Erfahrung, so sagt es der gesunde Menschenverstand, so spricht eine vernünftige Erziehungswissenschaft. Nur ein Thor oder ein eingefleischter Bureaukrat oder auch ein phantasievoller, in seinen selbstgemachten Theorien festgefahrener, der Lebenswirklichkeit entrückter „pädagogischer Schriftsteller" kann das Gegentheil behaupten.

Es unterliegt keinem Zweifel, eine gerechte und kluge Politik wie auch eine vernünftige Pädagogik verlangen eine solche Einrichtung der öffenlichen Schule, daß dabei weder

die Interessen der Familie noch der Kirche irgendwie verletzt werden. Die Interessen dieser beiden Lebensordnungen selbst können mit einander nicht collidiren, da die Interessen der Kirche zugleich auch immer die Interessen der Familie sind. Die Familie gehört ja selbst zur Kirche; die Angehörigen der Familie sind auch Angehörige der Kirche und müssen es darum als ihre Pflicht ansehen, den Interessen ihrer Kirche an der Schule nicht nur nicht entgegen zu sein, sondern dieselben voll anzuerkennen, dafür einzustehen und sie zu fördern. Eine Trennung der Familie von der Kirche ist unmöglich; und ein Conflikt des Staates mit der Kirche, speciell auf dem Schulgebiete, wo es sich um die religiöse Erziehung der zur Familie gehörenden Kinder handelt, hat darum auch immer einen mehr oder weniger tiefgehenden Conflikt mit der Familie zur Folge. Daß ein solcher Conflikt aber den Interessen des Staates förderlich sei, wird Niemand behaupten.

Familie und Kirche werden ihre Interessen an der Schule nur dann als gesichert ansehen können, wenn die Schule, der sie ihre Kinder zuführen müssen, confessionell ist, d. h. wenn der an der Schule thätige Lehrer im Geiste der Familie und der Kirche seines Amtes waltet. Dr. Thrändorf bemerkt hier mit Recht: „Dem Begriffe einer confessionellen Schule wird nur dann ganz entsprochen, wenn die Lehrerschaft selbst von dem Geiste ganz durchdrungen und getragen ist, den sie in der ihr anvertrauten Jugend erzeugen soll“. Und dieser Geist ist der Geist der Kirche. Daher kann auch nur ein mit seiner Kirche und seinen Confessionsgenossen warm fühlender Lehrer die rechte Eignung für eine confessionelle Schule haben.

Das Eintreten Dr. Thrändorfs für die confessionelle Schule zeugt von einem gewissen staatsmännischen Sinn, von Gerechtigkeitsgefühl und von Einsicht in die Bedürfnisse des praktischen Lebens. Das ist gewiß sehr anzuerkennen. Leider aber zieht Dr. Thrändorf nicht die vollen Con-

sequenzen aus seinen Prämissen. Man sollte erwarten, er würde die confessionelle Schule für alle im Staate anerkannten Confessionen ohne Unterschied gelten lassen, und würde vom Staate verlangen, daß er sich für die Forderung aller Confessionsschulen einsetze. Doch das thut Dr. Thrändorf nicht, offenbar aus lauter Scheu vor der protestantischen Orthodoxie und vor dem — Papste. Er scheidet nämlich die confessionelle Schule in eine ultramontan-katholische, in eine dogmatisch-orthodoxe und in die evangelisch-protestantische. Nur die letztere läßt er voll gelten und empfiehlt sie dem Staate. Was er sich speciell über die „ultramontan-katholische" Schule zusammengedacht hat, ist recht bezeichnend für den Standpunkt, den er der katholischen Kirche gegenüber einnimmt und der es ihm nicht erlaubt, gerecht zu urtheilen. Er schreibt:

„Für die katholische Schule ist der Inhalt des sittlich-religiösen Gemeindelebens, nach dem sie sich zu richten hat, durch die Festsetzung der Concile und neuerdings durch die Entscheidungen des unfehlbaren Papstes einfach gegeben, der Lehrstoff wird ihr, soweit nicht staatliche Bestimmungen hindernd im Wege stehen, einfach von den kirchlichen Oberen vorgeschrieben. Laien haben auf die Schule gar keinen Einfluß, und wenn sie gut katholisch sind, kann es ihnen auch gar nicht in den Sinn kommen, einen Einfluß ausüben zu wollen, denn da der Katholik nur durch Vermittelung der Hierarchie selig werden kann, so ist es nur selbstverständlich, wenn er seine Schule einfach der Geistlichkeit anvertraut. Nun erhebt aber die katholische Kirche seit der Bulle „Unam sanctam" den Anspruch, daß beide Schwerter der Gewalt, das geistliche wie das weltliche, ihr anvertraut seien; daher steht die katholische Denkweise in schroffem Gegensatz zum modernen Staatsgedanken, nach welchem der Staat eine völlig selbständige Gottesordnung neben der Kirche ist. Auch mit dem deutsch-nationalen Bewußtsein, wie es sich unter dem Einflusse der Reformation und der großen Dichter und Denker gebildet hat, wird die katholische Kirche und daher auch die katholisch-confessionelle Schule sich niemals



befreunden können. Infolgedessen wird sich auch der katholische Erzieher die Einführung der Jugend in das nationale Denken und Fühlen und die Erziehung für den auf diesem Denken und Fühlen ruhenden nationalen Staat nur sehr wenig angelegen sein lassen".

Hier wird Wahres und Falsches bunt durcheinander geworfen. Richtig ist, daß in der katholischen Kirche „der Inhalt des sittlich-religiösen Gemeindelebens" im vorhinein bestimmt ist. Aber dieser „Inhalt" war schon zu den Zeiten der Apostel bestimmt, und hat sich unter der Wachsamkeit der zum Lehren berufenen Organe in der Kirche bis auf unsere Tage rein und unverfälscht erhalten. Nicht erst die Concilien haben ihn festgesetzt, noch viel weniger „neuerdings" der unfehlbare Papst. Hätte Dr. Thrändorf auch nur eine Ahnung von der eigentlichen Aufgabe der Concilien und des unfehlbaren Papstes, würde er obige Unrichtigkeit nicht geschrieben haben. In der katholischen Kirche werden überhaupt in Sachen des religiös-sittlichen Lebens keine Neuerungen aufgebracht, weder von den Concilien noch von dem unfehlbaren Papste. Im Gegentheile, beide Instanzen sind dafür aufgestellt, alle Neuerungen als solche zu brandmarken und zu unterdrücken, und darüber zu wachen, daß das von den Aposteln ererbte religiös-sittliche Glaubensbewußtsein in der ganzen Kirche voll und rein erhalten bleibe. Dr. Thrändorf stellt die Sache so dar, als ob sich bei den Katholiken, infolge von Entscheidungen der kirchlichen Lehrautorität, das religiös-sittliche Leben über Nacht ändern könne, vielleicht zum Schaden des Staates. Was er mit diesem Hinweis bezweckt, liegt auf der Hand: Warnung an die Staatslenker, auf daß sie der katholischen Geistlichkeit nicht zu viel Einfluß auf die Schule einräumen.

Diese Warnung glaubt Dr. Thrändorf noch verschärfen zu müssen durch den Hinweis auf die Bulle „Unam sanctam", n welcher gelehrt werde, daß der Papst auch Macht habe über den Staat und daß der Staat keine „selbständige



Gottesordnung neben der Kirche" sei; diese Lehre und die durch diese Lehre begründete „katholische Denkweise" stehe aber mit dem „modernen Staatsgedanken" in schroffem Gegensatze. Der Schluß natürlich ist: Ihr Staaten schützt eure Schule vor der katholischen Geistlichkeit!

Zur Beruhigung Dr. Thrändorfs und aller durch die schreckliche Bulle Unam sanctam beunruhigten protestantischen Staatsrechtler sei hier nur Folgendes bemerkt: Das einzig Dogmatische in der Bulle ist der Schlußsatz: Subesse Romano Pontifici omni humanae creaturae declaramus, dicimus et definimus omnino esse de necessitate salutis, d. h. wir erkären, sagen und sprechen es ein für allemal aus, daß es überhaupt zum ewigen Heile nothwendig sei, daß jegliche menschliche Creatur dem römischen Papste unterworfen sei. Mit anderen Worten: Alle Menschen, welche ihr Heil sichern wollen, müssen sich dem Papste unterordnen. Dieser Satz ist freilich für alle, welche außerhalb der katholischen Kirche stehen und deren göttlichen Ursprung leugnen, ein Aergerniß und eine Thorheit; aber welche zu ihr gehören und der Ueberzeugung sind, daß ihre Kirche eine Stiftung Christi, des einzigen Mittlers zwischen Gott und den Menschen ist, können einen anderen Glauben gar nicht haben. Was der Papst in dem angeführten Satze behauptet, war auch gar nichts Neues; das lag schon zu den Zeiten der Apostel im Glaubensbewußtsein der Kirche, die bekanntlich in dem hl. Petrus ihr sichtbares Oberhaupt verehrte und die Glaubensgemeinschaft mit ihm als conditio sine qua non für die Gemeinschaft mit Christus dem unsichtbaren Oberhaupte ansah. Aus dieser Glaubenslehre von der alleinseligmachenden Kirche hat Papst Bonifazius VIII dem gewaltthätigen französischen Könige Philipp dem Schönen gegenüber Folgerungen gezogen, welche freilich stark lauten, die aber mit dem in der Kirche lebenden Glaubensbewußtsein nichts zu thun haben. So ist es die Ansicht aller namhaften katholischen Canonisten und Dogmatiker (Näheres im Kirchen-

lexikon 2. Aufl., 12. Bd., Art. „Unam sanctam“). Daß die Bulle keinerlei dogmatische Entscheidung über das Verhältniß der Kirche zum Staate geben wollte, geben selbst protestantische Kirchenrechtslehrer zu. So behauptet Hinschius in seinem „Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart“:[1]) „Die katholische Kirche hat jedenfalls bis zum Erlaß des Syllabus im Jahre 1864 niemals das Verhältniß zwischen Staat und Kirche zum Gegenstand einer direkten dogmatischen Festsetzung gemacht.“

Uebrigens muß es sehr auffallen, daß Dr. Thrändorf auf das Mittelalter zurückgeht, um Kenntniß zu gewinnen über das, was die Katholiken bezüglich des Verhältnisses der Kirche zum Staate „denken“. Der jetzt regierende Papst Leo XIII hat sich mit aller nur wünschenswerthen Deutlichkeit über dieses Verhältniß in seiner Encyklika „Immortale Dei“ vom 1. November 1885 ausgesprochen. In diesem hochofficiellen kirchlichen Aktenstücke heißt es aber: Deus humani generis procurationem inter duas potestates partitus est, scil. ecclesiasticam et civilem, alteram quidem divinis, alteram humanis rebus praepositam. Utraque est in suo genere maxima ... unde aliquis velut orbis circumscribitur, in quo sua cujusque actio jure proprio versetur — also die Sorge für das Menschengeschlecht ist von Gott zweien Gewalten anvertraut, der kirchlichen und der staatlichen, von denen die erstere für die religiösen und die zweite für die bürgerlichen Interessen zu sorgen hat und zwar jede kraft eigenen Rechtes innerhalb der ihr zukommenden Competenz. So lehrt der Papst, so lehrt und glaubt die Kirche, so lebt es im Bewußtsein des katholischen Volkes. Ist nun diese Lehre staatsgefährlich?

Freilich, wenn man den Staatsbegriff unnatürlich überspannt, wie es z. B. Hegel gethan hat, der in dem Staate die präsente Gottheit erkennt, ihm deßhalb eine gewisse

1) I, 1, herausgegeben von Marquardsen, Freiburg 1883, 216.



Allmacht zuschreibt und alle individuellen Rechte von seiner Anerkennung abhängig macht — eine Auffassung, welche, wie uns scheint, in der protestantischen Lehre von der dem Landesfürsten zustehenden *Oberhoheit* über alles Kirchenwesen ihre natürliche Unterlage hat —; wenn man, wie gesagt, den Staatsbegriff unnatürlich überspannt und diesen unnatürlich überspannten Staatsbegriff als den allein richtigen ausgibt und darnach die Gesetzgebungsmaschine handhabt, kann auf ein friedliches Zusammengehen von Staat und Kirche nicht gerechnet werden. Jede Gewalt bleibe innerhalb ihrer Competenz und wo die Interessen auf einander stoßen, betrete man den Weg gütlicher Auseinandersetzung. So wird der Friede im Staate erhalten zum Segen der Staatsangehörigen. Die Kirche ist sich ihres göttlichen Ursprungs viel zu sehr bewußt, als daß sie einer überspannten staatsrechtlichen Theorie zuliebe auch nur ein kleines Stück von der ihr zustehenden Selbständigkeit fahren lasse. Sie kann sich mißhandeln lassen, kann dulden und leiden; aber etwas von den Rechten aufgeben, mit welchen ihr göttlicher Stifter sie ausgestattet hat, das darf sie nicht, hat sie auch nie gethan und wird sie nie thun. Und zu diesen Rechten gehört in *erster Linie* die Erziehung ihrer Kinder, oder genauer *die Bestimmung des Zieles, zu welchem hre Kinder erzogen werden sollen*. Dieses Recht entspricht der Pflicht, welche ihr von ihrem göttlichen Stifter mit den Worten auferlegt wurde: „Gehet hin und lehret alle Völker, lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe." (Matth. 28, 19 u. 20).

Uebrigens dient es zu nichts, in Sachen der confessionellen Schule in Deutschland sich viel in *theoretische* Erörterungen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche einzulassen. Auf dem Gebiete der *Theorie* werden die Katholiken und die Protestanten, die ja die Göttlichkeit und Selbständigkeit der katholischen Kirche principiell verwerfen und verwerfen müssen, *nie* zu der gewünschten Einigung



gelangen. Und doch ist eine Einigung in Schulsachen von absoluter Nothwendigkeit für unser deutsches Vaterland. Man verlasse darum beiderseits das Gebiet der Theorie und stelle sich entschlossen auf den Standpunkt des praktischen Bedürfnisses. Auf diesem Standpunkt kann eine Einigung erzielt werden. Voraussetzung natürlich ist, daß die stimmführenden Faktoren auf beiden Seiten entschlossen sind, alle Unehrlichkeit bei Seite zu lassen und einzig nur der Stimme der Gerechtigkeit und Billigkeit Gehör zu schenken. Derartige Incriminationen und Denunciationen, wie sie in der obigen Auslassung Dr. Thrändorfs stecken, sind natürlich nicht dazu angethan, einem vertrauensvollen Zusammengehen von Katholiken und Protestanten die Wege zu bereiten.

Dr. Thrändorf stellt sich in der Theorie auf den Standpunkt der Schulinteressenten. Sehr schön. Aber er sei consequent, nach dem Vorbilde des „alten Fritz", und gönne den Katholiken dasselbe, was er für seine „evangelisch-protestantischen" Confessionsgenossen in Anspruch nimmt. Die Protestanten können auf eine protestantische Schule d. h. auf eine solche, in welcher die protestantischen Kinder von protestantischen Lehrern und ganz im Geiste des protestantischen Christenthums gebildet und erzogen werden, nicht verzichten die protestantischen Fürsten werden sie ihnen auch nicht versagen, werden im Gegentheil dafür sorgen, daß der Charakter einer protestantischen Schule in möglichst scharfer; Weise zum Ausdruck komme, wie z. B. durch die Uebertragung der Lokalschulinspektion an die protestantischen Pfarrer. Wir Katholiken verlangen dasselbe für die katholische Schule: scharfe Ausprägung ihres katholischen Charakters, katholische Lehrer, katholische Inspektion, Lehrbücher im Geiste der katholischen Welt- und Lebensauffassung. Diese Forderung der Katholiken ist kein Privileg, sondern ein schon durch den Westfälischen Frieden gewährleisteter Rechtsanspruch, auf den sie nicht verzichten können und auch nie verzichten werden.

Wir bedauern, daß es Dr. Thrändorf in seinem in



vielfacher Hinsicht trefflichen Artikel über die „Confessionelle Schule“ nicht gelungen ist, den Katholiken gegenüber volle Objektivität zu bewahren. Wir hoffen aber, daß er bei einer eventuellen zweiten Auflage des Rein'schen Werkes seine Arbeit einer erneuten und verbessernden Durchsicht unterziehe, zum Besten der Sache, die er vertritt. D. P.

XLIX.

Die moderne Kunst in der neueren socialistischen Literatur.

V. Die Abhängigkeit der modernen Kunst von der Bourgeoisie.

Indessen wollen wir es uns mit den vorstehenden Aeußerungen nicht genügen lassen. Nicht blos gelegentlich, wie es bei Bebel in seinem Buch „Die Frau“ der Fall ist, wird die Stellung der modernen Kunst gestreift, sondern auch ex professo wird von berufenen Sachverständigen das Verhältniß der Kunst zu den heutigen wissenschaftlichen Zuständen untersucht. Und was die Abneigung gegen die moderne Kunst noch begreiflicher macht, auch nichtsocialistische Autoritäten beklagen, daß die moderne Kunst eben zur „bürgerlichen“, zur Kunst der Bourgeoisie geworden und damit in den Dienst der herrschenden Klasse gestellt sei. In einem hochinteressanten Buch: „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen“ klagt Emil Reich: „Die bürgerliche Kunst muß die Kunst des letzten Jahrhunderts genannt werden, wenn man sie nicht die plutokratische nennen will, denn sie ist in jeder Beziehung eine Domäne der Bourgeoisie. Für das Bürgerthum arbeiten Meißel, Palette und Feder, und nur das Bürgerthum wird zum Genuß ihrer Schöpfungen zugelassen. Noch vor wenigen Jahren mindestens waren unsere Kunst-



zustände so, wie sie hier geschildert wurden. Die schroffste Trennung der Menschen in zwei Lager bestand: hier die Besitzenden, welche sich wie alles andere auch die Kunst ad usum delphini für ihren Privatgebrauch zurechtgerückt hatten und engherzig die anderen, die große Mehrzahl völlig ausschlossen, dort diese Ausgestoßenen, das Proletariat, deren Leben ein ödes, hoffnungsarmes Ringen um den nothdürftigsten Lebensunterhalt war, weit entfernt von allem, was dies Dasein erst des Kampfes werth macht, kunstfremd, weil kunstfern." [1])

Der vierte Stand ist vom Genuß der Kunst so ziemlich ausgeschlossen, die Kunst selber nimmt kaum Notiz von seinem Dasein und noch viel weniger Rücksicht auf die Ideen und Empfindungen, die das Proletariat bewegen. Aber es ist auch wieder nicht Kunstenthusiasmus, was die herrschende Klasse zur Kunstpflege treibt. So ist die Kunst vollkommen haltlos, sie hat keine Klasse, auf die sie sich stützen könnte. „Ihr Dasein ist eine Misère". Ein socialistischer Schriftsteller klagt: wohl nie habe die Kunst ungünstigere Existenzbedingungen gehabt, als in der kapitalistischen Gegenwart. Ihr Leben bilde ein Martyrium, das tief in den *ökonomischen Zuständen* begründet sei und sich darum mit *unerbittlicher tragischer* Nothwendigkeit abspielte. Im Bewußtsein auch der wirklich Gebildeten der Nation sei sie tief in den Hintergrund gedrängt, verdunkelt von tausend anderen Interessen, und aus nicht wenigen Gemüthern sei sie mit allen ihren Wurzeln jäh herausgerissen worden. Sie habe aufgehört, ein ausschlaggebender Faktor in den wirthschaftlichen und politischen Kämpfen zu sein, und da diese Kämpfe die Zeit beherrschen, führe sie ein fremdes Dasein in einer ihrem Innersten entgegengesetzten Welt. Den meisten sei sie

---

1) Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen. Leipzig 1894. S. 172 f.

ein recht überflüssiges und gleichgiltiges Ding geworden. Der tiefe Grund aller Leiden der Kunst in der heutigen Gesellschaft sei der Umstand, daß sie kein volles Klasseninteresse hinter sich habe; denn wenn auch ohne Zweifel die Arbeiterklasse an der Kunst ein hohes Interesse hat, da sie einen großen und schönen Theil jener Welt ausmache, die sie gegen ihre Ketten einzutauschen gedenken, so sei doch durch die herbe Gewalt der Thatsachen dieses Interesse verurtheilt, ein — in gewissem Sinn — platonisches zu sein. „Die Arbeiterklasse ringt und muß zunächst um eine materielle Machtstellung ringen, einmal, um in der Gegenwart nicht in Elend und Degeneration zu versinken, und andererseits, um das Fundament für die Gesellschaft der Zukunft zu schaffen. In diesem Kampfe aber ist die Kunst ein winziger Faktor, verglichen mit der Waffe des allgemeinen Stimmrechtes, verglichen mit dem Werth kraftvoller Organisationen und dem Einfluß einer florirenden politischen und gewerkschaftlichen Presse. Und selbst, wenn in diesem Kampfe die Kunst größere Bedeutung hätte, als sie in der That hat, würde doch das wirthschaftlich sieche Proletariat, das häufig genug kaum die Mittel für seine individuelle, geschweige denn für seine Klassenexistenz zu erschwingen vermag, nicht fähig sein, dem Künstler fruchtbare Absatzgebiete und damit zugleich materiellen Lohn und ideellen Einfluß zu eröffnen. Die Arbeiterklasse von heute hat ein Interesse an der Kunst, wie sie an einer menschenwürdigen Existenz überhaupt ein Interesse hat, aber sie muß, durch die starre Gewalt der ökonomischen Thatsachen gezwungen, sich in diesem weit ausgreifenden Theil ihrer Sehnsucht resigniren und die Kunst als solche sich selbst und der Bourgeoisie überlassen." [1]) Hier müßte die Kunst ihr Hauptabsatzgebiet haben.

1) Neue Zeit XIV¹ 1895/1896 S. 71 Erich Schlaikjer: Die Befreiung der Kunst.



Aber was liegt der Bourgeoisie an dem Leben und Blühen wahrer Kunst? Hierauf gibt ein Socialist die Antwort: „Der gewerbliche Theil der Bourgeoisie zeichnet sich schon von vornherein durch ein unglaubliches Banausenthum aus. Was kümmert ihn die Kunst? Mit solchen Schnurrpfeifereien gibt sich ein ‚praktischer, moderner' Mensch, ein Zeitgenosse der Köller, Bismarck und Stumm, nicht ab. Er muß auf Geschäftspfiffe und Arbeiterpraktiken sinnen, um immer mehr Geld in den Beutel zu thun; seine Abendstunden verbringt er dann in einem Institut, wie das Adolf-Ernsttheater, oder in dem Tempel einer noch leichter geschürzten Muse, wo Stücke wie „La puce" seine Sinne angenehm kitzeln und Balletratten und Statistinnen ihre Nuditäten zur Schau stellen."[1])

S o e n t s p r i c h t d i e L a g e d e r m o d e r n e n K u n s t g e n a u d e r C o n s t e l l a t i o n i m K l a s s e n k a m p f e. Insofern würde die materialistische Geschichtsauffassung bestätigt. Die Kunst ist die Domäne der Bourgeoisie. Was will das aber heißen? Wie S c h l a i k j e r weiter ausführt, heißt die Kunst der Bourgeoisie überantworten so ziemlich dasselbe, als Arbeiterorganisationen der liebenden Fürsorge der Unternehmer anheimgeben. Hat die Kunst zu den momentanen Lebensinteressen der Arbeiter nur geringe Beziehungen, so hat sie zu denjenigen der Bourgeoisie überhaupt keine. „Das Bürgerthum — wie die „Post" einmal in unbewußter Selbstverhöhnung sagte, — will ‚Ruhe für friedlichen Erwerb', und die Kunst ist durchaus nicht immer dazu angethan, die Ruhe zu fördern, weder die persönliche — Arne Garborg hat einmal gesagt, daß die Kunst von heute schlaflose Nächte bereite — noch die öffentliche des friedlichen Erwerbs."[2])

1) Ströbel, Moderne Lyrik. Neue Zeit XV¹ 1896/97 S. 389 f.
2) Ebenda S. 72.



Aber ist dann die Kapitalistenklasse gegen die Kunst einfach indifferent? Gibt sie nicht derselben den Abschied, um Ruhe zu haben, um im Erwerb und Genuß nicht gestört zu werden? Aber da treffen zwei Interessen zusammen, das der Künstler: sie suchen Verdienst, das der Bourgeois: sie suchen Ruhe, Unterhaltung, und so hat die Kunst keinen Ausweg: sie muß sich, will sie bestehen, in goldene Sklavenketten schlagen lassen. Ja die Großen der Erde, die Herrschenden, verstanden es auch von jeher, die Kunst in ihren Dienst zu ziehen,[1]) denn „Machthaber waren in aller Vergangenheit und werden in aller Zukunft praktische Leute sein, die sich durch keine sentimentalen Bedenken abhalten lassen, der Muse die Hand an die Gurgel zu legen, wenn sie Wahrheiten verkündet, die ihnen unangenehm sind. So lange es privilegirte Klassen gibt, wird sich die Kunst in ihrem Schaffen von den Privilegien ‚corrigiren' lassen müssen."[2]) So seien es früher Kirche und Adel gewesen, die die Freiheit der Kunst in ihrem Interesse beschnitten, so sei es heute der Kapitalismus, von dessen Gönnerschaft die Kunst in ihrem Dasein und ihrem Schaffen abhänge. Die Träger der Macht, d. i. eben die Kapital besitzende Klasse, diktiren der Kunst die Bedingungen, unter denen sie sich von ihr bedienen lassen will. Die heutige Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist die „bürgerliche Kunst", die „Kunst der Bourgeoisie."[3])

Die moderne Kunst im Dienste des Geldsackes! Das ist der immer wiederkehrende Vorwurf, welchen der Socialismus gegen die moderne Kunst schleudert. Der „Kirchendienst" von ehedem wurde mit einer nur um so schlimmeren Abhängigkeit vertauscht. Ein socialistischer Kritiker, Walter Crane, bemerkt, es liege ihm völlig

1) Reich, Die bürgerliche Kunst S. 9.

2) Neue Zeit XV[1] 1896/97 S. 72.

3) Reich a. a. O. S. 11.



ferne, jene Tage zurückzuwünschen, wo kirchlicher Einfluß und klerikale Gönnerschaft für die Kunst alles bedeutete, aber wenn man der heutigen Kunst so überschwängliche Complimente mache, daß sie von den klerikalen Fesseln sich losgerissen habe, so sollte man immer hübsch daran denken, daß man trotz all unserer famosen, unbegrenzten Freiheit eigentlich nur die Livree eines anderen Herrn Gebieters angezogen habe. „Wenn wir z. B. sehen, daß selbst hochbegabte Künstler, gleichsam wie geblendet von ihrem eigenen Erfolge, uns immer und immer wieder ein und dasselbe bringen, vielleicht lediglich nur eine eigene Virtuosität in der Behandlung der nichtssagenden Licht- und Lufteffekte, so müßten wir uns doch ernstlich fragen, wo hier eigentlich jene berühmte Freiheit bleibt, dank der wir unsere Motive suchen können, wo wir nur wollen?" Dann fährt derselbe Kritiker fort: „Jahr für Jahr bieten uns die Ausstellungsberichte genau dieselben Titel, ja beinahe die nämlichen Preise, und da möchte ich doch wissen, ob der Geldbeutel denn wirklich ein so viel besseres Aushängeschild ist, als der Kirchenschlüssel? Ich für meine Person würde die phrygische Mütze und das rothe Banner mit Freuden allen beiden vorziehen. Und scharf hingesehen, gewährt uns der Mammon nicht einmal das nämliche Maß an Freiheit, wie dies dereinst der Klerus that".[1])

Aus diesem Verhältniß folgt, daß von einer Freiheit der modernen Kunst, d. h. der Kunst innerhalb der kapitalistischen Aera gar nicht die Rede sein kann. Der Künstler ist eben auch ein „Arbeiter", und die Kunst muß nach Brod gehen. Die Freiheit dieses Arbeiters gleicht daher derjenigen des modernen Lohnarbeiters, sie besteht in der Freiheit der Wahl, sich zu verkaufen oder zu verhungern. So verkauft sich auch die bürgerliche Kunst

1) Neue Zeit. XV[1] 1895/96. S. 429 f.



an den Meistbietenden. „Es ist so, wie Richard Wagner im Sommer 1849 als Flüchtling in Paris schrieb: „Wir werden sehen, daß die Kunst, statt sich von immerhin respektabeln Herren, wie die geistliche Kirche und geistreiche Fürsten es waren, zu befreien, einer viel schlimmeren Herrin mit Haut und Haar sich verkaufte: der Industrie". [1])

Die Abhängigkeit unserer Künstler vom Kapital zeigt sich in einer doppelten Richtung: daß sie das darstellen, was der Bourgeoisie gefällt, und daß sie sorglichst solche Gegenstände meiden, die der Bourgeoisie mißfallen.

In letzterer Beziehung ist das wichtigste, daß die Künstler ängstlich bemüht sind, allem aus dem Wege gehen, was auf die sociale Frage Bezug hat und „was etwa auch nur ganz von ferne einer Parteinahme für die Interessen des Proletariats gleichsehen könnte". Daß dies thatsächlich für den überwiegenden Theil der heutigen Künstlerschaft zutrifft, wird auch von nichtsocialistischer Seite offen eingestanden. Man sagt, die sociale Frage sei kein Gegenstand der Dramatisirung, weil über die Wege zu ihrer Lösung viel zu viele und noch oft verworrene Ansichten bestehen. Aber, bemerkt Reich, mit genau denselben unzutreffenden Gründen könnte man jede andere wichtige Frage von der Bühne fernhalten.[2]) Der Grund ist ein anderer: die herrschende Klasse „liebt es durchaus nicht, an die Leiden der unteren Schichten gemahnt zu werden. Die Kunst soll ja erheitern; nach den Anstrengungen, welche der wilde Conkurrenzkampf und die wüthende Profitjagd thatsächlich allen Erwerbenden bereiten, will man freundliche Genrebilder, nicht Gemälde menschlichen Elends, an welchem wir Besitzenden alle mitschaffen und mitschuldig sind." [3])

Somit verkennt die bürgerliche Kunst ihre hohe Aufgabe völlig. Statt daß, wie Reich sagt, die große Kunst

1) Reich a. a. O. S.176.

2) Ausführlich bei Reich S. 69 f.

3) Reich a. a. O. S. 27.



eine Ruferin im Streit und ihre Wirkung eine für die höchsten Ideen der Zeit begeisternde wäre, kennen unsere Maler, wie es scheint, nur zwei solcher Ideale, den wechselseitigen Völkermord und behagliches Wohlleben, denn diese beide Themen sind auf ihren Schöpfungen am häufigsten vertreten. „Wo Blut oder wo Wein in Strömen fließen, da fühlen sie sich am heimischsten, Schlachtenbilder und Festdiners bleiben ihre beliebtesten Gegenstände. . . Unsere officielle Kunst ist sehr patriotisch, aber sehr wenig social und sehr wenig volksthümlich. Die Schlachten, welche in Uniformen geliefert werden, der Säbel, der haut, und die Flinte, die schießt, sind nur allzu beliebte Motive, jene Schlachten aber, welche die Industrie schlägt, die Kämpfe der Arbeiterbataillone mit Hacke und Schaufel, von ihnen darf meist kaum ein leiser Widerhall in jenen Kreisen nachtönen, welche heute die bürgerliche Kunst in Grund und Boden hinein pflegen und beschützen."[1]) „Das Literaturvolk, das bei uns zur inneren Unwirksamkeit verurtheilt ist, weil es für die Bourgeoisie schreiben muß, versucht bereits Leben, Politik, Wissenschaft wieder mystisch einzuspinnen."[2])

Nun haben wir freilich oben gesehen, daß die Kunst keine Beziehungen zu den Lebensinteressen der besitzenden Klasse hat, aber es würde doch „von grob summarischem Verfahren zeugen, wenn man dem Bürgerthum nun alles und jedes Interesse an künstlerischen Dingen absprechen wollte. Sicherlich gibt es, wenn auch keine Kunst, so doch eine Kunstg e n r e, das seine Forderung, die Ruhe des friedlichen Erwerbs und des noch ‚friedlicheren' Genusses nicht zu stören, erfüllt, und die Bourgeoisie liebt dieses Genre, wie sie einen amüsanten Schwätzer beim Souper und ein stilvolles Meublement in ihren Wohnräumen liebt." Worin

1) Ebenda S. 36 f.

2) Socialistische Monatshefte. Berlin 1900. S. 254.



besteht dieses Kunstgenre: „In seicht dahinplätschernder Erotik und in geschmackvoll arrangirten Kostümfesten.“ Derlei bringe „Geld und hohes Ansehen bei allen honetten Leuten,“ [1]) wie Schlaikjer in seinem bereits citirten Artikel sagt.

So hat sich die moderne Kunst ihrer Brodherrin, der Bourgeoisie, ergeben, sie hat kapitulirt vor dem alles bezwingenden Kapitalismus, sie hat mit dem modernen Geschmack zu rechnen, und dieser heißt: Sinnenkitzel. In diesem Vorwurf stimmt die socialistische Literatur auch mit ernsten conservativen Männern überein; es heißt, die Bourgeoisie habe kein Ideal, wenigstens keines, das diesen Namen verdiene. Die Ideallosigkeit, welche sich der Bourgeoisie nach Erreichung ihrer Absichten bemächtigt und sie kein anderes Ziel mehr habe kennen lassen, als die möglichste Ausnutzung ihrer Klassenvortheile, habe endlich, als man es müde geworden, das Feigenblatt des Pseudoidealismus vorzuhalten und sich ungescheut gegeben habe, was man empfand und dachte, das „Virtuosenthum der nackten Sinnlichkeit erzeugt, die Darstellung der Sinnenlust als interessantesten Gegenstand der Schilderung, die Literatur der moralischen Fäulniß; denn diese Leute, die Dekadenten, die Fin-de-siècle-Menschen, sie sind nichts als das Fäulnißprodukt der Auflösung aller Ideale.“ [2])

Es ist bekannt, wie die in der „Neuen Welt“ eingebürgerte moderne Kunst auf dem Parteitag zu Gotha die schwersten Angriffe erfuhr, weil sie den Cult der Sinnlichkeit, des Thierisch-Animalischen betreibe. Liebknecht vertrat dort den marxistischen Standpunkt, daß die Kunst das Spiegelbild der ökonomischen Zustände sei, wenn er sagt: „Das jüngste Deutschland hat als Produkt der Dekadence d. h. der Fäulniß der kapitalistischen Gesellschaft eine gewisse prickelnde Lust, alle sexuellen Dinge auszumalen. Schon

1) Neue Zeit XIV¹ 1895/96 S. 72.

2) Reich a. a. O. S. 128.

in der Fäulniß des alten Römerreiches hatten wir dieselbe Erscheinung. Das Proletariat wird heute schon zu Grunde gerichtet durch sociale und ökonomische Verhältnisse; sollen wir noch dazu beitragen, (durch die „Neue Welt") Körper und Geist der Kinder des Proletariats zu ruiniren?"[1])

Es ist eine Abhängigkeit schimpflichster Art, in welche nach socialistischer Auffassung die Kunst durch ihren Brodherrn, den Kapitalismus, gebracht ist, und zwar ist dieses Verhältniß auf beiden Seiten durch die beiderseitigen Lebensinteressen des Auftraggebers wie des Künstlers nothwendig bedingt, „es ist mit der heutigen Klassenherrschaft gegeben und solange diese besteht, unabänderlich". Die Bourgeoisie müsse aus Gründen der Selbsterhaltung jede freie Meinungsäußerung in der Kunst unterdrücken, instinktiv fühle sie in jeder von ihrem Geschmack abweichenden Richtung einen Angriff auf ihre Klassenherrschaft. Früher war es ja möglich, meint ein socialistischer Autor, wo gefühlvolle Despoten mit umstürzlerischen Philosophen correspondirten und Dichter revolutionärer Dramen mit höfischen Ehren bedacht wurden; aber in den Tagen der hochentwickelten Presse kann keine herrschende Klasse in der Abgeschiedenheit ihrer Gemächer mit gefährlichen Gedanken kokettiren, weil das ganze Geistesleben sich sozusagen auf öffentlichem Markte vor den Augen des ganzen Volkes abspielt. Da kann auch dem Künstler keine Ausnahmestellung bewilligt werden. „Heute, wo die Presse jedes Wort durch die ganze Volksmasse dringen lassen kann, können die herrschenden Klassen Niemandem ein Privilegium des Geistes gestatten und werden gegen unbequeme Gedanken ohne Rücksicht auf die Genialität oder sonstigen Qualitäten ihrer Träger kämpfen, wo sie sie finden. Ihre Existenz ist so gefährdet, daß sie längst alle Vornehmheit der Gesinnung als gefährlichen Ballast über Bord geworfen haben und nur noch mit der nackten Brutalität des Egoismus

1) Protokoll des Parteitages von Gotha S. 102.



gegen alles wüthen, was ihre Privilegien bedroht oder auch nur zu bedrohen scheint . . . Der Künstler von heute darf auf keine Ausnahmestellung hoffen; er darf nicht hoffen, daß die herrschende Klasse über das schillernde Gefieder seine Pfeile und den Glanz seiner Dolche vergißt, daß es eben Pfeile und Dolche sind. Die Freiheit des künstlerischen Schaffens fällt heute genau mit den politischen Freiheiten zusammen, die die ganze Masse des Volkes genießt."[1])

Was heißt das aber für den Künstler? Nicht weniger als alles. Die Kunst geht nothgedrungen nach Brot und muß sich deswegen an die Bourgeoisie verdingen. Ein Künstler, der für die Freiheit seiner Kunst kämpft, der, wie ein Socialist es ausdrückt, „sich nicht darauf beschränkt, Mäcenas' Hund zu besingen", bleibt ohne Hoffnung, im Glanze des Reichthums eine sichere Existenz zu finden, und befestigt eine tiefe Kluft zwischen ihm und der Bourgeoisie, die ein Klasseninteresse daran hat, die Rechte und Freiheiten des Volkes zu demoliren (Ebenda S. 73).

Die Kunst führt im Zeitalter der kapitalistischen Klassenherrschaft nur ein Scheinleben, sie hört auf, große, wahre Kunst zu sein, denn dazu gehört Freiheit; durch die Verbindung mit der Bourgeoisie verliert sie den inneren Gehalt, ihren Adel und ihre Würde. „Ein Compromiß mit der Bourgeoisie heißt in der heutigen Situation nichts anderes, als der Stimme der Kunst den Erzklang nehmen und den Künstler zu einer Existenz herabwürdigen, die möglicherweise ebenso luxuriös, wie die einer femme entretenue, bestimmt aber auch ebenso würdelos sein würde." Will der Künstler Freiheit seines Schaffens, die eine „conditio sine qua non für seine ideelle Existenz" ist, so ist er gezwungen, „als armer Zigeuner die Existenz eines geistigen Proletariers zu fristen."[2])

---

1) Schlaikjer, a. a. O. S. 73.

2) Ebenda S. 73.



So führt die Kunst von heute ein Jammerdasein, sie „kann in der kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr leben" (S. 77). Will sie wahr sein, so müßte sie der erschütternde Ausdruck der Zeit sein, und hätte als solcher niemals zu hoffen, von der herrschenden Klasse protegirt zu werden. Die Klassenherrschaft nimmt der Kunst das Mark, und so hat sie „ein glühendes Interesse daran, ihre Beseitigung zu erstreben, damit sie aus der unwürdigen Lage befreit wird, den Willenslaunen der Zahlungsfähigen schmeicheln zu müssen, um leben zu können. Von der Armuth der Ausgebeuteten und von dem Reichthum der Ausbeuter gleichermaßen verlassen, kann sie nur noch(!) in einer socialistischen Gesellschaft gedeihen, die diesen Gegensatz, an dem sie heute zu Grunde geht, aufhebt und allen ein menschenwürdiges Dasein und die Muße künstlerischer Genüsse gestattet. Die Entwicklung der Produktivkräfte, die diesen Zustand möglich gemacht hat, hat ihn für die Kunst zugleich zu einer Nothwendigkeit werden lassen." (Ebenda S. 74.) Der Dichter und Künstler wird „in den goldenen Ketten der Bourgeoisie Soldschreiber und Selbstmörder."[1])

Die Kunst kann nicht leben und nicht sterben, und so führt sie in der kapitalistischen Aera eine rechte Marterexistenz, und „sie kann nur vom Socialismus endlich Erlösung erhoffen". Nun wirkt allerdings das Wort Socialismus wie ein Gespenst, „mit dem man nicht bloß die Kapitalisten, sondern auch Künstler schreckt, welche von ihm den Untergang aller Kunst befürchten: Die Kunst sei etwas Aristokratisches und dafür hätte der Socialismus keinen Platz".[2]) Indeß wird uns socialistischerseits versichert, die Kunst habe keinen Grund, sich vor den Consequenzen des Socialismus zu scheuen: „denn weit entfernt, tödtlich zu wirken, wird derselbe vielmehr die Bedingungen ihrer Existenz reicher und um-

1) Neue Zeit XV¹ 1896/97 S. 325.

2) Schlaikjer S. 74.



fassender gestalten, indem er seines Seelenleben und die Muße künstlerischen Genusses in hohem Maße zum Gemeingut Aller macht".[1]) Wenn es nun aber doch Künstler gibt, die sich bereits jetzt einer recht behaglichen Existenz erfreuen, weil sie mit ihren Produktionen einem wirklichen Bedürfnisse der besitzenden Klassen entgegenkommen, so sei dies durchaus kein Beweis für die Kunstfreundlichkeit der Bourgeoisie. Denn die Künstler, welche die Kunst rein um ihrer selbstwillen betreiben, leiden, während jene sich freuen. Sie „finden bei der Bourgeoisie, die sich amusirt, kein Entgegenkommen, ja mehr noch: eine vom Klasseninteresse diktirte instinktive Feindseligkeit, und wenn in ihren Werken der Kampf der Zeit sich widerspiegelt, laufen sie Gefahr, daß irgend ein Herr von Stumm im Parlament mit Knüppelhieben über sie herfällt. Das Bürgerthum will keine ernste Kunstwerke, weil ihm nichts so gefährlich ist, als der Ernst dieser Zeit, in dem ja solche Kunstwerke nothwendig wurzeln müssen."[2])

Die Anschauungen über Kunst sind verderbt, wie die ganze Gesellschaft. Es wird gesprochen von einer „verkommenen Aesthetik der bürgerlichen Kritik", und es werden solche Dichter gefeiert, die „alle Spiegel der hergebrachten künstlerischen Convention zertrümmerten," die „bis in das äußere Kleid der Worte die hergebrachte Kunstform revolutionirten", „die literarische Sprache über Bord warfen", die „mit einer auf den ersten Blick fast unheimlichen Plastik das Leben geben, wie es sich in der gemeinen Wirklichkeit abspielt."[3])

Dr. F. Walter.

1) Ebenda S. 77.
2) Ebenda S. 72.
3) Neue Zeit, XV¹ 1896/97, S. 324.

LXX.

Die Fortdauer der von Luther für Kursachsen beibehaltenen Kirchenceremonien bis in's 18. Jahrhundert.

(Letzter Beitrag von Oberschulrath Dr. Moritz Kerker, gestorben als Rektor a. D. 3. November 1900 in Schw. Gmünd.)

I. Der altlutherische Altardienst.

Welche Motive Luther geleitet haben, als er die Beibehaltung verschiedener katholischen Ceremonien beim Gottesdienst in Kursachsen vorschlug und durchsetzte, und wie er seine darauf bezüglichen Anordnungen auch Anfechtungen gegenüber aufrecht zu halten wußte, ist in diesen Blättern (August 1900. Bd. 126. Heft 3, 4) von kundiger Hand quellenmäßig dargestellt. Es dürfte aber den Lesern dieser Blätter von Interesse sein, zu erfahren, daß diese von Luther noch geduldeten und beibehaltenen Cultusformen aus katholischer Zeit in Kursachsen durch zwei Jahrhunderte, ja bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts sich erhalten haben, nicht als unverstandene Reliquien aus einer dem Volksbewußtsein ganz entschwundenen Zeit, sondern noch getragen von der Anhänglichkeit des Volkes und eines Theils der Prediger. Auch in ihrer verstümmelten Gestalt legen sie Zeugniß darüber ab, daß hier eine Pflanzung abgeschnitten worden, welche ohne gewaltsamen Eingriff kräftig fortgeblüht hätte, und daß die Schonung dieser Cultusformen durch den Wittenberger Reformator nicht etwa eine aus guter Laune hervorgegangene Einräumung an die Schwachen, sondern



eine durch die fortwährende Anhänglichkeit des Volkes an die alte Kirche abgedrungene Concession war.[1])

Ueber die Fortexistenz dieser altlutherischen oder vielmehr altkatholischen Cultusformen im 18. Jahrhundert berichtet uns ein interessantes Werk, das einen kursächsischen protestantischen Prediger zum Verfasser hat: „Historie der Kirchenceremonien in Sachsen nach ihrer Beschaffenheit in möglichster Kürze mit Anführung vieler Moralien und specialen Nachrichten. Verfasset von Christian Gerbern, Past. sen. in Lockwitz. Dresden und Leipzig 1732." Es ist das opus posthumum dieses Predigers, der am 25. Mai des nämlichen Jahres mit Tod abgegangen war. Sein Sohn veröffentlichte es unmittelbar nach dem Tode des Vaters und in dessen Auftrage, so daß wir mit Sicherheit sagen können, daß die hier verzeichneten Kirchenceremonien noch im Jahre 1732 in Uebung waren. Das Buch verdient um so mehr Glauben, als der Verfasser mit seinen kritischen Bemerkungen über einzelne Ceremonien, die ihm allzu papistisch erschienen, keineswegs zurückhält, wie er auch schon während seiner Amtsführung seinen kritischen Gedanken unverholen Ausdruck gab, weßhalb er sich einmal von einem Amtsbruder mußte sagen lassen, was er Alles öffentlich von Altar, Kerzen, Hostien und so weiter gelehrt, „schmecke stark nach dem Calvinismo" (S. 18). Die öfters wiederkehrenden Aeußerungen gegen alte Kirchengebräuche sind uns auch deßhalb werthvoll, weil sie von steten Klagen über die fortwährende Anhänglichkeit des Volkes an diese Gebräuche begleitet sind.

Was den katholischen Leser vor Allem interessiren muß, ist die in jener Zeit noch vielfach sich kundgebende Ehrfurcht vor dem Altar, ein unverkennbares Erbstück aus

---

1) Luthers Aeußerung darüber s. Histor.-polit.-Bl. Bd. 126. Heft 4. S. 233; vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II. 218, vgl. III. 61, 62.

katholischer Zeit, das sich in den ernsten Kämpfen gegen den seiner Zeit in Sachsen eingedrungenen Kryptocalvinismus leichter erhalten konnte. Pastor Gerber ist nicht gut darauf zu sprechen: „Man gebe Acht, sagt er, ob man nicht öfters sehen wird, daß manche Person, wenn sie in der Kirche, vor dem Altar etwan in einen Beichtstuhl oder in die Sakristey vorübergeht, vor demselben ihre Knie beugt. Es ist auch nicht zu läugnen, daß mancher Prediger selbst aus bloßer Gewohnheit, da er es hoffentlich besser weiß, sich nicht nur, so oft er vor dem Altar geht, tief vor demselben neigt, sondern auch, wenn er an demselben vorüber in die Sakristey geht, eine Reverenz vor demselben macht, auch wohl die Mütze abnimmt und das Haupt ein wenig entblößet. Ich sage die Wahrheit, daß ich dieses mehr als einmal gesehen. Wenn nun das gemeine Leute auch observiren, was ist es Wunder, wenn sie es nachthun?" (S. 20.)

Brennende Kerzen bei Austheilung des Nachtmahls auf den Altar zu stellen, war damals in Kursachsen — den einzigen Kurkreis Wittenberg ausgenommen — noch allgemein üblich. „Also werden auch bei uns jährlich vor etliche tausend Thaler Kerzen ganz vergeblich verbrannt. Vor fünfzig und mehr Jahren war die Superstition bei dem gemeinen Volke noch so groß, daß Viele meinten, die Lichter wären ein nothwendig und wesentlich Stück des Abendmahls. Daher mußten auch bei allen Privatcommunionen der Kranken ein paar beschmutzte Leuchter mit Inselt-Lichtern auf dem Tisch brennen. Ja die Liebe zu denen Lichtern und Kerzen ist noch heutzutage bei Vielen so groß, daß sie über Abschaffung derselben sich wo nicht beschweren, so doch betrüben würden" (S. 460). Pastor Gerber erzählt von einer Pfarrkirche, in welcher an mehreren Sonntagen bei Austheilung des Nachtmahls die Kerzen fehlten, weil das Geld zur Anschaffung derselben mangelte. „Als nun zwei Sonntage keine Lichter auf dem Altar bei dem Abendmahl brannten, hörte man wunderliche Reden. Etliche sagten, es sei, als wenn nicht



wahr wäre, daß das Abendmahl gehalten würde. Andere sagten, es sehe doch recht betrübt um den Altar aus u. s. w. So sehr hängen Viele unter uns noch an den äußerlichen Dingen" (a. a. O.).

Eine Nachblüthe katholischer Frömmigkeit war es auch, daß noch allenthalben unter dem Volke sich die Neigung kundgab, die Kirchen auf die hohen Festtage mit Ornaten und Paramenten zu schmücken. Pastor Gerber klagt auch darüber: „Noch heutzutage wird man aller Orten Leute finden, die sehr viel auf Meßgewand halten, dahero wenn sie ein sonderlich gutes Werk thun wollen, so lassen sie ein kostbares Meßgewand, Kanzel- und Altarbekleidung machen und verehren es in die Kirche. Dahero findet man bei uns Kirchen, da 4, 6, 8 bis 10 Meßgewande sind" (S. 458). Es gebe aber auch noch an vielen Orten Prediger, die große Liebhaber der Ceremonien seien, sonderlich viel auf Kirchenornat halten, auch bei Gelegenheit die wohlhabenden Leute ermahnen, die Kirchen zu bedenken. In einer gewissen Pfarrei klagte der Prediger oft darüber, daß die Kirche so wenig Ornat habe, ob denn Niemand sei, der sich ihrer erbarmen und sie besser bekleiden wolle. Endlich resolvirte sich der Stadtrichter und legte auf Johannis, „welches sein Namenstag war", einen Ornat auf den Altar. Der Pfarrer kommt, besichtigt den Ornat, findet ihn aber nicht kostbar genug. Nach der Predigt äußerte er sich darüber folgendermaßen: „Eure Liebe siehet heute einen neuen Ornat auf Altar und Kanzel, das Meßgewand werdet ihr auch zu sehen bekommen. Es ist aber ein gar mager Opfer. Malachias straft die Priester, daß sie blinde und lahme Schafe von den Leuten angenommen und geopfert hätten. Wer dem Hause Gottes etwas verehren will, der gebe auch was Rechtes. Die Kinder Belial lachten, redliche Leute aber ärgerten sich über des Pastoris imprudentia in suggestu und sagten: wenn man sich vor sein Geld so aufbieten lassen soll, wer wollte hinfüro in die Kirche etwas verehren?" (S. 22.)

Mit dem Meßgewand bekleidete sich der Prediger gewöhnlich in der Sakristei, bevor er nach vollendeter Predigt zur Austheilung des Nachtmahls schritt. In einigen Orten legte er es schon vor der Predigt an. „Ich habe auch gesehen, daß an manchen Orten der Prediger das weiße Hemd[1]) und Meßgewand alsobald, ehe der Gottesdienst angefangen, hat anziehen müssen. Wie er nun vor dem Altar das Evangelium verlesen hat, so hat er das Meßgewand über seinen Kopf abgehoben und dasselbe auf den Altar gebreitet. Alsdann ist er, wenn der Glaube gesungen gewesen, im weißen Hemde auf die Kanzel gegangen, und nach der Predigt hat er vor dem Altar das Meßgewand wieder über sich heben und anziehen müssen, welches gewiß jedem, der es zum ersten Male sieht, wunderlich, und wenn er ein skoptisch Gemüth hat, lächerlich vorkommen muß" (S. 457).

War nun schon der bisher verzeichnete Bestand des aus der alten Kirche mitgenommenen Inventars geeignet, die ganze Weite der Kluft, welche die von Luther gestiftete Gemeinschaft von der alten Kirche trennte, vor dem Volke zu überdecken, so mußte die Beibehaltung eines die katholische Lehre so scharf bezeichnenden Gebrauches, wie des Läutens der Wandlungsglocke, zu direkter Täuschung Anlaß geben. „Bei der Consecration oder Absingung der Worte der Einsetzung — so berichtet Gerber — wird noch an vielen Orten der sächsischen Kirche, zumal in großen Städten, zweimal mit einem Glöcklein ziemlich laut geklengelt, einmal bei der Segnung des Brodes, zum andernmal bei der Segnung des Kelches. Es mag dieses Klengeln ohne Zweifel aus dem Papstthum herkommen und beibehalten worden sein. Wozu es dienen soll, weiß ich nicht. Als ich solches zum ersten Male in Leipzig hörete und eben mitcommunicirte,

1) Der Name „Albe" scheint im Verlaufe der Zeit verloren gegangen zu sein.



erschrack ich über dieses Klengeln, welches damals sehr stark von dem Küster nahe beim Altar geschah, und wußte nicht, was es bedeuten sollte; ja meine Gedanken wurden zerstreut, daß ich mehr an das Geläute und Klengeln als an das Hauptwerk dachte. Es könnte also dieses Läuten und Klengeln, da es wenig oder gar keinen Nutzen hat, abgeschafft werden" (S. 455, 456).

Ganz auf dem alten Glauben des sächsischen Volkes an die wesentliche Gegenwart Jesu Christi in der hl. Eucharistie beruhte auch die Gewohnheit, den Communikanten bei der Reichung des Nachtmahls Tüchlein unterzuhalten. Pastor Gerber berichtet auch darüber: „es müssen zwei Knaben auf beiden Seiten des Altars den Communicanten Tüchlein vorhalten, damit nicht etwa aus Versehen des Predigers eine Hostie auf die Erde falle oder etwas vom Wein verschüttet werde. Es ist an dem, daß manche Person, wenn sie aus dem Kelche trinkt, sehr ungeschickt sich anstellet und mag sich der Prediger in Acht nehmen wie er will, so verursachet manche Person, daß etwas Wein auf die Tüchlein fällt, so zwar an sich selbst nichts importiret oder zu bedeuten hat. Doch verhütet man's auch gerne, soviel möglich ist. Und dazu sind die Tüchlein verordnet" (S. 476). Blieben nach Austheilung des Nachtmahls noch Hostien und etwas Wein im Kelche übrig, so sollte es der Prediger den letzten Communikanten reichen oder auch im Nothfalle es selber genießen.

II. Der altlutherische Beichtstuhl.

Der Beichtstuhl, d. h. das ganze äußere Gerüste des Beichtwesens stand damals noch in ganz Kursachsen aufrecht, ja, wie es wenigstens äußerlich den Anschein hatte, noch ganz unerschüttert da. Der Beichtstuhl gehörte zu den unentbehrlichen Inventargegenständen jeder Pfarrkirche, und die Beichte mußte für gewöhnlich in denselben abgenommen werden, weil, wie Pastor Gerber bemerkt, die „Kirchenordnung das



Beichthören in den Pfarrhäusern aus guten Gründen verbietet." [1])

„Es pflegt demnach die Beichte, wenn nämlich in gesunden Tagen jemand communiciren will, in gewissen dazu verordneten Stühlen abgelegt zu werden vor dem Diener Gottes" (S. 545). Diejenigen, welche beichten wollten, hatten sich einer bestehenden Verordnung zufolge einige Tage vorher im Pfarrhause anzumelden „Wenn nun dieses seine Richtigkeit hat, so pflegt Sonnabends darauf der Beichtvater sich in das öffentliche Gotteshaus zu verfügen, um zur Beichte zu sitzen. Und zwar, wenn die Kirchfahrt groß und volkreich ist, alsobald Vormittags (in Dresden fangen die Herren Prediger alsobald früh um 5 oder 6 Uhr an, Beichte zu hören), wo die Gemeinde nicht so gar stark, um 12 gegen 1 Uhr" (S. 503, 506).

In der Regel bestand die Beichte des Einzelnen in dem Hersagen einer Beichtformel, wie sie auch öffentlich in der Kirche etwa nach der Predigt abgelesen wurde (S. 515), worauf dann die Beichtermahnung und Absolution unter Handauflegung folgte.[2]) Die specielle Beichte, wie sie die

1) Pastor Gerber beklagt u. A. die mangelhafte Einrichtung der Beichtstühle in Annaberg, wo sie so nahe bei einander ständen, daß man in dem einen Beichtstuhl alles vernehmen könne, was in dem andern gesprochen werde Als Curiosum berichtet er nebenbei, daß in der Pommer'schen Stadt Anclam sich Beichtstühle in den Kirchen befänden, durch die Beiträge reicher Kaufleute so propre aufgeführt, daß sie mehr Kirchthürmen als Beichtstühlen glichen. Gerber tadelt diesen Luxus, ebenso aber auch, daß in Rostock und anderen benachbarten Städten die Beichtstühle innen stockfinster seien, weil sie ringsum mit grünem Zeug verhängt seien. (S. 546.) Demnach fanden sich auch außerhalb Kursachsens noch vielfach Beichtstühle in lutherischen Kirchen.

2) Gerber verwahrt sich nachdrücklich gegen die Deutung der Absolution als einer blos indicativen Formel, welche besagen solle, daß die Sünden bereits vergeben seien. Er besteht darauf, daß durch die Absolution die Sündenvergebung wirklich mitgetheilt



katholische Kirche fordert, nennt Gerber einen „papistischen Greuel", doch, fügt er bei, stehe der beichtenden Person frei, eine oder die andere Sünde, die sie besonders drücke, dem Beichtvater zu eröffnen, „ohne die geringste Besorgniß, daß sie möge in Schande oder Schaden kommen, denn ein christlicher Prediger wohl wissen wird, was das sigillum confessionis mit sich bringt" (S. 531). Ob von dieser Freiheit, eine oder die andere Sünde speciell zu beichten, ein häufiger Gebrauch gemacht worden, steht sehr dahin. Indeß erzählt Pastor Gerber doch zwei Fälle, die ihn über den papistischen Greuel der speciellen Beicht hätten nachdenklich machen sollen. Ein jüngerer Amtsbruder erzählte ihm, wie er einen fremden Handwerksburschen in seinem Hause formaliter absolvirt habe, „als derselbe zu ihm kommen und in größter Consternation, da er der Verzweiflung fast bei sich Raum gelassen hätte, eine schreckliche Sünde bekannt mit Vermelden, er habe keine Ruhe in seinem Gewissen, er sei wenige Tage zuvor in einer großen Stadt zur Beichte gegangen und habe dem Beichtvater mit vielen Thränen und anderen Mienen die Angst seiner Seele zu verstehen gegeben, der Meinung, er solle ihn fragen, da er denn seine Sünde in specie hätte bekennen wollen. Allein der Prediger habe es nicht gethan und so habe er sich nicht unterstehen wollen, davon anzufangen. Diesem nach komme er zu ihm und wolle es ihm bekennen, weil ihm sein Gewissen gar keine Ruhe lasse, worauf ihn dann gedachter junger Prediger die formale Absolution ertheilt und damit in pace dimittirt" (S. 541). In einem katholischen Beichtstuhl wäre der arme Mann wohl nicht in solcher Verlegenheit gewesen, da hier die specielle Beicht keine Ausnahme, sondern Regel ist.

---

werde (S. 533, 534). Gleichwie der Taufende die Abwaschung der Sünden nicht blos ankündige, sondern auch bewirke, so ertheile auch der Beichtvater in Wirklichkeit Vergebung der Sünden (S. 535). Mit dem Fiducialglauben war natürlich eine solche Auslegung niemals in Einklang zu bringen.



Einen andern Fall hatte Pastor Gerber selbst in seinem Hause zu behandeln. Wegen eines kleinen Diebstahls empfand ein Mann, der sich an ihn wandte, unbeschreibliche Angst. „Ich suchte ihn, bemerkt Gerber, zu trösten aus Gottes Wort, allein er konnte sich nicht zufrieden geben, bis ich endlich in Gegenwart und mit Zuziehung zweier anderer christlicher Männer ihm eine formale Absolution sprach, da er dann getrost wieder nach Hause ging. Das that ich in meinem Hause, ließ auch die beiden anderen christlichen Männer ihn der Gnade Gottes versichern“ (S. 540). Die Zuziehung zweier Urkundspersonen wird wohl der speciellen Beicht keine neuen Anhänger gewonnen haben.

Mit dem Wegfall der Selbstanklage war natürlich dem Beichtinstitute der Nerv ausgebrochen. Denn was soll das für eine Beichte sein, wo jedermann nur sagt, was jeder schon vorher von ihm weiß? Eine unschätzbare Quelle der Selbsterkenntniß war mit der Selbstanklage weggefallen. Wenn nur dennoch ein eifriger Pastor das Bedürfniß fühlte, die gähnende Lücke auszufüllen, welche der Wegfall der Selbstanklage verursacht hatte, so konnte sich seine Thätigkeit natürlich nur auf die meist geringe Anzahl von Personen beschränken, deren Vorleben ihm bekannt war, und in der Regel konnten es nur auffallende, scandalöse Fälle sein, welche sein Eingreifen provocirten. Damit war ein völliger Wechsel der Rollen eingetreten; der Beichtvater war der Ankläger, der Beichtende der Angeklagte geworden. War es ein Wunder, wenn nun plötzlich dem ahnungslos in den Beichtstuhl eingetretenen Pönitenten das Ganze wie ein Polizeiinstitut erschien, gegen dessen Anmaßung man sich wehren müsse! Denn nicht um Ergänzung einer vielleicht unklaren oder unvollständigen Selbstanklage handelte es sich, wobei natürlich ein Eingreifen des Beichtvaters nothwendig und gerechtfertigt ist, sondern um einen Vorhalt, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf den ahnungslos dastehenden Pönitenten fiel, welcher auf neutralem Gebiet sich zu befinden



wähnte. Welche Wirkung ein solches Eingreifen des Pastors hervorbringen konnte, gibt uns Pastor Gerber selbst zu erkennen, indem er den Rath gibt, solche Vorhalte schon vor der Beicht, und zwar im Pfarrhause anzubringen. Er begrüßt es deßhalb als eine sehr dankenswerthe Einrichtung, daß nach einer nicht allzulange vorher ergangenen Verfügung die Beichtenden sich vorher im Pfarrhause anzumelden hatten. „Vormals, bemerkt er, wußte man nichts von diesen Anmeldungen, kamen also die Beichtkinder vielmals dem Beichtvater über den Hals, daß er nicht wußte, wie er es machen sollte, wenn ihm etwa von denselben nur ganz kurz etwas Ungleiches oder Unchristliches hinterbracht worden. Wollte er gleich einen solchen Menschen im Beichtstuhl darüber befragen, so mußte er besorgen, daß das Beichtkind darüber einen Lärm erheben und den Umstehenden Aergerniß geben möchte. Daher er in der Absolution solches nur ein wenig berühren oder nach ertheilter Absolution das Beichtkind in sein Haus zu kommen, ersuchen müssen, um ausführlicher davon mit ihm zu handeln" (S. 502). Was von einer Absolution zu halten, in welcher dem Beichtenden noch die Auflage gemacht werden muß, nachträglich noch in's Pfarrhaus zu kommen, um dort über seinen Lebenswandel und Seelenzustand Rede und Antwort zu geben, mag jeder Einsichtige bei sich selbst beurtheilen.

Unter solchen Umständen wird es leicht begreiflich, wie man allmählig auf den Gedanken kam, die allgemeine Beicht ganz auf die Kanzel zu verlegen und die Beichtenden alle mit einem einzigen Beichtsermon anzureden. Doch soll es nicht geläugnet werden, daß selbst jener unvollkommene und verkümmerte Zustand eifrigen Pastoren noch Gelegenheit gab, ihren Pfarrkindern näher zu treten und auf ihre Besserung kräftiger einzuwirken, wie denn Pastor Gerber selbst die Pfarrer auf dem Lande im Vergleiche mit den in der Stadt angestellten Geistlichen glücklich preist, weil er in der Beichte seinen Leuten auch ernste Wahrheiten sagen könne, ohne



anzustoßen. „Diesem nach, sagt er, ist es etwas sehr Schweres, in großen Städten Beichtvater zu sein, und (dennoch) Viele sehen gerne, wenn sie in vornehme Städte kommen können, da sie doch nicht das Herz haben, denenselben ihren Wucher und Geiz vorzustellen, und wenn sie es ja gerne thäten, so fürchten sie, sie möchten den guten Beichtpfennig verlieren. Daher ist ein Prediger in kleinen Städten und auf dem Lande viel glücklicher. Geht er auch nicht so schwer aus dem Beichtstuhl, so hat er auch kein schweres Gewissen, denn er darf Bürgern und Bauern auch sagen, was er ihnen vorzustellen nöthig findet" (S. 530).

Die Zeit war nahe, wo alle diese Reliquien aus einer gläubigeren Zeit verschwinden sollten. Der im Lutherthum nur eine Zeit lang mit Noth gebundene radikale Geist, welcher im Calvinismus reinere Ausgestaltung gefunden hatte, machte sich allmählig frei, um im Bunde mit dem antidogmatischen Pietismus und später mit dem glaubensfeindlichen Rationalismus alle jene Cultusformen zu verdrängen, welche daran erinnerten, daß die Kirche kein bloßer Hörsaal sei. Dem neuen Geiste, der bald im protestantischen Deutschland die Oberhand bekam, waren die feierlichen Formen des alten Cultus auch deßhalb zuwider, weil sie zu lebhaft daran erinnerten, daß das Heilige nicht von unten, sondern von oben stammt und daß der Gottesdienst kein blos conventioneller, dem Gutfinden oder der Willkür der Menschen überlassener Brauch sei.[1])

---

1) Es ist charakteristisch für den im Calvinismus herrschenden demokratischen Geist, daß er alle feierlichen Cultusformen perhorrescirt und sogar die wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen in ein Werktagsgewand zu kleiden liebt. In Schottland sitzen die Gemeindeglieder beim Empfang des Nachtmahls am langen Tische, die zu diesem Zwecke in die Kirche gebracht werden, sie nehmen, nachdem der Prediger seine Rede gehalten und die Einsetzungsworte verlesen hat, von den bereitliegenden Semmelschnitten und lassen sich von dem in Kannen aufgetragenen Wein

Erst einer viel späteren Zeit war es vorbehalten, die Erinnerung an die reicheren und erbauenderen Cultusformen der älteren Zeit zurückzurufen. Während der kirchlichen Reaktionsperiode unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen richteten sich wieder sehnsüchtige Blicke gläubiger Protestanten zurück nach den „liturgischen Schätzen der alten Kirche",[1]) worunter man zunächst die Schätze der altlutherischen Kirche verstand. Man erinnerte sich, daß hinter der vielbeklagten Armuth des protestantischen Cultus eine Periode lag, wo die aus der alten Kirche mitgenommenen Erbstücke noch eine reichere Entfaltung des Cultus gestatteten. Es wurden Klagen laut „über eine ehedem wohl kaum für möglich gehaltene Nichtachtung des Altars und das allmählige Verschwinden des Opferdienstes". Man braucht sich nur zu erinnern an das übliche Ueberbauen des Altars mit der Kanzel, als ein sehr charakteristisches in Stein gebildetes Zeugniß über die Aestimation des ersteren, an das sehr ärgerliche Platznehmen der Gemeindeglieder im Altarraum, an das Beten des Geistlichen, den Rücken zum Altar gekehrt.[2]) Derselbe Redner, der in öffentlicher Versammlung zu Berlin diese Klage vernehmen läßt, hob noch besonders hervor, wie reich noch die Zeit der Reformation gewesen an täglichen Metten und Vespern, an Katechismus- und Wochenpredigten, während jetzt nur noch hie und da die Schläge der Betglocken an dieses Gebetsleben mahnten.[3])

in ihre Gläser eingießen. Dort, wie in allen calvinischen Ländern geht der Prediger im Civilrock auf die Kanzel, in den Kirchen fehlt Altar und Crucifix, damit auch gar nichts an eine priesterliche Thätigkeit erinnere.

1) Vgl. Jörg, Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung. I. Bd. Der Aufschwung seit 1848. S. 514.

2) S. Jörg I, 515.

3) Es war der preußische Regierungsrath Schede, welcher auf dem Berliner Kirchentage 1855 diese Klagen und Wünsche vorbrachte. S. Jörg I, 514.



Allein die Uebermacht des Geistes der Verneinung machte sich schon in den letzten Zeiten König Friedrich Wilhelms IV., dann noch stärker nach dem Jahre 1866 und in dem darauf folgenden Culturkampfe in einer Weise geltend, daß auch an eine theilweise Verwirklichung solcher Wünsche gar nicht zu denken war. Wie der Versuch, den Lutherischen Beichtstuhl wieder aufzurichten, schon in seinen Anfängen scheiterte, zeigt der Verlauf des bekannten Beichtstreites in Bayern, wo man in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einen ernstlichen Versuch machte, das altlutherische Beichtinstitut wieder aufleben zu lassen. Die ganze Bewegung, welche auf Repristination dieser Halbheit zielte, verlief im Sande. M. K.

LXXI.

Religiöse Poesie in den Schriften des alten Testaments.

Der Dichter und Literarhistoriker Joseph Freiherr von Eichendorff sagt, daß schon zu seiner Zeit ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt sei, ob die Religion zur Poesie oder umgekehrt, ob die Poesie zur Religion etwas nütze. Der Verfasser der ersten allgemeinen Literaturgeschichte auf katholischer Grundlage, der vor einigen Jahren verstorbene Pfarrer von Süchteln Dr. Norrenberg, löst diese Frage, indem er schreibt: „Gott ist der Urheber der Poesie. In reichstem Maße hat er sie über seine Schöpfung ausgegossen. Poesie ruht über dem Schweigen der Wälder, im Murmeln des Baches, im Sang der Vögel, in der Stille der Nacht. Poesie liegt in der Menschenseele, in der Harmonie ihrer Kräfte, wie sie von Gott in der ursprünglichen Gerechtigkeit erschaffen, sowie in der Lösung der Conflikte, wodurch die Gefallenen



vermittelst der göttlichen Gnade wieder erhoben und in den Besitz der Ebenbildlichkeit Gottes zurückversetzt werden, und von Poesie ist erfüllt das Walten der Vorsehung und Weltregierung Gottes."[1]) Norrenberg nennt daher auch die Poesie einen „in ihrem letzten Grunde religiösen Akt" (l. c. II, 5). In gleichem Sinne sagt der um unsere Literatur so hochverdiente P. Kreiten von der Poesie: „Ein Echo ist sie himmlischer Gesänge, das Erdenmißklang löst in Harmonie". (Den Weg entlang.)

Zuerst haben also diejenigen Unrecht, welche die Religion betrachten als eine lästige, den Fortschritt hemmende Fessel für die Poesie, obwohl die Geschichte der Literatur aller Zeiten das Gegentheil bezeugt. Denn die religiösen Gefühle und Ueberzeugungen der Völker aller Zeiten haben Kunst und Poesie stets glücklich und günstig beeinflußt, und, nach den Worten Eichendorffs, die Literaturepochen gemacht, seit den Zeiten des klassischen Griechenland, bis auf Dante, Michel Angelo, bis auf die neuere Romantik. Wie auf die Kunst im Allgemeinen, so besonders auf die Dichtkunst hat der Geist der Religion befruchtend eingewirkt, ja nicht bloß das, er hat sie nach allen Richtungen neu belebt, und auf die höchste Stufe der Vollendung erhoben.

Es haben aber ferner auch diejenigen Unrecht, welche, wie Eichendorff sagt, behaupten, daß die Religion zu hoch stehe, um von der Poesie erfaßt werden zu können, und welche fürchten, eine Gefährdung und Profanirung der Religion werde eintreten, wenn und wo sie von der Poesie berührt werde.

Die katholische Kirche hat stets anders gedacht und denkt auch heute noch anders. „Die Bedeutung der Poesie als eines geheimnißvollen Organs zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, ist von jeher von der Kirche anerkannt worden, und sie will keineswegs verzichten

1) Norrenberg, Lit. Gesch. II, 4.



auf jene mächtige Schwinge aus dem wunderbaren Instrument, über das der Finger Gottes gleitet" (Eichendorff, Verm. Schriften III, 203). Unter religiöser Poesie verstehen wir mit Jungmann „die Kunst, der übernatürlichen Offenbarung angehörenden Thatsachen durch das Wort in solcher Weise Ausdruck zu geben, daß dieser dazu angethan ist, die den Thatsachen entsprechenden religiösen Gefühle in Andern zu veranlassen." (Aesthetik, S. 704). Der Stoff liegt also dem Verfasser religiöser poetischer Schöpfungen vor, und die sogenannte „Erfindung des Stoffes", die in der profanen Poesie eine wichtige Rolle spielt, gehört nicht zu den Aufgaben seines Berufes. Auch ist es in der religiösen Poesie nicht gestattet, die dem Worte Gottes entnommenen Thatsachen irgendwie zu ändern oder mit dichterischer Licenz frei zu gestalten, oder auch sie mit heterogenen Erscheinungen so zu vermischen, daß ihr ursprünglicher Gehalt mehr oder weniger alterirt würde.

Was nun die religiöse Poesie des alten Testamentes anbelangt, ist es in erster Linie Sache des Theologen, den Begriff und den Umfang der Inspiration zu erklären und zu begründen, „allein", so schreibt der Verfasser der „Weltliteratur", dessen Gedanken wir auch im Folgenden öfters wiedergeben werden, „die Thatsache der Inspiration darf der katholische Literarhistoriker nicht verschweigen noch umgehen, wenn er nicht die gesammte Literaturgeschichte auf eine falsche und irrige Basis rücken will." Die Bibel, so sagt der genannte Literarhistoriker, ist das merkwürdigste Buch der gesammten Weltliteratur. Aber sie ist kein bloßes Menschenwerk wie die Veden und Purânas der Inder, das Avesta oder der Korân; sie ragt an geistigem Gehalt, sittlicher Fruchtbarkeit und innerer Würde hoch über alle Werke des menschlichen Geistes hervor. „Ja, sie ist recht eigentlich der Leuchtthurm und der Mittelpunkt, von dem aus wir die ganze übrige Literatur zu betrachten haben."[1])

1) A. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur I, 5.



Hieraus folgt nun nicht, daß die heiligen Bücher den ausschließlichen Zweck künstlerischer Darstellung haben und uns einen rein künstlerischen Genuß bieten sollen, sondern sie haben den viel höheren Zweck religiöser Offenbarung und sittlicher Vervollkommnung. „Die unendliche Vollkommenheit Gottes, seine sichtbare Schöpfung, sein Wirken zu Gunsten Israels, die Leitung des Volkes im Allgemeinen und besonders die Großthaten Gottes in der Seele und die Führung der Lebensschicksale des Einzelnen sind demnach die wichtigsten Themata. Immer ist Gott der Gegenstand der Betrachtung, wie er auch das Centrum des ganzen religiösen Lebens, der Zielpunkt aller religiösen Regungen des Herzens ist." [1]) Aber dennoch wohnt den Schriften des alten Testamentes, wie Baumgartner treffend bemerkt, eine eigenartige Schönheit und Erhabenheit inne, wie sie von keinem andern Erzeugniß der Weltliteratur je erreicht ist, noch auch — so fügen wir bei — jemals erreicht werden kann. Das poetische Meisterwerk der heiligen Schrift ist unvergleichlich. Allenfalls könnte es vielleicht in Vergleich gesetzt werden mit der Größe und Schönheit der irdischen Schöpfung, die ebenfalls ein unmittelbares Werk Gottes ist. Die poetische Schönheit in den Schriften des alten Testamentes rührt daher, weil Gottes Hand die Feder der Verfasser geführt hat. „So schlicht dieses Wort und so einfach es auch tönen mag, so kunstlos und anspruchslos es an uns herantritt, es bemächtigt sich nicht nur unseres Verstandes, sondern auch unserer Phantasie und unseres Herzens." [2]) Kein Wunder also, daß der edle Graf Friedrich Leopold zu Stolberg ganz begeistert war von der poetischen Schönheit der Schriften des alten Testamentes. Wo er in seiner „Geschichte der Religion Jesu Christi" auf dieses Kapitel zu sprechen kömmt, schreibt er also: „Wer für kühnsten Schwung erhabenster Poesie Sinn

---

1) Schöpfer, Gesch. des Alt. Test. S. 317.

2) Baumgartner a. a. O. S. 9.

hat, der wird von dem mächtigen Geiste dieser Schriften von Höhe zu Höhe und von Morgenröthe zu Morgenröthe dahingerissen“ (Bd. III. 216). Der einfache Lehrspruch, sagt Baumgartner sehr schön und sinnig, erhebt sich zu zündender Bildersprache, das kindliche Gebet zum erhabensten Hymnus, die schlichte Geschichtserzählung gewinnt bald den Zauber des lieblichsten Idylls, bald den Schwung der großartigsten Epopöe, bald die erschütternde Gewalt der spannendsten Tragödie.

Die Bücher des alten Testamentes werden gewöhnlich eingetheilt in Geschichtsbücher, Lehrbücher und prophetische Bücher. Diese Eintheilung ist aber, wie Baumgartner bemerkt, nicht so exklusiv zu verstehen, als ob nicht geschichtliche Mittheilungen in die prophetischen und Lehrbücher eingereiht würden, während andererseits „die Typik des alten Bundes die ganze Geschichte zu einer fortlaufenden Realprophetie gestaltet, und sie dadurch mit einem neuen Zauber der Poesie umkleidet“ (Baumgartner a. a. O. S. 10).

Schlicht und einfach, aber mit wunderbarer Majestät und Kraft beginnt die hl. Urkunde ihren Bericht mit den Worten: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“ Das erste Blatt der mosaischen Urkunde, so sagt Jean Paul, hat mehr Gewicht als alle Folianten der Naturforscher und Philosophen. Die Urgeschichte der Welt, das Sechstage-Werk, die Erschaffung der Stammeltern, das Paradies, der Sündenfall, die Geschichte der Patriarchen, des unschuldigen ägyptischen Joseph, die Geschichte des Mosesvon der Aussetzung des Knäbleins im Binsenkörbchen, der Rettung durch die Pharaonentochter, bis zum Abschied des großen Gesetzgebers und Führers des Volkes auf dem Berge Nebo: diese ganze Schilderung bildet, wie Baumgartner bemerkt, „ein gewaltiges Epos, großartig durch Einheit, Spannung, Mannigfaltigkeit und Würde. Die epische Zeichnung steht an fesselnder Anschaulichkeit, Wahrheit und Natürlichkeit nicht hinter jener der homerischen Gedichte zurück. Sie besitzt mehr Kraft



und Mark, und die religiöse Weihe fügt ein Element hinzu, das keine profane Dichtung erreichen konnte, und das auch keine specifisch religiöse Dichtung der alten heidnischen Welt erreicht hat."[1]) Mit vollem Rechte kann man daher, bloß vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, den Pentateuch ein Geschichtsbuch nennen, „das einen unerschöpflichen Born der Poesie in sich birgt."

Das Buch Josue, der Richter, die vier Bücher der Könige tragen den Charakter eines Heldenepos an sich. Das Buch Ruth ist ein lieblich-freundliches Idyll. Was das Buch Tobias anbetrifft, so finden wir, wie der Verfasser der Weltliteratur bemerkt, keine Schilderung bei Homer und keine Erzählung bei Herodot, die zugleich so viel ästhetische Schönheit als tief sittlichen Gehalt in sich birgt. Es ist ein Volks- und Familienbuch im besten Sinne. „Die zartesten Saiten des Familienlebens sind hier mit unnachahmlicher Anmuth angeschlagen; ernst umrahmt die Geschichte des assyrischen Weltreiches das liebliche Familienbild, und über demselben eröffnet sich der Blick in die unsichtbare Geisterwelt, die huldigend den Thron Gottes umschwebt und gnadenreich, schirmend, helfend, betend die Schicksale des Erdenpilgers begleitet." Das Buch Esther hat vom poetisch-künstlerischen Standpunkt betrachtet „die Spannung und feine Zeichnung eines orientalischen Palastromanes", wogegen das Buch Judith, „den romantischen Zug einer Amazonensage" an sich trägt. Dabei vergessen wir keineswegs den heiligen Ursprung der genannten Bücher, in denen „ein tiefernster Lehrgehalt den Geist fesselt", und in denen „die reinste religiöse Stimmung das Einzelne und Ganze mit wundersamem Glanze verklärt."

Die Geschichtsbücher enthalten nicht nur eine Fülle poetischen Gehaltes, sondern sie geben uns hier und da auch herrliche Proben lyrischer Dichtung. Besonders ist hier zu

1) Baumgartner a. a. O. S. 13.

nennen der Abschied des Moses von seinem Volke (5. Mos. 32, 1—43). Macke, der Dichter des „Wüstensanges“ „Vom Nil zum Nebo (S. 405—411) hat diese Stelle in eine herrliche, poetische Fassung gebracht. Ferner ist hier zu erwähnen das Siegeslied des Moses und seiner Schwester Mirjam (2. Mos. 15, 2—21) (bei Macke S. 174 f.). Baumgartner bemerkt, es gehöre „zu dem Erhabensten, was die Literatur aller Zeiten und Völker aufzuweisen habe.“

Indem wir zu den Lehrbüchern übergehen, müssen wir zuerst die Psalmen nennen. Man versteht darunter die Sammlung von 150 Gesängen oder geistlichen Liedern, die in fünf Büchern gruppirt sind. Hoberg sagt, daß in ihnen „alle religiösen Gefühle und Gedanken ausgedrückt sind, welche die alttestamentliche Religion in dem Herzen des Israeliten erwecken konnte.“ [1]) Papst Urban VIII nennt die kirchliche Psalmodie eine Tochter jener Hymnodie, die unaufhörlich vor dem Throne Gottes und des Lammes ertönt. „Das Psalmenbuch“, so heißt es bei Schuster-Holzammer, „ist ein unerschöpflicher Schatz des Lebens, eine Arznei süßer Beredsamkeit, eine Dichtung mit himmlischer Salbung gewürzt.“ [2]) „Die Psalmen“, so schreibt Hettinger, „von der Kirche aufgenommen und ihrem Cultus verwebt, diese Meisterstücke tiefer und heiliger Naturbetrachtung, sind ewige Gesänge. So lange ein Herz auf Erden schlägt, das nach seinem Gotte sich sehnt und verlangt, das aus Nacht, Sünde und Vergänglichkeit sich emporringt zum Lichte und zum Leben, wo immer der tiefste Schmerz der Seele einen Ausdruck der Klage sucht, und das erhörte Flehen Worte des Dankes stammelt, — da werden es die Psalmen sein, in denen die religiöse Erhebung sich ausspricht.“ [3]) Schulte nennt das Psalterium „das Gesang- und Gebetbuch der alt-

1) Die Psalmen der Vulgata S. VIII.
2) Handbuch zur bibl. Gesch. I, 571.
3) Apologie II, 3. S. 264.

testamentlichen Synagoge."[1]) Das Grundmotiv, das die ganze Sammlung beherrscht, ist, wie Baumgartner sagt, die Liebe des Israeliten zur Thora, zum Gesetz. „Durch das Gesetz fühlt er sich an Gott gekettet, ist sein Kind, Gott ist sein König, sein Vater und Vaterland. Alle menschliche Größe verschwindet vor seiner Majestät, alle Herrlichkeit der Natur ist nur ein Spiel seiner Allmacht." „Es gibt keine Empfindung des menschlichen Herzens," sagt von Oer, „keine Stimmung, die nicht in den Psalmen ihren Ausdruck gefunden, die nicht von ihnen ergriffen und zu Gott hingeführt würde. Ihre Worte sind ewig frisch, ewig neu, eine Poesie von unverwelklicher Schönheit."[2]) Vor dem Antlitze des Herrn bebt die Erde, das Meer flieht, der Jordan weicht zurück, die Hügel hüpfen wie junge Lämmer, die Felsen verwandeln sich in Seen, die Steine in Quellen. Wie klein und armselig und wie geringwerthig nehmen sich gegen solche Poesie die vielgepriesenen heidnischen Dichtungen aus. Das gesteht Hegel mit den Worten: „Durchgreifender (als bei den Griechen) finden wir diesen Schwung der Erhebung, dieses Aufblicken, Jauchzen und Aufschreien der Seele zu dem Einen in vielen der erhabeneren Psalmen des alten Testamentes."[3]) Der kirchen- und papstfeindliche Aesthetiker Moritz Carriere ist entzückt von der Schönheit der Psalmendichtung. Er sagt: „Die Psalmen geben uns nicht sowohl die Gefühlsergüsse und Bekenntnisse eines einzelnen Dichters, als die Herzens- und Geistesgeschichte eines priesterlichen Volkes im Laufe vieler Jahrhunderte . . . Sie sind ein Muster religiöser Poesie, das in seiner klassischen Größe für immer dasteht."[4])

Die umfangreichste Dichtung des alten Testamentes ist das Buch Job. Kaulen kennzeichnet dieselbe mit folgenden

1) Die Hymnen des Breviers S. 1.
2) Ein Tag im Kloster S. 77.
3) Aesthetik III 456.
4) Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung. I, 297.



Worten: „Keine im alttestamentlichen Kanon befindliche Schrift kann in Bezug auf kunstvolle Anlage, einheitliche Behandlung und Durchführung eines großartigen Grundgedankens, ästhetische Schönheit und Vollendung bis in's Einzelne dem Buche Job gleichgestellt werden" (Kirchenlexikon Art. Job). Es findet sich in diesem Buche eine dichterische Logik, eine Dramatik, ein Schwung und ein Bilderreichthum, wie sie nach den Worten Baumgartners „in solch' rhapsodischer Kraft Pindar und Sophokles in ihren lyrischen Chören nur selten erreichen." Der Verfasser der Weltliteratur nennt das Buch Job „ein vollendetes Kunstwerk, in der reizendsten Bildersprache gewoben, von gewaltiger menschlicher Leidenschaft durchglüht und von erhabener göttlicher Ruhe und Majestät gedämpft, eine wundersame orientalische Disputation am Rand der Wüste über die brennendste Frage, die das Menschenherz bewegt." Ein anderer, gleichfalls competenter Beurtheiler, nämlich Friedrich von Schlegel, schreibt also: „Die Geschichte des Job ist eine Darstellung, die, auch bloß nach irdischem Kunstsinn betrachtet, zu dem Eigenthümlichsten und Erhabensten gehört, was aus der Vorwelt übrig geblieben ist: eine Feuerquelle göttlicher Begeisterung, aus welcher die größten Dichter, auch der neueren bis auf unsere Zeit, sich zu ihrem kühnsten Aufschwung ermuthigt haben" (Gesch. der alt. u. neu. Lit. I, 112). Endlich bezeichnet der schon oben erwähnte und charakterisirte Carriere das Buch Job „als das herrlichste Kunstwerk des hebräischen Geistes," und er steht nicht an „das Buch Job das größte Gedicht von specifisch religiösem Inhalt aus vorchristlicher Zeit ebenso zu nennen, wie die ‚Göttliche Commödie' das größte der christlichen Welt ist" (a. a. O. I, 330). — Das hohe Lied oder das „Lied der Lieder" ist mit Recht „Salomons wunderbarer Brautgesang", und „die schönste und zarteste Blüthe althebräischer Poesie" genannt worden. Nach der übereinstimmenden Lehre des alten und neuen Testamentes schildert es in allegorisch-mystischer Weise unter dem Bilde



der keuschen und treuen Liebe eines Brautpaares die Liebe des Erlösers zu seiner Braut, der Kirche. Eine befriedigende Erklärung ergibt sich nur, wenn das Ganze sinnbildlich aufgefaßt wird. Mit vollem Rechte sagt daher Baumgartner, daß der volle lyrische Gehalt nicht in den Stimmungen irdischer Liebe, sondern in der reinsten göttlichen Charitas liegt. Goethe, der in der Schwärmerei seines jugendlichen Liebestaumels das hohe Lied „eine Sammlung Liebeslieder" genannt hat, wird mit wundervollem Ernst abgefertigt mit den Worten: „Nur reine göttliche Liebe kann den Quell der Poesie erschließen, der in diesem Epithalamium verborgen ist. Sie ist unzertrennlich mit dem Kreuze verbunden, an welchem der göttliche Bräutigam sein Leben für seine Braut gegeben." [1]) Indem wir der Kürze halber die anderen Bücher übergehen, wollen wir das Buch Ecclesiastes mit seinen poetischen Sprüchen und seinen didaktischen Gedichten, sowie die Sprichwörter Salomons doch erwähnen. Bei den letzteren weisen wir besonders hin auf das achte und neunte Kapitel, wo die „ewige Weisheit" in ihrer Wechselbeziehung zur menschlichen Weisheit dichterisch schön und wahr besungen wird.

Wir kommen zu den prophetischen Büchern. Zuerst ist hier das Buch des Propheten Isaias zu nennen, ausgezeichnet durch schöne Sprache, feinen Stil und musterhaft vollendete Art der Darstellung. Treffend bemerkt hierzu Kaulen: „Das Buch Isaias gehört zu den vollendetsten Literaturerzeugnissen nicht bloß des hebräischen sondern irgend eines Volkes überhaupt" (Kirchenlexikon Art. Isaias). Noch schöner ist das Lob, welches Schuster-Holzammer mit folgenden Worten ausspricht: „Alles, was die Natur an Reizendem und Furchtbarem bietet, fließt da vor dem Auge in einem strahlenden Lichtgemälde, oder in einem schauerlich wilden Strome vorüber" (a. a. O. I, 723). Wie ergreifend ist gleich im

1) Baumgartner a. a. O. S. 32.



Anfange des Buches die Schilderung des Propheten von der Erhabenheit seiner Berufung und von dem Wirken und Walten des Prophetenthums überhaupt. „Es weht uns hier", sagt Baumgartner, „eine gewaltige Poesie an; doch nicht jene des gewöhnlichen Menschenlebens, sondern jene des Gottesreiches, das der Herr selbst in die Menschheit gepflanzt hat". Schöneres Lob aber, als das ist, welches der auch von dem Verfasser der Weltliteratur citirte englische Theologe Robert Lowth dem Isaias gespendet hat, dürfte kaum denkbar sein. Die betreffende Stelle verdient es, hier besonders angeführt zu werden. „Isaias ist so reich an allen Vorzügen, daß sich in dieser Art nichts Vollkommeneres denken läßt. Er ist zugleich anmuthig und erhaben, kunstreich und kraftvoll, sowohl in Reichthum und Fülle wie in Gewalt und Würde bewunderungswerth. In den Empfindungen herrscht eine unbeschreibliche Erhabenheit, Majestät, Göttlichkeit, in seinen Bildern die bezeichnendste Originalität, Würde, Schönheit, Fruchtbarkeit, die gewählteste Mannigfaltigkeit; in der Sprache eine außerordentliche Feinheit und bei so geheimnißvollem Stoff eine wunderbare Klarheit und Natürlichkeit; im poetischen Satzbau eine solche Süßigkeit, daß, wenn von der früheren Lieblichkeit und Anmuth der hebräischen Poesie noch etwas übrig geblieben, es nach meiner Ansicht in den Aufzeichnungen des Isaias enthalten ist". [1])

Außer Isaias verdient noch besonders erwähnt zu werden das Buch Jeremias, wegen seiner rhythmischen und strophischen Anlage. Wunderbar ergreifend sind die Lamentationen, der Grabgesang von Jerusalems entschwundener Pracht und Herrlichkeit.

Ezechiel läßt zwar die feine Anmuth des Isaias vermissen, aber er zeichnet sich aus durch einen eigenthümlichen Bilderreichthum der Sprache und durch kunstreiche Ausmalung. Die Bilder, welche er gebraucht, sind voll Kraft, Wucht

1) De sacra poesi Hebraeorum. Prael. 21. p. 241.



und Großartigkeit, sowie voll der tiefsten Bedeutung, weßhalb ihn der heil. Gregor von Nazianz „den erhabensten unter den Propheten" und der heil. Hieronymus „ein Meer des göttlichen Wortes und ein Labyrinth der Geheimnisse Gottes" nennt. Seine Schilderung der Wiedererweckung Israels (Kap. 37) ist, wie Baumgartner treffend sagt, „mit Titanenhand entworfen", und die Vision, in welcher der Prophet den Fall von Tyrus schildert (Kap. 27, 1—36), ist von hervorragender dichterischer Schönheit.

Bei dem Propheten Daniel ist es weniger die stilistische Schönheit der Sprache und Darstellung, als der gewaltige Stoff seiner Visionen, die seine Bedeutung ausmachen. Allein auch bei ihm finden sich herrliche poetische Schilderungen. Wir geben dem Bischof Fenelon daher Recht, wenn er schreibt: „Lesen Sie bei Daniel (Kap. 5) die Stelle, wo er dem Baltassar das Strafgericht Gottes verkündet, und zeigen Sie mir dann in den großartigen Schöpfungen des Alterthums etwas, das sich mit solchen Stellen vergleichen ließe."[1]) Der ungläubige Weltschmerz-Dichter Byron, sowie der unsittliche aber poetisch eminent veranlagte Heine haben gefühlt, daß das ‚Gastmahl Baltassars' ein großes Stück wahrer und echter Poesie ist. Sie haben es pro modulo suo nachzuahmen versucht, ohne aber auch nur entfernt das Original zu erreichen. Die poetischen Leistungen der beiden genannten Dichter werden von Baumgartner treffend und sarkastisch also charakterisirt: „Ihre Gedichtlein verhalten sich zu dem Danielischen Text wie ein Nippsächelchen aus Elfenbein zu den riesigen geflügelten Kolossen aus Ninive und Babylon. Man muß sich in die Paläste der babylonischen Herrscher und der persischen Großkönige versetzen, um die überwältigende Majestät jener Prophetie zu verstehen, welche in den Visionen des verbannten hebräischen Sehers liegt. Während aber die meiste moderne Poesie wohl kaum

1) Dialogues III, 104.



die Gluth des babylonischen Feuerofens ausgehalten hätte, schallt der Gesang der drei Jünglinge, der Genossen Daniels, noch heute fort in allen fünf Welttheilen." Seit den ältesten Zeiten bediente sich die katholische Kirche in ihrer Liturgie der Gebete und Lobpreisungen, die dieses Buch enthält. Wir erinnern nur an das ‚Benedicite', den Lobgesang der drei Jünglinge, dessen poetische Wiedergabe in Weber's ‚Dreizehnlinden' („die Mette", Schluß) ein Kabinetstückchen von Klassicismus ist nach Form und Fassung. Von dem Lobgesang der Jünglinge selbst sagt der oben erwähnte P. von Der, er gehöre „zu den erhabensten Lobgesängen, die je der heilige Geist in menschliche Herzen und auf menschliche Zungen gelegt habe" (Ein Tag im Kl. S. 80).

Von den sogen. kleineren Propheten nennen wir noch kurz den Propheten Joel, der vielfach mit dem Propheten Isaias verglichen wird. Besonders zu erwähnen ist bei ihm die klassische Beschreibung der Heuschreckenplage gleich im Anfange der Prophetie (Kap. I, 4—II, 11).

Der Prophet Nahum schildert in herrlicher Weise das Gericht über Ninive. Die Darstellung ist wirklich eine dramatische. „Welche Leistung des profanen Alterthums", sagt Fenelon, „läßt sich in Vergleich bringen mit dem Gesicht, in welchem Nahum das stolze Ninive erliegen sieht dem Anstürmen eines zahllosen Kriegsheeres. Es ist, als ob man das Heer selbst erblickte, als ob man das Getöse der Waffen und der Streitwagen wirklich vernähme: alles ist mit jener Lebendigkeit gezeichnet, welche die Einbildungskraft fortreißt. Der Prophet läßt den Homer weit hinter sich zurück" (a. a. O. S. 104).

Der erste Theil des Buches Habakuk enthält in herrlicher Sprache eine Schilderung des Strafgerichtes, das den Juden durch die Chaldäer bereitet werden soll. In dem zweiten Theil wird uns in einem schönen Liede die Liebe und Fürsorge Gottes beschrieben, der sein geliebtes Volk errettet Dieses Lied ist für den Freitag in die kirchlichen



Tagzeiten aufgenommen. Baumgartner nennt dieses Gebet „eine herrliche Dithyrambe“, und „eines der schönsten Denkmäler religiöser Poesie aller Länder und Zeiten.“

Wir übergehen einstweilen die übrigen Schriften und beschränken uns auf das Vorgebrachte. Denn es gibt uns vollständig genügenden Aufschluß, daß ein reicher Schatz der herrlichsten Poesie in den Schriften des alten Testamentes verborgen liegt. Wir tragen daher kein Bedenken dem Aesthetiker Jungmann beizupflichten, wenn er schreibt, „daß die Literatur der Hebräer an innerem Gehalt und ästhetischem Werth die gleichartigen Leistungen aller anderen Völker des Alterthums weit hinter sich zurückläßt“ (Aesthetik S. 739). Diesen anerkennenden Worten, und dem günstigen Urtheile Carrieres, das wir oben angeführt haben, fügen wir noch bei das Zeugniß von Schnaase, welcher des Reichthums der hebräischen Poesie also gedenkt: „Welche Fülle von Bildern! Wie lebendig ist das Gefühl des Psalmisten, der Propheten für alle Erscheinungen der Natur, für das Große und Erhabene, dann auch für das Kleine und Zarte. Wie kräftig und erschütternd malen sie die Gerichte des göttlichen Zornes, den Zug der mächtigen Heere, das Getöse von Reitern und Wagen, die Einsamkeit und Verödung der vernichteten Städte. Wie freundlich und lieblich sind die Bilder des Friedens und des Glückes.“ [1])

Unvergleichlich sind die Seher und Sänger in der Gabe, mit einem Zuge ein ganzes Bild vor unsere Seele zu stellen, und unerschöpflich sind sie in immer neuen Vergleichen. Besonders ihre erhabene Naturauffassung und ihre Naturdichtung wird von keinem anderen Volke erreicht. Vermöge seines geläuterten Gottesbewußtseins erkannte der hebräische Dichter, daß die Natur Zeugniß ablege von der Allmacht, Weisheit und Intelligenz eines ewigen Schöpfers,

1) Geschichte der bildenden Künste, I, 235.

daß „die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, und daß „das Firmament verkündet seiner Hände Werke“ (Ps. 18, 2). Ueber der Schönheit der Schöpfung vergessen sie nicht den Schöpfer, und die staunenswerthen Wunder des sichtbaren Kosmos wiesen den frommen und gläubigen Dichter hin auf den unsichtbaren und ewigen Urheber. „Dies wirkte“, wie Baumgartner richtig betont, „gleicher Weise erfreuend wie heilsam zügelnd und heilsam mäßigend auf ihre naturschildernde Thätigkeit. Auf diesem gottinnigen und doch nicht von Gott berauschten, noch auch Gott pantheistisch im Universum aufgehen lassenden Wesen ihres Naturgefühls und ihrer Naturdichtung beruht der bei aller Fülle und Farbenpracht doch rhythmisch wohlgegliederte zucht- und maßvolle Charakter der naturschildernden Rede und Dichtung.“ Das sind ebenso herrliche als wahre Worte des berühmten Literarhistorikers. Gewiß! Wenn wir die eigenthümliche Art der hebräischen Bibeldichtung recht erfassen und richtig würdigen wollen, dann müssen wir sie im Zusammenhang mit der Religion der Hebräer betrachten, jenes Volkes, das von der Vorsehung dazu ausersehen war, die göttliche Offenbarung an die Menschheit zu bewahren, und dessen Stellung in der vorchristlichen Zeit eine prophetische war, stets hinweisend und vorbereitend auf die Fülle und Vollendung aller übernatürlichen Wahrheiten im „Wort“, das „Fleisch“ werden sollte. Deßhalb, so können wir mit Recht sagen, participirte auch die dichterische Naturanschauung an dieser idealen Auffassung. Daher der hohe ästhetische Werth und die unvergleichliche Kraft der inspirirten Gottesdichtung in den poetischen Stücken der heiligen Schrift. Daher auch der gewaltige Eindruck, den diese Poesie auf das menschliche Herz, ja sogar, wie Herder bemerkt, auf ein unchristliches Gemüth macht. Der Grund dieser, wie Herder sagt, „sonderbaren Wirkung“ liegt nach den Worten meines hochverehrten sel. Lehrers P. Jungmann darin, daß es außer der Bibel kein Buch gibt, „das vom Anfang bis zum Ende

mit der anspruchslosesten Einfachheit soviel edle Schönheit, soviel Schwung und Großartigkeit verbände."[1]) Der Grund dieser für Herder „sonderbaren Wirkung" ist „das Wort des Herrn, das Cedern bricht und Felsen spaltet, und beben macht die Wüste", jenes Herrn, „der Macht geben wird seinem Volke und der sein Volk segnet mit Frieden" (Ps. 28). Der letzte Grund dieser „sonderbaren Wirkung" ist eben die übernatürliche geoffenbarte Wahrheit, die den Inhalt der inspirirten Gottesdichtung bildet, der wirksam gemacht wird durch das wunderbare und geheimnißvolle Walten des heiligen Geistes.

A. Dks.

LXXII.

Der republikanische Wahlsieg in der Union und seine tieferen Ursachen.

Seit dem großen Bürgerkrieg von 1861 hatten die Demokraten, zu denen ja vor allem die Südstaaten zählen, nie so günstige Aussichten, ihren Candidaten durchzusetzen, und nach einer Unterbrechung von vier Jahren wieder an's Ruder zu gelangen, als in dem eben abgeschlossenen Wahlkampfe, nie aber haben sie in so thörichter, kopfloser Weise ihre Aussichten verscherzt und ihren politischen Gegnern in die Hände gearbeitet. Anstatt Schulter an Schulter zu stehen, anstatt einen wirklich tüchtigen Candidaten aufzustellen, dessen Charakter und Vergangenheit Freund und Feind Vertrauen und Achtung eingeflößt hätte, erhoben sie einen Mann auf den Schild, der schon in der vorletzten

1) Theorie der Beredsamkeit, S. 700.

Wahl der demokratischen Partei einige ihrer loyalsten Freunde entfremdet hatte, der von allen Eigenschaften eines Staatsmannes nur die eines Redners besaß.

Der Umstand, daß die Republikaner so siegesgewiß waren, daß sie bis auf die letzten zwei Monate keine außergewöhnlichen Maßregeln trafen, hätte bei den Demokraten Bedenken erregen müssen, statt dessen suchten sie den Gegnern durch die verhängnißvolle Verbindung mit Tammany Hall und andern in der öffentlichen Meinung diskreditirten Elementen den Gegnern den sicheren Sieg zu entreißen. Die schlimmen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Mc. Kinley ging am 6. November 1900 als Präsident aus der Wahlurne hervor mit 292 gegen 155 Stimmen, die sein Gegner erhielt. Seit 28 Jahren hat kein Präsident eine größere Mehrheit gehabt: 28 Staaten, unter denen sich New-York, Pennsylvania, Ohio und Illinois befinden, die ungefähr ein Drittel der Bevölkernng der Vereinigten Staaten enthalten, stimmten für Mc Kinley. Außer den Staaten Missouri und Texas sind die meisten Staaten, die Bryan wählten, verhältnißmäßig klein und unbedeutend. Bryan konnte nicht nur die Grenzstaaten Maryland, Delaware, West-Virginien, die er bereits im Wahlkampfe des Jahres 1896 verloren hatte, nicht wieder gewinnen, sondern er mußte erleben, daß sechs weitere Staaten, die bis dahin immer demokratisch gewählt hatten, in's feindliche Lager übergingen. Daß in Staaten wie New-York und Massachusetts die Stimmenmehrheit der republikanischen Candidaten bedeutend herabgesunken ist, könnte die Demokraten nur dann trösten, wenn die Wahlen in anderen großen Staaten wie Illinois, Iowa, Wisconsin diese Verluste der Republikaner nicht mehr als ausgeglichen hätten.

Leute, welche mit den amerikanischen Verhältnissen nicht vertraut sind, könnten zum Schlusse gelangen, daß das amerikanische Volk durch seine Wahl Mc Kinleys dessen innere und äußere Politik gut geheißen, sich dem Imperialismus in die Arme geworfen habe, und im Begriff stehe, Hand in

Hand mit England Eroberungen zu machen und der übrigen Welt Bedingungen vorzuschreiben. Es verlohnt sich wohl der Mühe, die tieferen Gründe, welche das amerikanische Volk in der letzten Präsidentenwahl bestimmt haben, zu erforschen und zu zeigen, daß der Charakter und die Tendenzen Bryan's und der Partei, die auf ihn einen maßgebenden Einfluß übte, Mc Kinley's Wahl weit mehr gefördert haben, als irgend welches Verdienst, dessen sich der Präsident der Republik rühmen konnte. Unter zwei Uebeln war Mc. Kinley das kleinere, der Imperialist, der Freund Englands, der Schutzzöllner, war den Republikanern und vielen Demokraten lieber als der Demagog Bryan, der Staatssocialist, der alle Privatbahnen dem Staate zuweisen, der Trusts und andere Handelsverbindungen aufheben, und die Goldwährung, die für einen Industriestaat wie Amerika unentbehrlich war, durch Prägung von Silber zu beseitigen suchte.

Widerwillig, und um Spaltungen zu vermeiden, hatten viele Demokraten sich die Aufstellung Bryan's als demokratischen Candidaten gefallen lassen, sie hatten nämlich gehofft, daß er in den vier Jahren etwas gelernt, daß er mit den Anhängern des Bimetallismus und Populismus brechen, mit einem klaren und bestimmten Programm vor die Wähler treten, das unter Mc Kinley erlassene Gesetz, welches die Goldwährung einführte, einfach anerkennen und die Forderungen der Demagogen, welche die Rechte des Eigenthums angriffen, zurückweisen werde. Bryan that von alledem nichts und benützte jede Gelegenheit, den Bimetallismus als Heilmittel für die wahren und eingebildeten Schäden des amerikanischen Gemeinwesens anzupreisen. Alle seine Behauptungen wurden durch die Thatsache widerlegt, daß Amerika sich trotz oder, wie die Gegner Bryans mit Recht hervorhoben, in Folge der Einführung der Goldwährung eines außerordentlichen Wohlstandes erfreute. Bryan verstand es nicht, die Zeichen der Zeit zu deuten, er ward nicht einmal gewahr, welcher Umschwung in der öffentlichen



Meinung sich seit vier Jahren vollzogen hatte. Wenn man seine Reden hörte oder las, hätte man meinen sollen, er sei aus einem langen vierjährigen Winterschlaf erwacht und werfe in einem halbwachen Zustande mit Phrasen um sich die früher die Massen elektrisirt, aber jetzt ihre Kraft verloren hatten.

Die Hohlheit dieser Phrasen war seitdem von Nationalökonomen, von Publicisten und Predigern mit großem Geschick dargethan worden, man hatte dem gemeinen Volke, das sich durch die Rhetorik Bryan's hatte blenden lassen, begreiflich gemacht, daß Billigkeit und Gerechtigkeit nur mit der Goldwährung vereinbar sei, daß eine Regierung, welche ihre Schulden mit minderwerthigem Silber bezahle, sich eines Raubes schuldig mache, daß die zahlreichen Bürger, welche Pensionen vom Staate bezögen, um einen Theil ihrer wohlverdienten Belöhnung durch die Prägung von Silbergeld betrogen würden. Das Aufleben von Industrie und Handel, die großen Gewinne, welche die Ackerbauer und Industriellen erzielten, zerstreuten die von den Silbermännern künstlich genährten Vorurtheile. Amerika machte sich während dieser Jahre nicht nur unabhängig von der Einfuhr des Auslandes, sondern ward auch in den Stand gesetzt, seine Waaren auszuführen und mit England und Deutschland zu concurriren. Nun leuchtete jedem ein, daß gutes, gesundes Geld (good, sound money) = Goldwährung, eine nothwendige Vorbedingung der industriellen Entwicklung sei, daß die Zulassung der Silberwährung zur Isolirung der Vereinigten Staaten und zur Ausschließung von den Märkten Europas und Asiens führen müsse. So war denn, wie die „World“, eine amerikanische Zeitung, richtig bemerkt, der Bimetallismus der Mühlstein um den Hals Bryans, durch den er in die Tiefe gezogen wurde. Mit einem Starrsinn sondergleichen klammerte sich Bryan an die Silberfrage an, als wäre sie der Anker der Hoffnung, und legte hierdurch den klarsten Beweis seiner Kurzsichtigkeit und politischen Unfähigkeit ab. Zum Unglück

für Bryan war das von der Regierung erlassene Gesetz, welches Goldwährung eingeführt hatte, nicht so klar und bestimmt, daß eine Verletzung desselben durch den Präsidenten und die am Staatsruder stehende Partei ausgeschlossen worden wäre. Alle, denen das Wohl des Staates und die gedeihliche Entwicklung der Länder am Herzen lag — Republikaner sowohl als Demokraten, sahen sich, wenn sie die materiellen Fortschritte des Landes nicht gefährden wollten, gezwungen, gegen Bryan zu stimmen. Mc Kinley und seine Minister hatten nur zu gegründeten Anlaß zu Klagen gegeben, sie hatten die vom Präsidenten Cleveland so eifrig in Angriff genommenen Reformen in der Civilverwaltung nicht nur lässig betrieben, sondern auch durch gleißnerische Verordnungen unwirksam gemacht, aber der Sturz Mc Kinleys, der zur Erhebung eines Abenteurers wie Bryan geführt hätte, erregte noch weit größere Bedenken als die vielen verkehrten Maßnahmen Mc Kinleys. Man mußte sich sagen, daß Letzterer ein weit zuverlässigerer Steuermann als Ersterer.

Was nützte es Bryan, daß er in der Campagne, welche der Wahl vorausging, die Widersprüche seines Rivalen nachwies, daß er den elenden Ausflüchten und Entstellungen der Wahrheit, zu denen dieser seine Zuflucht nahm, die männliche und ehrenhafte Sprache des Präsidenten Lincoln entgegensetzte? Jeder wußte, daß Mc Kinley kein Lincoln sei, aber Bryan stand noch weit tiefer. Er war ein nach Effekt haschender Redner, dem jede Waffe willkommen war, der in seiner Hast und Unwissenheit sich in staatswirthschaftlichen Fragen die größten Blößen gab, und das wirklich Lobenswerthe in maßloser Sprache tadelte.

Die Amerikaner hatten viele ihrer Werthpapiere, die in fremde, namentlich deutsche Hände gelangt waren, zurückgekauft, noch mehr, sie hatten, um ihr überflüssiges Kapital gut anzulegen, deutsche Aktien gekauft. Bryan sah hierin einen Verrath am Vaterland und machte Mac Kinley dafür verantwortlich. Die amerikanischen Kapitalisten konnten es



offenbar Bryan nicht recht machen, sie wurden in demselben Athem beschuldigt, durch Ankauf von Ländereien, Häusern, Waarenlagern, durch Vergrößerung und Vermehrung ihrer Fabriken, Ausdehnung ihres Geschäftes, den Handwerker, den Krämer, den kleinen Mann an die Wand gedrückt und zu einem Aufseher oder Agenten herabgewürdigt zu haben, und ihr Geld in Deutschland zum Schaden der amerikanischen Industrie angelegt zu haben. Im direkten Widerspruch mit seinen eigenen Aussagen schilderte er in grellen Farben das Zurückgehen von Handel und Gewerben, die steigende Noth der Arbeiter. Solche Uebertreibungen, die man gleichsam mit Händen greifen konnte, brachten Bryan um allen Credit. Geradeso maßlos waren die Angriffe auf die Eisenbahn- und Gas-Gesellschaften, auf alle die Unternehmungen, welche sich zum Theil nur darum so gut rentirten, weil sie über ein großes Kapital verfügen konnten. Er erkannte nicht, daß die durch die Verbindung von Kapitalisten geschaffenen Trusts und Rings (geschlossene Cliquen) eine natürliche Folge der Großindustrie sind und neben vielem Schlimmen auch Gutes gestiftet haben. Um nur einen Vortheil hervorzuheben, so sind die Arbeiter in den großen Geschäften besser bezahlt als in den kleinen. Da die Republikaner ihrerseits Maßregeln getroffen hatten, durch welche die Bildung von Cliquen erschwert, allenfallsige Mißbräuche verhütet wurden, und bereit waren noch mehr zu thun, so hätte Bryan diesen Gegenstand übergehen können, um so mehr als seine zum Staatssocialismus hinneigenden Vorschläge das Publikum stutzig machen mußten. Demagogen können sich aber nicht bezähmen. Die Macht und der Einfluß dieser Gesellschaften ist nun vielfach übertrieben worden. Gerade Amerika hat den Beweis geliefert, daß die Bemühungen der Trusts, den Preis von Getreide, Petroleum, Wolle 2c. in die Höhe zu schrauben, gegenüber dem Widerstand des Publikums mit einem kläglichen Fiasko geendet haben. Auch in ihren Conflikten mit den Arbeitern haben die Trusts kein besonderes

Glück gehabt, vielmehr die Arbeiter einander näher gebracht und die Gewerkschaften in den Staaten mächtig gestärkt.

So viel die Verwaltung der Eisenbahn-Gas-Gesellschaften zu wünschen übrig läßt, so ist sie doch, in Amerika wenigstens der Verwaltung durch Staatsbeamte vorzuziehen. Da letztere bekanntlich trotz der von Cleveland angestrebten Reformen nicht wegen ihrer Fähigkeit angestellt werden, nicht in Folge ihrer Verdienste und Altersjahre zu höheren Stellungen aufrücken, sondern wegen der bei Wahlmanövern geleisteten Dienste oder aus andern politischen Rücksichten befördert werden, so kann man bei ihnen weder die Sachkenntniß, noch die Erfahrung, noch die Ehrlichkeit der Geschäftsführer von Privatgesellschaften voraussetzen. Sie sind eben Parteimänner, die nur solange im Amte bleiben, als ihre Partei das Steuerruder führt, und abtreten müssen, wenn die Gegner in den Wahlen siegen und naturgemäß aus ihrer Stellung den größtmöglichsten Vortheil zu ziehen suchen. Bryans Angriffe auf die Trusts sind somit ein Parteimanöver, bei dem er weit mehr die Sonderinteressen seiner Partei als das allgemeine Wohl im Auge hatte. Das große Publikum hat seine wahren Absichten durchschaut, und durch sein Mißtrauensvotum dem Gegner den Sieg verschafft. Viele haben sich durch die Furcht, dem Staatssocialismus in die Hände zu arbeiten, bestimmen lassen; so zerbrach denn auch diese Waffe, auf die Bryan so großes Vertrauen setzte, in seinen Händen.

Bryan besitzt ebenso wenig als sein Gegner die staatsmännische Begabung und den Patriotismus des Präsidenten Lincoln, er ist nicht nur wie sein Rivale ein Parteimann, sondern ein Abenteurer ohne Grundsätze, ohne Takt, ohne Selbstgefühl. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist dennoch wahr, daß Bryan Mc Kinley in die Hände gearbeitet, daß er seinen persönlichen Einfluß bei den demokratischem Congreßmitgliedern geltend gemacht hat, um die Annahme des Vertrages durchzusetzen, demgemäß die Regierung



der Philippinen amerikanischen Beamten und Officieren übertragen wurde (cf. Nation 1900 S. 489). Mit welcher Stirne konnte Bryan den Imperialismus Mc Kinleys bekämpfen, da er ihm doch selbst die Mittel der Vergewaltigung der Filippinos verschafft hatte?

Politiker, die kleine Vortheile nicht aufzugeben, der augenblicklichen Volksstimmung nicht entgegen zu treten vermögen, vielmehr stets von den Wellen der Volksgunst sich hin und her treiben lassen, können nicht Kurs halten, gerathen vielmehr auf Sandbänke. So ging es Bryan. Um die Gunst des Volkes sich zu bewahren, befreite er die Gegner aus der Klemme, in der sie sich befanden und machte sich Männer wie Hale und Hour zu Feinden. Die Eroberung Cubas haben so ziemlich alle Parteien gebilligt. Der Angriff auf die Philippinen war ein schwerer politischer Fehler, es lag kein Grund zur Vertreibung der Spanier aus diesen Inseln vor, und nachdem der Krieg begonnen und glücklich beendet worden war, hatten die Filipponesier ebenso großes Recht auf Freiheit und Selbständigkeit als die Cubaner. Um die Philippinen zu Gunsten amerikanischer Kapitalisten ausbeuten zu können, wurde den Eingeborenen die Autonomie nicht gewährt, wurden die über diese Ungerechtigkeit sich beklagenden Führer auf spätere Zeit vertröstet. Damit dieser den Filippinos aufgedrungene Vertrag Gesetzeskraft erhielte, war eine Mehrheit von zwei Drittel nothwendig. Statt den Vertrag zu bekämpfen, bot Bryan seinen Einfluß auf, um die Demokraten umzustimmen und machte sich zum Mitschuldigen. Der für die Vereinigten Staaten so wenig rühmliche Krieg wäre vermieden worden, wenn der amerikanische Volkstribun der Versuchung widerstanden und für die Freiheit der Filippinos eingetreten wäre. Wie ganz anders würde ein Staatsmann wie Gladstone in ähnlicher Lage gehandelt haben. Die Liebe zu den Schwachen und Unterdrückten, der Entschluß alles einzusetzen, um niedrig stehende Nationen empor zu heben, betrachtete Bryan nicht als die Haupt-



aufgabe seines Lebens, sein Ziel war der eigene Vortheil, das Interesse der Partei, deren Führer er war.

Der Unfug, der mit den Pensionen ausgedienter Soldaten und Beamten getrieben wird, ist wahrhaft haarsträubend; man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über die Zudringlichkeit der Bittsteller oder die sträfliche Nachlässigkeit der Verwaltungsbeamten. Obgleich Krankheiten und hohes Alter die Reihen derer, welche an dem Kriege von 1861—65 theilgenommen, gewaltig gelichtet haben, so nimmt die Zahl der ausgedienten Soldaten stetig zu. Bryan empfahl diesen um das Vaterland so verdienten Männern gegenüber zarte Rücksicht, wollte nichts hören von Bestrafung der Betrüger, welche die Pension längst verstorbener Soldaten sich auszahlen lassen, denn er hoffte dadurch Stimmen zu gewinnen. Die Strafe blieb nicht aus, das amerikanische Volk hat Bryan verworfen, er hat keine Aussicht mehr, auf der politischen Bühne eine Rolle zu spielen. Am meisten hat er sich indeß compromittirt durch seine Verbindung mit Tammany Hall und dem Boß Croker, einem cynischen und rücksichtslosen Menschen, der selbst in Amerika seines Gleichen vergebens sucht. Die Schamlosigkeit und die Verbrechen dieser politischen Bande haben in der letzten Zeit ihren Höhepunkt erreicht. New-York ging für die Demokraten verloren, weil sich die Gutgesinnten gegen die Gewaltthaten der von Tammany Hall abhängigen Municipalbeamten und der Polizei erhoben. Die Demokraten hatten während des Wahlkampfes die geachtetsten Demokraten auf die Seite geschoben oder schwer gekränkt, Männer an die Spitze gestellt, welche weder Achtung noch Vertrauen einflößen konnten, und den Gutgesinnten nur die Wahl zwischen dem Demagogen und Abenteurer Bryan und dem schwachen und geistig beschränkten Mc Kinley gelassen. Wäre ein dritter Candidat auf dem Kampfplatz erschienen, er hätte vielleicht über seine beiden Gegner gesiegt. Auf keiner Seite herrschte große Begeisterung. Bryan hatte sich unmöglich

gemacht, denn es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß er die Errungenschaften der letzten Jahre in Frage stellen würde. Mc Kinley war hinter den Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte, weit zurückgeblieben, er war aber ungleich zuverlässiger als Bryan: so wählte man das kleinere Uebel und um Bryan ein Denkzeichen zu geben, wählte man Mc Kinley mit einer so großen Stimmenmehrheit. Durch diese Wahl ist die Frage über den Bimetallismus endgiltig entschieden.

Eine Kritik der äußeren Politik Mc Kinley's und seines Imperialismus für einen späteren Aufsatz uns vorbehaltend, wollen wir hier nur kurz auf die schweren Aufgaben der inneren Politik hinweisen, welche der Präsident der Vereinigten Staaten in den nächsten vier Jahren zu lösen hat. Daß er bis jetzt noch wenig geleistet und seine Freunde enttäuscht hat, wird wohl allgemein zugegeben; er ist eben zu schwach, die zudringlichen Parteigänger abzuschütteln, die für ihre Verdienste belohnt sein wollten. Neben den Amtsjägern und Strebern, welche sich jedem Präsidenten an die Rockschöße hängen und durch ihre Begehrlichkeit lästig fallen ist Mc Kinley weit mehr als seine Vorgänger von den Neu-Presbyterianern beeinflußt. Dieselben haben ihm unzweifelhaft großen Vorschub geleistet und die neue Bewegung inaugurirt, die dem praktischen Christenthum wieder Geltung zu verschaffen sucht. Durch die Prediger bestimmt, haben einflußreiche Geschäftsleute und Männer, welche den gelehrten Professionen angehören, ihre alte Apathie abgelegt, sich an den Gemeindewahlen, den Wahlen für den Congreß betheiligt und zum Triumphe der Gutgesinnten über die politischen Cliquen, welche sich der Bestechung schuldig gemacht haben, wesentlich beigetragen. Der Kreuzzug, den die Prohibitionisten, Teatotalers, die Ritter der Arbeit und andere Vereine gegen die Unsittlichkeit, die Trunksucht, die Grausamkeit eröffnet haben, würde indeß weit größeren Nutzen stiften, wenn diese Leutchen sich in den Schranken der Mäßigung hielten und sich der Zwangsmaßregeln enthielten.



Der Grundsatz, überall und zu jeder Zeit so zu handeln, wie Jesus gehandelt haben würde, ist nicht neu, denn für jeden guten Christen ist Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben; aber die Anwendung dieses Grundsatzes durch die Neupresbyterianer wird in Amerika zu einem Conflikt zwischen moderner Civilisation und christlicher Religion und zu einer Trennung der Geister führen, der für Staat und Kirche gleich gefährlich werden kann, und einen Fanatismus großziehen, der den religiösen Frieden unmöglich macht. Die modernen Reformer bekämpfen nicht nur die Laster und Auswüchse, sondern haben allen denen den Krieg erklärt, die nicht bereit sind, den Genuß und den Verkauf geistiger Getränke gesetzlich zu verbieten, Wirthe, Bierbrauer als Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft in den Bann zu thun. In ihrem unklugen Eifer betrachten sie die, welche der Mäßigkeit das Wort reden und den Genuß geistiger Getränke bis zu einem gewissen Grade billigen, als ihre schlimmsten Feinde und hören nicht auf, gegen dieselben zu polemisiren. Dadurch haben sie zwei mächtige Parteien, die Katholiken und die deutschen Ansiedler, Protestanten sowohl als Katholiken abgestoßen. Die Begünstigung dieser modernen Kreuzfahrer durch den Präsidenten wird wohl keinen Religionskrieg entzünden, wie einige Chauvinisten vermuthen, wohl aber die religiösen Gegensätze schärfen und den Sturz der neuen Sekte beschleunigen. Der Presbyterianismus ist, in welcher Form er auch auftreten mag, nicht mehr lebensfähig. Mc Kinley wird jedenfalls gut daran thun, sich mit den Neupresbyterianern nicht zu identificiren. Man hat in England und in den Vereinigten Staaten die Prediger ermuthigt, politische Gegenstände auf der Kanzel zu besprechen, den Krieg gegen Transvaal und die Filippinos zu rechtfertigen. Die Staatsmänner waren den Predigern sehr dankbar für das Compliment, sie seien nicht bloß die Träger der modernen Cultur, sondern die von Gott erwählten Rüstzeuge behufs Ausbreitung des Christenthums, und sahen

nicht, daß in diesem Lob die Aufforderung enthalten war, eine ihres hohen Berufes würdige Politik zu verfolgen und die Missionäre wirksamer zu unterstützen. Diese Prediger können der Regierung noch recht unbequem werden.

Die Republikaner haben von jeher die Centralgewalt zu stärken versucht, während die Demokraten die Privilegien der einzelnen Staaten zu erhalten suchten. Wenn unter Mc Kinley es nie zu ernstlichen Conflikten gekommen ist, so hat es an Reibungen doch nicht gefehlt. Der Präsident kann die so dringend geforderten inneren Reformen nicht länger verschieben, er wird, wenn er nicht den öffentlichen Unwillen auf sich laden will, mit dem Parteiwesen brechen, den von Cleveland betretenen Weg einschlagen müssen. Ein freies auf seine Unabhängigkeit stolzes Volk kann nicht dulden, daß bei Besetzung von Aemtern nicht das Wissen und die Fähigkeit, sondern politische Gesinnungstüchtigkeit den Ausschlag geben soll. Unwissende Gemeinderäthe, glückliche Emporkömmlinge, die vielleicht nur ein paar Jahre die Elementarschule besucht haben, können nicht länger als die unbeschränkten Herrscher in den Schulen geduldet werden, welche Lehrern und Schulinspektoren Gesetze vorschreiben.

Mc Kinley braucht auf seine Gesinnungsgenossen weit weniger Rücksicht zu nehmen als früher, denn eine dritte Wahl ist durch das Herkommen ausgeschlossen; aber es ist sehr leicht möglich, daß er durch seine äußere Politik so sehr in Anspruch genommen wird, daß seine zweite Amtsführung ebenso unfruchtbar und arm an Reformen ist, als die erste. In diesem Falle hätten die Demokraten Aussicht auf Erfolg. Die Hauptschwierigkeiten, die der Präsident zu überwinden hat, liegen nicht auf dem Gebiete der inneren, sondern dem der äußeren Politik; das rechte Maß zwischen Expansion und Imperialismus zu finden, eine Rolle unter den Großmächten zu spielen und sich dabei freie Hand zu behalten, erfordert staatsmännische Gaben, die wir Mc Kinley nicht zutrauen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



LXXIII.

Leben Michelangelo's.

In einsamer Größe ward Michelangelo's Leben beschlossen. Der Mann, der die Kuppel von St. Peter wölbte, der den Moses und die Pietà meißelte, der die Decke und die Altarwand der Sistina mit seinen Fresken bedeckte, hat vom Alltagsglück des gewöhnlichen Menschendaseins nur wenig genossen. Wenn nun auch seine Werke jederzeit eine lebendige Sprache von dem Können des Titanen reden, in dem sich alle Kräfte der Renaissance harmonisch zusammenfanden, in dem die damalige Kunstbewegung ihre Höhe erreichte und vielleicht schon überschritt, so wollte doch die Nachwelt mehr von diesem allgewaltigen Künstler wissen, wollte sein ganzes Dasein mit Interesse und Theilnahme verfolgen. Schon die Zeitgenossen ließen sich durch Condivi's oder Vasari's Arbeiten über seine vornehmsten Bestrebungen und künstlerischen Anschauungen unterrichten; auch die spätere kunsthistorische Forschung ist bei Versuchen, seinen Wandel und seine Werke zu schildern, nicht müde geworden. Den Deutschen hat als erster Herman Grimm auf breiter Grundlage des Künstlers Werdegang, wie die ganze Zeitstimmung, in der er aufwuchs, geschildert, hat das Interesse an des Meisters Schicksalen während der letzten Jahrzehnte in immer weiteren Kreisen geweckt. Grimm's Buch hat Tausenden den Weg zum Verständniß des Vollenders der Renaissance gewiesen und ist bis heute in seiner Gesammtwirkung durch spätere Forschungen nicht übertroffen worden. Nur ein Mangel war ihm bisher geblieben. Die Schilderungen wurden nicht durch Abbildungen veranschaulicht, wie sie gerade bei kunst-



historischen Abhandlungen nöthig sind, wenn dem Leser ein vollkommener Genuß gewährt werden soll. Erst nachdem die Photographie und die sich ihr anschließenden mechanischen Reproduktionsarten ihre großen Fortschritte gemacht hatten, konnte daran gedacht werden, der glänzenden sprachlichen Darstellung eine würdige bildliche Ausstattung beizugesellen. In W. Spemann fand sich ein Verleger, der diese Aufgabe im Verein mit dem greisen Verfasser feinfühlig in Angriff nahm und glücklich vollendete.[1]) Die Darstellung ist im Großfolioformat auf vornehmem Papier mit entsprechendem Typensatz gedruckt und wird nicht nur von reizenden kleineren Textillustrationen zu Anfang und Ende der verschiedenen Kapitel, sondern auch von einer großen Reihe Tafeln mit ausgezeichneten Autotypien begleitet, die in wechselnder Folge Arbeiten des Meisters oder verwandter Künstler, Porträts berühmter Zeitgenossen, Architekturen und Landschaften vorzüglich wiedergeben. Die Hauptwerke Michelangelo's: Pietà, David, Moses, Madonna zu Brügge, jüngstes Gericht, und vor allem die Deckengemälde der Sistina sind auf Doppeltafeln wiedergegeben, so eindrucksvoll und getreu, wie dies bisher in keinem anderen Buche geschehen ist. Höchstes Lob verdienen auch die mustergiltigen Aufnahmen von weniger bekannten Arbeiten Michelangelo's, wie Faunsmaske aus dem Nationalmuseum in Florenz oder der Cupido aus dem Kensingtonmuseum zu London. Die Wiedergaben der Schöpfungen Michelangelo's führen im Verein mit dem sonstigen reichen Illustrationsmaterial des Bandes ein glänzendes Bild der italienischen Renaissance vor Augen, eröffnen auch dem kunstfreundlichen Laien einen Ausblick auf eine Zeit, in der die Werke der Maler, Bildhauer und Architekten als edelste Blüthen rein menschlicher Thätigkeit betrachtet wurden.

Seit Herman Grimm schrieb, ist eine andere Gelehrtengeneration herangewachsen, die in erster Linie eine kritische Sichtung des vorhandenen Quellenmaterials erstrebte. Als ihr Repräsentant für Michelangelo-Forschung ist Karl Frey zu nennen, der bereits früher einen trefflichen Commentar zu

1) Leben Michelangelo's von Herman Grimm. Berlin und Stuttgart (W. Spemann) 1900.

des Meisters Dichtungen herausgab und nunmehr an Hand der Originale des Archivio Buonarroti eine Sammlung ausgewählter Briefe von Michelangelo veröffentlicht.[1]) Der Kreis der Correspondenten ist schier unbegrenzt: Angehörige der Familie des Meisters, Freunde und Gehülfen, Künstler und Staatsmänner, alle Stände vom einfachen Marmorarbeiter bis zum Herzog oder Cardinal sind vertreten. Das wichtige Quellenwerk hat neben dem Kunst- und culturhistorischen Interesse auch philologische Bedeutung, da die Briefe der Leute aus dem niederen Volk zahlreiche dialektische Eigenthümlichkeiten zeigen. Sein Hauptwerth ruht allerdings in dem biographischen Gehalt, der intime Einblicke in Michelangelo's tägliches Leben und Treiben, in seinen Verkehr und seine Privatverhältnisse gewährt, werthvolle Beiträge zur psychologischen Erkenntniß der merkwürdigsten Menschen aller Zeiten bietet. Möge Frey es nun bald gelingen, die Lebensbeschreibung Michelangelo's zu vollenden, für die seine frühere n Publikationen eine neue Grundlage schaffen.

Aber wenn auch die Forschung unermüdlich weiterschreitet, wenn sie auch im einzelnen unsere Kenntniß vom Erdenleben Michelangelo's erweitert und klärt, wird Herman Grimms „Michelangelo“ dennoch niemals seinen eigenthümlichen Werth verlieren. Sein Hauptvorzug, die glänzende allgemein verständliche Einführung in das ganze künstlerische Leben der italienischen Renaissance wird dadurch nicht geschmälert. Grimms Darstellung gehört, wie verwandte Werke Jakob Burkhardts, zu den wenigen Büchern, die selbst zu Kunstwerken geworden sind und daher noch nach Jahrzehnten nicht veraltet erscheinen. Es sollte daher in seiner neuen, prächtigen Ausstattung im Hause keines Kunstfreundes fehlen. E.

---

1) Sammlung ausgewählter Briefe an Michelagniolo Buonarroti. Nach den Originalen des Archivio Buonarroti herausgegeben von Karl Frey. Berlin (Siegismund) 1899.

LXXIV.

Der Humanist Bernhard Adelmann.[1)]

In der Geschichte des Humanismus in Süddeutschland spielten die Brüder Adelmann eine nicht unbedeutende Rolle, ihre Betheiligung an den literarischen Kämpfen ihrer Zeit brachte sie mit den Hauptpersönlichkeiten und Trägern der religiösen Bewegung in Verbindung. Sie haben denn auch die historische Lokal- und Specialforschung seit dem letzten Jahrhundert verschiedentlich beschäftigt. Namentlich über Bernhard Adelmann ist viel geschrieben worden, aber es fehlte bisher an einer Zusammenfassung des Materials. Während Konrad Adelmann, der jüngere der beiden Brüder (gestorben 1547 als Domherr in Augsburg), noch eines Biographen harrt, hat nunmehr Bernhard in dem vorliegenden Lebensbild eine biographische Schilderung und Würdigung erhalten, die mit vollem Beifall begrüßt zu werden verdient. Es ist eine gründliche und gediegene Arbeit, in der die gedruckten und ungedruckten Quellen mit großem Fleiß und nicht minder großer Unparteilichkeit verwerthet sind. Herr Thurnhofer hat sich mit dieser alle Seiten berührenden Monographie als kritisch geschulter Forscher und gewandter Darsteller bestens in die historische Literatur eingeführt.

Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden war einer der vierzehn Söhne des reichbegüterten schwäbischen Ritters Georg Adelmann und seiner Gattin Brigitta. Leonrod, geboren um

---

1) Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Humanist und Luther's Freund (1457—1523). Ein Lebensbild aus der Zeit der beginnenden Kirchenspaltung in Deutschland. Von Franz Xaver Thurnhofer. Freiburg, Herder 1900.



1457 (das Jahr läßt sich nur annähernd bestimmen) und zwar wahrscheinlich in Schechingen bei Aalen, dem Lieblingssitze des Ritters Georg. Im Jahre 1472 wurde Bernhard auf der Universität Heidelberg immatrikulirt; er war damals schon Domicellar in Eichstätt. Nachher besuchte er mit seinem Bruder Konrad (geb. 1462) die Hochschulen von Basel (1476) und Ferrara (1482), worauf er sich als Canonicus in Eichstätt niederließ. In dieser Stellung machte er Reisen nach Frankreich (1486) und nach England (1492), letztere als Abgesandter seines Bischofs, Wilhelm von Reichenau, und in Begleitung seines Bruders Konrad, an dem er mit großer Liebe hing. Später wurde er noch Domherr in Augsburg. In dem Bischof Gabriel von Eyb, der dem edlen Wilhelm von Reichenau auf dem fürstbischöflichen Stuhl von Eichstätt 1496 nachfolgte, gewann Adelmann einen persönlichen Freund, der ihm sein volles Vertrauen schenkte. Zu Anfang des Jahres 1507 wurde er mit dem Auftrag beehrt, auf dem Reichstag in Constanz die Interessen des Bisthums zu vertreten. Ebenso war er 1512 Bevollmächtigter Eichstätt's auf dem Reichstag in Trier und Köln, woselbst auch sein Bruder Johann Adelmann, der Deutschmeister, anwesend war.

Von seinem Aufenthalte in Italien hatte Bernhard Adelmann die Begeisterung für die klassischen Studien mitgebracht, die ihn mit den vornehmsten Humanisten in Verbindung brachte. Als eifriges Mitglied der Societas Augustana gab er sich mit voller Seele schöngeistigen Studien hin und bethätigte sich mehrfach an der Herausgabe werthvoller alter Handschriften. Schöpferische Begabung ging ihm ab, aber er war ein stets aufmunternder und williger Förderer der Gelehrten. Warme Freundschaft verband ihn mit Wilibald Pirkheimer, auf dessen literarische Thätigkeit er anregend einwirkte. In dem Streite Reuchlin's mit den Kölnern griff er begeistert Partei für den alten berühmten Lehrer. Wie die meisten Humanisten begrüßte Adelmann aber auch Luther's Auftreten mit lauter Zustimmung. Er folgte der religiösen Bewegung, von der er freilich nur den Anfang erlebte — denn er starb schon 1523 — mit lebhafter Theilnahme und bezeigte der Sache des Reformators bis zu seinem Tode fortdauernde Sympathie.



Dieser Theil der Biographie (S. 51—81) nimmt im besonderen Grade das Interesse des Lesers in Anspruch, und hier zumal bewährt sich die kritische Sorgfalt und ruhig prüfende Objektivität des Verfassers. Wenn Adelmann in ehrlichem Eifer anfänglich nur die sittlichen Mißstände innerhalb der Kirche beklagte, so ist er doch im Verlauf der Zeit über dieses Ziel hinaus und in Widerspruch mit einzelnen kirchlichen Lehren gerathen. Das lag zum Theil, wie bei so manchen anderen Humanisten, an seinem mangelhaften theologischen Wissen; Döllinger nannte ihn einen theologischen Dilettanten. Auch Th. hebt diesen Mangel mit Grund hervor. Verschärft wurde dann Adelmann's Opposition durch seine persönliche Abneigung gegen Dr. Eck, der dem adeligen Collegen im Eichstätter Domkapitel schon als bürgerlicher Canonicus ein Dorn im Auge war. Eck's öffentliches Auftreten in dem Streit über das kirchliche Zinsenverbot hatte ihn in literarische Gegnerschaft zu ihm gebracht.[1]) Adelmann war einer der heftigsten Gegner des Zinsennehmens und fortan verfolgte er den streitbaren Theologen und Widersacher Luther's mit Grimm und Erbitterung. In seinem Haß gegen diesen kannte der von Natur reizbare Adelmann keine Grenzen. Man liest mit Bedauern für den sonst gutmüthigen Edelmann die Fluth von Schmähworten, die er in Briefen an die Freunde gegen Eck ausstößt. Adelmann gehörte denn auch zu den (7) Persönlichkeiten, die von Eck in die Excommunikationsbulle aufgenommen wurden. Durch Vermittelung des Dr. Sebastian Ilsung, eines Augsburger Klerikers, erlangte er indeß schon am 9. November 1520 die Absolution vom Bann, auf Grund des Gelöbnisses, alle Häresie abzuschwören und den Geboten der Kirche zu gehorchen. Adelmann's Unterwerfung war aber, wie der Biograph darlegt, nur eine äußerliche; er blieb auch nach dem Widerruf „ein geheimer Parteigänger Luther's und seiner Lehre" (75). Wäre ihm indeß eine längere Lebensdauer beschieden gewesen, so ist wohl anzunehmen, wie auch

1) Diese Streitfrage ist ausführlich von J. Schneid behandelt in den Histor.-polit. Blättern, Bd. 108, S. 241 ff. (1891): „Dr. Eck und das kirchliche Zinsverbot."



Dr. Roth (Augsburg's Reformationsgeschichte) zugibt, daß auch Bernhard Adelmann wie sein Bruder Konrad, der ihn um zwei Jahrzehnte überlebte, wieder den Weg zur alten Kirche zurückgefunden hätte. „Die Folgen der neuen Lehre auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens würden ihn unter Mitwirkung der göttlichen Gnade vielleicht ebenso wie seinen Bruder Konrad und seinen innigsten Freund Pirkheimer belehrt haben, daß eine Reformation des kirchlichen Lebens nur auf kirchlichem Wege erstrebt und erreicht werden könne." Allein er starb vor der entscheidenden Krisis, am 16. Dezember 1523.

Adelmann war ein leicht erregbarer und leicht zu beeinflussender, aber im Ganzen wohlwollender Charakter. Seinem Wandel haftet kein Makel an. Großartig war seine Freigebigkeit. Von seinem wohlthätigen Sinn zeugen seine Schenkungen bei Lebzeiten, namentlich die Uebergabe seines Gutes in Meilenhofen zum Besten der Stadtarmen von Eichstätt (1494), und seine Stiftung für das Lazareth ebendaselbst 1513', das nachmals in ein Bruderhaus umgewandelt ward. In der Kapelle dieses Bruderhauses wurde er auch, seinem Wunsche gemäß, zur ewigen Ruhe beigesetzt.

LXXV.

Zur neuesten kirchengeschichtlichen Literatur.[1]

1. Es ist auf's freudigste zu begrüßen, daß mehr und mehr auch katholischerseits an der so außerordentlich wichtigen Aufgabe der Durchforschung der altchristlichen Zeit lebhafter

1) Dr. theol. Georg Pfeilschifter, Die authentische Ausgabe der Evangelien-Homilien Gregors d. Gr., München 1900, Lentner (Stahl). 8°. XII und 122 SS. — 2. F. X. Funk, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn 1898, Schöningh. 8°, XVI und 617 SS. — 3. Alois Knöpfler, Lehrbuch der Kirchengeschichte Auf Grund der akademischen Vorlesungen von Dr. Karl Joseph von Hefele, Bischof von Rottenburg. Freiburg, Herder. 8°. XXXII und 783 SS.



Antheil genommen wird. Einen dankenswerthen Beleg hiefür bietet die verdienstliche Arbeit des nunmehrigen Freisinger Kirchenhistorikers Dr. Georg Pfeilschifter über „die authentische Ausgabe der Evangelienhomilien Gregors d. Gr.“ Die Schrift macht dem kirchenhistorischen Seminar München, dessen Veröffentlichungen sie angehört, alle Ehre und ist vom Verfasser seinen Lehrern, den Professoren Knöpfler und Weyman gewidmet. Sie bildet, wie aus der Vorrede erhellt, die Vorstudie zu einer Neuausgabe der Homilien Gregors des Großen, zu welcher der Verfasser auf wiederholten wissenschaftlichen Reisen bereits reiches Material gesammelt hat. Ist doch bekannt, daß nicht einmal die von den Maurinern veranstaltete Ausgabe dieser Homilien den berechtigten Anforderungen genügt, so daß die Inangriffnahme einer der von dem großen Papste selbst besorgten, authentischen möglichst nahekommenden neuen Ausgabe um so mehr dringendes Bedürfniß ist, als die Homilien Gregors nicht bloß für die Geschichte der römischen Liturgie von größter Bedeutung sind, sondern auch auf die mittelalterliche Predigt tief greifenden Einfluß geübt haben. Daß dieses Unternehmen bei ihm in den besten Händen liegt, beweist der Verfasser mit vorliegender Schrift. Er behandelt hier im ersten Abschnitt mit musterhafter Sorgfalt Zeit, Ort und Umstände der Abfassung und des Vortrages der 40 Evangelienhomilien, im zweiten Abschnitt die Entstehung und Verbreitung der ersten, wider Gregors Willen erfolgten Veröffentlichung der Homilien, im dritten Abschnitte die vom Papste selbst besorgte authentische, zwei Bücher umfassende Ausgabe derselben. Ein genaues Verzeichniß der Personen und Sachen, der besprochenen Homilien und Textnotizen, sowie der eingestreuten sprachlichen Erläuterungen erhöht den Werth und erleichtert den Gebrauch der fleißigen Schrift. Möge es dem begabten und hoffnungsvollen Verfasser beschieden sein, seine literarischen Pläne zu verwirklichen und die patristische Forschung mit weiteren gediegenen Arbeiten zu fördern!

2. 3. Wenn hervorragende Gelehrte, die sich nicht bloß Jahrzehnte hindurch als beliebte akademische Lehrer, sondern auch als gefeierte Forscher auf dem heutzutage fast unüber-



sehbaren Gebiete der Kirchengeschichte einen klangvollen Namen erworben haben, mit Lehrbüchern an die Oeffentlichkeit treten, wie dies Franz Xaver von Funk in Tübingen, der jüngst seinen 60. Geburtstag feierte, und Alois Knöpfler in München gethan, so darf man von vorne herein die Erwartung hegen, daß sie einerseits vorzügliche Leistungen bieten, andererseits aber auch die gebührende Anerkennung finden werden. Diese Erwartung blieb nicht unerfüllt; von unbefangenen katholischen wie akatholischen Fachmännern ernteten die Verfasser hohes Lob, und wie das Funk'sche Lehrbuch nun schon die dritte Auflage erlebt hat und seit 1891 bereits zum zweitenmale in französischer Uebersetzung erschien und in einer Reihe französischer Seminarien eingeführt ist, so machte sich kaum drei Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage des Knöpfler'schen Buches das Bedürfniß nach einer zweiten fühlbar. Beide Werke haben ihre eigenthümlichen Vorzüge, so daß es schwer hält, eine Wahl unter ihnen zu treffen. Durch tadellose kirchliche Gesinnung, Besonnenheit des Urtheils, souveräne Beherrschung des überreichen Stoffes zeichnet sich jedes aus. Wir würden es für kleinlich und unbescheiden halten, solchen Männern gegenüber den Splitterrichter zu spielen; nur eine Bemerkung sei uns gestattet. Funk befaßt sich in mehreren §§ seines Buches mit der Geschichte der christlichen Kunst im Mittelalter und in der Neuzeit, während Knöpfler diesen Gegenstand grundsätzlich ausscheidet. Zwar blieb ihm darob der Tadel nicht erspart; es wurde die Behauptung aufgestellt: „Es war daher ein verfehltes Unternehmen, wenn in einem der neuesten Lehrbücher der Kirchengeschichte die Entwicklung der christlichen Kunst ausgeschieden wurde". Gleichwohl sind wir der Anschauung, daß Knöpfler wohl daran that, die Kunstgeschichte in seinem Lehrbuche aus dem Spiele zu lassen. Nicht als ob wir die hohe Bedeutung derselben und ihre Wichtigkeit insbesondere für Theologen auch nur im geringsten verkennen oder herabmindern wollten. Allein wir sind überzeugt, daß bei der verhältnißmäßig kurzen Zeit, wie sie dem Kirchenhistoriker zum Vortrage seiner so weitverzweigten und umfassenden Disciplin zu Gebote steht, eine gründliche, ja auch nur einigermaßen genügende Behandlung des Kunst-



geschichte nur auf Unkosten der Kirchenschichte möglich ist, bei der er an kein Ende kommen, ja vielleicht schon in der Reformation oder gar schon bei Karl dem Großen stecken bleiben wird. Die Kunstgeschichte aber nur kursorisch zu behandeln, lohnt nicht die darauf verwandte Zeit. Ohnehin ist auf den Universitäten wie auf unseren bayerischen Lyceen den Candidaten Gelegenheit geboten, eigene kunsthistorische Vorlesungen und Uebungen zu besuchen, worin sie sich mit dem ebenso interessanten als bildenden Kunstgebiete zur Genüge vertraut machen und auch über die Einwirkung, welche die erhabenen Ideale des Christenthums darauf ausgeübt haben, ausgiebig belehren können. Ja wir gehen noch weiter und bestreiten nicht bloß die Existenzberechtigung kunstgeschichtlicher, sondern auch rechtsgeschichtlicher Ausführungen in den kirchenhistorischen Vorlesungen und Lehrbüchern. Wohl wird es sich der Kirchenhistoriker nicht entgehen lassen, auf den wohlthätigen und veredelnden Einfluß hinzuweisen, den die Annahme des Christenthums auf die barbarischen Rechtsanschauungen der germanischen Stämme hervorrief; es ist nicht bloß sein gutes Recht, sondern sogar seine Pflicht, die mannigfachen Verdienste hervorzuheben, die sich die Kirche auf diesem Felde um die Cultur erwarb. Aber von da bis zur Behandlung ganzer Rechtsinstitute ist ein weiter Schritt. Die Entstehung der Pfarreien, des Patronatsrechts, der pseudo-isidorischen Dekretalen, des Corpus juris canonici und dergl. pflegt in den kanonischen Vorlesungen wahrlich eingehend genug erörtert zu werden, der Kirchenhistoriker darf daher diese Gegenstände getrost seinem kanonistischen Collegen überlassen. Wer sich über die allmählige Ausbildung des Patronatsrechts oder über die Entstehung des Corpus juris canonici unterrichten will, der wird ebenso wenig ein Lehrbuch der Kirchengeschichte zu Rathe ziehen als derjenige, welcher über die Kunst des Quattrocento Belehrung sucht. Wozu also will der Kirchenhistoriker unnöthigen Ballast mitschleppen, da doch sein eigenes Gebiet überreich an Fragen ist, die einer ergiebigeren Lösung harren?



LXXVI.

Psychologische Grundfragen.

IV. (Schlußartikel.)

Es ist bekannt, welche Rolle in der neueren Psychologie die Association spielt. Dieses Problem wurde in der Neuzeit recht gründlich und nach allen Seiten diskutirt und die Untersuchung hat wirklich höchst interessante Lichtblicke gewährt. Manche Psychologen, namentlich englische, sind geneigt, die ganze Psychologie in eine Associationslehre aufzulösen. Manchen schwebte auch der Gedanke und Wunsch vor, die Psychologie dadurch rein empirisch behandeln und von aller metaphysischen Seelenlehre abtrennen zu können. Aber die richtige Associationslehre ist gerade geeignet, die erfahrungsmäßige Psychologie in engste und unvermeidliche Verbindung zu ihrer metaphysischen Grundlage zu bringen. Die Association der Ideen bestätigt vollkommen die Lehre von einer geistigen Seelensubstanz, insofern sie ohne diese Voraussetzung vollständig unverständlich und unlösbar wäre. Mag man den Mechanismus der Association wie immer erklären, er ist undenkbar ohne ein associirendes Princip, ohne ein Substrat, in dem die Ideen haften bleiben. Oder wie wollen die Phänomenalisten erklären, daß eine Vorstellung die andere in uns hervorruft oder wieder hervorruft? Sie könnten dies nicht anders fertig bringen, als indem sie die Vorstellungen zu selbständigen Kräften, zu für



sich bestehenden Wesen machen, die auf einander einwirken, sich anziehen und abstoßen, wie chemische Elemente. Allein gegenüber solchen Phantasien (die die Einheit des Bewußtseins erst noch unerklärt ließen) muß sich die vernünftige Betrachtung wieder auf die Seite des scholastischen Princips stellen, wonach die flüchtigen, wechselnden Gedanken und Vorstellungen nicht selbständige Wesen sind, sondern Vorgänge, Thätigkeiten, die einem Princip entspringen, oder Accidentien, die einer Substanz inhäriren. — Weiter ist zu bedenken, daß eine Idee Erkenntniß vermittelt. Da muß doch ein Etwas da sein, dem diese Erkenntniß geboten wird. Denn die Vorstellung erkennt nicht selbst; sie ist nicht id quod cognoscit, sondern id, quo cognoscitur. Der Name Vorstellung kommt ja eben davon her, daß ein Objekt in idealer Form meinem Geist zum Behuf der Erkenntniß vorgestellt wird. Wenn aber kein Subjekt da ist, dem das Objekt vorgestellt wird, dem die Vorstellung zur Erkenntniß dienen und verhelfen soll, dann ist die Vorstellung nicht bloß etwas zweckloses, sondern ein Unding. Der Phänomenalismus ist also, wie in sich selbst haltlos, auch ganz und gar unvermögend das Problem der Association zu lösen, wird vielmehr durch diese schlagend widerlegt. So muß an den Thatsachen der Ideenassociation wie an der Einheit des Bewußtseins jedes System scheitern, das kein beharrliches, substanzielles Ich annimmt.

Wir können den logischen Fehler und Trugschluß, der dem Phänomenalismus eigentlich zu Grunde liegt, am besten bloßlegen, wenn wir den Vergleich näher betrachten, den der Franzose Taine ersonnen hat, um seine These zu illustriren, daß außer den seelischen Erlebnissen nichts Reales mehr da sei. Wir bitten die Leser, sich die kleine Mühe nicht verdrießen zu lassen. Taine vergleicht die Gesammtheit der seelischen Vorgänge mit einem Brette. Unsere Illusion (bezüglich der Seelensubstanz), sagt er nun, gleicht derjenigen eines Menschen, der ein langes Brett eingetheilt hätte in



verschiedene mit der Kreide gezeichnete Figuren, in Dreiecke, Rhomben, Quadrate. Indem nun dieser Mensch die einzelnen Abtheilungen durchginge, würde er sagen: Dieses Brett ist hier ein Dreieck, hier ein Quadrat, hier ein Rhombus; doch während die Abtheilungen beständig wechseln, habe ich doch immer das eine, sich selbst gleiche Brett. Also, würde er folgern, ist das Brett selbst verschieden von den Figuren, in die es eingetheilt ist, es muß ein selbständiges Ding sein, eine unabhängige Substanz, zu der sich die verschiedenen Figuren verhalten wie aufeinander folgende Zustände. Kurz, vermöge einer optischen Täuschung würde der Mensch da eine leere Substanz schaffen — das Brett an sich. Eine ähnliche optische Täuschung, schließt Taine, ist Schuld, wenn wir vom Ich an sich reden und eine eigene leere Substanz daraus machen. Wie das Brett nichts anderes ist als die Reihe und Summe der aufeinanderfolgenden Abtheilungen, so ist das Ich nichts anderes als die Aufeinanderfolge (la trame continue) der seelischen Erlebnisse.

Das ist der famose Vergleich des französischen Phänomenalisten. Keiner unserer Leser wird die Befürchtung oder den Eindruck haben, daß mit diesem plumpen Vergleich, der von logischen Ungeheuerlichkeiten strotzt, die Jahrtausende alte, bewährte Seelenlehre über den Haufen gestürzt sei. Es ist freilich wahr, daß die Theile des Brettes zusammen das Ganze ausmachen. Das Ganze ist die Gesammtheit der Theile. Aber die verschiedenen psychischen Zustände des Ich verhalten sich zum Ich nicht wie Theile zum Ganzen, sondern wie Wirkungen zu ihrer Ursache. Das ist ein kleiner Unterschied, den Taine übersehen hat. Das Ich bringt seine Zustände hervor, während das Brett die einzelnen Figuren, in die es eingetheilt wird, nicht hervorbringt. Bei den seelischen Thätigkeiten kann man sagen, daß die Seele, das Ich, in jeder derselben als Ganzes enthalten ist. Man kann aber nicht sagen, wie Taine meint, daß das Brett hier diese Figur sei, dort eine andere. Kurz, das Ich ist eben nicht

in Theile zerlegbar wie das Brett. Was man an dem Seelischen theilen kann, das ist nur der zeitliche Verlauf, in welchem das Ich seine Thätigkeit entfaltet; wenn man diesen zeitlichen Verlauf zerlegt hat, muß man noch nicht glauben, das Ich selbst getheilt zu haben. Die Theile eines Brettes liegen nur äußerlich neben einander, sie sind in keiner Weise durch ein inneres Band mit einander verbunden; aber die psychischen Vorgänge sind in dem Ich zur Bewußtseinseinheit verknüpft. Weitere Worte wollen wir über diese Sache nicht mehr verlieren. Nur die Frage mag sich hier gut anschließen, ob solche Philosophen der Neuzeit den Beruf dazu haben, über die großen Denker des Mittelalters den Stab zu brechen und über deren „metaphysische Phantome" zu spotten. Derartige logische Schnitzer würden sie allerdings bei den großen Scholastikern vergebens suchen.

Nur noch ein Wort über die Insinuation, die von dieser Seite der traditionellen (scholastischen) Seelenlehre gemacht wird. Es wird gesagt, wir entleerten zuerst die Seele ihres realen Inhaltes und dann, wenn alle seelischen Akte und Vorgänge hinweggenommen seien, wollten wir noch eine von aller Bethätigung freie, leere, reine Seelensubstanz entdecken. Als ob je ein Scholastiker behauptet hätte, er habe die Seele gesehen als eine von jeder Thätigkeit freie Substanz, oder er habe die Seele beobachten können, wenn sie alle Bethätigung eingestellt habe. Wir wissen recht wohl, daß wir die Seelensubstanz nur erkennen können aus ihren Thätigkeiten und daß wir da, wo keine Bethätigung mehr vorläge, absolut nichts mehr zu erkennen vermöchten. Aber wir schließen eben von den Thätigkeiten auf ein Thätiges, von den Wirkungen auf die Ursache. Und weil die Wirkungen sich als mannigfach und wechselnd darstellen, während das Ich uns durch das Bewußtsein im Wechsel der Zustände als das constante Subjekt bezeugt wird, so müssen wir schließen, daß das Ich oder die Seele ein Dauerndes, Substanzielles ist, zu dem sich die Thätigkeiten wie Accidentien verhalten.



Man hat in neuester Zeit gegen die Einheit des Ich in's Feld geführt die in den anormalen Zuständen des Hypnotismus und Somnambulismus beobachteten Zustände eines sogenannten doppelten Bewußtseins, sowie die sogenannte Entfremdung der Persönlichkeit oder Depersonalisation in bestimmten psychischen Krankheitszuständen. Allein beide Arten von abnormen Zuständen vermögen die Einheit des Ich und die Wahrheit des Ichbewußtseins nicht zu erschüttern. Besonnene Forscher, wie z. B. Schrenck-Notzing, der das Problem des Doppelbewußtseins gründlich untersucht hat, finden, daß nicht zwei Vorstellungs- oder Erinnerungsreihen da sind, die ohne jegliche Beziehung zu einander je für sich ablaufen, sondern daß das zweite Bewußtsein nur in Abhängigkeit vom ersten möglich ist und an dieses anknüpft. Die sogenannten unbewußten oder unterbewußten, gewissermaßen automatisch ablaufenden seelischen Vorgänge spielen hiebei eine wichtige Rolle. Bei der krankhaften Depersonalisation (z. B. der Kranke wundert sich über das, was er selbst unbewußt gethan hat, erschrickt vor seiner eigenen Stimme, die ihm fremd klingt) hat man es mit hallucinatorischen Täuschungen zu thun, die durch Hyperästhesie (überreizte Sinnesthätigkeit) und aufgehobene oder herabgesetzte Thätigkeit des reflektirenden Verstandes bedingt sind. Man hat hier ein Gegenstück zu den Hallucinationen des Traumlebens. Ein Verlust der Individualität oder Persönlichkeit liegt nicht vor. Auch das ist von Fachmännern nachgewiesen.[1])

Andere Einwendungen gegen die Substanzialität der Seele werden gemacht von Seite der *aktualistischen Seelentheorie*. Die Seele, sagt man, sei nicht Substanz, sondern Thätigkeit. Sie könne gar nicht Substanz sein, weil der Substanzbegriff zu dem, was uns im psychischen Leben gegeben sei, im Widerspruch stehe oder auch weil

1) Vergl. Gutberlet a. a. O. S. 114 ff.



Substanz nicht anders als materialistisch aufgefaßt werden könnte. Man könne dem Seelenleben nur dann gerecht werden und die Seelenlehre nur dann vor Materialismus schützen, wenn man die Seele nicht als Substanz, sondern als Aktualität, als Thätigkeit fasse. Hier wird sich nun jedem gleich die Frage aufdrängen: Ja, wenn die Seele Thätigkeit ist, welches ist der Träger, das Subjekt dieser Thätigkeit? Und da ein geistig substanzielles Subjekt nicht zugegeben wird, so scheint für die seelische Thätigkeit kein anderes Subjekt übrig zu bleiben als der Körper. Also ist der körperliche Organismus Träger und erzeugendes Princip für die geistigen Vorgänge in uns? Doch nein, das wäre ja platter Materialismus, und den wollen unsere Philosophen nicht gern auf sich kommen lassen. Was aber dann? Man zeigt uns einen Ausweg. Die seelischen Thätigkeiten, sagt man uns, brauchen gar keinen Träger. Das sei, fügt man hinzu, gerade die große Errungenschaft der aktualistischen Theorie gegenüber der alten Substanzlehre, daß sie die psychischen Vorgänge einfach als das nehme, als was sie sich präsentiren, nämlich als Akte, und daß sie keinen substanziellen Träger dazu construire. Nach Paulsen sollen wir uns gewöhnen, die Seelenthätigkeiten ebenso selbständig und ohne Träger zu denken, wie wir uns jetzt die Himmelskörper frei im Raume schwebend vorstellen; und wir sollen die „Wirklichkeitsklötzchen", wie der genannte Professor die angenommenen substanziellen Träger spöttisch benennt, getrost weglassen. Der Rath mag gut gemeint sein. Wenn wir ihn nur so leicht befolgen könnten. Aber unser Denken ist nun einmal derart eingerichtet, daß wir mit Nothwendigkeit für jede Thätigkeit ein Thätiges annehmen müssen. Das ist so, ob es sich um körperliche Bewegungsthätigkeiten oder um psychische Akte handelt. Paulsen wird das nicht so rasch ändern können. Oder wenn er es zu ändern unternimmt, so geht es nicht ohne Attentat auf elementare Denkprincipien. So muß uns der Versuch,



im Seelenleben nur Aktualität ohne Träger zuzulassen, von vornherein als ein unmögliches, unrealisirbares Beginnen erscheinen. Doch es sollen eben zwingende Gründe da sein, die es verböten, dem Seelenleben eine Substanz zu Grunde zu legen. Es sei, so hören wir, für unser seelisches Leben gerade charakteristisch, daß uns dasselbe immer nur als ein Ereigniß, als ein Geschehen entgegentrete. Den Thatsachen entspreche es einzig und allein, wenn man immer nur von einem psychischen Geschehen, nie von einem psychischen Sein spreche. Für die Begreiflichkeit dieses Geschehens sei nun der Begriff der beharrenden Substanz ein durchaus ungeeignetes, nothwendig irreführendes Denkmittel. So meint Jerusalem in seiner Einleitung in die Philosophie. Es bestehe ein Widerspruch zwischen Seelenleben und Substanzialität. Die Substanz bilde den direkten Gegensatz zum thätigen Ich, indem dieses ein unablässiges Werden und Geschehen, jene eine immerwährendes Beharren bedeute. So Wundt. Darauf ist zu erwidern, daß ein Gegensatz zwischen Seelenleben und Substanz in Wirklichkeit keineswegs besteht, oder höchstens dann, wenn man einen falschen, starren Substanzbegriff zu Grunde legt. Die Substanz ist, was wir schon oben hervorgehoben haben, nicht in dem Sinne unveränderlich, daß sie keine wechselnden Zustände und Thätigkeiten haben könnte. Daß aber den wechselnden psychischen Zuständen ein in seiner Substanzialität beharrendes Subjekt zu Grunde liegen kann, kann man nicht nur nicht als etwas Unmögliches erweisen, sondern Beobachtung und Denken fordert positiv, daß es so sein muß. Zudem weist auch das psychische Leben, wie wir es in der Selbstbeobachtung kennen lernen, nicht bloß Veränderung, sondern ebenso sicher und unleugbar Beharrlichkeit auf, die Constanz des Ich. Treffend sagt Gutberlet: „Noch unbegreiflicher ist bei einem experimentirenden Psychologen der sachliche Irrthum jener Behauptung: das psychische Leben, das Ich, stelle nichts als Veränderung dar. Nur wer nie einen



prüfenden Blick in sein Inneres geworfen, kann die Beständigkeit des Ich neben der Veränderlichkeit seiner Akte in Abrede stellen. Wundt freilich ist der Meinung, nur wer experimentelle Psychologie getrieben, könne mit Sicherheit die Selbstbeobachtung üben; indeß wenn er bei seiner inneren Beobachtung nur einzelne Thätigkeiten ohne festen Kern bemerkt hat, dann hat er so recht vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen."

Uebrigens fühlt Wundt, der überhaupt der alten Metaphysik manch' werthvolles Zugeständniß macht, doch das Bedürfniß, zur Erklärung der Constanz des Ich und zur Regulirung des Laufs der Vorstellung die Apperception, den Willen zu Hilfe zu nehmen. Er ist ja der Philosoph des Voluntarismus. Nach ihm lassen sich auch die Thätigkeiten der Seele auf die Grundthätigkeit des Wollens zurückführen. Aber auch die Apperception oder der Wille genügt nicht, um die Einheit des Ich zu erklären. Wie soll denn der Wille Alles zusammenhalten? Die Willensakte sind ja, wenn sie auch der Art nach gleich sind, in jedem Augenblick (numerisch) verschiedene. Die vielen Wollungen können keine Einheit zu Stande bringen, das kann nur ein Wollender. Die Willensakte bedürfen selber eines Zusammenhaltes und eines Princips so gut als die Vorstellungen, und sie sind ohne ein constantes, substanzielles Subjekt unerklärlich. Außerdem ist zu bemerken, daß unsere Vorstellungen sehr oft ablaufen ohne den bestimmenden und regulirenden Einfluß unseres Willens; dennoch sind sie einheitlich verknüpft und haben wir das Bewußtsein, daß sie unserem einheitlichen Ich angehören; also kann der Wille nicht der Grund dieser Einheit sein.

Ein Haupteinwand geht dahin, daß eine Substanz nicht anders als materiell gedacht werden könne und daß man deßwegen, wenn man an einer Seelensubstanz festhalte, in der Consequenz in den Materialismus hineingerathe. Gerade um dem psychischen Leben den völlig immateriellen Charakter



zu wahren, müsse man hier den Substanzbegriff fallen lassen. Eigenthümlich! Die christliche Philosophie war bisher des Glaubens, daß sie durch Annahme einer vom Körper verschiedenen, selbständigen, immateriellen Seele, also durch eine geistige Seelensubstanz bestens geschützt sei und Schutz bieten könne gegen den drohenden Materialismus. Und nun hält man uns entgegen: ihr verfallet selbst unausweichlich dem Materialismus, wenn ihr nicht von einer Seelensubstanz ablasset. Nur ein gleichsam substratloses (psychisches) Geschehen, meint Jerusalem, sei thatsächlich etwas von allem Materiellen wesentlich verschiedenes. Nach Paulsen soll eine immaterielle Substanz ein unvollziehbarer Gedanke sein. Der gedachte Inhalt einer solchen bestehe aus lauter Negationen, die nur etwas ablehnen, aber nichts beilegen: daraus könne man nichts Wirkliches machen. Den Begriff der Substanz habe man von der Körperwelt auf das geistige Leben übertragen; aber eben dieses gehe nicht an, damit vernichte man entweder den Begriff oder zerstöre das Leben.

Rehmke, der scharfsinnige Professor der Philosophie in Greifswald, hat in seinem Lehrbuch der allgemeinen Psychologie den diesbezüglichen Einwand besonders scharf herausgestellt. Wir wollen darum seine Ausführungen für die Lösung zu Grund legen, die wir zu geben versuchen werden. Rehmke argumentirt so. Wir hätten für die Seele, die wir als geistige Substanz fassen, lediglich nur der Körperlichkeit entnommene oder rein negative Bestimmungen (wie unkörperlich, immateriell, unsinnlich). Diese seien aber nicht ausreichend, um ein geistiges Conkretes genügend als ein solches zu bestimmen. Dadurch werde die Seele, so sehr man das vermeiden wolle und so lebhaft man sich dagegen wehre, im Grunde materialisirt. Wenn man auch diesem Seelenkonkreten die Bezeichnung Substanz oder Geist gebe, so könne diese Bezeichnung, weil zu unbestimmt, dasselbe nicht vor Materialisirung schützen, und eben so wenig die Behauptung, die Seele sei unkörperlich, unsinnlich. Eben



das sei ein Irrthum, zu meinen, daß durch bloß verneinende Bestimmungen ein Gegebenes schon klar und sicher bestimmt sei. Um den Sinn einer verneinenden Bestimmung zu verstehen, müsse man ja schon vorher die Sache als eine bestimmte begriffen haben. Wenn wir die Seele als unkörperlich, unsinnlich bezeichneten, so hätte das nur einen verständlichen Sinn, wenn wir sie schon vorher in ihrer (positiven) Bestimmtheit begriffen hätten, die den Grund dafür enthielte, warum sie unsinnlich sein müsse. Ebenso verhalte es sich mit unsern sinnlich-anschaulichen Bestimmungen für die Seele. Um der materiellen Auffassung zu entgehen, sage man zwar wohl immer, daß diese anschaulichen Bestimmungen nur im bildlichen, nicht im eigentlichen Sinne verstanden werden dürften. Aber diese Ausrede sei deßhalb keine stichhaltige, weil wir nicht auch daneben mit eigentlichen Bestimmungen aufwarten könnten. Denn nur wenn bildliche Bestimmungen neben eigentliche gestellt und an diesen gemessen werden könnten, hätten sie Sinn und Werth. Alle Spiritualisten — das erweise die Geschichte — hätten, so sehr sie sich auch bemühten, die Seele als unkörperlich zu begreifen, sie doch immer materialisirt — dadurch, daß sie dieselbe räumlich faßten. Das ist das Wesentliche an der Rehmke'schen Kritik unserer spiritualistischen Seelenauffassung.

Hienach könnte man meinen, wir hätten zur Charakterisirung der Seele und zu ihrer Unterscheidung von allem Materiellen keine anderen Bestimmungen als rein negative oder bildlich-anschauliche. Ist das richtig? Nein. Wenn wir von der Seele aussagen, daß sie ein für sich bestehendes Wesen, eine vom Körper in ihrer Subsistenz unabhängige Substanz sei, daß sie eine kraftvolle Realität, ein Princip der Thätigkeit sei, daß sie Subjekt für die uns durch unmittelbare, innere Anschauung bekannten geistigen Akte sei, daß sie ein mit intellektuellem Denken und Wollen begabtes Wesen sei, so sind das keine Negationen, sondern lauter positive



Bestimmungen und zugleich solche, die nichts Materielles an sich haben. Wenn wir die Seele dann noch durch die negativen Bezeichnungen „unkörperlich“, „unsinnlich“, von allem Körperlichen unterscheiden, so hat das in Verbindung mit jenen positiven Bestimmungen einen ganz guten, verständlichen Sinn und grenzt die Seele hinreichend bestimmt gegen alles Materielle ab. Eben so wenig ist richtig, daß wir lediglich auf sinnlich-anschauliche Vorstellungen angewiesen wären. Durch obige Bestimmungen wird vielmehr die Seele begrifflich bestimmt, nicht mit sinnlichen Bildern veranschaulicht. Wer will behaupten, daß wir uns unter dem so gefaßten Begriff der Seele nichts denken können? Wir sind uns bewußt, daß wir damit etwas ganz Bestimmtes denken, und andere verstehen uns auch ganz gut, wenn wir das Wesen der Seele so charakterisiren. Nur wer nichts anderes als sinnliche Vorstellungen im menschlichen Geiste gelten läßt, nur wer Begriff und sinnliche Vorstellung verwechselt und für eins nimmt, könnte zu der Annahme kommen, daß durch die begrifflichen Bestimmungen für sich allein noch nichts „sicher bestimmt“, keine „bestimmte Wegleitung“ für die Auffassung des Seelenwesens geboten sei. Freilich mischen sich unseren Begriffen auch regelmäßig sinnliche Vorstellungen bei und spielt die Anschaulichkeit namentlich im sprachlichen Ausdruck eine Rolle. Es liegt in unserer sinnlich-geistigen Natur begründet, daß auch unsere rein geistigen Begriffe von der Phantasie mit sinnlichen Bildern umkleidet werden. Aber deßwegen ist sinnliches Phantasma und geistiger Begriff noch lange nicht identisch. Das geht schon daraus hervor, daß ich für einen und denselben Begriff verschiedene Sinnesbilder mir zur Veranschaulichung vorführen kann, der Begriff bleibt darum doch derselbe. Wenn sich nun bei dem Begriff der Seele infolge der Thätigkeit unserer Phantasie irgend ein sinnliches Bild einstellt, das der Körperwelt entnommen ist, so weiß jeder Spiritualist, daß dieses nicht zum Begriff gehört, daß es nur Bild ist. Denn wir schließen alles Materielle von der Seele aus.



Wird aber behauptet, daß, abgesehen von solchen sinnlich-anschaulichen Bildern, nichts **Eigentliches, Positives** mehr da sei, so ist dies, wie wir schon gezeigt haben, unrichtig: es bleibt der positive, feste Kern des Begriffs. Rehmke meint noch: da die Seele nicht immer denkend, wollend, fühlend sich bethätige, z. B. im traumlosen Schlafe diese Thätigkeiten sistire, so bleibe es dunkel, was nach Wegfall dieser Bestimmtheiten — die unser Philosoph doch immerhin als positive Bestimmtheiten gelten lassen muß — noch unter „Seelengeist" zu verstehen sei. Für uns ist das nicht so dunkel. Wir nehmen ja nicht mit Cartesius an, daß die Seele ganz im Denken bestehe. Wir fassen die Seele als ein mit den geistigen Fähigkeiten des Denkens und Wollens ausgerüstetes Wesen auf. Diese Fähigkeit behält sie immer, auch wenn sie dieselben nicht gerade in Aktualität setzt. Außerdem hat für uns die Seele neben dem Denken, Fühlen, Wollen noch die andere, grundwesentliche Bestimmung, als Lebensprincip den Körper zu informiren und zu organisiren. Gutberlet sagt: „Wenn sich Rehmke nichts unter einem nichtdenkenden Ding vorstellen kann, so beweist er damit, daß er keinen Begriff von der Substanz hat, oder daß er dieselbe mit dem Körper identificirt: weil er sich mit der Phantasie nur körperliche Subjekte vorstellen kann, meint er, sie seien auch allein möglich." Rehmke ist so difficil, daß ihm sogar die Benennung „Geist" für die Seele „sehr nach Materie schmeckt" und ihn an die Geister der Gespenstergeschichten denken läßt. Wie uns dünkt, dürfte hieran der Spiritualismus unschuldig sein. Der Ausdruck „Geist" könnte, nachdem er seit langen Jahrhunderten in der philosophischen Sprache verwendet und eingebürgert ist, nachgerade gerechten Anspruch darauf haben, im verstandesmäßigen Sinne aufgefaßt zu werden. Es ist wirklich merkwürdig, wie schwer es manchen unserer Philosophen gehen will, eine geistige Substanz zu fassen. Wenn wir vor Schulkindern die geistige Natur der



Menschenseele oder der Engel zu erklären hatten, konnten wir uns stets überzeugen, daß sie sich wohl und mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit zur Höhe der geistigen Auffassung erschwangen, und wir hatten nie den Eindruck, daß es ihnen so maßlose Schwierigkeiten bereite, sich unter geistigen Wesen etwas zu denken und dieselben wirklich geistig aufzufassen. Es scheint uns, daß diese kleinen Naturphilosophen der Verwechselung von materialisirten Gespenster-Geistern und wirklich geistigen Naturen viel weniger ausgesetzt sind, als die gewiegtesten und geübtesten unserer Denker!

Rehmke macht den Spiritualisten namentlich den Vorwurf, daß sie die Seele als ein Räumliches fassen, ihr Oertlichkeit, Ortsbestimmtheit beilegen. Er stößt sich z. B. an dem Ausdruck: „die Seele ist im Leibe." Wer Ernst mache mit dem Immaterialismus, der dürfe der Seele nicht einen Ort ihres Seins abverlangen, und müsse zu dem Satze stehen: die Seele ist, aber sie ist nirgends. Denn die Seele als Bewußtsein sei ortlos, sie könne nirgends sein. Hierauf ist zu sagen, daß wir eine räumliche Ausdehnung der Seele nicht annehmen. Daß wir eine solche von einem geistigen Wesen fern halten müssen, ist uns schon klar. Aber unbedenklich sprechen wir allerdings von der Gegenwart der Seele im Leibe, in diesem bestimmten Leibe. Sollten wir das nicht dürfen? Ich möchte wissen, wie es Rehmke anstellte, um von seiner Seele, d. h. seinem geistigen Bewußtsein jedes irgendwie beschaffene Gegenwärtigsein im Leibe fern zu halten. Denn dieses Bewußtsein ist eben doch im Leibe und nicht irgendwo anders. Die Seele steht in engster Verbindung, auch nach Rehmke, in Wechselwirkung mit dem Leibe. Da nun der Leib räumlich ist, so kann auch von der Seele nicht jede räumliche Beziehung ausgeschlossen werden. Freilich wenn man sich kein anderes Gegenwärtigsein denken kann als ein solches, daß verschiedene Theile eines Dinges verschiedene Theile eines Raumes einnehmen,



dann kann die Seele nirgends sein, dann kann sie auch nicht im Leibe gegenwärtig sein, dann müssen wir aber auch darauf verzichten, ihr thatsächlich an den Leib gebundenes Leben und Wirken zu erklären. Ganz anders aber wird die Sache, wenn man das Gegenwärtigsein in einer Weise faßt, daß es der geistigen Natur derselben nicht widerspricht, sondern entspricht. Darum unterschieden die Scholastiker, vorab der hl. Thomas, zwei Arten von Gegenwärtigsein an einem Ort: eines nach Körperart — so ist ein Tisch in einem Zimmer gegenwärtig, in dem die Theile des Tisches verschiedenen Theilen des Zimmerraumes entsprechen — und ein Gegenwärtigsein vermöge des Einflusses, der Kraft oder Wirkung, per contactum virtutis. Wie will man beweisen, daß diese zweite Art von Gegenwart nicht auch der geistigen Seele zukommen könne? Von ihr kann man wirkich sagen, daß sie in ihrem Körper sei, weil sie auf diesen Körper ihren Einfluß ausübt und nicht irgend wo anders. Gerade die Thomisten haben angenommen, daß ein geistiges Wesen nicht per se, sondern nur per accidens im Raume sein könne, d. h. insofern es auf einen im Raume befindlichen Körper wirke. Dieser Auffassung kann man doch nicht Materialismus vorwerfen. Wem sie aber nicht spiritualistisch genug ist, der setzt sich mit den Thatsachen, mit dem thatsächlichen Verhältniß von Seele und Leib in offenen Widerspruch und entzieht sich die Möglichkeit, dieses Verhältniß zu erklären.

Wollen wir kurz die Kluft bezeichnen, die uns von Rehmke trennt, so können wir sagen: Rehmke vermag sich eine geistige Substanz gar nicht zu denken. Was Substanz ist, kann er sich nur als körperlich vorstellen, und was geistig ist, kann er sich nur als nicht-substanziell denken. Er kennt kein anderes ‚Ding' als den Körper. Wir dagegen sehen keinen Grund ein, warum ein unkörperliches ‚Ding', eine immaterielle Substanz a priori etwas Unmögliches wäre. Das „Sein" ist nicht identisch mit dem „körperlichen Sein."

Wir fühlen uns aber durch unabweisbare Denkforderung dazu gedrängt, da wo geistige Thätigkeiten vorliegen, auch ein geistiges Subjekt anzunehmen. Welche dieser beiden gegensätzlichen Auffassungen hat in den unverrückbaren Principien unseres Denkens eine bessere, eine solidere Stütze?

Hiemit wollen wir für diesmal unsere Abhandlung schließen, durch die wir bereits in allzu ausgiebiger Weise die Geduld der freundlichen Leser und die Gastfreundschaft dieser Blätter ausgenützt haben. Mit gütiger Zustimmung der Redaktion behalten wir uns vor, ein anderes Mal noch ein kürzeres Wort anzufügen über die moderne Auffassung des Verhältnisses von Seele und Leib.

Dr. E. Dentler.

LXVII.

Aus dem Türkisch-Griechischen Orient.

Ein ernst wissenschaftlicher Zweck führte den bekannten Jenenser Gelehrten, Herrn Geheimrath Professor Gelzer, voriges Jahr wieder in den Orient, den er vor achtundzwanzig Jahren mit dem berühmten griechischen Historiker Ernst Curtius schon einmal bereist hatte. Es galt umfassende handschriftliche Studien, welche die Basis für ein wichtiges Werk Gelzers, eine neue Ausgabe des Corpus notitiarum episcopatuum orientalium, bilden werden. Aber so gründlich es der verdiente Gelehrte mit der Arbeit der Wissenschaft zu nehmen pflegt, so hat er sich doch nicht darauf beschränkt, in griechischen Kloster- und Patriarchalbibliotheken



die alten Manuscripte zu collationiren. Neb en dem Interesse für Namen, Titel und Aemter des byzantinischen Kirchenthums bewahrte er sich einen freien und hellen Blick für alle Erscheinungen der lebensvollen Gegenwart. Die reife und anmuthende Frucht der Beobachtungen, die er unermüdlich in griechischen Kirchen und Klöstern, auf belebten Straßen und Plätzen, im Sandal des türkischen Bootsmannes und im Gewimmel des Bazars angestellt hat, ist uns in seinem Buche „Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient" freundlich dargeboten.[1])

Gelzer ist kein Orientbesucher gewöhnlichen Schlages. Seine tiefe und ausgebreitete Kenntniß der kirchlichen und profanen Geschichte jener Länder setzt ihn in den Stand, die gegenwärtigen und die einstigen Verhältnisse zumal in einem Blick, gleichsam coulissenartig ineinandergeschoben, zu betrachten. „In Byzanz sind noch Einrichtungen des alten Reiches und der alten Kirche, von denen sonst aus dem Staube der Bibliotheken und den Werken der alten Schriftsteller nur eine verworrene, dunkle Kunde zu uns dringt" (S. 60). Wenn die Väter von Nicäa riefen: „Das Alte soll gelten", so ist der Spruch auch im weiteren Sinne zur Wahrheit geworden; alles hat dort tausendjähriges Leben. Unter diesem doppelten Gesichtspunkte erscheinen z. B. Gelzer's Schilderungen der noch üblichen Ceremonien des orthodoxen griechischen Gottesdienstes, des Tempels mit dem „Ikonostas" und „der schönen Pforte" und insbesondere der in Form eines Responsoriums von zwei Chören gesungenen „Acclamationen" ebenso belehrend wie interessant. Ueber den letztgenannten Brauch, der am Schlusse der Feier stattfindet,

1) Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Mit einem Porträt im Lichtdruck (Malakhia Ormania, armenischer Patriarch in Constantinopel), sowie zwölf Zeichnungen im Text. 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. 8°. XII und 253 S.



bemerkt Gelzer selbst: „So habe ich eine lebendige Vorstellung von den προσφωνήσεις, den Acclamationen, erhalten, welche in der Verhandlung des römischen Senats und genau so in den nach seinem Vorbilde eingerichteten geistlichen Reichsparlamenten, den ökumenischen Concilien, eine so große Rolle spielen und uns so eigenthümlich und fremdartig anmuthen. Für den byzantinischen Historiker ist die Kenntniß von Land, Leuten und Gebräuchen von unschätzbarem Werthe“ (S. 60).

Auf genauen und neuesten Informationen beruhen die „Bilder aus dem geistlichen Constantinopel“, welche den ersten Theil des Werkes bilden. Wer sich über den augenblicklichen Stand des „ökumenischen Patriarchats“, über sein durch die rumänischen Confiscationen verringertes Einkommen, über die Gebrechen seiner Organisation, über die „verhaßten“ Phanarioten[1]) und das „Compagniegeschäft“ dieser Banquiers mit dem hohen Clerus und den Türken, über die hervorragendsten Persönlichkeiten (Constantinos V. von Constantinopel, Nikodimos von Jerusalem, Malakhia Ormanian von Armenien, den bulgarischen Exarchen) unterrichten will, findet hier manchen feinen charakteristischen Zug. Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, immer ein vollständiges Porträt zu liefern; was er will, ist eine treue Wiedergabe des unmittelbaren Eindruckes, den die persönliche Zusammenkunft auf ihn machte.

Unter den Aufschlüssen und Reflexionen über die „Religiosität und Kirchenpolitik der Griechen“ (S. 65—102)

1) Unter Phanarioten versteht man die Bewohner des Phanar, d. h. jene Griechen, welche seit der Einnahme von Byzanz die im nordwestlichen Theil Stambuls gelegene Vorstadt bewohnen. Dieses Griechenviertel, wohin Mohammed der Eroberer die griechischen vornehmen Familien aus Trapezunt, Kafa, Amastris u. s. w. verpflanzte, hat seinen Namen von einem ehemaligen Leuchtthurm (φανάριον). Hier ist auch die Residenz des ökumenischen Patriarchen.



dürfte der Abschnitt: „Der orthodoxe Clerus in seinen Beziehungen zu Deutschland und Rußland“ von besonderem aktuellem Interesse sein. Unter den deutschen Hochschulen, auf welchen „ein großer Bruchtheil“ der höheren Geistlichkeit studirt hat, übt auch Jena eine starke Anziehungskraft aus; Gelzer traf mehrfach mit seinen ehemaligen Schülern wieder zusammen, die ihm ein treues Andenken bewahrt hatten. Durch diese zahlreichen, gelehrigen Freunde der deutschen theologischen Wissenschaft wirkt Deutschland eben so stark, ja vielleicht noch nachhaltiger auf die griechische Kirche als England (S. 70). Die Verhandlungen des ökumenischen Patriarchen mit der anglikanischen Kirche führten bekanntlich zu keiner Union (κοινωνία), sondern nur zu einem gewissen freundschaftlichen Verhältniß (ἐπικοινωνία), dem übrigens durch englische Proselytenmacherei erheblicher Abbruch gethan wird (S. 73). Für die russische theologische Wissenschaft herrscht geringe Begeisterung, trotzdem viele Archimandriten und Bischöfe ihre Studien in Rußland vollendet haben und das Vordringen des Russenthums auf politischem wie kirchlichem Gebiete offenkundig ist.[1]) Ein bemerkenswerthes Symptom für neuerwachtes kirchliches Leben im Volke sieht Gelzer darin, daß ein Bedürfniß nach volksthümlicher Predigt erwacht ist. Er findet dort einen förmlichen Durst nach dem lebendigen Worte Gottes. Dieser merkwürdigen religiösen Bewegung, die von der untersten Volksschicht in Smyrna ausgegangen ist, verdankt die geistliche Brüderschaft

---

1) Ein Kenner des Russischen hat dem Verfasser versichert, „daß die russischen dogmatischen, exegetischen und kirchenhistorischen Handbücher mit ziemlicher Unparteilichkeit aus den Werken der deutschen katholischen wie protestantischen Theologen abgeschrieben seien; die einzige originelle Zuthat bilden die üblichen Tadelergüsse auf diese verkommenen abendländischen Kirchen gegenüber der jungfräulich reinen, unbefleckten Kirche des Ostens“ (S. 70).

„Eusebia" ihr Entstehen, die direkt dem Zwecke dient, für regelmäßige Volkspredigten zu sorgen.[1])

Eine durchaus wohlwollende und anerkennende Beurtheilung läßt Gelzer den Orden und Institutionen der katholischen Kirche in der Türkei zu Theil werden. Der Vergleich mit den griechischen Mönchen fällt nicht zu deren Gunsten aus. „Wie sie (sc. die orthodoxe Kirche) früher durch Mißachtung der Predigt die geistigen Interessen der Nation vernachlässigte, so hat sie auch für die socialen Nöthen des Volkes durchaus nicht genügendes Verständniß bewiesen. Statt in Hirtenbriefen und Zeitungsartikeln über die römischen Katholiken zu donnern, sollten die griechischen Cleriker vielmehr an ihnen ein Beispiel nehmen. Sie haben dasselbe vor Augen und sehen, wie glänzend die Leistungen der katholischen Mönche und Klosterfrauen auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Krankenpflege sind. Hier hätten nun die in der Türkei wie in Griechenland noch so überaus zahlreichen Hieromonachi ein weites Feld für eine vielversprechende Thätigkeit" (S. 93). In Athen sogar, dem Centrum hellenischer Civilisation, ist das beste Gymnasium nicht die staatliche Anstalt, sondern das von katholischen Priestern geleitete Leogymnasium, an welches Abgeordnete und hohe Beamte ihre Söhne schicken (S. 94). Ueberhaupt ist in den „Mönchsrepubliken" sehr wenig geistiges Streben vorhanden (S. 94) und in der Unterhaltung mit manchen hohen Würdenträgern machte Gelzer die gleiche Erfahrung, wie er humorvoll durchblicken läßt.

Die äußere Entwickelung der katholischen Hierarchie ist im Aufschwung begriffen, die Orden sind populär bei den Türken und genießen mehr Duldung als in manch' anderen Ländern; rührig, intelligent und voll heroischer Selbstaufopferung obliegen sie ihrem Berufe. Ein schönes Wort

1) Vergl. den Bericht in der „Konstantinupolis", den Gelzer nach dem Abdrucke in den Échos d'Orient 1897, S. 87 ff. mittheilt.



aus dem Munde des protestantischen Verfassers über den klösterlichen Gehorsam möge hier eine Stelle finden. „Diese einfache Unterordnung jedes individuellen Einzelwillens unter das Ganze hat etwas Großartiges und macht diese klösterlichen Institute so leistungsfähig. Die Andersdenkenden reden und deklamiren viel gegen die katholischen Klosterinstitute und ihren wachsenden Einfluß im Orient. Aber in der Krankenpflege wie im Unterricht leisten dieselben wirklich Bewunderungswürdiges. Sie handeln, während die andern Worte machen. Das allein macht ihre Machtstellung vollkommen verständlich" (S. 149).[1])

In einem aufrichtig freundschaftlichen Verhältnisse steht Gelzer auf Grund wissenschaftlichen Gedankenaustausches

1) Vergl. auch die Auslassung S. 146: „Für uns, die wir den deutschen Bildungsgang durchgemacht haben und von protestantischen Anschauungen bewußt und unbewußt förmlich durchtränkt sind, ist ein unbefangener und vorurtheilsloser Verkehr mit Männern, die auf einer ganz anderen Weltanschauung stehen, außerordentlich anregend und belehrend. Eine Unmenge nationaler und confessioneller Vorurtheile schwindet; man erkennt, wie vieles Gemeinsame uns auch mit dem national und kirchlich Fremden verbindet. Unser Gesichtskreis erweitert sich und auf diesem Wege üben wir wahre Duldsamkeit, nicht indem wir ein eigenes mehr oder minder liberales kirchliches und politisches System als die Wahrheit ansehen und über Andersdenkende rücksichtslos den Stab brechen." Es sei gestattet, hier auch an die edlen und freimüthigen Worte Gelzer's „Pro monachis" in der „Zeitschrift für Kulturgeschichte" V, 145—160, hinzuweisen. Hinsichtlich der acuten Jesuitenfrage heißt es dort S. 159: „Meint man denn wirklich, die Fortschritte des Ultramontanismus hemmen zu können, wenn man ein paar der Gesellschaft Jesu angehörende deutsche Staatsbürger von dem Betreten ihres Heimathbodens abhält? Solche homöopathische Polizeimittelchen sind eines großen Staates unwürdig; sie entsprechen nicht dem modernen Staatsbegriffe, welcher eine freie und ungehinderte Bewegung seiner Staatsbürger in den Grenzen der Ordnung und guten Sitte erzielen will."



zu den französischen Augustinern de l'Assumption, in deren Kloster in Pera er zwei Tage zubrachte. Nicht allen Lesern dieser Blätter dürfte die specielle Aufgabe der genannten Väter bekannt sein. Um den Unionsbestrebungen gegenüber den schismatischen Kirchen eine nachhaltige Grundlage zu geben, ging Papst Leo XIII. darauf aus, neue Studienmittelpunkte in Konstantinopel und Asien zu gründen, welche durch wissenschaftliche Arbeiten über die strittigen theologischen Fragen, über die griechischen und slavischen Riten und Sprachen den Boden für eine künftige Einigung vorbereiten sollten. Dieses Werk nun ist vom apostolischen Stuhl den Augustinern de l'Assumption übertragen. Eine Anzahl von ihnen ist zum griechischen oder griechisch-slavischen Ritus übergetreten. Ueberall suchen sie mit den Griechen in freundliche Berührung zu kommen; für die alten griechischen Liturgien, die dem heiligen Chrysostomus und dem heiligen Basilius zugeschrieben werden, bezeugen sie die höchste Achtung (S. 139). Gleichwohl wird es niemand Wunder nehmen, daß sie von manchen Orthodoxen mit Eifersucht, Mißtrauen und direkten Feindseligkeiten behandelt werden (S. 141).

Großes Lob spendet Gelzer der gelehrten Zeitschrift der Assumptionisten ‚Échos d'Orient'. Sie ist ungewöhnlich gut geschrieben, außerordentlich reichhaltig, vortrefflich unterrichtet und dabei sehr billig. Namentlich die griechische Kirchengeschichte, die Geschichte der Liturgik und die gesammte Gottesdienstordnung sind auf's reichste bedacht. Die Mitarbeiter, an Weite des Blickes, Gelehrsamkeit und Schärfe des Geistes ihren Gegnern weit überlegen, sind vorzügliche Kenner der griechischen Geschichte und haben in langjährigem Aufenthalt im Orient auch Land und Leute von heute gründlich studirt (S. 142). Ein anderer Besuch, der an österreichische Gemüthlichkeit erinnert, fand bei den Mechitaristen auf der Höhe von Pankaldi statt. Der Wiener Mechitaristenpater Dr. Kalemkiar, bekannt als langjähriger Herausgeber



der trefflichen armenischen Zeitschrift „Hantess Amsorya“, ist dort jetzt Rektor einer blühenden, stark besuchten Realschule, die unter österreichischem Schutze steht. Die Patres hängen mit ganzer Seele an ihrem Kaiserstaate und fühlen sich mit Stolz als Oesterreicher (S. 147 ff.).

Zur angenehmen Unterbrechung sind zwischen die belehrenden Partien des Buches humor- und gemüthvolle Intermezzos eingestreut, in denen uns einzelne Typen des griechischen und türkischen Volkslebens voll origineller Frische und Lebendigkeit entgegentreten. Ich erwähne nur flüchtig einige von diesen köstlichen, naturgetreuen Figuren, den „ebenso liebenswürdigen als frommen Gauner“ Niko Moraitis, der Gelzer als Führer in Kerkyra diente (S. 37), die „sieben dienenden Geister“ im Metochium des heiligen Grabes zu Stambul, die „Arbeit mit Hindernissen“ im Zimmer des Bibliothekars (S. 38), die Freundschaft mit dem zehnjährigen Niko, dem „Seelenkind des Klosters“ (S. 40), den „rührenden Lokalpatriotismus“ des Dieners Nikolaos Papadopulos, dem Gelzer eine unendliche Freude machte, weil er ihm eine „Geschichte von Kyzikos“, seiner geliebten Vaterstadt, schrieb (S. 41). Auch ein zweiter Diener, der den gelehrten Professor mit Bitten bestürmte, bekam eine „Geschichte“ seiner Vaterstadt Sinope und freute sich unbeschreiblich, die drei berühmten Sinopeer Diogenes, Diphilos und Baton darin zu finden (S. 41).

Der zweite Theil des „Selbsterlebten und Selbstgesehenen“ bezieht sich auf die Türken und die unterworfenen Völker. Gelzer gesteht, daß er die von der Studirstube mitgebrachten Vorstellungen über die untere Volksschicht bei den Türken zu seinem Vergnügen habe berichtigen müssen. Es ist das keineswegs ein „Auswurf der Menschheit“, wenn es auch ein widerlicher Hoteldragoman zehn Mal versichert. Ein freundliches, wohlwollendes Benehmen verschaffte Gelzer den Schlüssel selbst zu den Herzen der gemeinen Bootsleute am goldenen Horn, der Sandaldschis und Kaikdschis, mit

denen er vier Wochen lang in täglichen Verkehr zu treten gezwungen war (S. 154 ff.). Er meint, man muß die Türken pädagogisch, wie Kinder behandeln; ein dreißigjähriger Türke hat ungefähr den Verstand eines vierzehnjährigen Jungen. Freilich soll man nicht gar so knauserig um das Fährgeld feilschen und so tief herunterbieten, daß die armen Leute für ihre Mühe fast nichts mehr haben. „Als ich der Skala nahte," erzählt Gelzer, „entstand ein ungeheures Leben. Wie Seerobben lagen die Bootsleute träge theils am Ufer, theils in ihren Kähnen. Jetzt zappelten alle, sprangen auf und schrieen „burda! burda!" (hieher!)." Für drei Piaster brachte ihn ein junger Bursche hinüber, nachdem ein fester „contratto" abgeschlossen worden (S. 155 ff.). „Viele Reisende betrachten als ihr Hauptziel, den Orientalen möglichst verächtlich, fast en canaille zu behandeln . . . Aber man täuscht sich, wenn man glaubt, ihm nur durch Roheit imponiren zu können. Umgekehrt sind die meisten Orientalen für anständige und nur menschliche Behandlung sehr dankbar und rührend anhänglich" (S. 160). Gelzer gibt einige von seinen guten Erfahrungen in diesem Punkte zum Besten. So war Kedir ein „Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle", pünktlich im Dienste, feierlich dankbar, sehr empfänglich für gute Worte. Etwas unverschämt ist sein Sohn Astlan; da überreicht der Vater dem Fremden einen Stock, um den ungezogenen Sprößling zu züchtigen (S. 163). Ein anderer Fährmann, ein gewisser Ismail ist durch eine kurze, beredte Abschiedsscene und seine herzliche Anhänglichkeit unvergeßlich geblieben (S. 166).

Kein geringes Erstaunen erfaßte unseren leutseligen Reisenden, als er selbst die Jungen dieser rohen Sandaldschis dank dem ungeheuren Bildungsdrange unserer Zeit, im Lesen und Schreiben sehr wohl unterrichtet fand. Er konnte ihnen keine größere Freude machen, als wenn er ihnen ein paar Worte in arabischer Schrift hinmalte (S. 162).

Wo Gelzer von der Frömmigkeit der Türken spricht,



gibt er auch eine äußerst anschauliche Schilderung eines Derwischtanzes, dem er in Smyrna einst zugesehen (S. 173). Man wird, sagt er, an den korybantischen Taumel der Kybelepriester erinnert. Ob sich nicht von jener fernen Zeit bis in die Gegenwart eine Verbindungslinie ziehen läßt? Wie die Metragyrten bei Apulejus, so schneiden sich heute noch die Derwische Manissa's in heiliger Wuth mit Messern die Arme blutig. Phrygien, eine religiös tief durchwühlte Landschaft, ist die Heimat der enthusiastischen Prophetinnen des Montanismus. Der berüchtigte Diakon Glykerius, der das Fest von Venasa mit auffälligen Gesängen und Tänzen feierte, hat offenbar ein alteinheimisches heidnisches Fest leise verwandelt; denn Venasa war eine der dem Zeus hochheiligen Centren Kappadociens. Daher die Nachsicht des heiligen Gregor von Nazianz und die selbst in der Entrüstung eines heiligen Basilius noch durchscheinende Milde. Gelzer schließt diese Gedankengänge: „Wahrscheinlich gibt uns der Tanz der heutigen großen Derwischklöster von Kara-Hissar und Ikonium die beste Vorstellung von dem Fest zu Venasa in den Tagen des Basilius“ (S. 171).

Zu den Schattenseiten des türkischen Reiches gehört nach den Mittheilungen competenter Europäer, daß die höhere Gesellschaftsschichte osmanischen Geblütes überraschend geringwerthig ist. „Wenn der Türke nur Unteroffizier geworden ist, taugt er schon nichts mehr,“ so lautet das Wort eines Deutschen, der durch langjährigen Aufenthalt Land und Volk gründlich kennen gelernt hat (S. 177). Wenn sich der europäische Culturstrom machtvoll in den noch halb mittelalterlichen, halb antiken Orient ergossen hat, so ist das nicht durch die Regierung, sondern trotz der Regierung zu Stande gekommen; durch die Klugheit und Energie der Europäer und der christlichen Unterthanen, sowie durch die sehr verständlichen Befehle der Großmächte, sind diese Fortschritte im Verkehr und äußeren Comfort der Pforte abgerungen worden (S. 179). Die gebildeten Efendi's



(Beamten) sprechen meist fließend französisch und haben liebenswürdige Manieren, aber mit ihrem ewigen „jaryn“ (morgen) bringen sie einen zur Verzweiflung. Unzählige Gänge, eine unendliche Geduld und sehr reichliche Bakschischs kostet es, bis ein kaiserlicher Iradé ausgefertigt ist. Solche Langsamkeit und Thatenlosigkeit des Orients, die sich von den Türken auch auf die christlichen Rajahs überpflanzt hat, lehrt den ungeduldigen Europäer harren und warten. Gelzer hat diese Schule der Geduld, wie wir ihm gerne glauben, auch durchgemacht (S. 186 ff.).

Aber die Partei der Jungtürken oder Reformtürken? Sie setzt doch ihre ganze Kraft daran, aus der Türkei einen modernen europäischen Staat zu machen. Dieses Ziel ist nach Gelzer ein Phantom, da es mit einem auf theokratischer Grundlage aufgebauten Gemeinwesen unverträglich ist; einige Exemplare dieser Reformpartei waren übrigens wenig vertrauenerweckend. Sollte sie je zur Herrschaft kommen, so dürfte die Regierung nur noch schlechter werden.

Ueber die Beziehungen der Türkei zu den Großmächten sagt Gelzer mit Bezug auf Deutschland: „Nach Constantinopel gekommen, erwartete ich mit Rücksicht auf die Vorgänge der letzten Jahre und die deutschen Zeitungsberichte hin, daß Deutschland am Goldenen Horn eine sehr glänzende, ja geradezu dominirende Stellung einnehmen werde. Das scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Gerade deutsche Angehörige haben mit Schwierigkeiten und Weiterungen gegenüber den türkischen Behörden viel zu kämpfen. Und treten die deutschen Vertreter beschwerdeführend auf, so antwortet man mit Verwunderung: Deutschland sei ja der Freund der Türken. Die herrschende und einflußreiche Macht am Bosporus ist Rußland, das nicht nur „die geriebensten und schneidigsten Diplomaten besitzt“, sondern auch ein drastisches Auftreten zur Schau trägt (S. 203 ff.).

Ueber die Politik des Sultans Abdul-Hamid that ein im diplomatischen Dienste ergrauter Beamter Gelzer gegen-



über folgende Aeußerungen. Der jetzige Sultan hat aus seinem Kriege mit den Russen 1878 die Lehre gezogen, daß die europäische Türkei für die Türken verloren sei ... Deßhalb gilt die Losung: Wenigstens Anadoli den Türken und nur den Türken. Darum muß die nichttürkische Bevölkerung türkisirt werden. Da sind nun das Haupthinderniß die Christen, im Westen die Griechen, im Osten die Armenier. Also Écrasez l'infâme. Das ist der Schlüssel zu der fürchterlich blutigen Lösung der armenischen Frage. Daß es den Griechen nicht ähnlich ergeht, verdanken sie den im Hintergrund stehenden russischen Glaubensbrüdern (S. 209). Eines ist vorzüglich im türkischen Reich: die von deutschen Offizieren einexerzirte Armee (S. 212).

Den Reflexionen Gelzer's über den ausgestorbenen „Philhellenismus" wird man beipflichten müssen, auch wenn er diese Thatsache mit dem Rückgang unserer klassischen Studien in Verbindung bringt (S. 218). Einen Schimmer von Besserung in dem schwer heimgesuchten Königreich Griechenland erkennt Gelzer in dem Umstande, daß man dort mehr und mehr von der μεγάλη ἰδέα, dem mit der Muttermilch eingesogenen Wahn eines neuen griechischen Kaiserthums zurückkommt. Statt der angeborenen phantastischen Rhetorik und Fabulirungsluft, die den Griechen zu ihrem Unglück wurde, greift die Selbsterkenntniß Platz; unter ihnen selbst stehen heute Männer auf, welche diesem Krebsschaden der inhaltlosen Schwätzerei muthig zu Leibe gehen (S. 222 ff.). Auch in Griechenland wenden sich zu viele Bürger den wissenschaftlichen Studien, namentlich der Jurisprudenz zu; ein gelehrtes Proletariat, Stellenjägerei, Beamtenwechsel sind die Folgen. Selbst die Schule wurde zum „politischen Stellenmarkt" erniedrigt; bis vor Kurzem zog eine Ministerkrise ihre Kreise bis in das Personal der Gymnasialprofessoren (S. 225).

In Kleinasien macht das Griechenthum, „eine ungewöhnlich lebendige, liebenswürdige und unternehmende

Rasse", ungeahnte Fortschritte; es vermehrt sich mächtig, da die Familien sehr kinderreich sind. Das Griechische als Umgangssprache hat stark zugenommen. Seit 50 Jahren hat in den kleinasiatischen Griechengemeinden, welche vielfach ihre Muttersprache verlernt hatten, durch die Schulen eine mächtige Rückhellenisirung begonnen, und die jüngere Generation — wenigstens die Männerwelt — spricht statt türkisch fließend griechisch (S. 230). Auch das Italienische als lingua franca hat seine Herrschaft verloren; an seine Stelle ist das Französische getreten (S. 233). Mit besonderem Vergnügen weilt der Blick des Verfassers auf Smyrna und seinem Bazar. Mit Vorliebe pflegte er „diese fröhliche, quecksilberne, in unaufhörlicher Bewegung befindliche Eichhörnchenbevölkerung näher zu studiren" (S. 234). Ein Abenteuer mit einem „waschechten Smyrnioten, einem veritablen Galgenvogel", bildet den heiteren Schluß dieses Kapitels.

Einen kurzen Blick wirft dann Gelzer noch auf die „spanischen Juden" (Spaniolen) in Smyrna, die einen guten Eindruck machen, und schließt mit einem tief empfundenen Wort zu Gunsten der unglücklichen Armenier. Den vom Nationalitätenhader zerrissenen Balkanstaaten möchte er nicht alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft absprechen. Ob aber die „immer intensivere Aneignung der westeuropäischen Cultur" das ausreichende Mittel sein wird, um sie „unter das alte Banner des orthodoxen Glaubens" zu sammeln?

Wir scheiden von dem Buche mit dem dankbaren Gefühl, eine lehrreiche und edle Unterhaltung genossen zu haben. Selbst der für ein katholisches Empfinden fremde Accent, der nur an ganz wenigen Stellen sich verrieth (wie z. B. S. 140 über die „dogmatischen und disciplinaren Unterschiede von einer fast lächerlichen Geringfügigkeit"), hat unseren Genuß nicht gestört. Denn es lag dem Verfasser durchaus ferne, Andersgläubige irgendwie verletzen zu wollen; er kann mit dem großen athenischen Wahrheitsfreunde betheuern



πέπεισμαι ἐγὼ ἑκὼν εἶναι μηδένα ἀδικεῖν ἀνθρώπων. Möge, so wünschen wir mit ihm, immer mehr das große Wort in Erfüllung gehen:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Feldkirch in Vorarlberg. Jos. Stiglmayr S. J.

LXXVIII.

Kreuz- und Querzüge durch die neuere katholische Poesie.

VIII. Das gute Recht der Volkspoesie.

Unter „Volkspoesie" wollen wir hier nicht die nationale Dichtung als solche verstanden wissen, weder in jener starren Auffassung der Philologen, deren Grenzen Dr. J. W. Bruinier („Das deutsche Volkslied. Ueber Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges." Leipzig 1899) vor Kurzem wieder enger geschnürt hat, noch in jenem großartigen Sinne, wie er unserer volksbewußten Zeit besonders bei dem Rufe nach „Heimatkunst" — eine Garantie endlicher Ueberwindung der hausbackenen liberalen „Reichssimpelei" — vorschwebt, sondern wir haben hier ganz einfach nur die volksthümliche, volksgemäße Dichtung im Auge, welche wir — nicht als Naturpoesie schlechthin der Kunstpoesie — sondern bloß als eine natürlichere Schönheitsäußerung den heutigen Kunstforderungen gegenüber stellen. Es ist also die Poesie des schlichten Gemüthes, die Lektüre einfacher oder von schweren Lebensfragen bestürmter Naturen, das am Pulsschlag der Provinz vibrirende Kunstgesetz, für die wir eine Lanze brechen wollen. Provinz! ja wohl, du birgst noch frisches



Leben mit deinen runden, rothen Pausbacken, die, Gott sei Dank! immer noch recht gewöhnliche Farbe zeigen und keine Lust verspüren, jenen interessanten blasseren Ton moderner Culturluft anzunehmen. Immer höher und höher schwingt sich die Kunst, immer enger drängt sie sich im Salon zusammen, man will sie zum Monopol der Zehntausend machen. In dir hatte weiland im Deutschen Reiche das Leben der Nation und sein verklärtester Ausdruck den langbehaupteten Hochsitz; nun schaust du hinauf und siehst die Dichtung immer ferner, immer ferner .... man genirt sich ordentlich, ein Wort für dich einzulegen, denn du bist so schrecklich inferior.

Unser Kampf gilt heute der excessiven Kritik und ihrer großen Sünde am Volke, der intoleranten Beeinträchtigung des kleinen Kunstkreises durch diktatorische Gewaltthaten einer doktrinären oder überfeinerten Aesthetik. Nicht der neuen Kunst, sondern dem durch ihre einseitige Betonung irregeleiteten Urtheil, der Modemeinung, werfen wir den Handschuh hin,[1]) denn mit der Moderne halten wir's wie „Asmus omnia sua secum portans", der „Wandsbecker Bothe" (1774) hochdrolligen Angedenkens mit den Klopstock'schen Oden, „Ich hatte," meint Claudius da, „von Herrn Ahrens gehört, Verse wären so'n brausendes Schaumwesen, das sich reimen müßte; aber Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat er mir was weiß gemacht. Mein Vetter sagt, 's muß gar nicht schäumen, 's muß klar seyn, wie'n Thautropfen, und durchdringend, wie'n Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe." Für die „Thautropfenklarheit" der Moderne wollen wir freilich unsere Hand nicht so ohne weiteres in's Feuer strecken, und es ist

1) So ganz nebenbei: Wenn man doch zwischen den Zeilen zu lesen verstände, so würde man R. v. Kralik's Ansicht, die vor Kurzem noch viel Widerspruch erfahren, besser verstehen.



gut, auch hierin dem Wandsbecker zu folgen; wenn's ihm nämlich „schwindlicht“ wurde, und es ihm war, „als wenn 'n Adler nach dem Himmel fliegen will, und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sey“, pflegte er „'s Buch hinzulegen, und mit Oncle Toby 'n Pfiff zu thun;“ allein wir weisen die neuen Werthe, die das rege Streben der letzten Dezennien geschaffen, nicht so ohne weiteres von uns und sind recht froh, für manchen abgenutzten, kupfrig angehauchten Silbergroschen einen besseren Ersatz zu finden. Persönliche Freude am Neuen und Großen berechtigt jedoch keineswegs zur „Abschlachtung“ des Kleinen und Alten, wie sie auf einmal Mode zu werden droht, nachdem Veremundus-Winkelried für „kritische Waffengänge“ die Bahn freigelegt.

Daß unter dem Deckmantel „Volkspoesie“ sich natürlich viel Mittelmäßigkeit verbergen kann, leugnen wir nicht, aber wo fände die Fabrikmache nicht ein Epitheton ornans; die kritischen Grundsätze und noch mehr ihre Anwendung auf bestimmte Fälle sind ja so relativ und so vielen disparaten Urtheilen untergeordnet. Mit der Adreßbemerkung „modern“ hat mehr windiges Zeug auf dem Geistesmarkte reüssirt als je, denn hier konnte man das Wassersüpplein ordentlich mit Salz und Pfeffer gewürzt unter dem Titel Kraftbrühe an den Mann bringen, hier konnte man auf dem dunklen Hintergrunde großer Menschheitsfragen Blendlichter spielen lassen und sagen: „wir leuchten“, wie es die Geschichte des Naturalismus der 30er Jahre bis auf den letzten Tag beweist. Damit wir aber zeigen, wie wir's meinen, mögen uns die Freunde der großen Kunst den Wunsch als captatio benevolentiae anrechnen, daß Cordula Wöhler, deren Strophen immer breiter, länger und zahlreicher werden, doch allmählig abrüsten möge. Freilich der alte, latente Natursymbolismus mit seiner fast stereotypen Gegenstands-behandlung und conventionellen Sprache wird, abgesehen



von seiner Neigung zur Sentimentalität, für eine bewegungsvolle Zeit leicht die Alltagsfarbe des Einerlei tragen, aber vergessen wir es nicht, gerade dann wird der einfache Griff in's Leben, ob auch seine Formgestaltung keinen künstlerischen Werth hat, schon als reaktionär hochwillkommen sein. Daß in der That viele Siege des neuen Tones nur Pompejussiege sind, Siege auf Grund von Schlachten, die andere geschlagen, hat sich im jüngsten Deutschland genugsam gezeigt.

Wir können die Kunstbedürfnisse eines Volkes, die so mannigfaltig und so verschieden sind wie seine gesellschaftlichen Interessen und erzieherischen Elemente, auch mit dem besten Willen nicht unter einen Hut bringen. Die moderne Poesie geht nun einmal dem Volke nie ein, und die darwinistischen Verbesserungsgedanken, die immer und immer wieder als große Hoffnung unserer pantheistischen Bildungspropheten aufgetischt werden, sind eitel Dunst und Dampf. Nicht Trägheit einer schwerfälligen Masse ist der Grund, daß das Zünglein an der Wage der Volksempfindung nur wenig pendelt, denn die frische Natur, das Leben mit den hellen, offenen Augen erzieht oft nur allzu sensible Gemüther, während ja gerade der Hochkultur die Blasirtheit auf dem Fuße folgt, sondern die intuitive und instinktive Entscheidungskraft des gesunden, unberührten Geistes hat den Streit um Idealismus und Naturalismus, um Schönheit und Wahrheit — nach Max Lorenz („Die Literatur am Jahrhundertende", Stuttgart 1900) die polaren Gegensätze, Höhepunkt und Tiefpunkt, Zenith und Nadir der Kunst — praktisch längst entschieden, indem er jedem sein Theil abwog: der Schönheit die Führung und der Wahrheit die Controle. Nach Bartels ist Sturm und Drang, Ebbe und Fluth in jedem Menschenalter der Literatur: Convention und Reaktion, Conservatismus der Erfahrenen und jugendliche Neusucht bedingen ein Lebensgesetz im Wellengange der Kunstentfaltung; bald berghohe Sturmfluth, bald silberklare Meeresstille, aber wie tief?



ein paar Meter hinab, und das große Element liegt in erhabener Ruhe. Man weiß allerdings, daß die Beweglichkeit der Oberfläche die große Masse vor Stagnation bewahren muß. Die Hefe keimschwellender Triebkraft mag Zehntausend in Wallung bringen, doch die schlichte Menge wird — zwar langsam Säuerung, nie aber haut goût annehmen. Im Gegentheil: seit die Menschen dichten, sind sie von den lichtumflimmerten Sonnenhöhen hinabgestiegen in die schattenkühlen Thäler, um am frischen Borne des Volksthums sich zu erneuen, und von wem wird das Volksthum getragen? Wir haben es auch in unseren Tagen wieder gesehen. Der consequente Naturalismus fand unter dem Drucke der Außenwelt, des ihn beherrschenden Milieus, das „künstlerische Befreiungsmittel" im Lyrismus. Daß dieser aber, wie z. B. in Hauptmann's „Versunkener Glocke" oder noch mehr in den „Drei Reiherfedern" Sudermann's, nicht in seiner ganzen Reinheit zum Ausdruck gelangte, lag nicht an der Quelle, sondern am Schöpfgefäße, am leidigen Symbolismus und der Problemdüftelei, womit der Deutsche die Schmeichelei vom „Volke der Dichter und Denker" auf einem Blatte zu bescheinigen pflegt.

Wir wissen nicht, ob es eine schärfere Apologetik des Daseins Gottes als eines persönlichen Geistes gibt, denn die vollendetste Auswirkung aller seelischen Menschenkräfte — die Kunst. Das Volk fühlt jene trostlose Zerrissenheit, jenen Wesenswiderspruch sehr wohl, der auch die scheinbar indifferenten Werke einer rein mechanischen oder gar zu erdhaften Weltanschauung durchfröstelt, wenn sie auch nicht immer die angelernte Gedankenlosigkeit des gegen sich und für Gott zeugenden Atheismus so ohne weiteres bloßlegen; es vermag auf solche Kunstschöpfungen in seiner ursprünglichen Denkrichtigkeit und Gottesbezogenheit nicht zu reagiren. Die Moderne, in ihrem weitesten Umfange betrachtet, betont ja mit aller Macht das Diesseits, während die große Menge, die gerade im Hasten nach den täglichen Leibesbedürfnissen



sich nur zu gut bewußt wird, daß ihr Himmel auf dieser Erde nicht sein kann, doch, so sehr sie auch im praktischen Leben an die Scholle gebannt ist, bloß an eine einzige Verklärung ihres Lebens glaubt, an den Strahl von oben. Heliocentrisch, nicht geocentrisch ist die Volkspoesie. Was heißt denn „modern"? Doch wohl nichts anderes, als auf der „Höhe der Zeit" stehend. Mit der „Höhe der Zeit" ist es aber stets eine zweifelhafte Sache, und darum ist es nicht zu beklagen, daß die breite Menge in ihren Regionen nie sich heimisch fühlen wird. Momentan ist die „Höhe der Zeit" der Aestheticismus, der den alten Materialismus mit Duft und Farbe umkleiden soll. Diese „Moderne", die alt ist wie die Schlange des Paradieses, hat keine Berechtigung; sie hat aber Großes geleistet, und ihr auf berechtigten Wegen in der Form des Gedankens und seines Ausdrucks parallel zu gehen, ist die „Moderne", nach der die Guten rufen. Recht so für die künstlerisch erzogenen Menschen, aber das Volk?

Nach Lotze („Geschichte der Aesthetik in Deutschland") ist alle Kunstthätigkeit eine „Wiederholung und Wiederaufrichtung des Universums." Auf dem „wieder" liegt auch ein Ton, und dieser deutet sehr treffend die historische Anschauung des Volkes an, dem die Natur ja im Großen und Ganzen nur als das vom geistig-sinnlichen Wesen beherrschte Gebiet, nicht aber als die durch ihren Einfluß oder gar durch ihre Nothwendigkeit die Erdengeschicke constellirende Macht — das neuzeitliche Fatum — gilt; die echt menschliche That, also was einem Forum unterliegt, und sei es auch nur dem der künstlerischen Gerechtigkeit, das ist der Thon, aus dem das Volk sich die Welt seiner Phantasie gestaltet. Das Abgeschlossene ist sein ureigenstes Gebiet, das demnach für problematische Ansätze keinen Platz hat. Erfahrungen der Menschheit und des einzelnen in sie eingegliederten Herzens, nicht die Stimmungen der vom Kosmos losgelösten und ihm gegenüberstehenden Einzelwesen, gelten allein. Das Volk wird nie modern, d. h. respektiv zeitgemäß sein, sondern



stets gerade im Gegentheile zum aktuellen Leben die Romantik behaupten, und damit ist auch der Schwerpunkt des ethischen Momentes seiner unvermittelten Gefühlsäußerung gegeben.

Der hohen Auffassung von der Kunstpflicht gesellt sich in der Moderne eine selbstbewußte Nonchalance, welche mit Grillparzer „bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung interessirt," in so seltsamer Mischung bei, daß der sittliche Volksernst in ihr ebenso wenig einen Anhalt gewinnen kann, als das Gesammtganze in seinem Solidaritätsgefühl je die Ausprägung eigener Persönlichkeit künstlerisch erfassen wird. Mag zum Beispiel die Stimmung selbst in Liliencron's prachtvollen Kleinstücken noch so volksthümlich durchweht sein, so ist doch die specifische Erfassung und Bewältigung des Stoffes, in Verbindung mit der dem flotten Weltmann und Schwerenöther geläufigen aphoristischen Darstellung, für die große Menge ein Hinderniß des vollen Verständnisses. Es gilt eben hier, wie auch anderswo: „Mehr Goethe und weniger Nietzsche!"

Auf der anderen Seite verlangt das Volk, das in hartem Daseinskampfe ringt, eine heitere Kunst; wohl fordert auch es für sich die Wahrheit, aber nicht die krasse Wirklichkeit, zumal nicht jene furchtbaren Auseinandersetzungen mit dem Leben, in denen die neueste Dramatik aufgeht, und die oft gerade das Gegentheil von seelischer Befreiung sind. Ein l'art pour l'art, ja selbst eine „interesselose Liebe, die das Schöne um seiner selbst willen würdigt," ist ihm aber doch eine Unmöglichkeit. Was P. K. Rosegger in seiner kurzen „Lebensbeschreibung" als Norm seines künstlerischen Schaffens angibt, die zugleich mit manchem anderem das Geheimniß seiner Beliebtheit erschließt, ist auch das ästhetische Glaubensbekenntniß des Volkes, das der Waldnovellist so gut kennt: „Ich habe mich nicht bethören lassen von jener Lehre, daß der Poet neben dem Schönheitsprinzip keine Absicht haben solle, und auch nicht von jener, die im Dichterwerke nur Zweck will, sei es nach dem Idealen oder Materiellen hin."

Alle Neuzeitepik drängt dem Roman zu; hier ist der Künstler einerseits nicht gehemmt von der Form und kann doch in der wundervollen Sprache aufgelöster Lyrik die Saiten der Seele in unwiderstehlichem Mitklang halten, andererseits ist er freier in Handhabung des Stoffes, aus dem seine Gestalten lebendig bis in die Fingerspitzen und die Wimpern, durchleuchtet bis in die tiefsten Winkel des Herzens und des Verstandes hervortreten. Wir stehen unter dem Zeichen psychologischer Zergliederung, denn wir vermeinen im Leben das Wesen der Kunst gefunden zu haben. Was soll aber das Volk mit solchen Geistesprodukten anfangen? Nehmen w iz. B. Gabriel d'Annunzio's „Lust" und sehen dabei ab von all seinem Schmutze, der dieses Werk überhaupt jedem Menschen jeden Bildungsgrades zu bloßer Unterhaltung verbietet, ferner von der fast sentimentalen Kunstbegeisterung, die sich fortwährend mit geschichtlichen und ästhetischen Fragmenten, mit Farbvergleichen und Schulnotizen Luft macht, sowie von den Anschauungen der monde und der demimonde, die sein Milieu tragen, von seinem großen gesellschaftlichen Rahmen und seinem äußeren Umfange, — wie wäre das Volk je im Stande, einer Seelenbeobachtung und der daneben her laufenden Naturstimmung auch nur annähernd zu folgen, wie sie z. B. in der Schilderung des Auges und der Meerlandschaft sich kundgeben? Auch das Volk will Beachtung des Kleinen und psychologische Wahrheit, aber doch nur in großen, markigen Zügen. Das heutige Raffinement in der Ciselirung der Individualitäten, das nur noch abnorme Einzelwesen schafft, bei denen man infolge der Hervorkehrung aller kleinsten Eigenzüge sozusagen vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht, ist ihm fremd; denn Typen verlangt es, unvergängliche und jedem zugängliche Typen, ebenso sehr wie es Schemate und blutlose Hohlformen haßt. Verzwickte und gleichsam musivische Charaktere mögen ein hochwillkommenes Tafelstück für einen Filigranarbeiter der Decadence oder des Naturalismus sein, das Volk will Helden — leidenschaftliche

und unmittelbare Naturen, das versteht sich, und ganz nebenbei bemerkt: Brunst und Leidenschaft sind nicht dasselbe.[1]) Damit steht in enger Beziehung die Forderung der breiten Menge, daß alles Bedeutende gut herausgearbeitet sei, mit deutlichen Fingerzeigen, wo es noth thut, al fresco, nicht en miniature, und darum sind Auskunftsmittel wie z. B. der Monolog im Drama für das Volk meist unentbehrlich.

Damit wären wir also beim jüngsten Schmerzenskinde der katholischen Aesthetik, der „Theaterreform", angelangt, die vor Kurzem noch von einem österreichischen Schriftsteller in diesen Blättern citatweise besprochen wurde. Daran ist natürlich nicht zu denken, daß die breite Masse je die Anklagestücke eines Ibsen oder die problematischen Construktionen eines Sudermann verstände. In einer süddeutschen Kleinstadt ist vor mehreren Jahren unter Protektion des jüdischen Fabrikantenthums mit großem Protest der Katholiken die „Heimath" über die Bretter gegangen. Die „bessere" Gesellschaft merkte natürlich den beißenden Hohn auf ihre eigenen Verhältnisse nicht, geschweige denn, daß sie die Oekonomie der sich selbst rächenden Schuld erfaßt hätte; somit blieb nur das schöne Sätzlein vom Größerwerden als unsere Sünde übrig. Und der gewöhnliche Mann? Er wußte nichts mit dem Drama anzufangen; er hatte etwas Merkwürdiges gesehen und das Gesehene bezahlt und damit basta! In dieser „Saison" wird man wohl „Johannisfeuer" mit dem gleichen Applaus und dem gleichen „Erfolg" aufführen. Aber da ist ein anderer Name, der auf der Theaterliste der benachbarten Residenzstadt prangt: Gerhart Hauptmann. Dieser „moderne Schiller" schreibt ja wenigstens Stücke aus dem Leben des „Volkes", wie z. B. „Fuhrmann Henschel" oder „Die Weber". Den Gradmesser ihrer Volksthümlichkeit gibt uns die Geschichte

---

1) Daß wir Katholiken auf dem Gebiete des Volksromans nicht leer dastehen, werden die späteren Besprechungen der Werke Domanig's, Hansjacob's, Schaching's 2c. darthun.



des zweiten. Die Aufführung desselben im „Deutschen Theater" zu Berlin gestaltete sich nämlich zu einer großartigen socialistischen Demonstration, und zwar nothwendiger Weise, denn wenn wir auch dem Verfasser nur eine social-künstlerische Tendenz unterschieben, ist doch sein Schauspiel kein Kunstwerk, ja nicht einmal ein Drama im conventionellen Sinne, sondern eine Bilderreihe aus dem Leben des Elends, vom Kinematographen mit unaussprechlicher Naturtreue an die weißgetünchte Wand der Arbeiterhöhlen geworfen, baar aller Weltanschauung mit Ausnahme der durch das erste Opfer proklamirten Negation einer Weltgerechtigkeit. Das Gold einer wunderbaren Poesie aus den Schlacken herauszusuchen, z. B. in der „Versunkenen Glocke", dazu gehört mehr Theorie, als sie sich bei der großen Masse finden kann. Solange die der Vorzeit entnommenen Märchenstücke von Neologismen wimmeln, haben wir keine Hoffnung, daß sie da Verständniß finden, wo sie zuerst nach Beifall suchen sollten. Durch die Abweisung dieser modernen Zugstücke erhalten natürlich Flachheiten à la Lindau-Blumenthal noch lange keine Berechtigung. Oberammergau beweist, wie empfänglich das Volk für das Große ist. Zu lernen wäre da in der Scenirung von Wildenbruch und von Hebbel, aber keineswegs von Redwitz und Molitor; der Dramatiker aber, auf den, abgesehen von Schiller, besonders zurückzugehen wäre, ist H. v. Kleist mit seinen Vollblutmenschen und seinen starken Gefühlsausbrüchen. Doch das hat alles noch gute Weile. Solange wir nicht über Theaterbauten wie die Ammergauer Bühne verfügen können, müssen wir uns mit der Pflege des Kleintheaters so gut als möglich einrichten.[1])

Mehr als das Drama und der Roman werden naturgemäß stets die formelle Epik und Lyrik unbestrittenes und unbestreitbares Gemeingut bleiben, denn die ganze Poesie läßt sich das Volk, das deutsche mit seiner tiefen Seele zumal,

1) Auf Kralik's Bestrebungen kommen wir noch ausführlich zurück.



nie und nimmer rauben; solch ein Diebstahl wäre ja, so lange Menschenherzen schlagen, eine wesentliche Unmöglichkeit. Um so betrübender ist es, wenn man da Gesetze mehr oder weniger aus dem Inneren einer Kunstrichtung eruirt und auf sie dann das gesammte Schönheitsempfinden mit aller Gewalt zu schweißen versucht. Da ist die Epik. Man hat viel über den „Sang", über die „Märe" gelächelt und sie dadurch in „besseren" Kreisen so ziemlich in Verruf gebracht. Und doch hat diese Epengattung geradezu sehr viel Volksthümliches an sich. Wir wollen damit kein Loblied auf Julius Wolff singen, aber ohne Zweifel sind der leichtgeschürzte Gang der Entwicklung, der über alle sachlichen Schwierigkeiten frisch hingleitende Plauderton, die Einfachheit und gleichmäßige Abrundung der Fabel, die Typik der Charaktere, das harmonische Fühlen mit der wechselnden Natur, die fast ungetrübte Innigkeit der Liebesepisode, kurz der helle, klare Sonnenschein voll Waldeswürze Eigenschaften, die auf starken Mitschwung congenialer Saiten im Volksgemüth rechnen können. Den „amaranthnen Weihrauchduft der frommen Seele" und den schnurrigen Trompeterton rechnen wir allerdings nicht dazu. Zwar hat A. Müller (Liter. Warte, 1900) recht, wenn er sich energisch gegen die Fluth der Dreizehnlinden-Nachahmungen stemmt, wir dürfen uns andererseits aber auch nicht irre machen lassen durch den Vorwurf, in Weber's allerdings oft genug überschätztem Hauptwerke gebe sich keine stark ausgeprägte Persönlichkeit kund. Die letzte Stufe des Erreichbaren und Wünschenswerthen bietet der „Sang" freilich nicht. Seine große Subjektivität, seine Leichtigkeit, Leidenschaftslosigkeit und Glätte verhindern ein volles Durchdringen bis zum Lebenssitze der Volksseele. Er ist einem schmucken Jagdschlößchen im Stile Louis XV. zu vergleichen; wir sind aber eine machtvolle Nation, die ungeschwächter Kraft, ewiges Sehnen in der nervigen Brust, mit trotzigen Augen voll Bewußtsein an ihren gothischen Domen, an ihren von deutschen Gedanken



umrankten Gottespalästen hinausschaut. Gothische Dome, das wollen wir in der Poesie, ja mehr noch: urkräftige, geistestiefe, säulenstarke, sagenumflüsterte Romantik. Das ist der deutsche Epencharakter. Oh, wenn es wäre! Aber wir sind doch nicht mehr ungeschwächt. Wie oft hat man die Arme über dem Kopfe zusammengeschlagen, daß Ereignisse wie der französische Krieg oder die nationale Erhebung am Anfang des 19. Jahrhunderts kein Nibelungenlied geweckt! Man beweist aus dieser peinlichen Thatsache, daß politische und künstlerische Höhe nicht nothwendig congruent zu sein brauchen, aber Niemand scheint daran zu denken, daß uns zum Nationalepos — kein Volk nach den Griechen wäre seiner mehr fähig, kein Volk nach den Griechen wäre seiner mehr bedürftig als das deutsche — die wichtigste Voraussetzung fehlt: der einheitliche Gottesglaube, das solidarische Bewußtsein einer alle Geister umspannenden Weltanschauung, ein Herz und eine Seele in der Wechseldurchdringung der nationalen und religiösen Elemente. Der Mann, dem wir den Ausfall eines künftigen Nationalepos zu verdanken haben, man mag ihn noch so hoch der ganzen Thatsächlichkeit zum Hohne mit katholischen Sängern Deutschlands auf den Markstein stellen, der Mann ist Luther. Tempi passati — fast unwiederbringlich — nur leiser Schimmer der Morgenröthe, doch ferne, ganz ferne . . . Wir müssen uns also nach der Decke strecken. Wenn „Hermann und Dorothea“ nicht auf Hexametern einherschritten, wären wir unserem Ideal hier sehr nahe. Pape's „treuer Eckart“, der wohl bald nach einer letzten Bearbeitung des Autors in neuer Auflage erscheinen wird, zeigt einen gewaltigen Fortschritt vom „Sange“ zum wirklich nationalen Kunstwerk.

Nun die Lyrik. Soweit es sich um kleinere Stücke handelt, ist hier die Sangbarkeit von jeher als erstes Axiom der Volksthümlichkeit aufgestellt worden. Sie muß sich aber stützen nicht bloß auf hiatenlosen Silbenfall und packende Reimvertheilung, sondern vor Allem auf allgemeine Be-



deutsamkeit des Gegenstandes, auf überwältigende Ergriffenheit von seiner Wahrheit, auf populäre und ungesuchte Sprach- und Denkweise, auf optimistischen Einschlag ethischen Bewußtseins und mehr oder weniger ausgesprochen auf den großen Hintergrund des geschichtlichen Gesammtlebens. Wir hatten so unsere eigenen Gedanken, als wir Gustav Kühl's Worte lasen: „Es ist wahr, wir haben schöne Volkslieder, aber deren Heimat ist das Dorf und die Landstraße, sie stimmen nicht zum Pflaster großstädtischer Höfe, sie sind zu sanft, zu elegisch, zu ‚lyrisch‘, nicht concis und pikant genug." Also hier ist ein „pikantes Volkslied" von Liliencron: „Die kleine Bleicherin", von einer entzückenden Einfalt der Sprache; jedoch zwei Zeilen wie:

„Da breitest du im Sonnenschein
Die Hemden fein, die Höschen fein"

zeigen ohne weiteren Commentar das Widersinnige einer Salon-Volkspoesie. Da ist denn doch in dem alten: „Sie hat ein schneeweiß Hemdlein an, dadurch schien ihr die Sonne", die „Pikanterie" in etwa durch naive Natürlichkeit paralysirt. Wir sagen: in etwa. Wenn nicht die conventionelle Begeisterung wäre, wie würde ein Neutöner über Hauff's „Morgenroth" urtheilen? Aber wir nehmen unsern Rahmen zu eng, wir wollten keine Vertheidigungsrede für das eigentliche Volkslied halten, sondern nur von volksthümlicher Lyrik sprechen. Also was soll die breite Menge, die voll Kunstbedürfniß die Hände ausstreckt nach den Berufenen, nach den Könnern von Gottes Gnaden, die mit souveräner Macht bekleidet auf das laute „panem et circenses!" thatkräftig zu antworten vermögen, mit einem aphoristischen Frage- und Antwortreimgeklingsel à la Arno Holz und Genossen anfangen, von der darin meist gepredigten Freimacht des Fleisches ganz abgesehen? Schlichtheit, Einfachheit, Verständlichkeit, Offenheit, dralle Gesundheit lautet die Forderung, und wer sie überhört — wir meinen nicht den Dichter, denn die Pflicht populärer Kunst ist keine persönliche,



sondern den Kritiker — und wer sie überhört, macht sich der großen Sünde schuldig. Nur den Kreis immer enger gezogen, nur immer enger, nur die Kunst immer mehr monopolisirt und das Volk dem literarischen Proletariat überlassen, daß die Gassenhauer und Tingeltangel zur vollen Blüthe kommen — „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion" — über kurz oder lang müssen wir die Buße bezahlen. Bierbaum'scher Archaismus ist kein Ersatz.

Mit dem Wörtlein „Originalität" dürfen wir uns nicht in's Bockshorn jagen lassen. Wie das Mittelalter seine stereotypen Farbvergleiche anwandte, so hat auch jetzt das Volk keine Erziehung — und wird sie niemals haben — für die prickelnden, fast nur mit dem Mikrometer meßbaren Nüancen des Seelenlebens und der mit fin de siècle-Augen betrachteten Natur. Starke Gegensätze, tiefe Schattenrisse braucht die Menge, kein ungewisses Boudoirzwielicht, keine Bloßlegung aller Nerven und Nervenschwingungen. Selbst in der Erfindung und Zeichnung der äußeren Linien sucht sie keinen Wechsel; die Gewalt der Herzensthatsachen, alter längst vertrauter, wirkt in unzerstörbarem Causalnexus; ungesucht ist ihre Sprache, wenn auch oft blitzartig durchhellt von der Weisheit der Gasse, ungesucht ihre immer wiederkehrende Symbolik, ungesucht überhaupt die still fortschreitende Idee, die das unkünstlerische Moment der Spannung, die große Triebfeder der Unterhaltungsliteratur, verachtet.

Und worin besteht dann nach all' dem Gesagten die Schönheit, die Kunst, die Poesie der Volksdichtung? Da sind wir freilich überfragt. Was ist Duft und Schmelz an der thaufrischen Blume? Görres, der große Kenner der deutschen Volksseele, vermeinte eine Antwort geben zu können; glücklich, wem sie genügt: „Wie Windes Wehen, wie Kindes Lallen ist ihr Reden, dem inneren Sinn ist ihr Verständniß gegeben."

Wir haben diese Gedanken hier entwickelt, weil wir sie in der Veremundusdebatte, bei welcher herzlich viel auf beiden

Seiten mit der Stange im Nebel herumgestoßen worden ist, sehr vermißt haben; sie hätten einigen Aufschluß geben können. Die katholische Religion, die sociale κατ' ἐξοχήν, und mit ihr der Kreis ihrer Treugesinnten, hat in echter Liebe zum Volke aus den Traditionen kunstgestaltender Vergangenheit schöpfend den Contakt mit den Vernachlässigten nie verloren. Wie sie nicht nur eine flüchtige Minute im verborgenen Kämmerlein, sondern das ganze öffentliche Leben beeinflußt, hat sie auch stets da die Kunst festgehalten, wo die Großen und Mächtigen vom Reiche des Geistes dieser den Boden entzogen, da sie wohl weiß, daß der Mann des Verstandes, der ja der Poesie im Unverstand gern mitleidig-skeptisch gegenübersteht, einen solchen Verlust nicht so herb empfindet, wie der mehr von seinem Wollen in Anspruch Genommene. Veremundus hat unserer Sache — der Erfolg zeigt es — wirklich einen großen Dienst gethan; manche fruchtbringende Anregung verdanken wir ihm, allein das machen wir dem geistreichen und idealen Verehrer der Kunst, der neuzeitlichen Kunst, zum Vorwurf, daß er nicht alle Faktoren in den Kreis seiner Deficitberechnung aufnahm denn manches, was uns zum Tadel gesagt wurde, gereicht, uns zum Lobe. Ja, wer die Kunst in abstracto betrachtet, der mag wohl in Entzücken gerathen, — allein die Gestaltenden sind wie die Schauenden von Fleisch und Bein umgeben und haben sich mit Vielem abzufinden; das erste vor Allem ist das Herz des Volkes. —

Beuron. P. Ansgar Pöllmann O. S. B.



LXXIX.

Die moderne Kunst in der neueren socialistischen Literatur.

VI. Der tiefe Stand der modernen Kunst.

Es ist nur eine nothwendige Folge aus dem geschilderten Abhängigkeitsverhältniß der Kunst von der Laune und Gunst einer ideallosen Bourgeoisie, daß auch die künstlerischen Erzeugnisse nur von einem sehr zweifelhaften Werthe sein können. Es ist zu bedauern, sagt der socialistische Kunstkritiker Walter Crane., „wenn von Personen, an denen schließlich nichts bemerkenswerth ist, als ihr Geldsack, heutigen Tags die Leinwanden unserer größten Künstler, die doch eigentlich für etwas vornehmere Aufgaben da sein müßten fast ausschließlich mit Beschlag belegt werden.“ [1])

Der grobsinnliche Naturalismus und das Schmeicheln gegen Bourgeoisie drücken die heutige Kunst tief herab. Der genannte Künstler und Kritiker, der sehr beherzigenswerthe Ausführungen gegen den extremen Naturalismus bietet, kann die heutige Technik mit ihrem Haschen nach photographischer Treue nicht hart genug rügen. Dahingesunken sei die Gluth der Romantik, dahin sei das ideale Streben und damit sei der Reiz der Detailmalerei, die Sauberkeit und Accuratesse der Arbeit in’s Grab gesunken. „Das haben wir längst Alles über Bord geworfen, und nun mögen wir sehen, wohin wir kommen mit einer noch realistischeren Auffassung, noch größeren Brutalitäten, einer noch hündischeren Kriecherei

1) Neue Zeit, XIV[1], 1895/96, S. 425: Nachahmung und Ausdruck in der Kunst.



vor dem Geldsack; sehen mögen wir, wie viel Anziehendes, resp. Abstoßendes wir wohl noch unseren modernen Lieblingssujets, diesen Börsenjobbern, abzugewinnen vermögen, wir, die wir beim Malen mehr achten auf skrupellose Aufrichtigkeit, denn auf eine liebevolle Sorgfalt, wir, denen gezwungene Effekte werthvoller sind, als eine liebevolle, auf die Schönheitsregel gewissenhaft Acht habende Durcharbeitung."[1])

Bei dem Mangel jeder höheren Ideen hat der Naturalismus Platz gegriffen, die reine Kunstfertigkeit, die photographisch-treue Wiedergabe der Wirklichkeit. Auch das ist eine Eigenart der Kunst der Decadence, die durch den Mangel eines hohen Gedankenschwunges gezwungen sei, im Staube der Wirklichkeit herumzuwühlen. Aber „wie könnte uns das Betrachten irgend eines Gemäldes wahre Geistesanregung und bleibendes Vergnügen gewähren, wenn es nichts repräsentirte, als Dinge, die wir tagtäglich mit unseren eigenen Augen weit schärfer und besser sehen können? Wollte ein Maler darauf verzichten, individuelle Auffassung, eigene Gedanken, Sonderstimmung und poetischen Hauch in sein Bild hineinzutragen, so würde er einem Dichter gleichen, der sich mit einer möglichst wahren, wenn auch noch so trockenen Schilderung bescheidet, oder einem Musiker, der seinen Stolz darein setzt, die Laute eines Kuhstalles möglichst täuschend nachzuahmen. Geist muß in einem Dinge stecken, das uns fesseln soll, und der Geist ist es, welcher einzig und allein der Kunst Leben und Unsterblichkeit verleiht."[2]) Aber gerade an Geist gebricht es nach der Ansicht des Socialismus der modernen Kunst vollständig. In einer „literarischen Rundschau" über moderne Dichtungen heißt es in der „Neuen Zeit", daß es diesen Geisteserzeugnissen lediglich darum zu thun sei, Stimmung zu

1) Ebd. S. 426.

2) Walter Crane, a. a. O. S. 424.



erzeugen. „Mit welchen Mitteln, ganz gleich. Welche Stimmung, auch gleichgiltig. Sie kann auch wechseln. Die Hauptsache ist, daß der Leser etwas fühlt, und daß er des Fühlens nicht müde wird. Darum haben diese Werke keinen Stil. Sie sind zerfetzt, zerrissen, bunt durcheinander geworfen. Man weiß nicht, ist das ein Roman, eine Naturbeschreibung, eine Erzählung, ein Drama, ein Feuilleton, ein Gedicht oder ein Ausstattungsstück. Nicht bloß, daß man ihnen keine literarische Etikette anhängen kann. Das wäre das Schlimmste nicht. Aber man verliert sich in ihnen. Man bekommt Eindrücke und doch hinterläßt es keinen Eindruck."[1])

Die Kunst hat den Charakter einer Marktwaare, sie muß sich nach der jeweiligen Nachfrage richten. „Abhängig von den Forderungen des Marktes, bei dem gänzlichen Mangel eines ausgesprochenen öffentlichen Geschmackes und bei den schon in ihrer Anlage durchaus verfehlten Ausstellungsunternehmungen, sieht heutigen Tags der Maler beständig das bleiche Gespenst der Noth seine Thüre umlauern."[2]) Das gilt aber nicht allein von der Malerei. Was Erich Schlaikjer in seinem mehrfach angeführten Aufsatz „Die Befreiung der Kunst" über die leidende Stellung der Kunst innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft sagt, gilt auch zunächst von der Dichtkunst. „Da aber, sagt er,[3]) die verschiedenen Künste im Wesen eins sind, treffen die Ausführungen auch im Wesentlichen für alle zu."

Zur Marktwaare geworden, wird die Kunst auch häufig zur Schundwaare. Es wird spekulirt auf die „Stimmung" der kaufkräftigen „Kunstliebhaber". Eine Originalitäts- und Effektshascherei widerlichster Art macht sich breit. Man

1) XIV[1], 1895/96, S. 539.

2) Walter Crane, a. a. O. S. 423.

3) A. a. O. S. 77.



will um jeden Preis „individuell“, „originell“ sein. Wie socialistische, ernst zu nehmende Kritiker diese Individualitätsmode beurtheilen, kann man ausführlich in der „Neuen Zeit“ nachlesen, wo Schlaikjer sich darüber (S. 74 f.) ausspricht.

Dieser überspannte Individualismus ist der getreue *Widerschein der individualistischen Gegenwart.* Das Ich ist der Pol, um den sich die ganze Geschichte dreht. Aber derartige Kunst hat aufgehört Kunst zu sein. „Die Lebensbedingungen künstlerischer Individualitäten haben mit lächerlicher Exklusivität nicht das Geringste zu schaffen, und wer sich nicht mitten in das brandende Leben hineinwagt, aus Furcht, an seinem Persönchen oder seiner Toilette Schaden zu nehmen, wird wohl auch daheim schwerlich etwas Anderes als zierliche Kastratentriller und posirte Empfindungen auf fein parfumirtem Rosenpapier zu Stande bringen.“

Mit derselben Bitterkeit beklagt es ein anderer Socialist, daß der künstlerische Individualismus in einigen seiner Vertreter verrückt geworden sei, und daß *das Absurde* andächtig bestaunt werde, *weil* es absurd sei. „Unsere Zeit ist so fruchtbar im Hervorbringen neuer Specialitäten, und diese Specialitäten wiederum sind als Sonderexistenzen so kurzlebig, daß, wer ihre Richtung nicht andauernd verfolgt, sehr leicht in Gefahr geräth, eine Richtung noch als neueste zu behandeln, wenn sie längst schon von anderen überholt ist. Der Schaden läßt sich allerdings nicht allzu schwer ertragen; bei solcher Jagd nach neuen Gestaltungen verliert der Vorwurf, nicht mit den Neubildungen Schritt gehalten zu haben, seine Wirkung.“ 1)

Nach dem Urtheil socialistischer Kritiker *leidet die moderne Kunst an — entsetzlicher Gedankenarmuth.* Stimmung über alles; „Gedanken sind dabei nicht nothwendig; aber wenn sie mit unterlaufen, so macht es die Sache pikanter.“ 2)

1) Bernstein, Ein wenig neueste Dichtkunst. „Neue Zeit“, XIV^1, 1895/96, S. 650.

2) „Neue Zeit“, XIV^1, 1895/96, S. 539.



Stimmung zu erregen, gilt als oberste Aufgabe der Kunst. Aber: „das wird keineswegs stets durch künstlerische Mittel erreicht. Wie man durch Benetzung mit Säure im Auge den Lichtreiz wecken kann, und man glaubt, Licht wahrzunehmen, wo kein Licht da ist, so kann man Traurigkeit, Heiterkeit, Niedergeschlagenheit, Munterkeit oder eine andere Stimmung erzeugen, ohne daß ein logischer Grund dieser Stimmung vorhanden wäre. Lachen wir nicht, wenn man uns kitzelt? Erweckt in uns nicht das Winseln, das Heulen des Hundes oder das Pfeifen des Windes oder der taktmäßige Aufschlag der Regentropfen Stimmungen? So kann man auch auf dem geistigen Wege der literarischen Uebertragung Gefühle und Stimmungen erzeugen ohne logischen Zusammenhang, selbst ohne Einmischung des Bewußtseins." (Ebd. S. 539.)

Der tiefe Stand der Kunst kommt gerade in der Lyrik unserer Zeit zum Ausdruck. „Für die Lyrik ist das gegenwärtige Zeitalter nicht gerade günstig . . . Um Lyrik zu genießen, bedarf es einer ausgeprägten Empfänglichkeit für die Schönheit der Form, einer Empfänglichkeit, die stets etwas Seltenes war und augenblicklich vielleicht noch seltener ist."[1]) Publikum und Poeten sind „einander werth".

Ganz im Geiste der materialistischen Geschichtsauffassung wird über die moderne Kunst das Verdikt gesprochen. „Je mehr der innerste Kern der bürgerlichen Gesellschaft, nämlich seine ökonomische Grundlage, durch die gewaltige Entwicklung unserer Zeit zersetzt wird, um so größeren Einfluß muß dieser Zersetzungsprozeß auf den ‚ideologischen Ueberbau' dieser Gesellschaft ausüben. Denn wie sich eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper entwickelt, so kann die schönste Blüthe einer Zeit, das ist die Kunst, nur dann eine vollendete Höhe erreichen, wenn der sociale Körper, in dem sie wurzelt, innere Kraft und innere Festigkeit besitzt. Kein Mensch, es sei denn, er findet

1) Ströbel, Moderne deutsche Lyrik. Neue Zeit XV¹ 1896/97, S. 388.



ein Gefallen daran, sich selbst zu belügen, wird diese nothwendige Voraussetzung bei der heute herrschenden Klasse erkennen."[1])

So ist der Socialismus offenbar auf die moderne Kunst sehr schlecht zu sprechen, und es stimmt zur Heiterkeit, wenn man dieselben Künstler, deren Werke von der socialistischen Kritik als Erzeugnisse der Dekadence schonungslos verurtheilt werden, mit den Vertretern des Socialismus Schulter an Schulter für die Freiheit der modernen Kunst kämpfen sieht. Edgar Steiger, der die moderne Kunst als die „einzige" Kunst gefeiert hatte, stimmte auf dem Parteitag zu Gotha auch einen Lobeshymnus auf Gerhart Hauptmann an und bezeichnet ihn als den „größten lebenden deutschen Dichter". Liebknecht jedoch glaubt nicht, daß Hauptmann der große Mann ist, als welchen ihn Steiger hinstelle; es sei sehr viel Plattes, Geschmackloses und Häßliches in seinen Schriften, und vor allem sei nichts Revolutionäres darin, sondern zum größten Theile „Spießbürgerlich-Reaktionäres".[2])

Der Socialist Franz Mehring schreibt über Hauptmann's Märchendrama „Die versunkene Glocke" eine höchst abschätzige Kritik: das Stück sei so kläglich, daß die Socialisten, welche an der modernen Kunst Geschmack fänden, hiervon durch „Die versunkene Glocke" geheilt werden müßten.[3]) Ein ganzer Commentar soll sich um die „Versunkene Glocke" gesponnen haben. Man wurde aus dem Stücke nicht recht klug. „Die Freunde Hauptmann's," sagt Franz Mehring, „haben inzwischen die begriffsstutzige Welt belehrt, daß er in sein Märchendrama allerlei persönliches Leid hineingeheimnißt habe, namentlich den Schmerz über den Mißerfolg seines ‚Florian Geyer'. Was damit zur Ehrenrettung der Versunkenen Glocke geleistet sein soll, ist nun freilich nicht abzu-

1) Rudolphi, Kunst und Proletariat. Neue Zeit XV¹ 1896/97, S. 316.

2) Vgl. Protokoll S. 85 u. 103.

3) Neue Zeit XV¹ 1896/97, S. 349.



sehen. In der guten alten Zeit, wo die Kunst zwar nicht ,modern' war, aber dafür den nicht zu unterschätzenden Vortheil besaß, Knochen im Leibe zu haben, pflegten junge Dichter ihre Niederlagen durch neue Erfolge auszuwetzen: Hätte damals ein dreißigjähriger Poet seinen Seelenschmerz über einen verdienten oder unverdienten Mißerfolg in fünf Akten schön gedrechselter Verse ausgestöhnt, so würde er nicht als tiefsinniger Genius angestaunt, sondern einfach ausgelacht worden sein." „Eine neue Kunst, die mit jenem ,Hineingeheimnissen' begänne, womit jede echte Kunst bisher geendet hat, wäre ,modern' nur in dem unerfreulichen Sinne, daß sie niemals zu einer klassischen Kunst werden kann." [1])

Auch Sudermann hatte vereint mit dem Socialismus für die Freiheit der Kunst gekämpft. Wie werden aber seine künstlerischen Erzeugnisse von der socialistischen Kritik gewerthet? Sudermann ist Dichter ganz im Geschmack der Bourgeoisie. Während Hauptmann und Halbe doch einmal einen socialen Anlauf gemacht und — gewagt hatten, thut Sudermann's „Glück im Winkel" für diese Sünden „Buße in Sack und Asche. Es hält sich von allem ferne, was auch nur entfernt an den socialen Problemen der Zeit abfärben könnte." Sudermann habe nie in der Weise Hauptmann's und Halbe's eine neue Kunst anbahnen wollen. „Bis zu einem gewissen Grade war er immer ein Macher. Aber er strebte bisher doch auch darnach, nicht bloß ein Macher zu sein. Und so ist es ein ganz niederschmetternder Eindruck, womit man den Vorhang über dem Glück im Winkel fallen sieht. Man sieht das Waffenstrecken eines Talents, über dessen Umfang man verschiedener Meinung sein kann, aber immerhin eines Talents, vor dem verrotteten Geschmack der Bourgeoisie." Die Kritik, die über die Einzelheiten des Stückes gesprochen wird, ist geradezu vernichtend.[2]) Dr. F. Walter.

1) Neue Zeit XV[1] 1896/97, S. 629.

2) F. Mehring in der „Neuen Zeit" XIV[2] 1895/96, S. 89.



LXXX.

Zeitläufe.

Die Missionen in China, insbesondere die katholischen.

Den 12. December 1900.

In der Reichstagssitzung vom 22. November hat sich der Abgeordnete Bachem in sehr eingehender Weise über die Lage der Missionen in China, insbesondere der katholischen ausgesprochen. Er war der Meinung, es gehe doch nicht an, dem Reichstag zuzumuthen, daß er der Regierung in Bezug auf das vertragsmäßige Schutzrecht der Missionen widerspreche und sage: „Der Kaufmann, der des Gelderwerbs wegen nach China geht, hat dort eine Existenzberechtigung, der Missionär aber nicht.“ In der That war auch aus liberal-protestantischen Kreisen das Verlangen laut geworden, dieses chinesische Protectorat sei aufzuheben, und der Berichterstatter eines Berliner Blattes aus China machte kurzweg den Vorschlag: „Temporäre Aufhebung sämmtlicher Missionen, deren Eigenthum meistbietend auf fünf Jahre an europäische Kaufleute oder Händler vermiethet wird; Verbot jedweder religiösen Agitation durch Wort und Schrift.“ [1]) Einige Wochen später war von einem Beobachter in der chinesischen Hafenstadt Shanghai über die katholische Mission berichtet worden:

1) Aus dem „Berliner Tageblatt“ in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. August d. Js.



„Nur der Katholicismus bringt wahre Missionäre hervor, wie auch nur er Schwestern der Nächstenliebe und kleine Schwestern für die Armen aufweist. Unter den 7000 Missionären, welche zerstreut in der Welt wirken, sind wenigstens zwei Drittel Franzosen. Die wenigen protestantischen Missionäre, welche England liefert, sind in erster Linie Pioniere der englischen Interessen. Wohl vertheilen sie Bibeln umsonst; aber sie bahnen nur den Weg den Kaufleuten; sie fördern nur die Expansion Englands bis zum Kampfe mit dem rivalisirenden Frankreich. Da sie von ihrem Beruf eine niedrigere Auffassung haben, sind auch geringer die Erfolge auf ihrer Seite. Die Ueberlegenheit der katholischen Missionäre hat vor Allem ihren Grund in dem Cölibate. Nichts gibt größere moralische Kraft, selbstlosere Hingabe an ihren Beruf, uneigennützigere Selbstverleugnung und edleren Opfersinn als der Cölibat. Der Missionär, welcher sein Vaterland verläßt, hat das Martyrium mehr vor sich im Bereiche der Möglichkeit als der Soldat, der in's Feld zieht, den Tod. Sicher sind ihm aber die Härte des Klima's, die Entbehrungen und die Bitterkeiten des Lebens. Wahr ist es, auch unsere Seesoldaten gehen all dem entgegen, aber nur für kurze Zeit; unsere Missonäre jedoch für die ganze Lebenszeit. Während sie das Evangelium predigen, üben sie zugleich die Nächstenliebe und werden so bald Freunde unserer Familie. Sie pflegen auch ebenso die Wissenschaften und den Fortschritt unseres Landes; sie entdecken Heilpflanzen und bringen unseren Kranken Arzneirecepte; sie studiren an Ort und Stelle die Verhältnisse der Gegenwart und erforschen die Vergangenheit. Man lese die Rechenschaftsberichte der Akademien und der gelehrten Vereine, auf Schritt und Tritt wird man dem Namen irgend eines katholischen Missionärs begegnen".[1])

Während der Verhandlungen im Reichstag wurde aus London berichtet, daß bei den Metzeleien in China die Zahl der ermordeten katholischen Missionäre und Ordensschwestern

---

1) Aus dem Shanghaier „Echo von China" in der Wiener „Reichspost" vom 25. November d. Js.

51 betrage, und zwar seien 6 Bischöfe, 28 Priester und 17 Schwestern zum Opfer gefallen. Die Zahl der ermordeten Katholiken überhaupt seit dem Ausbruch der Wirren betrage 25,000, von denen 700 in der Mandschurei das Leben eingebüßt hätten. Die Zahl dürfte aber kaum ausreichen. Nach Bischof Anzer's Angabe zählten die Katholiken in China 800,000 Eingeborene mit 1400 Priestern, darunter die Hälfte eingeborene Geistliche. Nach den neuesten Jahresberichten der verschiedenen Missionsgesellschaften waren mindestens auch über 2000 gottgeweihte Jungfrauen an Seminarien, Schulen, Waisenhäusern, Spitälern und ähnlichen Anstalten thätig. Und der Anfang der katholischen Missionen in China reicht bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurück. Bald nach 1539 erschienen die ersten Jesuiten am Hofe zu Peking und erfreuten sich großen Ansehens. Mit dem Sturze der Mongolen-Dynastie änderte sich allerdings die Lage, und erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts faßten die Jesuiten wieder festen Fuß in Peking. Aber nun die protestantischen Missionen?

„Die protestantische Missionsthätigkeit ist in China zwar nicht so alt wie die katholische, aber heute doch bereits ausgedehnter. Während die katholische Mission in China viele Jahrhunderte zurückreicht und schon um die Wende des 16. Jahrhunderts eine große Macht, ja den Höhepunkt ihres Einflusses errang, ist die protestantische Mission im Reich der Mitte noch nicht hundert Jahre alt; seit dem Jahre 1807 sind protestantische Missionäre aus England und Amerika in China thätig; Ende der 20er Jahre landete dort auch der erste deutsche Missionär, Karl Gützlaff. In diesem Zeitraum von noch nicht hundert Jahren hat die protestantische Mission in China eine Entwicklung durchgemacht, daß sie an Ausdehnung heute bereits die katholische Mission, trotz ihrer alten Vorzugsstellung, überflügelt, wenn auch die Buntheit dieser Entwicklung, die unruhige Mannigfaltigkeit der Ziele und Lehren, die Vielköpfigkeit der protestantischen Mission nicht immer vortheilhaft



von dem ruhigeren Entwicklungsgang der fester gefügten und gegliederten katholischen Mission absticht".[1])

„Die Zahl der evangelischen Communikanten, also von Christen, die das Abendmahl genießen, soll im Jahre 1898 mindestens 100,000 betragen haben, die Zahl der Getauften das Doppelte." Aber derselbe gründliche Kenner der chinesischen Verhältnisse schüttelt abermals den Kopf. Es ist fast Mode geworden, von den zum Christenthum bekehrten Gläubigen in China als von einem „Gesindel" zu reden, das sich materieller Vortheile wegen habe erkaufen lassen, und diese neue Erklärung von dem erkauften Bodensatz der Bevölkerung wird auch auf die katholischen Christengemeinden übertragen. Allerdings scheint es kaum vorzukommen, daß ein Mandarin oder ein vom Hofe gehätschelter Bürger zum Christenthum übertritt, aber die katholischen Christen datiren nicht aus jener Zeit seit 1807 oder 1847, sondern sie sind zum großen Theile in den katholischen Glauben hineingeboren, und zwar nicht selten von den Ureltern her. Die weiter geäußerten Bedenken des Herrn Professors müssen daher einer anderen Richtung gelten:

„Selbst die Evangelisationsarbeit, die auf deutscher Seite — anscheinend mehr als von Engländern und Amerikanern — als Hauptsache betrachtet wird, zeigt keine sehr ermuthigenden Ziffern. Im Ganzen zählt die deutsche protestantische Mission etwa 7700 einheimische Christen. Bedenkt man, daß das die Frucht einer Thätigkeit ist, die bereits über mehr als ein halbes Jahrhundert sich erstreckt, und daß die Bekehrten fast ausschließlich aus den niedrigsten Schichten der Bevölkerung, zum beträchtlichen Theil aus der von den Chinesen verachteten Urbevölkerung der ungebildeten Hakkas sich rekrutirten, so möchte man zweifeln, ob die aufgewendeten Mittel und Mühen sich gelohnt haben, zumal unter den Bekehrten stets Viele sich be-

1) Professor Dr. Schuhmacher: „Die deutsche protestantische Missionsthätigkeit in China" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 12. Juli 1900.



finden, die in erster Linie höchst eigensüchtige Erwägungen, bisweilen sogar berechtigte Besorgniß vor Verfolgungen der einheimischen Justiz, unter den milden Schutz der Missionäre sich flüchten lassen."

Und nun die Frage, ob die Missionen wirklich bewußt oder unbewußt gegenüber der Umsturzbewegung in China eine Verantwortung auf sich geladen haben. Der englische Premier Lord Salisbury hat schon im Anfang der Wirren in dem protestantischen Verein „für Ausbreitung des Evangeliums im Ausland" eine Rede gehalten, in der er wenig verhüllt die protestantischen Missionäre der Mitschuld bezichtete. „Sie laufen," sagte er, „Gefahr, wenn sie nicht die äußerste Sorgfalt beobachten, den Untergang vieler, sehr vieler Menschenleben zu verursachen und die Religion, die sie verkünden, in den Ruf zu bringen, daß sie ein Werkzeug territorialer Gier und eine Waffe der Eroberer sei." Er wisse, fügte er bei, daß er unliebsame Dinge bespreche, aber die Missionäre dürften nicht vergessen, daß sie durch ihren Zusammenhang mit der weltlichen Macht, die sie nicht ungerächt lassen könne, schreckliche Ereignisse von riesigem Umfang herbeiführen können.[1]) Fast gleichzeitig veröffentlichte der Protestant Lawson in einem Londoner Blatte seine Rede, die den katholischen Missionen das volle Vertrauen aussprach:

„Man ist einig darüber, daß überall in China die katholischen Missionäre die selbstlosesten sind und im höchsten Maße für das gemeine Wohl Erfolge erzielen, trotz dem natürlichen Widerspruch des protestantischen Klerus, der selbstredend mit Bitterkeit davon spricht. Ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und ihre Geschicklichkeit in der Verwaltung haben ihnen die Gunst der alten Kaiser eingetragen, und in den Provinzen haben sie trotz den plötzlich ausbrechenden Verfolgungen mehr als andere Missionäre es verstanden, sich der Denkweise und den Gebräuchen

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 30. Juni d. Js.



der Chinesen anzupassen. Was immer ihre Feinde sagen mögen, die Katholiken haben nach den Aussagen der Kaufleute, die lange im Lande gelebt, den Chinesen manches nützliche Handwerk beigebracht und durch die Hospitäler und die Schulen mächtig dem Kindesmord entgegengewirkt, sowie das Elend in hohem Maße gemildert." [1])

Ein Hauptankläger gegen die protestantischen Missionäre war der ehemalige deutsche Gesandte in Peking von Brandt. Er hatte unter mehreren Besprechungen einen Artikel veröffentlicht, in dem er dieselben einer scharfen Kritik unterzog. Die fremdenfeindliche Stimmung der Chinesen, sagte er, sei auf verschiedene Ursachen zurückzuführen, unter Anderem auf die aufdringliche Art der protestantischen Missionäre, welchen „die Disciplin und Diskretion ihrer katholischen Amtsbrüder fehle." Er habe mit Bedauern erfahren, daß die christliche Liebe und der weltliche Takt ihnen so sehr mangele, daß sie sich auch zu Angriffen auf ihre katholischen Mitbrüder verleiten lassen. Zwei Drittel der Arbeit der Gesandtschaften und Consulate werde durch die Belästigungen jener Missionäre veranlaßt, und selbst das Verbot, namentlich das englische, die chinesische Regierung mit Beschwerden wegen Erreichung von Vortheilen zu belästigen, werde umgangen. „Ein großer, wenn nicht der größte Theil des Fremdenhasses ist auf diese Thätigkeit der Missionen zurückzuführen, und wenn nach der Niederwerfung der Bewegung keine Aenderung in der Art und Weise der Missionen eintritt, so werden wir nach zehn Jahren wieder vor einer Krisis stehen, die die jetzige noch an Umfang und Schrecken übertreffen dürfte." [2]) Nach weiteren Anfechtungen seiner Meinung und nach dem Verlauf des „Rachekriegs" warnte er abermals: „Der direkte und

---

2) Aus dem „Daily Telegraph" s. Wiener „Reichspost" vom 6. Juli d. Js.

1) Münchener „Allg. Zeitung" vom 21. August d. Js.



indirekte Einfluß fremdländischer protestantischer Missionäre habe schon einmal in der Taiping-Rebellion unsägliches Unheil über China gebracht, und es werde Aufgabe und Pflicht der verbündeten Regierungen seyn, zu verhindern, daß Aehnliches sich wiederhole."[1])

Im Reichstag hat der Abgeordnete Hofprediger Stöcker gesagt: „Was sollten denn die Colonialmächte ohne die Missionäre machen?" Damit hat er freilich nur die protestantischen gemeint. Bezüglich der katholischen hat sich der Abgeordnete Bachem mit Recht verwahrt, daß man die Missionäre gewissermaßen als politische Agenten ansehe. Ueber die Thätigkeit dieser „politischen Agenten" in China hat einem deutschen Besucher gegenüber der bekannte Czarenfreund und Chinakenner Fürst Uchtomski schon im Jahre 1898 geäußert: „In Peking regnet es Monopole, Verträge und Concessionen auf alle Welt. All' das enthält sehr große Gefahren. Ich weiß, daß zur Zeit in Peking eine Regierung im Grunde nicht besteht Unter diesen Umständen sind auf dem Papier alle beliebigen Verträge ohne Widerstand zu erreichen. Aber der nächste Augenblick kann die ganze Schattenregierung vor dem Ansturm eines nationalen Ausbruchs fortgefegt sehen, und dann würde ein furchtbares Blutbad und eine Periode unübersehbarer Verluste und Verwickelungen die weitere Folge für uns alle seyn." Auch der Engländer Sir Robert Hart, der langjährige Generaldirektor der chinesischen Seezölle, stimmt damit überein, daß es durch das Gebahren der Fremden endlich zu der „nationalen Erhebung" gekommen sei, und daß den Führern in der Entrüstung darüber der Patriotismus nicht abzusprechen sei.[2]) Im Volke hat es dann einfach geheißen: Ja, die „Missionen." Schon in der ersten Zeit der Schrecken hat ein nach lang-

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 28. Sept. d. Js.

2) Aus der „Augsburger Postzeitung" vom 18. Nov. d. Js.



jährigem Aufenthalt in China zurückgekehrter englischer Missionär Namens Spernt in einer Versammlung gesagt:

„Die wahre Ursache der neuesten Wirren in China ist eine wirthschaftliche, es ist die Magenfrage, die fast allen volksthümlichen Bewegungen zu Grunde liegt. Es ist den Aussaugern des Volkes, den Mandarinen, nicht schwer gefallen, dem Volke den Glauben beizubringen, daß alle Noth von der Einmischung der Fremden in die Angelegenheiten China's herstamme. Die Besetzung Kiautschou's durch Deutschland als angebliche Strafe für die Ermordung zweier katholischer Missionäre in Schantung, die darauf folgende Occupation Port Arthur's durch Rußland, Weihaiwei's durch England und Kwangtschau's durch Frankreich haben die Chinesen zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Hauptgrund für die Verwickelung mit den fremden Mächten in der Propaganda der Missionäre liege und daß Alles wieder gut gehen werde, wenn man die Missionäre und die von ihnen zum Christenthum bekehrten Chinesen entferne".[1])

Noch am 15. März 1899 ist aus dem kaiserlichen Palast in Peking ein Dekret ergangen, welches an den Papst unter dem altgebräuchlichen Titel des „Kaisers der Religion" gerichtet war und die Stellung der chinesischen Behörden für den katholischen Klerus regelte. Vielleicht sind, bemerkten dazu diese „Blätter", damit die einzigen Sendboten gemeint, welche nach China gehen, ohne zu Landerwerb, industriellen und Handelsgeschäften behülflich seyn zu sollen.[2]) Bekanntlich entspann sich damals ein scharfer Streit mit Frankreich, weil das Deutsche Reich das Protektorat über die katholischen Missionen für sich allein haben wollte.[3]) Im Uebrigen ist es geschichtliche Thatsache, daß im Wechsel der Zeiten besonders die Jesuiten in Peking in hohem Ansehen standen.

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" v 8. Juni d. Js.

2) „Histor.-polit. Blätter". Bd. 123. S. 844.

3) Münchener „Allg. Zeitung" vom 24. Mai 1899.



Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden dem P. de Mailla die kaiserlichen Archive geöffnet, und konnte er aus den ihm zur Verfügung gestellten Schätzen die Reichsgeschichte der chinesischen Kaiser in französischer Sprache herausgeben. Was der erzliberale frühere Bürgermeister Buls von Brüssel aus den Beobachtungen bei den Missionen auf seiner Orientreise als Ueberzeugung gewonnen hat, wird auch für China gelten:

„Die ganze Einrichtung ist reinlich, einfach und klösterlich, ohne all jenen Comfort, den die protestantischen Missionen zunächst anstreben. Die Jesuitenpatres sind vor allem Colonisatoren, Arbeiter, die jedes Handwerk erlernen, wie Robinson auf seiner Insel. Sie verfolgen absolut keinerlei persönliches oder politisches Interesse. Daher ihre ausgezeichneten Beziehungen zu den von ihnen herangebildeten und anderen Colonen; alle arbeiten sie mit dem gleichen Geiste der Nächstenliebe und Eintracht im Weinberge des Herrn." Die Schlußfolgerung, die Buls aus allen Beobachtungen, welche er bei den Missionen der Jesuiten, der Weißen Väter, der Väter von Scheut einerseits und bei den englischen, amerikanischen und skandinavischen Missionen andrerseits gemacht hat, lautet kurz und bündig: die protestantischen Missionen scheinen mir nicht zu solchen Erfolgen berufen zu seyn, wie die katholischen." [1])

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 8. Juli d. Js.

LXXXI.

Das Salve Regina von Einsiedeln.

Nach P. Anselm Schubiger.

Der fromme Pilger, der zur Nachmittagsstunde die Einsiedler Wallfahrtskirche betritt, lauscht mit Andacht den feierlichen Klängen der Vesper, die von einem unsichtbaren Chore hinter dem Hochaltar gesungen wird, wobei als Zwischenspiel die melodischen Klänge der Orgel eine angenehme Abwechslung bringen. Wenn dann der letzte Ton in den Hallen des Tempels verklungen ist, ordnen sich die Sänger zur Procession, und in langer Reihe aus der Klosterpforte tretend, schreiten sie schweigend und langsamen Schrittes den Altären entlang auf die Gnadenkapelle in der Mitte der Kirche zu. An der Spitze gehen die kleineren Zöglinge der Klosterschule, im schwarzen Talar, im ernsten Gange und gesenkten Auges, für die Pilger ein ungewohnter Anblick, die noch nie so „junge Geistliche" gesehen haben. Ihnen folgen die Novizen und Kleriker, dann dem Alter nach die Priester, die letzten von ihnen ehrwürdige Greise, alle in der weitgefalteten Chorkutte der Benediktiner. Nachdem Alle im Innern der Muttergotteskapelle sich auf die Kniee niedergeworfen, unterbricht ein Vorsänger die andächtige Stille und intonirt Salve. Vierstimmig fährt der Chor fort und singt langsam und feierlich die Marianische Antiphon, die Millionen mit Andacht an dieser gottgeweihten Stätte anhörten, deren ehrwürdige Klänge auf Gebildete und Ungebildete einen tiefen bleibenden Eindruck machten. Täglich wird, das ganze Jahr hindurch (einzig der Hohe Donnerstag und Charfreitag sind ausgenommen) zu dieser Stunde an der nämlichen Stelle dieser

Gesang vorgetragen und ist unter dem Namen Einsiedler-Salve weit und breit berühmt geworden.

Was mag wohl der Grund dieses tiefen Eindrucks sein? Weder die kunstgeübten Sänger noch die auserwählten Stimmen bewirken ihn, und auch das Tonstück selber ist in seinen harmonischen Gängen sehr einfach. Aber schon die äußeren Umstände, die Weihe des Ortes, die Worte des Textes müssen den aufmerksamen Zuhörer in eine gehobene Stimmung versetzen. Dazu die Melodie, ein Meisterwerk mittelalterlicher Tonkunst, die zu der heutigen geistlosen Klingklang-Musik den schroffsten Gegensatz bildet. Man möchte diese Töne mit Sphärenklängen vergleichen, die herübertönen aus einer Zeit, wo noch ein lebendiger Glaube und ein inniges christliches Gemüth die Herzen der Tonsetzer erfüllte. Wirklich gewahrt jeder Kenner, nachdem er nur einige Sätze angehört, daß die Melodie das Gepräge hohen Alters an sich trägt, indem sie sich in diatonischer Tonfolge (mit Ausnahme der durch die Cadenzen nöthig gewordenen Erhöhungen) und zwar im ersten alten Kirchenton (in dorischer Tonart) bewegt. Daß die Harmonie mit ihren vier Stimmen zum günstigen Eindruck vieles beitrage, versteht sich von selbst, und mag sie sich auch nicht sklavisch an bloße Dreiklänge halten, so wird sie dennoch jeder Kenner als natürlich und der Melodie angemessen beurtheilen müssen. Aus diesen Umständen erklären wir uns die vortheilhafte Wirkung und die große Berühmtheit dieses Tonstückes.

Fragen wir nun nach dessen Ursprung und Verfasser, möchten wir wissen, wie lange schon diese Melodie an dieser Stelle gesungen wird, so erhalten wir darüber Auskunft von einem frommen und gelehrten Einsiedler Ordensmann, P. Anselm Schubiger († 14. März 1888), weithin rühmlichst bekannt als melodienreicher Componist wie als gründlicher Geschichtsforscher. Vor vierzig Jahren erschien von ihm in Paris in französischer Sprache eine Abhandlung über das Salve Regina von Einsiedeln.[1]) Die wenigsten Leser dieser Blätter dürften sie kennen, aber nicht

1) Le Salve Regina d'Einsiedeln (Hermann Contract.). Traduit de l'Allemand. Extrait du Journal de la Maîtrise. Paris 1860.



ungern vernehmen, was er uns über den Ursprung des „Einsiedler Salve“ berichtet.

Als Verfasser des Salve Regina gilt ihm Hermannus Contraktus, † 1054 als Benediktinermönch in der Insel Reichenau. Dagegen muß ich gleich bemerken, daß diese Meinung auf schwachen Gründen beruht. Der erste Gewährsmann dafür ist der Chronist Jakob Philipp von Bergamo, geb. 1434, † 1520. Er ist unkritisch und nur für seine Zeit von Werth. Aus ihm scheint der ebenso unzuverlässige Trithemius seine Angabe geschöpft zu haben, welcher Hermann zum Mönch von St. Gallen macht und eine Legende über ihn erzählt, wonach er in seiner Jugend stumpfsinnig gewesen wäre, aber durch Maria die Gabe der Wissenschaft erlangt hätte, zu deren Lob er dann seine Gesänge gedichtet habe. Die gleiche Legende wird auch von Hermann's schwäbischem Landsmanne Albertus dem Großen erzählt, aber ohne geschichtlichen Hintergrund. Von Hermann sagt sein Schüler und Lebensbeschreiber Berthold ausdrücklich, daß er von frühester Jugend an derart den Studien sich widmete, daß er bald alle Wissenschaften inne hatte. Möglich wäre es übrigens, daß Hermann, den wir als Verfasser verschiedener Gesänge kennen, die Melodie zum Salve Regina componirt hätte, so daß in den Angaben des Trithemius noch ein Körnchen Wahrheit läge.[1])

1) Hansjakob, Herimann der Lahme, Mainz 1875 S. 77—79, hält Hermann mit Berufung auf Schubiger für den Verfasser. Zu weit geht Bäumer, Geschichte des Breviers, Freiburg i. B. 1895, S. 261, wenn er ohne Zweifel Hermann Text und älteste Melodie zuschreibt, während Brambach, Die verloren geglaubte Historia de S. Afra und das Salve Regina des Herm. Contr. Karlsruhe 1892, sagt: „In der That bleibt von den vielen Nachrichten, sobald sie der sagenhaften oder willkürlichen Umhüllungen entkleidet werden, nur ein winziger Kern übrig. Wenn man sich nicht schönen Vermuthungen hingeben will, so ist daran fest zu halten, daß kein älteres gut verbürgtes Zeugniß eines Schriftstellers über den Ursprung der Antiphon vorhanden ist“. Eingehender über diesen Punkt hat Schreiber dieses am Münchener internationalen Congreß katholischer Gelehrten gehandelt in dem Vortrag: Das Salve Regina, sein Ursprung und seine Verbreitung.



Eine andere Legende bringt den hl. Bernhard mit dem Salve Regina in Verbindung; er soll auf seiner Kreuzzugs-predigt beim Einzug in Speier am 22. Dezember 1146 die letzten Worte: „O clemens . . .“ u. s. w. erstmals hinzugefügt haben. Aber die Begleiter des Heiligen, die als Augenzeugen so viele seiner Wunder beschrieben, wissen hiervon nichts und die Erzählung davon taucht erst Jahrhunderte später auf.

Möge es sich mit der Sage wie immer verhalten, Thatsache ist, daß das Salve Regina besonders in den Kreuzzügen häufig gesungen wurde. Schon zu Beginn des ersten Kreuzzuges, 1096, wurde an dem berühmten Wallfahrtsorte Le Puy in Frankreich das Salve Regina angestimmt, das dann lange Zeit nur der Gesang von Le Puy hieß. Nach Alberich von Trois Fontaines soll Adhemar Bischof von Puy († 1098) das Salve Regina verfaßt haben. Im 15. Jahrhundert wurde es immer mehr Gebrauch, das „Salve“ täglich zu singen. Namentlich waren es die Dominikaner, welche sich hierin sehr vortheilhaft auszeichneten.[1]) Nach dem Gebrauch ihres Ordens fand nämlich in ihrem Kloster jeden Abend nach Vollendung der Complet eine feierliche Prozession im Innern ihrer Kirche statt, zu welcher sie das Salve Regina auf gar erbauliche Weise vortrugen. Der Dominikaner Albert v. Weißenstein, der sich um das Jahr 1470 im Kloster in Zürich aufhielt, erwähnt den tiefen Eindruck, den dieser Gesang in den Herzen der Zuhörer bewirkte, indem er versichert, daß Manche bei Anhörung desselben bis zu Thränen gerührt wurden, während Andere, durch seine Lieblichkeit im Innersten ergriffen, in die tiefste Andacht sich versenkt fühlten.

Vor mir liegt das Jahrzeitbuch der Clarissinen (d. h. Franziskanerinen vom Orden der hl. Clara) von Zofingen, geschrieben im Jahre 1499, also zur Zeit da Zofingen noch katholisch war.[2]) Da wird eine Stiftung erwähnt am dasigen Chorherrnstift. Früher sei es gesungen worden an allen

---

1) Schubiger, Die Pflege des Kirchengesanges und der Kirchenmusik in der deutschen kath. Schweiz. Einsiedeln 1873.

2) Gedruckt im Geschichtsfreund der V. Orte, Bd. 22. Einsiedeln 1867. S. 44.

Samstagen und an den Tagen vor Mariafesten und solchen der Apostel. In Zukunft soll man es an allen Vorabenden vor Feiertagen singen, mit Ausnahme des Charfreitag, wegen des Leidens des Herrn. Die Schwestern in der „Samnung" sollen es an Weihnacht, St. Stephanstag, der „Kindlein Tag", d. h. am Feste der Unschuldigen Kinder (28. Dezember), der hl. Drei Könige u. s. w. singen, im Ganzen an 34 namentlich angeführten Festtagen. Sollte es aber von ungefähr übersehen werden, so soll man das „nitt achten".

In dieser Zeitperiode fehlte es auch zu Einsiedeln nicht an neuen Stiftungen, welche die dasigen Kirchensänger auf mehrfache Weise beschäftigen sollten. So ließen sich schon seit langer Zeit manche Pilger in der Marienkapelle zu ihrem Seelenheil von den daselbst angestellten Priestern mit Beihilfe einiger Sängerknaben ein „Salve Regina" singen, während Andere ein solches für ewige Zeiten stifteten, so daß schon damals die Gewohnheit bestand, täglich während der Fastenzeit, an allen Samstagen, Muttergottesfesten und an den Vigilien aller höheren und niederen Feiertage auf genannte Weise ein Salve zu singen. Seit mehr als dreihundert Jahren ist der Gebrauch eingeführt, es täglich zu singen. Diese Stiftung rührt her von einem vom Unglück schwer getroffenen Manne, dessen irdische Ueberreste nahe an jener heiligen Stätte ruhen, für welche er diese Stiftung machte.

Es war dies Johann v. Lienzingen, Abt des Cisterzienserklosters Maulbronn in Württemberg. Er hatte das Unglück, gerade zur Zeit der sog Reformation (1521) zur Abtwürde erhoben zu werden. Getreu seinem hl. Glauben und seinem feierlichen Gelübde, konnte er nicht bewogen werden, ein Anhänger der neuen Lehre zu werden und den Weltlichen die dem Herrn geweihten Güter seiner Stifter auszuliefern. Da brach die Verfolgung gegen ihn aus. Das deutsche Reich, damals in sich selbst zerrissen, vermochte ihm keine Sicherheit mehr zu gewähren, darum ward er genöthigt, seine Rettung in der Flucht nach dem Auslande zu versuchen. Er zog in die Schweiz, wo er auch eingebürgert ward, und bei den Conventualen des Stiftes Einsidlen unter dem Fürstabte Joachim bis zu seinem



Tode eine gastliche Aufnahme fand. Niedergebeugt vom traurigen Schicksal seines Lebens, starb er am 20. Heumonat des Jahres 1547, und wurde in der großen Kirche neben der Marienkapelle auf der rechten Seite zur Erde bestattet. Kurze Zeit vor seinem Tode wollte er sich noch durch ein Andenken seiner frommen Verehrung der Gottesmutter verewigen. Er vergabte nämlich dem Stifte tausend Gulden unter der Bedingung, daß der damalige Abt Joachim und seine Nachfolger, Herren und Aebte verpflichtet seien, alle Tage durch das ganze Jahr ein Salve Regina in unserer Frauenkapelle durch wenigstens drei Scholaren und einen Priester für die beizufügende Collekte absingen zu lassen. Ueber diese Stiftung ward allsogleich eine Urkunde ausgefertigt, die noch im nämlichen Jahre von den damaligen Schutzherren, „Landammann und gesessener Rath", zu Schwyz gebilligt wurde.

Dieses ist der Ursprung und die erste bescheidene Gestaltung des seither nun täglich aufgeführten Gesanges. Im Laufe der Zeit erholte sich allmählich das Stift Einsiedeln von den eigenen schweren Wunden, die ihm die Reformation beigebracht hatte; die Zahl der Conventualen vermehrte sich, die Pfründen der für die Pfarrei und die Wallfahrt angestellten Weltpriester wurden mit eigenen Stiftsgliedern besetzt und der Kirchendienst in der Marienkapelle von ihnen besorgt. So ging dann auch die Ausübung genannter Stiftung an die Conventualen über, obgleich sie nach dem Wortlaut der Urkunde vorher dazu nicht verpflichtet waren, der anfangs geringfügige Sängerchor vergrößerte sich, namentlich auch mit Zunahme der Schülerzahl.

In der Folge erwähnen die Chroniken des Klosters nur noch die besonderen Anlässe, bei welchen das Salve Regina gesungen wurde, z. B. 1575 bei der Abreise des Fürstabtes Adam Heer nach Rom, und ebenso bei der Rückkehr. Als im Jahre 1647 die Kapuziner, 46 an der Zahl, eine feierliche Prozession von Rapperswil nach Einsiedeln unternahmen, begleitete man sie prozessionsweise wieder fort und sang in der Muttergotteskapelle das Salve.

Die Melodie dieses Salve war die seit uralter Zeit gebräuchliche, die wohl auf Hermann Contraktus zurückgehen mag.



Sie blieb auch, nachdem seit der Zeit der Reformation in Süddeutschland und anderwärts eine einfachere Sangesweise dafür aufgekommen war. Es ist die nach der Complet vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum Advent gebräuchliche. Zur Begleitung diente in der Kapelle im 17. und noch anfangs des 18. Jahrhunderts ein einzelnes Musikinstrument, dann eine kleine Orgel, die in der Kapelle selbst ihren Platz hatte. Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde die Anregung gemacht, den Gesang durch mehr Stimmen zu beleben. Die Neuerung wollte nicht recht gefallen, am wenigsten den alten Herren, die auch etwas von Musik zu verstehen glaubten. Doch drang sie zuletzt durch, hauptsächlich in Folge der Bemühungen des P. Marcus Landwing von Zug. Er war geboren im Jahre 1759 und trat 1777 in's Kloster Einsiedeln, wo er sich bei seinen Amtsverrichtungen im Allgemeinen als thätigen und talentvollen und auch namentlich im Musikfache begabten Mann erwies. Von seinem Talent zeugt schon der Umstand, daß er im Jahre 1786 das Trauerspiel Codrus schrieb, welchem damals eine öffentliche Belobung zu Theil wurde. Was seine musikalischen Arbeiten betrifft, hatte er schon 1787 das Choralsalve, welches man in der dasigen allbekannten Wallfahrtskapelle bis zu seiner Zeit nur einstimmig mit Begleitung einer kleinen Orgel sang, zu vier Stimmen gesetzt. Es erschien im Stiche unter dem Titel: Antiphona Mariana Salve Regina in Cantu chorali cum 3 Vocibus figuralibus. Einsiedeln, Oechslin 1887. Demselben war auch das Canticum Zachariae und die Singweise der Complet beigegeben. Drei Jahre später hielt man es für zweckmäßiger, die den Choral begleitenden Stimmen um eine zu vermehren, und so kam es, daß P. Landwing mit Beihilfe P. Aemilian Keiser's eine neue mehrfach verbesserte Auflage besorgte, die im Jahre 1790 ebenfalls in Kupfer gestochen und in kleinerem Format erschien. Um die gleiche Zeit componirte Landwing auch einige Schullieder für die Jugend, deren Text P. Adelrich Rothweiler gedichtet hatte. Auch diese wurden durch den Druck verbreitet.[1]) Seine übrigen zahlreichen musika-

1) Die Namen sowohl des Componisten als des Dichters sind dabei nur mit deren Anfangsbuchstaben M L. und A. R. ausgedrückt.

lischen Arbeiten waren meist Arrangements. Landwing starb als Pfarrer von Feusisberg 1813 im besten Mannesalter.

Mit mehr Rührung ist das Salve wohl selten gesungen worden, als am 29. Herbstmonat 1803. Nach vierthalbjähriger Abwesenheit auf langer und gefahrvoller Wanderung durch Vorarlberg und Tirol ward an jenem Tage das wunderthätige Muttergottesbild nach Einsiedeln zurückgebracht und vom Kloster und dem ganzen Volke feierlich empfangen. Hundert weißgekleidete Jungfrauen von 4—16 Jahren sangen der Mutter Gottes den ersten Gruß entgegen; die Geistlichkeit den zweiten mit dem Salve Regina. Darauf trugen vier Kapitularen das Bild an seine ehemalige Stätte zurück.

Das kleine Salvebüchlein erschien 1854 nochmals als dritte Auflage mit einigen Verbesserungen und Vermehrungen von P. Anselm Schubiger, zuletzt 1885 von seinem Nachfolger, dem gegenwärtigen Kapellmeister P. Basilius Breitenbach. In dieser Gestalt dient es bis auf den heutigen Tag, und wir wollen hoffen, noch viele Jahre. Möge das Salve Regina an der gottgeweihten Stätte fortklingen für und für zur Ehre Gottes und zur Erbauung des christlichen Volkes.

P. Gabriel Meier.



LXXXII.

Zur Literatur über die Gewerkschaftsbewegung.

Bei dem Interesse, welches die Organisationen der Lohn-Arbeiter an sich schon verdienen, welches sie in erhöhtem Maße neuestens in Deutschland durch die sogenannte christliche Gewerkschaftsbewegung hervorgerufen haben, erscheint es angezeigt, auf die nachstehenden Publikationen, welche in allerneuester Zeit die Betrachtung auf diesen Gegenstand gelenkt haben, aufmerksam zu machen.[1])

---

1) Es handelt sich um folgende Werke:

1. Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau: Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1900. gr. 8° V1 u. 121 S. (80 Pf.)

2. Lohnpolitik und Lohntheorie mit besonderer Berücksichtigung des Minimallohnes. Von Dr. Otto von Zwiedineck-Südenhorst. Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot 1900. gr. 8°. XIII u. 410 S. (9 Mk.)

3. Das Aufsteigen des Arbeiterstandes in England. Ein Beitrag zur socialen Geschichte der Gegenwart. Von Hans von Nostitz, Legationsrath im Kgl. Sächsischen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Jena. Verlag von Gustav Fischer, 1900. gr. 8° XXIII u. 807 S. (18 Mk.)

4. Die Gewerkschaftsbewegung. Darstellung der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber aller Länder von W. Kulemann, Landgerichtsrath. Jena. Verlag von Gustav Fischer, 1900 gr. 8° S. XXII u. 730. (10 Mk.)



In der ersten der genannten Publikationen behandelt der bekannte Breslauer Nationalökonom Sombart in der ihm eigenen, frischen und geistvollen Art das Wissenswertheste über das Wesen und die geschichtliche Entwicklung der Gewerkschaften. Den nächsten Anstoß zu dieser Broschüre gaben Vorträge, welche Sombart vor einem größtentheils aus Arbeitern bestehenden Auditorium in einem der letzten Winter in Breslau gehalten hatte. Wenn auch dem Kundigen hier nichts Neues geboten wird, so ist die Lektüre dieser Vorträge wegen der packenden Art der Behandlung, der scharf umrissenen Zeichnung des Objekts, aus welcher der Kern mit voller Schärfe hervortritt, und der Meisterschaft in der Gedankenentwicklung, die von Anfang bis Ende in Spannung erhält, von großem Reize.

Wie alles, was Sombart spricht und schreibt, hatten auch diese Vorträge das Schicksal, in weiten Kreisen Beachtung sich zu erzwingen, aber auch vielfachen Widerspruch hervorzurufen. Besonders innerhalb der Socialdemokratie fanden sie theils lauten Beifall, theils energischen Widerspruch und eine Befehdung, welche oftmals die Grenze des literarischen Anstands überschritt.

Die Ueberschätzung der rein wirthschaftlichen Mächte, insbesondere des Klassenkampfs im Gegensatz zu den idealen Kräften ethischer und religiöser Natur ist auch für mich eine Ausstellung principieller Art, die ich bei aller Anerkennung der S.'schen Schrift nicht unterdrücken kann.

2. Nur zum Theil hat die zweite der genannten Schriften „Lohnpolitik und Lohntheorie" Beziehung zu dem Gewerkschaftsgedanken. Denn einerseits ist ja der Lohn nur ein Punkt von den zahlreichen, welche die Gewerkschaftsbewegung im Auge hat, andererseits greift die Behandlung des Lohnproblems im Allgemeinen und der Theorie vom gerechten Lohne im Besonderen weit über das Gebiet der Gewerkschaftsbewegung hinaus. Doch nimmt naturgemäß die Darstellung der auf die Lohnhöhe gerichteten Thätigkeit der englischen Trade-Unions einen breiten Raum ein. Insbesondere für die Frage nach dem Minimallohn, seiner Möglichkeit und Bemessung, müssen gerade herangezogen werden



die Bestrebungen der englischen Gewerkschaften, einen Lohnsatz zu statuiren, der bei den Unterhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern als unantastbarer Minimallohn zu Grunde gelegt werden müsse.

Der wissenschaftliche Ernst des Verfassers tritt auch in der objektiven Würdigung zu Tage, mit welcher er der katholischen Socialpolitik in dem Kapitel „Die Lohnfrage im Lichte der katholisch-socialen Literatur" (S. 112—142) gerecht zu werden versucht. Er irrt jedoch in der Annahme, daß die katholischen Socialpolitiker der Auffassung einer zweifachen Gerechtigkeit huldigen (S. 121), wie er auch die Stellung der Charitas zur Lohnfrage nicht zutreffend beurtheilt (S. 141).

Der Verfasser macht der katholischen Kirche das werthvolle Zugeständniß, daß sie „fast stets bestrebt war, eine moderne Kirche zu sein" (S. 138), d. h. daß sie für die jeweiligen Zeitverhältnisse stets ein offenes Auge hatte und ihnen Rechnung trug. Und es wäre nur auf das lebhafteste zu wünschen, daß seitens der Nationalökonomie bei der Beurtheilung des kanonischen Zinsverbots die besondere Beschaffenheit des mittelalterlichen Wirthschaftslebens berücksichtigt würde.

Das Hauptverdienst des vortrefflichen Werkes liegt meines Ermessens in der gründlichen Erörterung des Minimallohns. Bei Festsetzung desselben hätte der Staat keine weitere Aufgabe zu erfüllen, als durch Gewährung voller Coalitionsfreiheit die Grundlage zu bieten, auf welcher der collektive Arbeitsvertrag zwischen der Organisation der Arbeiter und Unternehmer bezüglich eines Minimallohns zu Stande käme. Es soll also nicht durch die staatlichen Organe die Untergrenze des Lohnes bestimmt werden, sondern durch eine Einigung der am meisten sachverständigen Contrahenten selbst. Damit fallen auch wohl die Bedenken weg, die man sonst gegen die Möglichkeit eines Minimallohns erhebt.

3. Das weitausgreifende Werk von Hans v. Nostitz behandelt die bemerkenswertheste Erscheinung in der Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts, das Emporsteigen der industriellen

Arbeiterschaft zu höheren, gesicherten Existenzbedingungen. Es ist klar, warum die sociale Geschichte Englands für den bezeichneten Zweck das meiste Interesse bietet. Ist ja doch England der klassische Boden, auf dem die Industrie ihre höchsten Triumphe und ihre kraftvollste Entwicklung erlebte, auf dem der Kapitalismus am machtvollsten sein Haupt erhob und seine Blüthen trieb im guten wie im schlechten Sinne. Aber England ist auch das Land der Gewerkvereine, es ist der Mutterboden, auf welchem die imponirendste Erscheinung der Selbsthilfe der Arbeiter in's Leben trat.

Gerade um den Gewerkvereinen gegenüber zu einem objektiven Urtheil zu gelangen, ist das Werk ein überaus werthvoller Führer. Daß es die englische Arbeiterschaft aus der geknechteten, menschenunwürdigen Lage, in der sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schmachtete, zu der Höhe der Entwicklung gebracht hat, auf der wir sie heute erblicken, ist ganz gewiß ein Erfolg, welchen die englischen Trade-Unions durch langsames, zähes Arbeiten und zielbewußtes Vorgehen, durch stramme Disciplin und unverdrossenen Ausbau, durch weise Selbstbeherrschung errungen haben, ein Erfolg, auf den sie mit berechtigtem Stolze hinweisen können; aber es ist doch ein Verdienst, in das sie sich mit anderen Faktoren, die an der Hebung des Arbeiterstandes mit bewunderungswürdigem Heroismus und edelster Humanität gearbeitet haben, brüderlich zu theilen haben. Besonders was zur Besserung des Bildungswesens der unteren Volksschichten geschah, ist wohl vor allem auf Rechnung jener Philanthropen und christlichen Socialisten zu setzen, unter denen Namen wie Lord Shaftesbury und Carlyle der Unsterblichkeit angehören. Gerade die Kapitel, welche die schrittweise Besserung der englischen Schulverhältnisse, die Theilnahme der unteren Klassen an einer höheren Bildung behandeln, gehören zu den genußreichsten Partien des Werkes. Der Verfasser nimmt auch die Gelegenheit wahr, gegen die einseitige Auffassung Sombart's sich zu wenden, nach der, wie oben gezeigt, allein der Klassenkampf die sociale Entwicklung Englands bestimmt hat (S. 767 ff.).



Man kann vielleicht an dem Buch aussetzen, daß es zu breit angelegt sei und da und dort Weitschweifigkeiten unterlaufen. Aber die quellenmäßige Behandlung des Stoffes brachte diese Breite mit sich, die man gewiß über den sonstigen Vorzügen des Werkes gern in Kauf nimmt.

4. Hatte Sombart nur in knappen Umrissen das Gewerkschaftswesen gezeichnet, so will Kulemann die Gewerkschaftsbewegung nach ihrem ganzen historischen Verlauf und ihrer gegenwärtigen Ausbreitung schildern. Während aber die englischen Trade-Unions längst schon der wissenschaftlichen Bearbeitung sich erfreuten, ist das bei den Gewerkvereinen anderer Länder nicht so der Fall. Hier war für den Verfasser großen Theils jungfräulicher Boden zu beackern. Kulemann wollte zudem nicht allein das vorhandene gedruckte Material verarbeiten, sondern wußte sich auf dem Wege der Correspondenz und mündlicher Nachfrage auch wesentlich neues Material zu beschaffen. Mit welchen Schwierigkeiten das verknüpft war, würden wir glauben, auch wenn es uns der Verfasser nicht ausdrücklich versicherte. Besonders war die Darstellung der nternationalen Organisation der Arbeiter sozusagen erst aus dem Rohen herauszuarbeiten, wie ja überhaupt sogar die Thatsache einer solchen für Viele noch etwas völlig Unbekanntes ist.

Es möchte überraschen, daß in einem Werk über die Gewerkschaftsbewegung auch die Organisationen der Arbeitgeber eine ausführliche Darstellung finden. Und doch, sagt der Verfasser, gehören sie nothwendig mit in den Rahmen des bezeichneten Gegenstandes. Denn sie sind aus denselben psychologischen Triebkräften hervorgegangen, wie die Organisationen der Industriearbeiter. Wie diese, waren auch die Arbeitgeber durch die Auflösung der alten Zunftverfassung isolirt worden und streben daher wie diese nach dem Zusammenschluß mit ihresgleichen. Und wir ergänzen diesen Gedanken dahin: ohne Heranziehung der Unternehmerverbände würde auch die Würdigung der Gewerkvereine nur eine einseitige und halbe bleiben. Denn die Bestrebungen der letzteren und



die Erfolge, die sie erzielen, werden dadurch auf einen ganz anderen Boden gestellt, wenn sie nicht mehr einzelnen Unternehmern, sondern den organisirten Gruppen der Arbeitgeber gegenüberstehen. Auch der katholische Socialpolitiker, der in Gewerkschaftssachen ein Wort mitreden will, wird sich an dem Werke Kulemann's orientiren müssen.

Dr. Walter.

Nachtrag.

Die im vorigen Hefte (11) S. 842 ff. von mir besprochene Schrift von F. Thurnhofer über den „Humanisten Bernhard Adelmann" bildet das erste Heft des zweiten Bandes der von Hofrath Pastor herausgegebenen „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes."

F. B







